KUNSTWART

6159

22,4

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Juliheft 1909

Vom Reisen in der Zukunft. Vom Herausgeber 1

Kunstgenuß auf Reisen. Von Joseph Aug. Lux 5

Lose Blätter: Vom Reisen und von Reisen 11

Rundschau: Vom Spiel mit dem Reisen (Avenarius) ▣ Dänisch lernen! (Avenarius) ▣ Vom Dorfroman (W. Rath) ▣ Ein Lindau-Nachwort (Avenarius) ▣ Berliner Theater (Fr. Düfel) ▣ Hamburger Theater (H. Franck) ▣ Dorfmusik (Batka) ▣ „Die Dame Kobold" (Fr. Brandes) ▣ Der Eitelkeitsmarkt (Batka) ▣ Die zweite graphische Ausstellung des deutschen Künstlerbundes (Bender) ▣ Eine „Große Aquarellausstellung" (Bender) ▣ Baufällig ▣ Heimische Bauweise in Sachsen und Nordböhmen ▣ „Rechts und links der Eisenbahn" ▣ Berge oder Meer? ▣ Zur Vogelschießerei bei den Seebädern ▣ Verlorene Schönheit ▣ Über Organisationsarbeit ▣ Moderner Fatalismus ▣ „Schont fremdes Gut!" ▣ Künstler und Volkskunst in Schweden ▣ Hausschwestern ▣ Schale und Kern ▣ Ratgeber-Verantwortung ▣ Redaktionelles ▣ Vom Reisen 32

Bilder u. Noten: G. Kampmann, Sommerszeit; O. Gampert, Sturm auf der Insel Reichenau; Fr. Kallmorgen, Stürmischer Abend an der Zuyder See; zwei Abb.: Die Bahn der Zukunft? eine Abb.: Verlorene Schönheit; zwei Abb.: Waldschutztafeln ▣ Mein totes Lieb (norwegisch); Prinz August Wilhelm von Preußen, Marsch

XXII MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 19.

Digitized by Google

Der Kunstwart

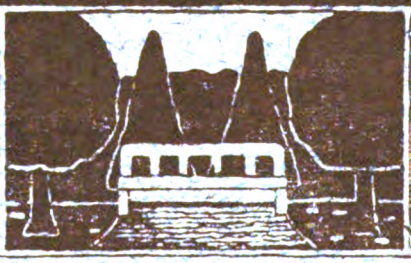
Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H. unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 75 Pf., für Oesterreich 90 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 80 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I., Bauernmarkt 3.

Der Nachdruck einzelner unsrer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hiefür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden; wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien XIII/6, Auhofstr. 78, zu richten.

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen



Reich illustriert. Katalog über Park- und Hausgärten gratis

INH: DR. O. BERZ . STUTTGART

ZWEIGBURO: FRANKFURT a. M.

A.-G.

Vereinigte Kunstanstalten

Kaufbeuren-München

Spezialität:

Reproduktion von Gemälden

in Kupfer- und Lichtdruck

in Photochrom und Monotint

Lieferanten der Monotint-Illustrationen f. d. Kunstwart

Buchdruckerei für Illustrations-Druck.

KUNSTVERLAG

München, Kaulbachstrasse 51a.

Empfehlenswerte Schriften:

„Das Büchlein vom Durst" von Frau **Dr. Fischer-Dückelmann,** der berühmten Verfasserin des Prachtwerkes „Die Frau als Hausärztin". Preis portofrei 45 Pfg.

„König Alkohol" von **L. Muderspach.** Das beste Buch der nordischen Literatur über die Alkoholfrage. Preis portofrei M. 1.05.

„Kompottbüchlein" v. Frau **Luise Rohse.** 96 vorz. Küchenrezepte. 4. Aufl. Portofrei 45 Pfg.

Wichtig für Schauspieler, Redner etc.:

Ernst v. Possart, ein Stimmbildner?

von **Dr. Wagenmann.** Preis portofrei M. 1.05.

Diese Schriften sind auch durch jede Buchhandlung zu beziehen od. direkt v. Verlag **Krall & Schönhell, Berlin-Steglitz 1.**

Wir bitten Sie, sich bei allen Bestellungen und Anfragen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, auf den KUNSTWART zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zweiundzwanzigster Jahrgang, viertes Viertel
Juli bis September 1909

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.22:4

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an

Größere Aufsätze

Vom Reisen in der Zukunft (Avenarius) 19 1
Kunstgenuß auf Reisen (Lux) 19 5
Von der „Tyrannei" der Mode (Avenarius) 20 65
Von der „Heiligkeit der Natur" und der „Evolution der Liebe". Ein Gespräch (von Beaulieu) 20 68
Erledigte Kunst? Gelegentlich des hundertsten Geburtstags von Plüddemann (Avenarius) 20 75
Kunstausstellungsschmerzen (Rath und Selle) 21 121
Vom Leben unserer Sprache (Kalkschmidt) 21 126
Liliencron † (Avenarius) 22 177
Kleine Freiheiten (von Mangoldt) 22 179
Technik und Kultur (Schulz-Charlottenburg) 23 233
Von den Wirkungen großer Natur (Bender) 23 239
Thoma. Zu seinem 70. Geburtstage (Avenarius) 24 297

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Vom Spiel mit dem Reisen 19 52
Kind und Gott (Röttger) 20 95
Flachland 20 95
Aesthetische Aphorismen 21 148
Vom Ertrag des Bibel-Babel-sturms 22 205
Universalität und Spezialistentum 22 208
Vom Humor 24 538

Vom Ausland

Künstler und Volkskunst in Schweden 19 54, 22 225
Der Kaiserpalast in Spalato 20 115
Aus Amerika 21 168

Bildung und Schule

Schale und Kern 19 58
Internationales zur Erziehung 20 117
Die Erzählstunde 21 171
Nochmals: Schülerselbstmorde 22 225
Zur Schundliteratur 22 228
Die Weimarer Jugendtage 23 289
Die Nürnberger Abiturientenrede 23 290
Kultur des Auges 23 291
Ziele und Wege 24 564
Die Zeitung im Schulunterricht 24 565

Gesellschaft

Moderner Fatalismus. Zum Automobilsport 19 52
Aus dem Spießerleben 20 115
Großartig 20 114
„Kommandierende Generäle" 21 166
„Was die Leute sagen" 22 221
Vom Bierkomment 24 559

Handel und Gewerbe

Ueber Organisationsarbeit 19 50
Vom rückständigen Berlin 21 165

191482

Digitized by Google

„Alkoholisches“ 22 221
Das Wertpapier als Kunstdruck 23 284
Zur Psychologie des Kaufmanns 24 358
Pilsator 24 359

Heimatpflege

„Rechts und links der Eisenbahn“ 19 47
Bedrohte Schönheit 20 108
Vom Nürnberger Johannisfriedhof 20 110
Eine Hendrich-Halle in Mainz? 21 162
Snob und Heimatskunst 22 220
Wohlgemeint und ungereimt 23 285

Angewandte Kunst

Baufällig 19 46
Heimische Bauweise in Sachsen und Nordböhmen 19 46
Wie enthüllt man Denkmäler? 20 106
Nochmals erziehliche Knabenhandarbeit 20 107
Ein heiterer Kirchenleu 21 161
Ragout-Bilder 21 161
Peter Behrens einst und jetzt 22 218
Naturfarbige Photographie 23 281
Vom Berliner Rosengarten 24 336

Bildende Kunst

Die zweite graphische Ausstellung des deutschen Künstlerbundes 19 44
Eine „Große Aquarellausstellung“ 19 45
Große Berliner Kunstausstellung 1909 20 105
Richard Muther 21 157
Das „Sposalizio“, das „Vermählungsbild“ 21 159
Hugo Vogel und die Weltausstellung 23 279
Von den Münchner Kunstausstellungen 23 280
Der Laie und die Kunst 24 353

Literatur

Vom Dorfroman (Bock, Ott) 19 34
Ein Lindau-Nachwort 19 36
Lachende Masken (Rehm) 20 97
„Leichtes zum Lesen“ 20 98
Hans Hoffmann † 21 149
Zwei Romane von Otto Stößl 21 150
„Kriminal-Preisausschreiben“ 21 152
„Der Ausgang der Moderne“ 22 210
Nochmals: deutsch-französischer Verlag 22 212
„Der Morgen“ † 22 214
Aus der dichterischen Werkstatt 23 265
Herbert Eulenberg als Novellist 23 267
Die letzten Seiten der Literaturgeschichte 23 268
Sonderbare Geschichten (Bierbaum, Kubin, Ewers, Boutet, de l'Isle-Adams) 24 339
Deutsche Göttersagen (Grimm) 24 343
Von der Unbescheidenheit 24 344

Mann und Weib

Hausschwestern 19 57, 21 169
Frauenarbeit 20 115
Jugenderziehung und Volkswohlfahrt 22 224
Die Frau in kommunalen Amtern 23 286
Aszetische Asthetik 24 362
Von Frau von Stein und anderm 24 362

Musik

Dorfmusik 19 41
„Die Dame Kobold“ 19 43
Der Eitelkeitsmarkt 19 43
Hugo Riemanns 60. Geburtstag 20 101
Joseph in Aegypten redivivus 20 101
Neue Eulenburg-Partituren 20 103
Nietzsche und die fröhliche Tonkunst 21 154
Die Musikbibliothek Peters 21 156
Ueber das älplerische Volkslied und wie man es findet 22 215
Zur Kunsterziehungsfrage 22 216
Bayreuth und die „Illustrierte“ 22 217
Liliencron und die Musik 23 274
Berliner Sommeroper 23 276
Violoncellmusik aus der Zeit nach Mendelssohn I 23 277
Kinderlieder 24 348
Mozart für Spitteler 24 349
Theodor Kirchners Hausmusik für Klavier und Streichinstrumente 24 350
Vom „Lohn redlicher Arbeit“ usw. 24 351

Naturschönheit

Berge oder Meer? 19 48
Zur Vogelschießerei bei den Seebädern 19 50
Verlorene Schönheit 19 50
Mumien! 20 111
Der Eisvogel 21 163

Rechtspflege

„Schont fremdes Gut!“ 19 53
Verschleuderung von Kunstwerken 22 222

Von der Sprache

Dänisch lernen! 19 33

Digitized by Google

Zu den Tagesereignissen

Zur Lage 21 167
Deutsch und schwedisch 23 285
„Vom Kulturseegen der Kartoffel“ 23 286
Schämen wir uns nicht? 24 361

Theater

Berliner Theater:
(Geijerstam, Guitry) 19 38
Hamburger Theater:
(Andrejew) 19 39
Münchner Theater:
(Presber) 21 154
Das geistliche Schauspiel und die Kunst 20 98
Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagssache 23 269
Theaterbücher (Fuchs, Littmann, Bab, Handl) 24 345
Wedekinds „Zensur“ 24 348

Unter uns

Ratgeber-Verantwortung 5 19 60
Redaktionelles 19 62
Viktor Hehn und die Schweiz 21 174
Isartal-Mappe, herausgegeben vom Dürerbunde 22 229

Lebende Worte

Vom Reisen 19 62
Man sucht sich 20 119
Skeptizismus 21 175
Maler, Musiker und Dichter in Deutschland 22 229
Vom sich Häuten 23 294
Goethe als Baumschützer 24 366

Lose Blätter

Vom Reisen und von Reisen (Viktor Hehn, Ludwig Volkmann, Wilhelm von Scholz, Wilhelm Schäfer, Paul Ernst, Wilhelm Bölsche, Carl Spitteler, Hermann Löns, Alfred Lichtwark) 19 11
Schnitzler, Artur: Aus dem „Weg ins Freie“ 20 75
Gedichte von Artur Fitger, Ricarda Huch und Bruno Wille 21 129
Huch, Rudolf: Aus „Familie Hellmann“ 22 185
David, Jakob Julius: Aus seinen Werken 23 242
Thoma, Hans: Aus seinen Erinnerungsblättern „Im Herbste des Lebens“ 24 303
Weber, Karl Maria von: „Aus seinen Schriften“ 24 325

Bilder

	Heft
Kampmann, Gustav: Sommerszeit	19
Gampert, Otto: Sturm auf der Insel Reichenau	19
Kallmorgen, Friedrich: Stürmischer Abend an der Zuidersee	19
Macco, Georg: Das Matterhorn im Sturm	20
Plüddemann, Hermann: Landgraf Ludwig der Eiserne und die Edlen	20
——: Der Reichstag von Besançon	20
Claudius, Wilhelm: Altes Landhaus	21
Kallmorgen, Friedrich: An die Arbeit	21
Plüddemann, Hermann: Heinrich IV. in Kanossa	21
Hablik, Wenzel: Meerbild	22
——: Vier Reproduktionen aus der Radierungsfolge „Schaffende Kräfte“	22
Nissen, Momme: Bildnis Detlev von Liliencrons	22
Bauriedl, Otto: Aus dem Max-Josephstale	23
Gutknecht-Nebra, Artur: Riesengrund	23
Fischer, Otto: Hochmoor	23
Thoma, Hans: Drachentöter im Herbstwald	24
——: Selbstbildnis	24
——: Charon	24
——: Golgatha	24
——: Reiher	24
Bernouilli, Geschwister: Photographisches Bildnis Hans Thomas	24

Digitized by Google

	Heft
Zwei Abbildungen: Die Bahn der Zukunft?	19
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Verlorene Schönheit	19
Zwei Abbildungen: Waldschutztafeln	19
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: „Bedrohte Schönheit“	20
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Vom Nürnberger Johannisfriedhof	20
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Das „Sposalizio“, das „Vermählungsbild“	21
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Ein heiterer Kirchenleu	21
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Peter Behrens einst und jetzt	22
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Hugo Vogel und die Weltausstellung	23
Eine Abbildung: Aus Rastatt	23

Noten

	Heft
Mein totes Lieb (norwegisches Volkslied)	19
Prinz August Wilhelm von Preußen, Marsch (1751)	19
Mozart, W. A.: Romanze	20
Wiegenlied (deutsch-mährisch)	21
Der Hore (Aus Vorau in Steiermark)	21
Brunetti-Pisano, August: In einer Sommernacht	21
Schüller, Rudolf: Alt Mütterlein	21
Stöhr, Richard: Die gestorbene Rose	22
Pfitzner, Hans: Sehnsucht	23
Wolff, Kurt von: März	23
Kienzl, Wilhelm: Der Mutter Wiegenlied	24
Dalcroze, Jacques: Das Kätzchen	24
Millarch, A.: Petersilie, Suppenkraut	24
— —: Sause, Lämmchen, sause	24
Zimmermann, J.: Der Postillon	24

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

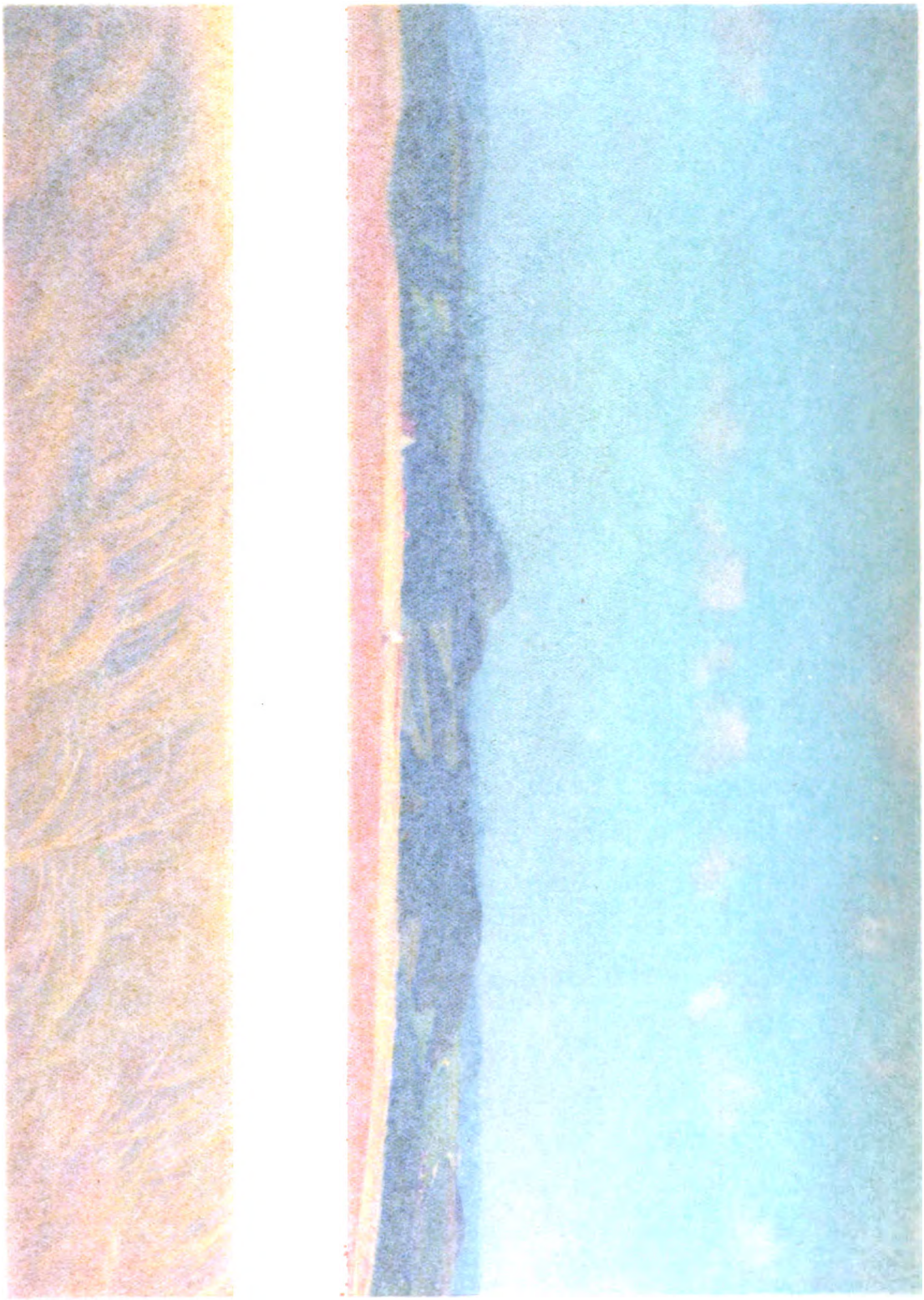
Digitized by Google

Vom Reisen in der Zukunft

Dieses Heft ist dem gewidmet, was [illegible] uns alle [illegible], sei es als Handlung, sei es nur als Wunsch, dem Reisen. Und nicht nur von den Wirklichkeiten dürfen wir einmal sprechen, auch von den Möglichkeiten und nach den märchenhaften [illegible], von dem, was wir fürchten müssen, auch von dem einmal was wir [illegible] dürfen. Wie wird es uns in Zukunft „wegtragen über Stadt und Land“?

Wenn wir erst recht „draußen“, wenn wir [illegible] Ziele sind, dann hoffentlich auf die uralte Weise [illegible] eher wieder mehr als jetzt: zu Fuß. Wer das [illegible] weiß: in Morgenfrühe auf schmalem Weg durch den [illegible] und singenden Wald zu schreiten, oder [illegible] auf noch engerem Pfade durchs heimelnde und [illegible] über Düne und Düne von Meerblick zu Meerblick [illegible] immer höher bergan zu steigen durch [illegible] und Wolkennebeln zu Firnen- und Fernensicht, wer das [illegible] weiß: in jedem Augenblick seiner Herr über [illegible] und Halt zu sein — dem ist verloren gegangen, was [illegible] der Welt ersetzen kann. Vom Pferde herab [illegible] fröhlich Bewegen und in der Einsamkeit ein [illegible] mit [illegible] Kreatur — aber ein „Reisen“ zu Pferd gibt es ja [illegible] nicht mehr. Das Fahrrad dagegen ist fast Allerleutsgut geworden, und das ist recht: es erregt nicht nur die Nerven, es bewegt auch die Muskeln und bedeutet für den Kräftigen zugleich ein [illegible] von Abhängigkeiten des Raums wie der Zeit. Vom Automobil dann — ja, da haben wir schon viel gesprochen. Schultze-Naumburg kürzlich vom Standpunkte dessen aus, der's benutzt, in diesem Hefte hier Bonus vom Standpunkte dessen aus, den's ärgert und gefährdet. Ich persönlich halte die Gestaltung des Automobilverkehrs für ein sehr wichtiges, sehr ernstes und leider der Lösung noch nicht einmal sich näherndes Problem — hier haben die berufensten Köpfe alle Ursache zum Nachdenken. Dem Kraftwagen hat nicht nur der Sport, es haben ihm auch wichtige wirtschaftliche Interessen und große praktische Vorzüge die Siegeslaufbahn erschlossen: „totzumachen“ ist er nicht. Andrerseits erinnert, ganz abgesehen von der Gefahr, die Belästigung durch Staub und Stank, die hier eine Minderheit der Mehrheit auferlegt, stellenweise geradezu an ein Vergewaltigen, ja an ein Wegnehmen bisher allgemeiner Rechte am Lebensgenuß. Mir scheint, es ist wohl schon aus sozialen und politischen Gründen nicht zu denken, daß es da bleiben könne, wie es ist.

Das Automobil leitet die Vorstellung vom Nah- zum Fernverkehr, kommt aber für diesen nur für reiche Leute und selbst ihnen doch nur mit Beschränkungen zugut. Also fliegt uns Zeppelin in den Kopf: das Luftschiff, hat das nicht die Zukunft? Schwebte nicht solch ein Gedanke all den Millionen vor, die jetzt von der „Eroberung der Luft“ gesprochen haben und sprechen? Nun aber wird



Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Juliheft 1909 Heft 19

Vom Reisen in der Zukunft

Dieses Heft ist dem gewidmet, was jetzt uns alle beschäftigt, sei es als Handlung, sei es nur als Wunsch: dem Reisen. Und nicht nur von den Wirklichkeiten dürfen wir einmal sprechen, auch von den Möglichkeiten und nach den mancherlei Worten von dem, was wir fürchten müssen auch von dem einmal, was wir hoffen dürfen. Wie wird es uns in Zukunft „wegtragen über Stadt und Land“?

Wenn wir erst recht „draußen“, wenn wir einmal am Ziele sind, dann hoffentlich auf die uralte Weise nicht weniger, sondern eher wieder mehr als jetzt: zu Fuß. Wer das nicht mehr zu genießen weiß: in Morgenfrühe auf schmalem Weg durch den summenden und singenden Wald zu schreiten, oder beim Abenddämmern auf noch engerem Pfade durchs heimelnde und fremdende Korn, oder über Düne und Düne von Meerblick zu Meerblick zu klettern, oder immer höher bergan zu steigen durch Bergwalddämmern und Wolkennebeln zu Firnen- und Fernensicht, wer das nicht mehr zu schätzen weiß: in jedem Augenblick seiner Herr über Tritt, Ausschau und Halt zu sein — dem ist verloren gegangen, was ihm kein Vehikel der Welt ersetzen kann. Vom Pferde herab ist's wieder ein ander fröhlich Bewegen und in der Einsamkeit ein Zuzweit mit einer schönen Kreatur — aber ein „Reisen“ zu Pferd gibt es ja eigentlich nicht mehr. Das Fahrrad dagegen ist fast Allerleutgut geworden, und das ist recht: es erregt nicht nur die Nerven, es bewegt auch die Muskeln und bedeutet für den Kräftigen zugleich ein Freierwerden von Abhängigkeiten des Raums wie der Zeit. Vom Automobil dann — ja, da haben wir schon viel gesprochen. Schultze-Naumburg kürzlich vom Standpunkte dessen aus, der's benutzt, in diesem Hefte hier Bonus vom Standpunkte dessen aus, den's ärgert und gefährdet. Ich persönlich halte die Gestaltung des Automobilverkehrs für ein sehr wichtiges, sehr ernstes und leider der Lösung noch nicht einmal sich näherndes Problem — hier haben die berufensten Köpfe alle Ursache zum Nachdenken. Dem Kraftwagen hat nicht nur der Sport, es haben ihm auch wichtige wirtschaftliche Interessen und große praktische Vorzüge die Siegeslaufbahn erschlossen: „totzumachen“ ist er nicht. Anderseits erinnert, ganz abgesehen von der Gefahr, die Belästigung durch Staub und Stank, die hier eine Minderheit der Mehrheit auferlegt, stellenweise geradezu an ein Vergewaltigen, ja an ein Wegnehmen bisher allgemeiner Rechte am Lebensgenuß. Mir scheint, es ist wohl schon aus sozialen und politischen Gründen nicht zu denken, daß es da bleiben könne, wie es ist.

Das Automobil leitet die Vorstellung vom Nah- zum Fernverkehr, kommt aber für diesen nur für reiche Leute und selbst ihnen doch nur mit Beschränkungen zugut. Also fliegt uns Zeppelin in den Kopf: das Luftschiff, hat das nicht die Zukunft? Schwebte nicht solch ein Gedanke all den Millionen vor, die jetzt von der „Eroberung der Luft“ gesprochen haben und sprechen? Nun aber wird

Digitized by Google

uns vorgerechnet, daß man ein Schiff von 16 000 Kubikmetern Luftverdrängung braucht, um nur zwanzig Reisende zu befördern — wie müßte ein Luftschiff oder eine Flotte von Luftschiffen aussehen, die gleich einem Eisenbahnzug ein halbes Tausend von Menschen befördern wollte! Und welche Kosten erforderte solch ein Transport, der für Massen zu regelmäßigem Verkehr bereitgehalten, also nicht einmal immer ganz ausgenutzt würde? Wir werden neben den Luftschiffen für militärische und wissenschaftliche Zwecke gewiß auch Fahrten für wohlhabende Vergnügungs- und sozusagen Vorzugsreisende bekommen, aber zum Massentransportmittel wird das Luftschiff, soviel wir vermuten können, wohl ebensowenig werden, wie der Luftdrache. Also bleiben wir vermutlich für solche Zwecke bei der Eisenbahn.

Bei der Eisenbahn? Ja — aber bei der von heute? Das ist die Vorfrage. Und die verlangt eine Vorbetrachtung.

Was würden wir tun, wenn einer behauptete, der moderne Verkehr hätte sich ebenso gut wie durch den Bau von Eisenbahnen durch Vermehrung und Verbesserung der Landstraßen samt ihren Postkutschen und Lastwagen bewältigen lassen? Auslachen würden wir ihn. Man ging zu dem neuen Verkehrsmittel über, weil man erkannte, daß sich durch Verbesserung des alten nicht das gleiche erreichen ließ. Aber im Bewußtsein der Menschheit wie im Bewußtsein des einzelnen wird Neues nur mit möglichst geringer Änderung des Bestandes aufgenommen, und so verwandelte sich die Landstraße mit ihren Personen- und Güterwagen nun in Landstraßen mit Geleisen für Personen- und Güterwagen, die der Dampf zog. Es braucht alles zum Neuverarbeitetwerden seine Zeit. Wie die ersten Gaslampen die Stearinkerzen, die ersten elektrischen Lampen die Gaslampen nachahmten, so glichen die ersten Eisenbahnwagen auf Schienen gleitenden Postkutschen. Nach und nach erst entwickelten die eigentlichen Eisenbahnwagen, wie nach und nach erst die Gas- und die elektrischen Lampen aus den neuen Bedingungen heraus ihre Form. Doch die Entwicklungsmöglichkeiten sind begrenzt. Die Geleise haben diese Breite, die Brücken und Tunnel diese Höhe, an deren Übereinstimmung das Zusammenwirken der Teile gebunden ist. Nun kommt wieder Neues hinzu, so die Elektrizität auch als befördernde Kraft. Sie muß sich eben ins allgemeine System einpassen. Da ist's, als wenn man einen Kronleuchter für Gas oder für elektrisches Licht einrichtet. Es wird nichts Ganzes. Man doktert und doktert, bis man den Punkt erreicht, wo man die Sache satt bekommt und zu Neuem übergeht, nachdem man unterm Gesetz des Beharrens schon mehr verloren hat, als man eigentlich verlieren mußte. Mit anderm Bilde: immer wieder ein Umbauen, Anbauen, Einbauen, wo ein Neubauen not täte.

Wer nicht eine der zahlreichen Bemängelungen einzelner Punkte nachprüfen will, sondern eine knappe und großzügige Kritik unsres ganzen Eisenbahnwesens überhaupt aus technischem und historischem Verständnis heraus, der lese, was August Scherl in seiner Denkschrift „Ein neues Schnellbahnsystem" zur Sache sagt. Und er wird sich aus den Gedanken einer schlichten Sommerreise, die vielleicht nur von Berlin bis zum Harz geht, zu hellsichtigen Flügen an-

Digitized by Google

geregt finden ins Einst zurück und ins Einst voraus. Dem Kunstwart kann's natürlich nicht einfallen, sich als Sachverständigen in Verkehrsfragen aufzuspielen. Die technische Kritik der Scherlschen Arbeit ist Technikersache. Da aber diese Gedanken hier Teilnahme und Kritik im weitesten Kreise der Gebildeten brauchen, wenn sie zu Taten führen sollen, und da sie zu weiten Ausblicken auch über die Grundlagen des ästhetischen Lebens führen, so lohnt sich's, ein paar Seiten lang an ihrer Hand zu gehn.

Unser Eisenbahnwesen, meint Scherl, *kann* den sich steigernden Anforderungen auf die Dauer nicht mehr genügen, weil es von den alten „Normalien" nicht los kann: wo *alle* Teile an allen gemeinsame Bedingungen gebunden sind, kann sich der *einzelne* nicht unter neuen Bedingungen frei entwickeln. Eine solche Normalie ist zum Beispiel die Spurweite, das schlimmste aber ist, daß Personen- und Güterverkehr, Schnell- und Langsamverkehr, Nah- und Fernverkehr auf dieselben Bahnkörper angewiesen sind. Wenn sich Luxuszüge, D-Züge, Eilzüge, Personenzüge, gemischte Züge, Eilgüterzüge, Güterzüge auf derselben Strecke bewegen, *muß* einer unter dem andern, muß die „Kontinuität" des Verkehrs leiden, weil man ganz verschiedenartige Bedürfnisse unter Voraussetzungen befriedigen muß, von denen wesentliche für alle gleichartig sind. Ich meine, das heißt mit einem Gleichnis aus unserm Gebiet: wie lange werden wir noch an unsrer großen Petroleumhängelampe herumändern, statt nach Bedarf hier den Tisch, dort den Schrank elektrisch zu erleuchten? Man braucht die brave alte deshalb nicht wegzuwerfen, anderswo kann sie immer noch nützen. Wieder ohne Vergleich: man behalte den jetzigen Schienenweg dem Güterverkehr zu freierer Entfaltung vor, aber man löse ganz von ihm den Fernverkehr und stelle ihn auf völlig *neue* „Normalien". Zwei Ziffern nur über die finanzielle Seite: die Berliner Stadtbahn elektrisch zu machen, würde 5000 Mark für den laufenden Meter kosten, aber die elektrische Hochbahn neu zu bauen, kostete für den Meter nur 3000 Mark.

Während jetzt die Kleinbahnzüge nur mit Geschwindigkeiten von 20—45, die Mehrzahl selbst der Schnellzüge nur mit 60, und bloß 35 Züge in Deutschland mit 80 Kilometer Geschwindigkeit fahren, sind elektrische Züge zwischen Zossen und Marienfelde tatsächlich schon mit einer Schnelligkeit von 200 Kilometern in der Stunde gelaufen. Aber sie taten's nicht billig genug — ein Zug auf *einem* Geleise kann's billiger tun. Und Scherl behauptet, eine Anwendung des Kreiselsystems gefunden zu haben, das ihn mit unbedingter Sicherheit automatisch im Gleichgewichte hält. Das ist das bewegliche Mittel des Fernverkehrs, das er sich denkt, das ruhende ist ein ganz neuartiger Unterbau. Unsre beiden Illustrationen in den Beilagen geben eine Vorstellung davon. Die fünf Hauptfragen des Verkehrs: Schnelligkeit, Sicherheit, Behaglichkeit, Wirtschaftlichkeit und Kontinuität soll das neue System in Verbindung mit einem großen Netze von „Zubringern" verschiedenen Grades verbürgen — bis zu den Automobilen hinab, die aus jedem Flecken und jedem Dorf den Reisenden zu den kleinen, größeren und großen Linien be-

Digitized by Google

fördern. Eilende „Kabinen“ vermitteln an den gleichfalls ganz neuartigen Bahnhöfen von Zug zu Zug in knappen Minuten das Umsteigen, bis man in den rollenden Hotels der Fernlinien durch die Welt fliegt. Für alle einigermaßen wichtige Einrichtungen macht Scherl eingehende Vorschläge, vom Fahrkartenwesen (gegen dessen Einfachheit das heutige einem vorkommen wird, wie uns die Idee vorkommt, Briefmarken nach jedem Orte besonders zu nehmen) bis zu den mechanischen Einzelheiten. Folgt man Scherl, so wird man, meint er, mit dem höchsten Komfort in denkbar größter Sicherheit und doch für billiges Geld von Berlin in einer und dreiviertel Stunden nach Hamburg, in vieren nach München oder Warschau, in fünf und einer halben nach Wien, aber auch im Fluge von Landort zu Landort fahren können, wo jetzt das Warten auf die Anschlüsse oft mehr Zeit als das Fahren verlangt. Denn alle Verbindungen regeln sich nach gleichfalls neuer, aber höchst einfacher Ordnung zu einem großen rhythmischen Pulsen des Lebens übers Land. Lachen wollen wir doch lieber erst, nachdem wir vorsichtig bedacht, wie unsre Vorfahren über den heute erreichten Verkehr gedacht haben würden, wenn ihn anno damals einer als Möglichkeit hingestellt hätte.

Ja, die Möglichkeit! Der ungeheure Aufschwung des Verkehrs, der solche Einrichtungen erst finanziell erlaubte, wäre der denn möglich?

Als 1836 die erste preußische Eisenbahn konzediert werden sollte, die zwischen Berlin und Potsdam, schrieb der Generalpostmeister Nagler: „Die Leute werden ihr Geld verlieren. Ich lasse heute dreimal täglich Posten zwischen Berlin und Potsdam verkehren, und kein Mensch fährt damit.“ Wieviel Postkutschen voll Menschen fahren heute wohl zwischen Potsdam und Berlin? Scherl spricht von der „geheimen Wechselwirkung in allen Dingen organischen Lebens, daß Einrichtungen, die zueinander notwendig sind, sich gegenseitig ernähren, daß sie zusammen wachsen: man darf geradezu von einer wirtschaftlichen Dankbarkeit reden“. Jedenfalls ist mit den Mitteln von heute noch lange, lange nicht allen Verkehrsbedürfnissen genügt. Brief, Telegramm, Telephongespräch sind Aushilfsmittel, nicht Ersatz. Die praktischsten der Praktiker, die Kaufleute, gäben sonst für ihre Reisenden nicht Jahr für Jahr viele Millionen aus. Aber der mächtige Aufschwung des gesamten Erwerbslebens bei gesteigertem Verkehr, der an sich den Verkehr wieder steigern würde, wäre noch lange nicht die wichtigste Folge. Was gewährt die Erleichterung der Aussprache von Mensch zu Mensch, des Hörens, Sehens, Untersuchens der Dinge an Ort und Stelle überhaupt, wenn Länder für das Verkehrswesen bequem werden wie Städte! Und auch körperliche und geistige Frische bedeuten ja Geldeswert. „Den Bewohnern der Städte Spannkraft und Gesundheit zu erhalten, ist eine Aufgabe von größter Wichtigkeit geworden: die Bestrebungen um Waldschulen, Ferienkolonien, Gartenstädte sind nur ein Ausdruck des tiefsten Bedürfnisses der städtischen Bevölkerungen nach mehr Luft und Licht.“ „Dem Niedergange der Volkskraft, die alle ökonomischen Werte erst schafft, pflegt in absehbarer Zeit auch stets der wirtschaftliche und politische Niedergang zu folgen.“

Digitized by Google

Ob all das einmal nach Scherls Ideen werden wird, für den Laien ist das im wesentlichen wohl — Glaubenssache. Mir persönlich sagt der Zusammenklang aus den fremden und eignen Gedanken, deren Richtigkeit ich doch nicht nachprüfen kann, ein Ja. Daß unser gegenwärtiges Verkehrswesen immer hilfloser zu versagen beginnt, darüber scheinen auch unter den weitblickenden Fachleuten die Meinungen aneinander heranzugehn. Wir Freunde einer Ausdruckskultur haben jedenfalls nicht den mindesten Grund, Plänen wie den hier umrissenen zu widerstreben, wenn die berufenen Männer der Wissenschaft und der Praxis ihre Ausführung verantworten wollen. Vielleicht leben wir wirklich in einer Abergangszeit, von deren Leiden viele nur daher rühren, daß das Alte greisenhaft geworden und das Junge noch nicht kraftvoll genug zum Siegen ist. Vielleicht bedeuten diese Technikergedanken und Organisatorengesichte gewaltigere Unterordnungen der Zivilisation unter die Kultur, als wir sie seit langem gesehn. Gesund scheinen sie. Und großzügig sind sie wahrlich auch. Nun zur Kritik, meine Herren Techniker, und nach Rede und Gegenrede zur Tat! A

Kunstgenuß auf Reisen

Mir wird bang, daß mein Kunstgenuß auf Reisen nicht zu kurz komme! Ungefähr 350 Museumszimmer habe ich in jeder Stadt durchgerannt, hier waren es mehr, dort weniger, alle meine Taschen sind vollgestopft mit Reisehandbüchern, unaufhörlich habe ich meine Nase ins Buch gesteckt, habe alle Katalognummern gelesen, alle Anmerkungen, die im Baedeker, im Burckhardt, im Gsellfels usw. stehen. In meinem Kopf geht's um wie ein Mühlenrad, und nun frage ich: bitte, habe ich für meinen „Kunstgenuß" alles Nötige getan, oder gibt es vielleicht noch ein Buch, noch ein Rezept, um mir noch eine stärkere Dosis Genuß zu verschreiben? Ich schleppe ganze Bücherladungen mit, die sollen mir auf Reisen alles bedeuten, oder, bitte, sollten sie nicht?

Sie bedeuten nichts. Jahrzehntelang sind die Menschen mit den dicken, roten Büchern in der Hand den bekannten Sternchen nachgejagt, kunstblind und naturblind, um schließlich von weiten Reisen ebenso naturblind und kunstblind wieder heimzukehren, wie sie ausgegangen waren. Erst jetzt fängt man zu merken an, daß die Menschheit an zahllosen Schönheiten, die sich überall auftun, daheim und in der Ferne, auf allen Wanderungen im Dorf und in der Stadt, ahnungslos vorübergehastet ist, an Schönheiten, die ob ihrer Schlichtheit unauffällig und anspruchslos für unser Leben, für unsre Kunst unendlich mehr bedeuten, als die atemlos durchrannten Museumszimmer jeder sogenannten Kunststadt. Volkstümliche Baukunst oder heimische Baukunst ist die Entdeckung der jüngsten Jahre. Die Bewegung des Heimatschutzes ist davon abgeleitet und ein neuer Baugedanke, die heimische Bauweise, die durch das Wort schon den beabsichtigten Anschluß an die örtliche, bauhandwerkliche Überlieferung, die Rückkehr zu ausdrucksvoller Schlichtheit, zum Altbürgerlichen, Ländlichen, Bäuerlichen andeutet. Bewußt oder unbewußt folgt diese

Digitized by Google

heilsame Bewegung einem Anstoß, den England fünfzig Jahre vorher schon gegeben hat und der sich dort in dem Schaffen eines hochentwickelten Architektengeschlechtes auf Grundlage örtlicher, angelsächsischer Überlieferungen ausdrückt. Die bürgerliche Bauweise auf dem offenen Lande ist in England im wahren Sinne des Wortes volkstümlich. Auch in der Malerei ist diese Bewegung maßgebend geworden für das Heimischwerden der Landschaftskunst, und wir haben ganze Schulen, die unermüdlich sind in der liebevollen Schilderung der Heimat. Ja, es ist uns sogar klar geworden, daß der Maler von der Luft der Heimat und der Art des Lichtes in seinem Sehen wesentlich abhängig ist, und daß der Maler des Nordens, der sich einfallen ließe, Spanien zu schildern, den Süden unwillkürlich durch das Medium seiner nordischen Licht- und Luftverhältnisse sehen würde. Abgesehen von dieser feinen persönlichen Differenzierung in bezug auf Licht und Farbe, darin sich die Individualität des Künstlers offenbart, ist das Gegenständliche der Kunst zu einem neuen Programm geworden, das ganz unerschöpflich ist. Nichts ist natürlicher, als daß die Kamera und hinter ihr die zahllose Schar der Wandernden und Reisenden die Schwenkung mitmacht und den Kunstgenuß auf Reisen auf eine neue Grundlage stellt. Hier kommt es nicht auf die Bücher, sondern auf eigenes Sehen oder Empfinden, auf persönliche Entdeckung und Eroberung, auf Selbsttätigkeit und wirkliche Seelenbereicherung, kurz gesagt, auf eigene Wahrnehmung und dementsprechend auf schöpferischen Genuß an. Freilich findet sich das nicht so ohne weiteres, sonst wäre es ja längst gefunden worden, und es ist daher nicht ganz zwecklos, das Auge auf Dinge einzustellen, die man vorher kaum eines Blickes gewürdigt hat. Denn alles Sein und Nichtsein in der Natur und in der Kunst hängt von unsrer Fähigkeit und von der Auffassungskraft unsrer Sinne ab. Es kommt schon ganz wesentlich auf die Organisation unsres Auges an, und es ist daher ganz leicht zu unterscheiden, wer mehr die Natur genießt: das Faultier, das zeitlebens in den Bäumen hängt, oder der Wanderer, der befähigt ist, die Schönheit des klaren Himmels und stattlicher Bäume an den Ufern eines klaren Sees zu begreifen. Ganz ähnlich ist es mit den Dingen der Kunst. Nun einmal auf die Bahn des Entdeckens gedrängt, ist des Staunens kein Ende über die zahllosen Schönheiten, die sich auf dem offenen Lande, in der fremden Stadt, ja sogar in der eigenen Stadt auf denselben Straßen und Wegen, die wir sonst achtlos Tag für Tag gegangen sind, vor den gleichsam magisch gewordenen Blicken auftun. Die kleinste Stadt, ja das kleinste Dorf bieten dem Kunstwanderer, der zu schauen versteht, unerschöpfliche Genüsse. Wandert man durch die alten Gassen, kann man ungezählte künstlerische Erscheinungen wahrnehmen. Die Anlage der Gassen, in bezug auf ihre Breite, auf die Wandhöhen, auf die Windungen und die geschlossenen Perspektiven, die Lage der Häuser, die immer auf das vorteilhafteste gestellt sind, anscheinend unregelmäßig und von mehr oder weniger unbewußter, künstlerischer, das heißt organischer Notwendigkeit diktiert. Die Fassaden, deren Ornamente die Fenster sind, und diese wieder beachtenswert durch Form und Stellung, die Türen

Digitized by Google

und die Hausflur, die monumentale Ausbildung der Tore, die Stiegenaufgänge und Prellsteine, die koloristischen Eigenheiten der Hausfronten, die Vergitterungen der Fenster und der Türoberlichte, an denen sich oft eine erstaunliche Mannigfaltigkeit des ornamentalen und streng handwerklichen Sinnes bekundet, die alten Läden und Schaufenster und schließlich, als hervorragender Schmuck der schlichten Hausformen, die oft prachtvoll gearbeiteten geschmiedeten oder gemalten Zunftzeichen und Wirtshausschilder, über die Straße hängend und oft auch den ganz Teilnahmlosen zum Stillstehen zwingend, Malereien an der weißen Hauswand an gut sichtbarer Stelle, die Mutter Gottes mit dem blauen Mantel, überragt von der Laterne, die das ewige Licht in roten Gläsern birgt. Hochgegiebelte und absonderlich gehelmte Schornsteine. In der Reihe der einfachen Wohnbauten monumental wirkend irgendein altes Schloßgebäude, jünger als die auf sehr alte Traditionen zurückreichenden Wohnhäuser, bewegter, festlicher, reichlicher in der äußeren Erscheinung, gewöhnlich aus der Barockzeit stammend, mit einem ganzen Schatz von geschichtlichen Überlieferungen und interessanten Kulturformen, nicht viel weniger interessant als die geistlichen Stifte mit ihren prachtvollen Kirchen, Bibliotheken, Fürstensälen, reich an Malerei, Skulptur und Handwerkskünsten. Im Anschluß an diese Bauwerke große barocke Gartenschöpfungen mit Solitüden, Plastiken, Glashäusern und Lauben. Daneben die Reste kahler, schmuckloser Verteidigungswerke, die Kultur der ersten Siedelungen verkörpernd, überwuchert von der Vegetation kleinbürgerlicher Mauergärten. In der Nachbarschaft, zum Teil von verwitterten Stadtmauern geschützt, kleine Hausgärten, nach architektonischen Prinzipien zugeschnitten, regelmäßig und raumsparend, an denen alles interessant ist: die Anlage, die gepflanzten Blumengattungen, die bunten Bauernblumen, die Lauben und Laubengänge. Eine ganze Galerie unsrer entzückenden Provinzstädte taucht empor, und schon schweift der Blick über sie hinaus und weiter ins grüne Land, wo hinter den Obstbäumen da und dort die Dörfer hervorgrüßen. Von dem Städtchen zum Dorf unterwegs gibt die Kunst stetes Geleite. Hier sind die Wegsäulen interessant, die terrassenförmig abgebauten Weingärten, die Bauernhöfe mit den an der Hofseite umlaufenden Galerien, die, in Holz gebaut, die Vorläufer ähnlicher, in den Bürgerhäusern vorkommenden Steinkonstruktionen sind und uralter heimatlicher Abkunft. Selbst die Feldeinzäunungen bieten unter Umständen Interesse, als Werke mehr oder weniger primitiver Flechtkunst. Im Dorfe ist der bäuerliche Kramladen jedenfalls auch des Studiums wert; hier sind die althergebrachten Töpferwaren, die primitiven und originellen Spielsachen und unter dem Wust schlechter importierter Fabrikwaren da und dort noch die tüchtigen Erzeugnisse heimatlichen Gewerbefleißes, die guten Bauernstoffe mit originellen, strengen und zugleich dekorativen Mustern, dauerhaft und billig und von dem Landvolk hier und da noch, wenigstens noch für das Arbeitsgewand, verwendet. Das Arbeitsgewand der Männer ist in der Tat das noch am Leben erhaltene Stück ursprünglicher Heimatstracht, selbst dort, wo der alte Sonntagsstaat von der städtischen Kleidung verdrängt ist. Mit der

Digitized by Google

alten schönen Tracht ist freilich auch vieles andere aus den Häusern verschwunden, das man nicht gern vermissen sollte. Noch vor zehn, zwanzig Jahren waren die Häuser angefüllt von dem alten, biederen Hausrat, einem Reichtum praktischer und solider Möbelformen, mit den alten Gläsern oder Porzellan oder Steingut und sonstigen Gegenständen der Kunst im Hause — heute findet man nur vereinzeltes Erbgut und dieses oft in vernachlässigtem Zustande. Die meisten haben sich neues, billiges Gerümpel angeschafft. Der Händler oder Trödler, der, wie wir sehen werden, auch eine kleine Rolle im Kunstgenuß auf Reisen spielt, hat den kostbaren alten Hausrat an sich gerissen. Es gehört mit zu den Pflichten einer auf diese Art geforderten Heimatpflege, die unwissenden Besitzer auf dem Lande über den Wert dieses alten Kulturbestandes aufzuklären, denn nur hier, wo dieser Besitzstand im Leben ein organisches Glied bildet, ist er schön und künstlerisch wertvoll; ins Museum verschleppt, sinkt er zum Gerümpel herab.

Dieses und noch viel mehr zu sehen und zu entdecken, ist unser neues Reiseziel und Inhalt unsres Kunstgenusses auf Reisen. Wir dürfen nicht meinen, daß es mit einem Mal abgetan ist. Dieses organische Kunstbild ist so mannigfaltig, daß wir sicher sind, bei jedesmaliger Wiederkehr an demselben Orte neue Wahrnehmungen zu machen. Auf dieser Grundlage erhebt sich allmählich eine neue Bildung, die uns das Erfassen dieser Eindrücke wesentlich zu erleichtern vermag. Ich gehe hierbei immer von der Voraussetzung aus, daß wir hier im Interesse eines lebendigen und bleibenden Kunstgenusses nicht von der wissenschaftlichen oder literarischen Auffassung, sondern von der unmittelbaren, sagen wir notgedrungen „künstlerischen" Anschauung der Dinge sprechen, weil es doch der eigentliche Zweck unsrer Vergnügungs- oder Kunstreisen ist, eine möglichst plastische Anschauung von dem Zustand der Dinge zu empfangen, und von diesem Zustand auf den geschichtlichen Werdegang und auf die Kultur zu schließen. Also nehmen wir den Stadtplan her, von dem wir in dieser Beziehung die nachdrücklichste Belehrung empfangen. Von den ganz großen Städten, wo die Dinge in den letzten fünfzig Jahren geradezu auf den Kopf gestellt worden sind, sehen wir ab. Die mittleren bilden noch immer ein wohlabgestuftes Bild ihres Kulturganges, den man mit annähernder Gewißheit aus dem Stadtplan ersehen kann. Zahllose Städte unsrer Provinzen lassen durch ihren Lageplan einen gleichartigen Typus erkennen, der durch die Gleichartigkeit ihrer Entwicklung, sei es als Bürgerstadt oder als Fürstenstadt, bestimmt ist. Wir erkennen hieraus ohne weiteres den Ausgangspunkt, den unsre Kunstwanderung zu nehmen hat. Der Lebenskern dieser typischen Städte ist der große Stadtplatz. Als Herz und Zentralpunkt des organisch gegliederten Gemeindewesens nimmt er die Lebensflüsse auf und läßt sie nach allen Teilen abfließen. Hier strömt alles zusammen, Wochenmarkt, geselliges Stelldichein, Sonntagsbummel, Festtreiben, das ganze bürgerliche Leben spielt sich hier ab. Der Platz erscheint als geräumiger Festsaal neben den schmalen Gassen, die dort einmünden und deren Engbrüstigkeit die Weiträumigkeit des Hauptplatzes noch monumentaler erscheinen

Digitized by Google

läßt. Hier ist alles wohl und wohnlich gestellt, die Häuser, das Rathaus, der Brunnen, mittelalterliche Giebelfronten und die bewegteren, reich, aber immerhin maßvoll ornamentierten Fassaden aus der Barockzeit, bezeichnen die Glanzpunkte einer baukünstlerischen ortstümlichen Entwicklung, in der da und dort ein Neubau aus den letzten Jahrzehnten, gewöhnlich als wenig glückliche Stilkopie mit dem Mietkasernencharakter, wie ein Fremdkörper auffällt. Stadtplatz und Rathaus, beide monumental entwickelt, charakterisieren die Stadt als Bürgerstadt. Darin besteht in den meisten Fällen nicht allein die historische Grundlage, die wir aus dem Plan ablesen können. Nicht immer, oder wenigstens nicht allein hat die Bürgerschaft die Oberhand gehabt, vielfach haben sich Fürst und Bürgerschaft in die Macht geteilt, was in dem Baugebilde der Städte wie in einer steinernen Chronik auf den ersten Blick zu lesen ist. Hier gibt der Stadtplan eine sehr wichtige Andeutung. Die Großzügigkeit des Fürsten hatte immer das Auge auf das Ganze gerichtet und den Bauplan der Stadt, wie es immer anging, seinen Absichten unterworfen. Er strebte nach Einheit und Zusammenfassung, und das Schloß sollte der Kulminationspunkt sein. Der Plan von Karlsruhe ist vollständig dieser Absicht unterworfen; eine ähnliche zeigt sich in der Anlage von Schönbrunn in bezug auf Wien, und Potsdam hinsichtlich Berlins, wo indessen die ursprünglich geplante gerade Verbindung in Form einer riesigen Avenue in den Zeiten des sinkenden Ruhmessinnes einen mehrfachen Knick bekommen hat. Wo nicht Raum und die Mittel zu einer ähnlichen großartigen Baugesinnung gegeben war, die durch Paris und die Tuilerien vorbildlich geworden ist, da bemerken wir in solchen Fürstenstädten, zu denen die meisten Provinzstädte Süddeutschlands und Österreichs gehören, eine andere, gleichfalls interessante, in das Leben der Stadt tiefeingreifende Schloßanlage. Hier ist die Regel, daß sich das Schloß am nördlichen Rand der Stadt erhebt, denn der Fürst will einen Fuß in der Stadt haben und einen im freien Lande. Beachtenswert ist die strategische Ausnutzung des Terrains. Sind Erhebungen da, so dominiert das Schloß in der Höhe und ist nach dem offenen Lande hin durch alte Wassergräben geschützt, wenn nicht ein Flußlauf die natürliche Schutzwehr bildet. Es ist gar nicht zu verkennen, daß die altertümliche Befestigungsart, die Burganlage, den Grund dieser Schlösser gebildet hat. Erst gegen Ende des siebzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als die burgenhafte Wehrhaftigkeit als Anachronismus empfunden wurde, empfingen diese Schlösser durch die Barockisierung den künstlerischen Lebenszuschnitt ihrer Zeit. Ursprünglich waren sie Zwingburgen oder Zwingschlösser. In den kleinen und übersichtlichen Stadtorganismen der Provinz ist diese Entwicklung ganz klar aus der Lage abzusehen, aber wir finden sie auch in den großen Fürstenstädten, wie in Berlin, Wien, Dresden, um nur einige zu nennen, wenngleich hier die Grundlinien durch die Neugestaltungen mehr oder weniger verwischt sind. Wie in Berlin das kaiserliche Schloß, so erhebt sich auch in Wien „die Burg“ am Rande der alten Stadt und ist hier von einer Wasseranlage, wo jetzt die Ringstraße steht, geschützt gewesen. In Dresden,

Digitized by Google

wo das Schloß nach gleichem Gesetz angeordnet ist, bildet der Einfluß der Elbe eine natürliche Wehr und Grenze. Die Vorstädte, die sich in der Neuzeit angliedern, bilden eine amorphe Masse. Hier ein künstlerisches Gestaltungsprinzip auszubilden, bleibt eine Aufgabe für die Zukunft. Aber auch hier kommt der „Kunstgenuß auf Reisen" nicht zu kurz. Wir vermeinen mit Unrecht, daß der Boden, auf dem die neuen schablonenmäßigen Häuserviertel sich erheben, keine Geschichte habe. Klingen nicht in den nichtssagenden Häuserzeilen alte Straßennamen wie verschollene Sagen auf? Die Geschichte alter Fluren und ihrer Menschen tönt verworren in der Namenlegende nach. Da und dort finden wir kristallinische Bildungen in dieser amorphen Masse, vereinzelte Bauwerke, schlichte Bürgerhäuser aus der älteren Zeit, die den behäbigen Ausdruck früherer ländlicher Verhältnisse tragen. Jede solche Wahrnehmung kann eine Entdeckung sein und eine Gedankenanweisung in baukünstlerischer Beziehung.

Aber das ist wahrlich nicht das letzte, was der Kunstwanderer in diesen „öden Strecken" finden kann. Zum Kunstgenuß auf Reisen gehört das Sammeln. Es gibt Narren und Fanatiker unter den Sammlern, aber das hindert uns nicht, in einer gut geleiteten Sammlertätigkeit eine Kulturarbeit zu sehen. Es ist verwerflich, aus alten Kulturbeständen alles fortschleppen zu wollen, was nicht niet- und nagelfest ist, und wir haben vielfach die Aufgabe, die unerfahrenen Besitzer, namentlich auf dem Lande, aufzuklären, und für die Erhaltung der kulturgeschichtlich interessanten Dinge an Ort und Stelle zu sorgen. Aber eine gewisse Beweglichkeit der Dinge werden wir niemals verhindern können. Insofern wirkt der Sammler, wenn er einigermaßen von künstlerischen oder kulturhistorischen Gesichtspunkten geleitet ist, als erhaltende Kraft. Wir wüßten über die persönliche Kultur und über die alltägliche Kunstpflege der uns vorangegangenen zwei, drei Generationen herzlich wenig, wenn nicht der Sammler wäre und sein anrüchiger Helfershelfer, der Trödler. Hier will ich ein Geheimnis verraten. Bei den kleinen Trödlern in den Vorstadtgassen kann der Kunstwanderer unter altem Schuhwerk und Lumpen zuweilen Ausgrabungen machen, die solche Tagereisen oftmals reichlich belohnen. Manches Glanzstück in den sauberen Schränken des Liebhabers ist aus dem wertlosen Trödel für geringes Entgelt herausgegraben worden. Jene entzückenden farbigen Geburtstags- und Brunnengläser, die inzwischen schon hoch im Kurs gestiegen sind und nach Amerika exportiert werden, Miniaturen, schöne Porzellane, altväterische Uhren, wertvolle Drucke, alte, interessante Schmuckformen und Metallgegenstände, Blumenstöcke, Porträts und Möbel aus urgroßelterlichen Tagen, und mancher hat aus dem Trödlerladen für ein paar Gulden einen berühmten alten Meister heimgetragen. Man darf zwar nicht vergessen, daß 75 v. H. aller Antiquitäten gefälscht sind, und daß mancher Sammler in seinem Leben nicht aufhört, Lehrgeld zu bezahlen. Immerhin entfällt der Großteil der Fälschungen auf die vielgesuchten Gegenstände, und der erfolgreiche Sammler, der gewisse Gattungen pflegt, hat stets zu einer Zeit begonnen, da seine Gegenstände vollständig ungeachtet und fast für nichts zu er-

Digitized by Google

stehen waren. Der Sammler ist es selbst, der durch seine Nachfrage Werte schafft und Preise bestimmt. Sein Verdienst ist da zu sehen, wo verkannte Werte zu neuem Ansehen gekommen sind. Für die Praxis ergibt sich der Wink, daß man seine Sammlung nicht mit gesuchten teuren Gegenständen anlegen soll, sondern ein Gebiet aufsucht, wo keine Vorgänger und daher auch keine nennenswerten Preise zu fürchten sind. Das ist freilich schwer, wofern sich die Sammlerobjekte über den inneren Wert alter Schuhnägel erheben sollen. Aber sicherlich gibt es hier noch Entdeckungen zu machen, und Entdeckungen persönlicher Art gehören, wie nun vielfach dargelegt, zum eigentlichen Kunstgenuß auf Reisen.

Keines der üblichen Reisehandbücher führt auf diesen Weg der Kunstbetrachtung und Reisebeobachtung. Sie bedürfen ausnahmslos der Ergänzung nach der Seite des Bodenständigen hin, des Heimatlichen und eben darin Urwüchsigen. Was hier zu sehen ist, kann übrigens gar nicht in Bücher gefaßt werden, sondern es muß gesucht, mit den eigenen Augen gesehen, mit den eigenen Empfindungen erfaßt werden. Es ist kein Zufall, daß das Hauptaugenmerk auf die Architektur des Volkes gerichtet ist, und daß die Kamera im Dienste des Kunstgenusses auf die Gesamtansicht verzichtet und lieber Einzelaufnahmen macht, die das Kleine und Unscheinbare möglichst groß darstellen. Die Schönheit eines Landes und der Natur ist wesentlich von dem Menschenwerk bestimmt. In den entzückendsten alten Städten und Dörfern unsrer Provinzen sind es nicht die vereinzelten monumentalen Werke, sondern die Unscheinbarkeit und Schlichtheit der gewöhnlichen Bürger- und Bauernhäuser und der sonstigen Bauten, die den Ausschlag geben. Sie bilden im Vergleich zu dem, was der Durchschnitt der heutigen Zeit schafft, einen so großen ästhetischen Wert, daß wir sie mit vollem Recht künstlerisch empfinden, obzwar die ursprünglichen Hersteller bei ihrer Arbeit gar nicht an Kunst dachten. Nichtsdestoweniger ist es ein guter Instinkt, der uns auf unsern Reisen und Wanderungen zur primitiven Baukunst des Volkes hinzieht, denn ein wachsendes Volk, das in seiner Bildung fortschreitet, ist ein bauendes Volk. Joseph Aug. Lux

Lose Blätter

Vom Reisen und von Reisen

[Wir bieten den Lesern heute eine kleine Auswahl aus guter Reiseliteratur. Unser Zweck ist dabei erreicht, wenn diejenigen, die sich eben zur Reise rüsten, noch einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß es gute Reiseschilderungen von Landschaften gibt, und daß es einen eigenen Reiz hat, feinsinnigen Leuten auf ihren Wanderungen zu folgen, die Äußerung ihrer Eindrücke zu hören — nicht zum wenigsten, wenn diese Wanderer etwas vom Dichter in sich trugen. Wir beschränken uns bei der Auswahl auf die deutsche Landschaft und die jüngeren Büchererscheinungen. Mit einer einzigen Ausnahme. Wir stellen an die Spitze ein Kapitel aus dem klassischen Buch Viktor Hehns: „Italien,

Digitized by Google

Ansichten und Streiflichter“ (Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin), weil man von diesem Buche gar nicht Rühmens genug machen kann, während es doch nicht allzu bekannt ist. Wer das Wunderland durch die Vermittelung des berufensten Schilderers in Gedanken voraus genießen will, der möge zu diesem Buch greifen, nicht weniger aber, wer eine sichere Hand braucht, um verworrene Reiseeindrücke aus Italien nachträglich zu läutern und das Bleibende um so sicherer zu besitzen. Wir geben dann Ludwig Volkmann mit seinem Buch „Kunstgenuß auf Reisen“ (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig) das Wort; es mag anregen, die vorhergegangenen Ausführungen unseres Mitarbeiters Lux durch Volkmanns Ratschläge und Erörterungen zu erweitern und ergänzen. Dann folgen mit den Augen des Dichters gesehene Ausschnitte aus der Natur. Wilhelm von Scholz eröffnet sie mit seinem Büchlein „Der Bodensee“, das, gleich den beiden folgenden Büchern der Sammlung „Städte und Landschaften“, herausgegeben von Leo Greiner im Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart, angehört. Den feinsinnigen Reiseschilderungen von Wilhelm Schäfer aus dem Buche „Der Niederrhein“ und von Paul Ernst „Aus dem Harz“ folgt eine von Wilhelm Bölsche, seinem Buche „Aus der Schneegrube“ (Verlag von Carl Reißner, Dresden) entnommen, und Carl Spitteler mit seinem „Gotthard“ (Verlag von J. Huber, Frauenfeld). Hermann Löns schildert in den Heidebildern „Mein braunes Buch“ (Hannover, Adolf Sponholtz) mit reichen Farben das Flüßchen in der Heide. Den Kranz mag ein Kapitel aus Alfred Lichtwarks „Sommerfahrt auf der Yacht Hamburg“ (Bruno Cassirer, Berlin) runden, ein Buch, das wir schon einmal besprochen haben. Alle Bücher, aus denen wir hier Proben abdrucken, können warm empfohlen werden.]

Kontrast

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Atna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Zykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Überraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponente, die jetzt zum Teil französisch ist. Welch ein Kontrast. In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Täler sind mit hellem, saftigen Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brauen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsszenen, voll idyllischen Friedens, und ruft

Digitized by Google

wohl aus: diesen Fleck Erde möcht ich zur Heimat erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Tal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunklen, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirtschaft, die Heimat knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und Kantonen, eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgetürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, von den Schneestürzen hinterlassen, ins Tal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Goethe sehnte und dem zu Ehren er auf dem Wege zwischen Bozen und Trient jenes Bettelkind, dem der heiße Boden die Füße verbrannte, mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer; nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja in den Winter fällt das Leben der Vegetation; breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern und baumartigen Blütenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Verläßt man die Eisenbahn mit ihren blinden Tunnels und folgt der weißen, blendenden Landstraße auf einen höheren Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge; es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts und Gruppen von pinus maritima, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Notwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung

Digitized by Google

und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunklen Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs den Wegen das Menschenleben vor sich gehend, jedem Blick offen, in mannigfachen Verrichtungen, in wechselnden Szenen, bald naiv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit; Männer in spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll; reizende halb oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich dem Engelknaben auf Raffaels Madonna von Foligno; Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, eben so fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Ölgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein endloses, graues, schwellendes Meer bedecken, und der Ölbaum fordert viel Arbeit — Auflockerung des Bodens, Reinigung, Beschneidung, Vorsicht bei Lese der Früchte usw. Aber nicht bloß Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer; sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Boote auf dem kiesigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosporus und in den Pontus Euxinus; in einem dieser Borgos ward Kolumbus geboren; dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unsern Tagen auch seine Landsleute Garibaldi und Nino Bixio getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen auf Pflege der Militärmacht gegründeten Thron zu stürzen. Sie sind listige Händler und Rechner, diese Abkömmlinge der alten Ligurer, aber auch ahnungsvoll und schwärmerisch. Daß ihre Riviera so volkreich ist, daß an ihr die Ortschaften so ununterbrochen sich folgen, während allen übrigen Strandgegenden des Mittelmeeres die Furcht vor den Seeräubern die öde, verlassene Physiognomie gab, das hat die Stadt bewirkt, die im Mittelalter sich zu ihrem Haupt emporschwang und sie mit ihren mächtigen Flotten deckte — Genova la superba, der Edelstein an diesem weiten, kostbaren, von Spezzia bis Nizza gebogenen Küstenreif.

Viktor Hehn

Kunstgenuß auf Reisen

Es fällt uns schwer, uns in eine Zeit zurückzuversetzen, da das Reisen noch nicht etwas Selbstverständliches und allgemein Zugängliches war, sondern teils als das Privilegium weniger Bevorzugter, teils aber umgekehrt als etwas Gefährliches, Unnötiges oder wohl gar Schädliches betrachtet wurde, so daß, wer dafür eintrat, nach allerlei Rechtfertigungsgründen für diese seine Vorliebe suchen mußte. Und doch liegt solche

Digitized by Google

Zeit für uns noch nicht gar zu lange zurück. Der Zufall spielte mir ein dickes zweibändiges Werk in die Hand, das 1795 bei der Breitkopfischen Buchhandlung zu Leipzig erschien und den Titel trägt: „Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehender Gelehrten und Künstler insbesondere." In der breitspurigen Weise der Zeit ist da über die Art des Reisens im allgemeinen und besonderen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd, über die Bildung des Herzens, des Verstandes und Geschmacks durch das Reisen usw. gehandelt, jeder Stand erhält seine besonderen Regeln und Ratschläge, ja es wird gefragt, „ob und wie Frauenzimmer reisen sollen" und dgl. mehr. Zum Eingang aber hält es der anonyme Verfasser für geboten, in drei Kapiteln die allgemeinen und besonderen Vorteile des Reisens gründlich darzulegen und die Einwürfe gegen das Reisen ausdrücklich zurückzuweisen. Eine solche Rechtfertigung oder „Rettung" des Reisens ist heute wahrlich nicht mehr nötig, im Gegenteil, man könnte wohl eher vom Reisefieber und der Reisewut unserer Zeit sprechen und eine „Endemik oder die Kunst zu Haus zu bleiben" verfassen. Wohl aber sind alle die Gründe, die der Autor (er hieß Franz Posselt) für das Reisen überhaupt ins Feld führt, noch heute gültig für jenes wirklich ersprießliche und fördernde Reisen, das nicht nur Selbstzweck ist oder der Gesundheit oder Zerstreuung dienen soll, sondern zugleich unter dem höheren Gesichtspunkt der Selbstbildung und der Erweiterung des eigenen Empfindungslebens steht. Noch heute ist es voll zutreffend, wenn wir dort lesen: „Es gibt allerdings der Mittel viele, wodurch man zur Selbstbildung gelangen kann; eines der vornehmsten aber ist das Reisen. Zwar findet der Mensch, der das Bedürfnis der Bildung fühlt, in jeder Lage des Lebens Gelegenheit, seinen Verstand, sein Herz und zum Teil auch seinen Geschmack zu bilden, und sich in derjenigen Kunst oder Wissenschaft, die der Gegenstand seines natürlichen oder bürgerlichen Berufs ist, immer mehr Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen, allein das Reisen gibt hierzu weit mehr Anlaß und verschafft ihm Gelegenheiten, die ihm keine andre Lage in einem solchen Maße darbieten kann." Aber schon damals war diese rechte Art zu reisen durchaus nicht das Gewöhnliche, und wiederum ist es noch heute wahr, wenn es weiterhin heißt: „Ob nun gleich der Nutzen des Reisens jedem Unbefangenen sogleich einleuchtet: so gerät man doch in Versuchung zu glauben, das Reisen bringe ungleich mehr Schaden als Nutzen, wenn man nämlich auf die Art sieht, wie die meisten, besonders junge Leute, reisen, und wenn man auf die traurigen Folgen solcher Reisen aufmerksam ist." Wie köstlich paßt das alles auch auf unser Thema! Auch wir wollen ja nur von denen und zu denen sprechen, denen es um die Selbstbildung — die künstlerische Selbstbildung in unserem Falle — Ernst ist, und die nicht nur wie „Leute von Stande und reiche Jünglinge" die Welt sehen wollen, sondern zugleich noch etwas mehr mit nach Haus zu bringen wünschen, als nur den Bericht über die durchmessenen Strecken, die Gasthäuser und die sonderbaren Gepflogenheiten fremder Länder. Schon Winckelmann hatte, für seinen römischen Wirkungskreis, den Wunsch nach literarischer Betätigung in diesem Sinne empfunden; doch scheint er seine Zeit noch nicht für reif dazu gehalten zu haben, wenn er schreibt: „Ich habe auch einen

Digitized by Google

Unterricht zur Reise nach Rom für Fremde schreiben wollen; weil ich aber wohl weiß, daß derselbe wenigen oder niemandem helfen würde, so soll dieses das letzte sein. Denn man muß die unweisen, unberichteten jungen Gecken ihrer Torheit überlassen. Es ist ein Jammer, anzusehen, was für junge Leute man hierher sendet." (Brief an Johann Jakob Volkmann, Rom, 27. März 1761.) Wir lassen heute solche Bedenken nicht mehr die Oberhand gewinnen, da die künstlerische Erziehung der lebenden und der kommenden Generation doch zu wichtig ist, um sich ihr dauernd zu entziehen. Aber freilich taucht hier für uns selbst als Erstes doch auch eine Frage auf; die Frage nämlich: Ist denn Kunstgenuß auf Reisen überhaupt etwas Besonderes und Neues, etwas anderes als der gewohnte stille Umgang mit Kunst und Kunstwerken zu Haus?! Die Antwort lautet Ja und Nein. An und für sich braucht natürlich kein grundlegender Unterschied zu bestehen und bei einem, der ganz in künstlerischen Gedanken- und Empfindungskreisen zu leben gewohnt ist, besteht auch kein solcher. Wohl aber sind bei weitem die meisten Menschen auf der Reise selbst ganz andere, als im Einerlei der täglichen Beschäftigung zu Haus: freier, leichter, frischer und empfänglicher, und es liegt auf der Hand, daß gerade diese Eigenschaften die besten Vorbedingungen bieten für die Möglichkeit künstlerischer Auffassung und künstlerischen Interesses; ja nicht Wenige gibt es, die überhaupt nur durch Reisen zu originalen, großen Kunstwerken gelangen können, andere wieder, die nur auf der Reise für die Kunst „Zeit zu haben" glauben, und wenn dies auch ein offenbarer Irrtum ist, so kann doch oft genug gerade eine Reise den ersten Grund zu ernsterer Kunstfreude legen, die dann auch zu Haus nicht wieder weicht und für die dann auch die nötige Zeit und Muße gefunden wird. Freilich das Wunder wird auch die schönste Reise nicht wirken können, aus einem stumpfen Banausen einen kunstgenießenden Vollmenschen zu machen; aber wo immer die Anlage und die Sehnsucht nach künstlerischen Genüssen, tief verborgen vielleicht und dem Besitzer selbst unbewußt, schlummern mag — und es sind wohl nur ganz wenige, bei denen nicht wenigstens ein Funke davon im Innersten glimmt — da wird stets das Reisen die beste Gelegenheit zur Erweckung und kräftigen Entfaltung dieser Eigenschaften bieten. Ein Umstand allein schon ist es, der von vornherein hierfür spricht: während wir im häuslichen Alltagsleben vor lauter Denken und Bedenken, Sorgen und Besorgungen gar nicht dazu kommen, um uns zu blicken, machen wir auf Reisen ganz von selbst im einfachsten Sinne des Wortes etwas mehr „die Augen auf", und welch eminenter Gewinn für eine künstlerische Auffassungsfähigkeit allein darin schon beschlossen liegt, habe ich früher bereits zu zeigen versucht. Was ist es denn vor allem, woran wir in jeder Stadt auf den ersten Blick den durchreisenden „Fremden" mit so absoluter Sicherheit erkennen? Es ist die Art wie er langsam und vorsichtig von Straße zu Straße, von Platz zu Platz geht, überall um sich schauend und Eindrücke in sich aufnehmend oder doch wenigstens suchend, besorgt, daß ihm ja nichts Bedeutsames unter der Fülle des Nebensächlichen entgehe und immer in Spannung auf das Kommende. Gewiß wird jeder an diesen charakteristischen Merkmalen sogleich den „Reisenden" erkennen, auch wenn ihm nicht, wie beim Ausländer, fremdartige Kleidung und Sprache zu Hilfe kommen. So ist denn das Reisen in gewissem Sinne an sich schon eine Art „Er-

Digitized by Google

ziehung zum Sehen", und schon darum allein kann man auch mit einer gewissen Berechtigung von einem besonderen Kunstgenuß auf Reisen sprechen, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß es ganz allein bei uns selbst liegt, uns solche Entdeckungsreisen und die damit verbundenen künstlerischen Freuden auch in der Heimat oder der nächsten Umgebung zu suchen, wovon noch die Rede sein wird. —

Wenn also nun wirklich auf der Reise die allgemeine Disposition zum Empfangen von Kunsteindrücken die denkbar günstigste ist, so wäre es doch irrig, zu glauben, daß darum der rechte Kunstgenuß auf Reisen auch häufig geübt und gefunden werden müsse; im Gegenteil, auch hier überwiegt bei weitem die Hilf- und Ratlosigkeit unserer großen Menge der Gebildeten in künstlerischen Dingen über die vorhandene natürliche Anlage und selbst über den guten Willen, und nur zu häufig bleiben sogar entmutigende Enttäuschungen nicht aus. Goethe hat sich darüber in einer Tagebuchnotiz einmal sehr treffend geäußert:

„Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle die Gegenstände, von denen er so vieles hat reden hören, nicht zu finden wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen. Und fast nichts findet er so, nichts kann er so genießen. Hier ist was zerstört, hier was angeklebt, hier stinkt's, hier raucht's, hier ist Schmutz usw., so in den Wirtshäusern, mit den Menschen usw. Der Genuß auf der Reise ist, wenn man ihn rein haben will, ein abstrakter Genuß; ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, das, was mit mir nicht stimmt, was ich nicht erwarte, alles muß ich beiseitebringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, heraussuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden von allem, was die Zeit, der alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab ich einen reinen bleibenden Genuß und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Wohlseins oder Spaßes willen."

Zu solcher vertiefter und reiner Auffassung des Kunstgenusses auf Reisen anzuleiten, darf als eine schöne und dankbare Aufgabe gelten, und der kleinste Erfolg ist hier schon unschätzbarer Gewinn, selbst wenn er nur in einem negativen Ergebnis, in der Beseitigung von Mißverständnissen oder der Kenntlichmachung bisher gewohnter Irrwege bestände. Da scheint mir denn nun die erste und wichtigste Mahnung zu sein: Die Hände weg von der Kunst, auch auf Reisen, wenn sie euch nicht ernstes und inneres Bedürfnis ist! Es ist nicht wahr, was euch die „Gesellschaft" vorpredigt, daß Kunstbetrachtung und Kunstkenntnis à tout prix zur „Bildung" gehört und daß es Dinge gibt, die man „gesehen haben muß", um nicht ungebildet zu erscheinen. Ungebildet ist vielmehr, wer Kenntnisse und Empfindungen vortäuscht, die er nicht besitzt, anstatt offen und ehrlich zu bekennen: „das liegt mir nicht, oder dafür fehlt mir leider der Sinn". Nichts ist widerlicher als Heuchelei, zumal in so ernsten und edlen Dingen, und an Stelle einer Hinanbildung zur Kunst bewirkt eine solche gezwungene und erkünstelte Beschäftigung mit Kunstwerken nur eine um so größere Verflachung, ja sie darf geradezu als gewissenlos, als demoralisierend bezeichnet werden. Viktor Hehns „Italien" enthält in dem köstlichen Schlußkapitel „Einige Ratschläge,

Digitized by Google

die nicht im Baedeker stehen" jene bekannte Stelle, die den Unberufenen vor dem Betreten italischen Bodens warnt: „Sollte ich nun allen diesen und auch den anderen, behaglichen Eheleuten, die sich etwas zugute tun können, Rittergutsbesitzern im Moment wo keine dringende Arbeit vorliegt, Kaufleuten in der Zwischenzeit, wo der Handel ruht, Rentiers, die die Langeweile plagt usw., Ratschläge mit auf den Weg geben, so wäre der erste gleich sonderbar genug — er lautete: Geht nicht über die Alpen, nicht ans Mittelländische Meer, nicht ins Zitronenland! Es ist nicht so schön, wie ihr denkt, ihr werdet nicht finden, was ihr sucht!" Mit überlegenem Humor schildert er da, was man in Italien alles nicht findet — keine Erholung bietende Natur, keinen Wald, kein gutes Essen, keine Behaglichkeit usw., und er zerpflückt mit unbarmherziger Ironie auch all die eingebildeten Kunstgenüsse, die der Durchschnittsreisende sich nun einmal schuldig zu sein glaubt. „Wie oft", so heißt es zum Schluß, „hat der Verfasser in Italien eine unglückliche Familie in Erfüllung einer traurigen und gebieterischen Pflicht die Galerien durchmustern, von einem alten Madonnen- oder Heiligenbilde zum andern, einem alten karrarischen oder parischen Bruchstück zum andern wanken sehen, mit andächtig-langweiligem Blick und ganz zerrüttetem Kopf — bis endlich der letzte Saal erreicht war und die Stunde des Frühstücks und damit der Befreiung schlug. Dann, wenn er gleich darauf dieselbe Familie im Café-Restaurant traf, Messer und Gabel in der Hand, vor der Flasche Bordeaux oder dem Seidel Wiener Bier, bei der bistecca oder dem stuffato — wie leuchten jetzt die Augen, wie liegt Behagen auf den Gesichtern, eine Stunde menschenwürdigen Daseins nach bitterer Arbeit! Ach aber, heut nachmittag muß noch diese und jene Kirche gesehen werden: mit stiller Entsagung greift alles nach den roten oder schwarzen Büchern, um einige Stunden lang im Halbdunkel erloschene Fresken, halb abgeblätterte Wandmalereien hoch an den Wänden oder gar noch höher in der Kuppel, Altarbilder in düstern Kapellen zu sehen oder vielmehr nicht zu sehen und beim Ausgang alles kümmerlich Geschaute gleich wieder zu vergessen, es müßte denn eins der entsetzlichsten Mosaikbilder aus der christlichen Urzeit sein, von deren starren, fratzenhaften Zügen man freilich den ganzen Rest des Tages und bis in die Träume der Nacht hinein verfolgt wird. Viel bequemer nicht nur, sondern auch förderlicher finden wir es, für einen kleinen Teil des Geldes, das eine Reise ins Land der Kunst kostet, sich einige Prachtwerke mit Abbildungen italienischer Bauten, Figuren und Ornamente zu kaufen und dann abends gemütlich, ohne Drehung des Halses und Schwindeln des Kopfes, Blatt nach Blatt um den Familientisch herumzureichen und dazu den erklärenden Text mit den schönen großblumigen Redensarten, die bisweilen an Schiller erinnern, vorzulesen. Das ist eine angenehme Unterhaltung, zu der es keiner Heuchelei und keiner Kreuzigung des Fleisches bedarf. — Nach allem Obigen also wäre unser erster Ratschlag an alle, die es angeht, der, die Reise nach Italien lieber zu unterlassen." Alles das, was hier von dem Reisen in das spezifische Land der Kunst gesagt ist, dürfen wir ganz allgemein auf die Kunstbetrachtung auf Reisen überhaupt anwenden, und wie Hehn vor Italien, so ganz ernstlich vor der Kunstbetrachtung als solcher warnen, wenn die wichtigsten Vorbedingungen fehlen. Es ist ja doch gar nicht nötig, daß sich alle Menschen gleichmäßig für Kunst

Digitized by Google

begeistern — warum muß also der biedere Familienvater, der zu Haus nicht an Kunst denkt und die heimatliche Galerie nur vom Wohnbesuch her kennt, nun plötzlich auf der Reise jedes Bauwerk, jedes Bild, jedes Museum sehen? Achtenswerter erscheint es mir, wenn man sein mangelndes Interesse offen eingesteht und unbekümmert auch auf Reisen das aufsucht, was man wirklich möchte: also etwa der nervöse, überarbeitete Geschäftsmann Ruhe im Grünen, der Offizier vielleicht Pferde oder das Exerzieren der fremdländischen Truppen, der Großstädter die Einsamkeit des Hochgebirges, oder der Landbewohner das rauschende Treiben der Großstadt; achtenswerter sage ich scheint mir das, als wenn man mit einer Lüge sich eine Bildungsglorie ums Haupt zu weben sucht, die für ernste Menschen doch immer durchsichtig bleiben muß, und wobei man nur sich selbst quält und betrügt, den andern aber Licht und Luft und Platz wegnimmt. Also nochmals: Hände weg von der Kunst, auch auf Reisen, wenn's euch nicht wahres Bedürfnis ist!

Ludwig Volkmann

Sturm

Ein rauher, grauer Tag. Der Wind stößt abwechselnd aus Ost und Nordost, daß die südlichen und westlichen Ufer von schaumiger Brandung umrauscht sind. Die Dampfer haben schwer zu kämpfen.

Ich streife am südlichen Ufer des Überlingersees, durch Wald, Wiesen, am flachen Strand, wo das Brausen und Schlagen und Rollen der Wellen, wenn sie weit über flachen Grund heranlaufen müssen, mich umtost; und oben auf steilen bewaldeten Hängen, wo das Rauschen der Bäume und des Sees zusammenklingt in einen großen wilden Gesang. Wie das Kraft und Frische gibt! wenn man jeden Schritt fast gegen das Wetter erkämpfen muß, wenn der Wind gegen uns drückt, uns zur Seite werfen will und unsern Mantel flattern läßt wie eine wehende Fahne. Fischerboote zerren und reißen an ihren Stricken, als wollten sie von den Wellen gepackt sich forttragen und irgendwo auf den Strand werfen lassen. Auf die Höhe steig ich, über die großen, in die Sandsteinfelsen gegrabenen Keller der Konstanzer Brauereien. Da halten ein Aussichtsturm, ein einsames Haus und ein Friedhof Nachbarschaft. Wenn man auf dem Turme steht, sieht man weit über den See und das waldige, wellige Land. Das alles braust und rauscht. Ziehend und sich ohne Rast wandelnd, umgestaltend, sich überholend, zerreißend und drängend wandern die grauen Wolken über die Weite. Der Wind rüttelt am Turm und pfeift um seine Ecken.

Mit diesem Wind will ich ringen. Nach Haus und ins Boot! Das Gewell ist durch ein vorspringendes Horn etwas gebrochen, ich kann das Boot losketten, ohne daß es von der Brandung sofort wieder an den Strand geschlagen wird. Aber nur einen Augenblick, gerade zum Hineinspringen, ist Zeit und gleich müssen die Ruder arbeiten; und müssen tief fassen, sonst tauchen sie mit dem steigenden und schwankenden Boot fortwährend spritzend aus dem Wasser. Mit aller Wucht schlägt der Boden der Gondel, die ich dem Wind und Gewell entgegentreibe, regelmäßig nieder aufs Wasser, wenn ihn eine Woge gehoben hatte. Ich habe das Gefühl, kaum vorwärts zu kommen. Der Pfahl am Ufer, von dem ich abstieß, ist mir noch immer ganz nah. — Allmählich ent-

Digitized by Google

fernt er sich. Die Wellen werden stärker. Wenn die Spitze der Gondel eintaucht, schlägt die Spritzwelle über meinen Rücken. Aus dem Schutze des Horns ist die Gondel heraus. Der Druck des Windes und des Gewells ist gewachsen. Bei allem Widerstand meiner Ruder steht das Boot gehoben und niedergestoßen, aber ohne vorwärts zu kommen. So halt ich's vielleicht eine Viertelstunde. Dann ein Ruck. Ich wende. Und nun flieg ich über die Wellen, die mich dennoch immerzu überholen, hinten über den Bootsrand schäumen, und die Gondel bedenklich schief auf ihre Schultern nehmen.

Ein Dampfer taucht fern über den Wasserbergen auf.

Eine flache Uferstelle, auf der die Brandung verschäumt. Ich werfe das Boot auf einen Wellenrücken und rudere mit aller Kraft. Es gelingt. Ich kann hinausspringen und das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug heraufziehen und an eine Weide binden.

Wilhelm von Scholz

Rheinische Nester

Von den Städten am Niederrhein hat eigentlich nur Köln sich durchgehalten; die andern sind wie vergessene Schildwachen eingeschlafen und liegen heute inmitten des modernen Lebens irgendwo versteckt mit efeuüberdeckten Toren und halbzerfallenen Türmen, unpraktisch seitwärts vom Verkehr und selbst vom Rhein treulos verlassen. Der hat schon seit Jahrhunderten im angeschwemmten weichen Sand sein Bett sich anderswo gegraben, so daß die Uferstädte von vordem nun mitten in den Wiesen verschollen stehen. Das alte Römerkastell Bürgel ist dabei gar vom linken Ufer aufs rechte hingeraten.

Das ist nun märchenhaft zu sehen, wie aus den Weiden und Pappeln der Wiesen die Riesenmauern der Burg und Stadtumwallung von Zons den Wanderer überraschen. Am mächtigsten, wenn er von Süden kommt; nicht mit dem Schiff, wie es die Kölner an schönen Nachmittagen Sonntags zu Tausenden machen, sondern von Monheim mit der Fähre hinüber und eine Stunde am Ufer stets auf dem Damm vorbei, zuletzt quer durch die Wiesen darauf zu. Das ist zugleich ein Weg am Niederrhein, der die verschwiegenen Reize der Landschaft jedem offenbart; wenn man ihn ganz im ersten Frühjahr macht: in den hohen Pappeln schimmern die Zweige schon rötlich, so daß die breiten Riesenkronen ihr vielverschlungenes Astwerk zarter als sonst mit schlanken Zweigen in den Himmel malen. Darunter stehn zu Tausenden die dicken Weidenstöcke mit starren Ruten; und wenn die jagenden Wolken das Himmelslicht durchlassen, daß all die Rutenbüschel auf den schwarzen Stümpfen magisch aufleuchten über den Wiesen in grünrotem Schein: dann ist die Schönheit gewaltiger hier als irgendwo da oben am romantischen Rhein. Oder: die Wolken hüllten alles wieder ein in stählernen Glanz, da hebt sich zwischen den Stümpfen dicht überm Horizont im Westen ein silbernes Licht, und unter ihm der fernste Blick in einem kalten Kupferblau, der Dächerrücken eines Dorfes, ein stumpfer Turm darin, nur einen Finger breit über den Grasspitzen: in einer breiten Fassung von Wolken, dürrem Gras und Zweigen ein wundervoller sehr kleiner Edelstein.

Rechts überm Rhein da hebt die Ebene sich mit schweren Ackerfeldern, von kleinen Wäldern untersetzt, und hier zieht breiter, meist auch im

Digitized by Google

Blau, doch stärker und wärmer überleuchtet der lange Hügelkamm bergischer Höhen hin. Deutlich erkennt man Solingen, die Schwertfegerstadt, mit ihren Türmen und Häusermassen, das Gebirge krönend. Und dieses blaue leuchtende Band am Horizont, unterm weiten Wolkenhimmel der Ebene, dicht über Schollenbraun und Wiesengrün, manchmal verdeckt vom zarten gelbgrünen Pappelzweigwerk: das gibt der niederrheinischen Landschaft zwischen Köln und Düsseldorf noch eine farbige Stärke, die sich hinunter nach Holland rasch verliert: da werden die Lüfte wieder weich und schummrig, stets liegt ein Silberschimmer matt darin, hier aber sind sie stahlgrau und metallisch blank.

In dieser Landschaft steht mit Türmen, davon der kleinere eine feingeschwungene Schieferkappe trägt, schon weithin durch die Weiden und Pappeln grüßend das „rheinische Rothenburg", wie dieses Zons ein schlimmer Ungeschmack getauft hat. Man steht betroffen still, wenn man heraustritt aus den letzten Weidenbüschen, vor einem Bild- und Bauwerk ohnegleichen. Auf sanftem Wiesenland ganz unvermittelt, von einer Riesenzauberhand dahin gestellt, in dunkelrotem Ziegelwerk, durch regelmäßig eingemauerte Basaltblöcke noch schwärzlicher gemacht, unheimlich alles überragend ein mächtiges Schloß: kein Gebäude für menschliche Bewohner, ohne Fenster, nur ungeheuere Wände in wohlerwogenen Verschiebungen dahin gestellt; Efeu wuchert mit schwarzem Grün darüber; aus einem Eckturm wächst ein Baum mit mächtiger Krone, er kann die Riesenwände nicht überragen und steht vor ihnen wie im Blumentopf. Kein Burggebäude am ganzen Rhein, von Bonn bis Bingen, so viel ihrer da auch stehen, so unerhörter Schönheit mächtig und dergestalt erfüllt vom mittelalterlichen Geist.

Es steht nicht für sich selber da, die Mauern laufen rechts und links zu einem Viereck aus, das heute festgeschlossen noch die kleine Stadt umgibt: links trotzt auf der Befestigung aufgebaut ein Windmühlenturm, rechtshin zum Rhein gewendet zieht eine Häuserreihe hinter der Mauer zum stumpfen Rheinturm hin. So gewaltig dieser äußere Eindruck, so trübselig ist der innere. Einzig jene Häuserreihe gewährt in der Nähe einen Anblick, der zwar dem massigen Stadtmauerwerk auch nicht entspricht, doch manchmal malerisch im Durchblick steht, sonst wandert es sich traurig durch die ärmlichen Gassen. Verwahrlost stehn die niedrigen Ziegelhäuser, ein tückisches verkommenes Volk scheint da zu hausen, haltlose Erben einer Vergangenheit, die nicht die ihre war. Schloß Friedestrom, so hieß die Riesenburg, in deren Mauern das Städtchen miteingefaßt wurde, hat keinem Ortseinsassen gehört: Friedrich von Saarweden, Erzbischof von Köln, war ihr Erbauer im 14. Jahrhundert. So gehen hier wie überall am Niederrhein die Spuren auf Köln und seine Erzbischöfe zurück; sie waren die Sonne, der in Trotz oder Unterwerfung alles zuliebe geschah, was hier vermocht wurde.

Die Kirche aber, die inmitten steht, ist neu und eigene Leistung derer von Zons; was für ein feines Ding mag da gestanden haben? Wehmütig sieht man hinauf zur Kappe des runden Judenturms, an der ein breites Drahtnetz ausgespannt ist, die morschen Schiefer aufzufangen; wie müssen die Menschen gleich Ratten hier gewühlt haben, daß innen die äußerlich erhaltene Stadt so arg verwüstet wurde! Wehmütig erkennt man auch die Folgen der Fremdenindustrie: das aufgemalte blaue

Digitized by Google

Schmiedewerk an albern eingesetzten neuen Toren, ein buntbeschriebenes Gasthaus gar „zur Rothenburg“; man sieht es schon von außen diesen Kneipen an: Der Geist der alten Zeit wohnt nicht mehr da, wohl aber einer, der nach Schnaps und schlechtem Tabak und anderm Elend riecht.

„Zons, du gebrechlich stattliches Mauernest, stehengeblieben in einem Sumpf sturmloser Vergangenheit. Mit deinen stummen Gassen, die in engen Toren enden. Mit deinen Toren, die lallen über jedem Schritt. Dem Schritt des Fremden lauschen deine Winkel und höhnen ihn: geh weiter, sagen die verschlossenen morschen Türen. Wie Zwerge schaun engbrüstig schmale Häuschen trüb sich an aus alten kleinen Fenstern: wie aus Insektenaugen. Zerbrochen sind die ausgetretenen Stufen, die Kiesel in der Gasse halb versunken. Hinter der Mauer, die die Stadt umsperrt, stehn schwarz und starre Bäume ganz entlaubt und Büsche streng wie Rutenbüschel.“ (Alfons Paquet)

Wir gehn zum Abschied noch einmal um das Mauerwerk der toten Stadt herum, sehen wieder das Riesenschloß sinnlos und übermenschlich im sumpfigen Wiesenland, und wandern melancholisch durch den Wald der Weidenbüsche zum abendlichen Rhein zurück. Das dunkle Wasser schwappt, durch einen Schleppzug aufgeregt, schwer in dem dürren Schilf, schwarz säumen Bäume das andere Ufer, an dem vereinzelt Lichter blinken, die dunklen Rümpfe der Schiffe schwimmen wie ungeheure Tiere lautlos mit der Flut hinunter. Ein Blinken kommt von irgendwo, der Wind reißt in die Wolkenbank ein breites Loch, und still im Astwerk hoher Pappeln, wie eine Zitrone, hängt der volle Mond.

Wilhelm Schäfer

Ein Spaziergang

Ich will einen Spaziergang in der Nähe von Klaustal beschreiben. Die schöne Zeit der Wiesen ist der Anfang Juni, vor dem ersten Schnitt. Da ist es bunt von den Wiesenblumen, und das Gras selbst hat seine unscheinbaren Blüten in die Höhe getrieben; alle die vertrauten Namen sind da: der gelbe Hahnenfuß, der Kälberkropf mit seinen sperrigen Dolden, der Fuchsschwanz, die unscheinbare Männertreu, so ehrlich uns anblickend, und doch so vergänglich, daß die Blüte schon abfällt, wenn wir sie pflücken; das treuherzige Marienblümchen; Gundermann, Teufelsklaue, Arnika, Hühnerdarm und Löwenzahn, Bärenklaue und Storchschnabel, und all das andere Kraut und Gras. Vom hellblauen Himmel scheint die Sonne über alles lustige Grün, und auf den Weg, der am Graben entlang führt, welcher Wasser leitet zu einer Grube, die Kunst zu treiben, oder zu einem Pochwerk, die stampfenden Stempel in Bewegung zu setzen. Unhörbar schießt das klare Wasser dahin über den bunten Kiesgrund, die kleinen Ellritzen stehen gegen den Strom, wenden sich, blitzschnell mit dem Schwänzchen schlagend, oder springen einmal silbern aus dem Wasser, nach einer Mücke schnappend. Frisch und berauschend, wie perlender Sekt, ist die Luft in der leuchtenden Sonne; kein Staub und Schmutz wird durch den Wind hergetragen, und blitzblank sind die Halme des Grases, sauber der schwarzweiße Kies des Weges.

Am Waldrande wachsen die Zweige der Fichten bis tief nach unten, und in schönem Bogen berühren die letzten Äste fast die Erde. Die

Digitized by Google

hellgrünen Spitzen hängen in jugendlicher Schlaffheit an den Enden der Zweige und Zweiglein vor dem dunkeln Grün der alten Nadeln. Im Wald selber, wo die Bäume sich drängen, sind die untern Äste abgestorben, und unentwirrbar schieben sich vor dem Blick die rotbraunen, glatten Stämme durcheinander, die gleichmäßig und nicht unterschieden gerade aufwärts wachsen nach dem Licht und Regen zu, ihre Kronen durcheinanderwebend und mit jeder Nadel fleißig Sonnenschein und Feuchtigkeit auffangend. Wie eine Moosdecke sieht von oben der Fichtenwald aus, die ohne Lücke sich meilenweit breitet, Täler und Höhen gleichmäßig überziehend, alles Eckige bedeckend, daß nur Rundung erscheint. Kein einzelner Baum strebt hervor vor dem andern, keine Spitze ist zu unterscheiden, nur die gleichmäßige freundliche Decke des Waldes ist zu sehen. Aber von unten ist der Anblick anders; wo die Berge steil ansteigen, da klettern die hohen und schlanken Stämme in unerschütterten Reihen gleichmütig wie Krieger auf eine Schanze, klammern sich fest über Felsen und Steine mit ihren Wurzeln. Einst, in Urzeiten, hoben die unterirdischen Gewalten den Berg mit furchtbarer Kraft in einem Augenblick in die Höhe, schleuderten die Felsen von dem Gipfel wieder zum Fuß, um den Zugang nach oben zu verbieten. Aber die geduldigen Pflanzen haben in den unzähligen Jahren das Ungestüm der zerstörenden Gewalten überwunden, die Felsen allmählich mit lichtem Grün überzogen, den Boden geschaffen erst für Sträuche und Knieholz, und endlich für die aufrechten, stolzen Fichten, welche die Felsen und Abhänge hinaufschreiten, ohne sich zu bücken und ohne dem Blick, der von den höheren Bergen von oben auf sie fällt, etwas Außerordentliches zu zeigen, etwas, das auf mehr schließen ließ, wie auf das Wachsen im nadelbedeckten Waldboden.

Unhörbar ist der Schritt auf den glatten Nadeln, die Jahr für Jahr von den Fichten hier aufgehäuft worden, immer eine neue hellbraune Schicht auf der verwesenden dunkeln. Leise nur und unhörbar bewegen sich die schlanken Stämme in dem leichten Winde, der auf dem Wald liegt; das Knarren eines Astes, der sich reibt, tönt einmal von weitem und macht die Stille bemerkbar. Aber das Schweigen ist nicht tot, denn das atmende Leben und frische Wachsen der unbekümmerten Bäume dringt in die Empfindung des Wanderers; die Waldeinsamkeit ist nicht eine Einsamkeit, wie das Alleinsein in den menschenwimmelnden Straßen zwischen den himmelhohen Häusern der Großstadt; sie beengt nicht das Herz, umkleidet den Menschen nicht mit Eis, flößt ihm nicht Haß ein, sondern sie macht ihn fröhlich und dankbar und verursacht ihm ein Gefühl, als erweitere er sich, als gehöre alles zu ihm, die schweigenden Bäume und der helle glatte Grund, als habe er selbst Ruhe, Selbstgenügsamkeit und ein zufriedenes, glückliches Wachsen. In der Jugend mag man sich über das Glücksgefühl täuschen; aber schon auf der Höhe des Lebens, wenn man zurückblickt, so sieht man, wie wenige Sekunden Glück in den Hunderttausenden von Sekunden des Lebens waren: eine solche Sekunde war mir einst als Knaben im heimatlichen Walde, als ich, auf dem Boden liegend, zu den unhörbar sich verschiebenden Wipfeln der Fichten aufsah, und das leise Steigen des Saftes in der Rinde empfand, als sei ich eins mit dem Wald und gehöre zu dem Boden, wie die andern Bäume, die aus ihm gewachsen waren. Da war Ruhe

Digitized by Google

und eine unendliche Harmonie, und alles war schön, nichts Zufälliges war, sondern alles war notwendig, und die Schönheit war Güte und Zufriedenheit.

Heute sitze ich vor meinem Schreibtisch und rufe mir Bilder wach von einsamen Wanderungen im heimatlichen Wald, an die ich lange Jahre nicht gedacht habe; da wird alles lebendig wieder, was damals in meine Seele kam, und deutlich sehe ich Täler und Hügel, Abhänge, einzelne Bäume, Teiche, Gras und Blumen, Bäche, stille Hauungen; sonnenbeschienene Wege mit blauen Bergen erscheinen vor mir, wo Schmetterlinge um die dürftigen Blumen des Angers gaukelten, um die Steinnelke, das Johanniskraut, die Schafgarbe; düstere Hohlwege, in deren Mitte zwischen üppigem breitblättrigen Moos Wasser sickernd sich bergab bewegte, über welche sich spitzbogig die Fichten neigten, und wo noch vor hundert Jahren Räuber gehaust haben mögen. Kaum noch halbverstandene Namen erinnern an die wilden Zeiten, wie das Mordtal oder der Schnapphahnenweg; vergessen sind auch die Zeiten, wo der Bärenbruch seinen Namen empfing und die noch früheren, wo man nach dem Schelch die Schalke benannte; aber das breitblättrige Moos in dem längst unbenutzten Hohlweg grünt noch wie es damals grünte, als noch nicht Fichten diese Berge bedeckten, sondern Buchen, Eichen und Birken.

Das ist das Merkwürdigste für die Empfindung bei diesem frommen Fichtenwald: er ist Natur nur so, wie das Kornfeld Natur ist; der Mensch hat ihn gepflanzt für seine Zwecke, er hat die Natur gänzlich geändert, wie sie vorher war, und der Frieden, die Harmonie, die Stille und das Glück: nur die menschliche Zwecksetzung erzeugte sie hier, wo wilde Tiere sich zerfleischten, Mörder auf den vorüberziehenden Fuhrmann warteten und die Bäume einen stillen, aber erbitterten Kampf miteinander kämpften, die Birke mit ihren geschmeidigen Ruten unbarmherzig die Gipfel von Buche und Eiche dürr peitschte, über die sie schnell hinausgewachsen war, die breite Eiche der Buche das Licht nahm und sie trocken machte. Nun wachsen im Schutz der Menschen die Fichten, wie der Roggen wächst und reif wird. Nach verständiger Berechnung läßt der Forstmann sie ihr nutzbarstes Alter erreichen und fällt sie dann; nicht mehr ein wüster Kampf ums Dasein entscheidet, was aus jungem Bestand groß wird, sondern vernünftiges Ausholzen, durch das die einen weggenommen werden, damit die andern wachsen können: jene so wie diese durch ihren Tod dem höheren Wesen Dienste leistend. Paul Ernst

Von der Schneegrube

Über mir ragt es wie schwarze Zinnen einer gewaltigen alten Schloßruine. Durch eine Lücke im zerfallenen Gemäuer hängt ein schräger grauer Sonnenstreifen in den Schatten hinein wie ein jahrtausendalter Wust Spinngewebe. Er deutet in den Schloßhof, der roh verwildert liegt. Grünes Kraut steht fast mannshoch in der ganzen Breite. Irgendwo tropft Wasser, tickend wie eine gespenstische Uhr, aus dem Spalt eines geborstenen Marmorbrunnens.

Es ist Naturwerk, dieses Schloß.

Seine Zinnen sind grotesk zerspaltene Granitzacken des Riesengebirges, und der Schloßhof ist der innerste Kessel der großen Schneegrube.

Digitized by Google

In uralten Tagen lag in dieser kraterartigen Höhlung unter der Kammauer ein Ungetüm, das mit bleichen Augen ins Tal hinunterglotzte: der Gletscher.

Mit seinen ungeschlachten Tatzen hat es die Blöcke dort herausgeschoben und zyklopisch wie eine Brustwehr getürmt, mit seinem schwerlastenden Leibe hat es den Grund ausgetieft zum gähnenden Kessel. Aber es ist ihm im Laufe der Zeiten ergangen wie dem fetten Lollus im Keller in Bechsteins Märchen: immer dünner und dünner ist es hingeschmolzen, immer magerer lag es zum Schluß in seinem viel zu weiten Felsennest. Heute weht nur noch ein leiser Schatten von ihm durch die Grube, ein unsichtbar körperloses Etwas, das als kellerhaft kalter Hauch am leeren Fleck noch einen letzten Kampf kämpft mit seiner furchtbarsten Feindin, der Sommersonne.

Wenn die Ebene weithin in allen Farben des Frühlings prangt und selbst auf dem hohen Kamm die blauweißen Anemonen blühen, dann liegt in dem alten Drachenkrater noch der Winterschnee zu zähen Lasten gehäuft. Aber zuletzt muß er doch weichen. Die Wendestunde, in der einst der Drache für immer der Sonne unterlag, wiederholt sich: die Sonne bezwingt auch den letzten Schneestreifen der Grube. Einmal, am Ende der Eiszeit, ist das entscheidend geschehen: einmal hat die Sommerwärme den ganzen Schnee weggetaut, während früher immer ein Rest überdauerte als Zutat zum nächsten Winter; damals ist das Ungeheuer des Gletschers ins Herz getroffen worden durch Baldurs Schwert.

Heute, da ich hier sitze, liegt die weite Landschaft am Kammesfuße eingesponnen im heißen Juli-Glast.

Hier in der Schneegrube hat gerade endlich der erste Frühling gesiegt. Noch stecken in den tiefsten Granitschründen auch jetzt ein paar letzte Schneeflecken, aber schon grau vom tauenden Zermürben. Lustige Quickwässerlein rinnen leise davon herab. An der Grenze aber vollzieht sich jenes liebliche Schauspiel des Frühlingssieges, das auf tauenden Alpenpässen so oft meine Freude war: noch farblos weißliche oder gelbe Pflanzenspitzen, spargelhaft eingerollte Blätterknospen durchbrechen mit eigener Kraft und Wärme die morsche Schneedecke, noch ehe sie sich selber gelüftet hat. So ringt sich an der Furka die zierliche violettblaue Soldanella (Soldanella pusilla und alpina) sogar als geöffnetes Blütenglöckchen aus selbstgewärmten Schmelzlöchern des Lawinenschnees zum Staunen des Naturfreundes heraus.

Wo aber der Kesselgrund schon völlig frei ist, da erfüllt ihn ein wahrer lebendiger Schnee: halbmeterhoch ragen in weitem, schneeweißen Blumenteppich die wundervollen Dolden der seltenen narzissenblütigen Anemone (Anemone narcissiflora), des „Berghähnleins" der Gebirgsleute. Auf jedem lichtgrünen Hauptstengel stehen etwa ein halbes Dutzend großer Einzelblüten ganz nach Narzissenart. Ein berauschender Honigduft liegt über der Wiese. Man kann über den ganzen Kamm wandern, ohne dieser köstlichen Blume zu begegnen, hier aber tritt sie plötzlich als Herrscherin auf, — das schönste Sinnbild des Sonnensieges im alten Drachenbett.

Auf der Gletschermoräne selbst aber stehen niedrige, noch völlig blattlose Weidenbüsche im ersten goldenen Kätzchenschmuck, ein seltsam später Anblick für den, der aus dem Tal kommt, wo längst alle Blätter in schwerer grüner Sommerfülle rauschen.

Digitized by Google

Einsam und still ist es hier.

Oben an den Zinnen erscheint ab und zu ein punkthaft kleines Zwerglein scharf vor dem Himmelsblau: einer aus dem endlos dort vorbeihastenden Fremdenstrom, der sich etwas näher an den schwindelnden Abhang gewagt.

Hier herunter kommt in Tagen keiner, denn selbst der kaum sichtbare Pfad von unten her ist heute noch ein wahrer Steg ins Drachennest, wie man ihn sich im Märchen träumt: Block um Block, wie ihn der Riese abgerollt und liegen gelassen, will übersprungen sein und dazwischen schiebt sich in jede Lücke noch viel unwegsameres Knieholz, schwarzgrüne Büschel wie struppige Gnomenköpfe, aber zäh, als sollte ein Schwimmer sich durch halbflüssiges Pech durchkämpfen.

Eisdrache und Sonnenkampf, weiße Blütensterne — und Mensch. Das alles ist Natur.

Wilhelm Bölsche

Über Naturgenuß

Eigentlich sollten wir die „Natur" (richtiger gesagt: die Landschaftsbilder) nicht untätig genießen, einzig unsere Sinne spannend und mit dem Geiste auf Beobachtung zielend. Bei absichtlichem Ansehen, wie es der Tourist übt, bemerkt er zwar vieles, aber schaut wenig. Denn die Hauptsache beim Schauen ist ein seelischer Vorgang. Es kommt vor allem darauf an, daß die photographische Platte richtig vorbereitet sei, welche das Bild aufzunehmen hat; auch ist es vorteilhafter, wenn das Bild sich unvermutet auf ihr spiegelt, als wenn wir es mit dem Wunsch und dem Willen herbeirufen.

Fragen Sie sich doch selbst. Welche Naturbilder haften am gründlichsten, am deutlichsten und am nachhaltigsten in Ihrem Gedächtnis? Etwa jene, welche Sie als Tourist bewundernd anstaunten? Keineswegs. Mögen Sie noch so aufmerksam hingesehen haben, es bleiben Veduten, die sich entweder rasch verflüchtigen oder die, falls es Ihnen auch gelingt, sie mit der Erinnerung zu wiederholen, doch des inneren Gehaltes, mit andern Worten, der Beziehungen zu Ihnen entbehren. Dagegen jene Naturszenen, in welchen Sie Glück oder Leid erfuhren, jene Örtlichkeiten, wo Sie als Kind spielten, wo Sie als Jüngling etwas wollten, wo Sie als Mann etwas taten, ferner jene, wo Sie eine wichtige Nachricht erhielten, kurz jene, in deren Rahmen sich Ihnen etwas ereignete, die glühen mit unauslöschlichen Farben über unverwischbarer Zeichnung.

Man muß die Natur erleben. Sie darf nur die Szene abgeben, in welcher Sie Geist und Gemüt regen. Der Tätige hat den vollkommensten Naturgenuß; der Arbeiter, der während der Arbeit aufblickt, der Künstler oder Denker, der sorgenvoll seinen Plänen nachsinnt, der Gelehrte, der Entdecker, der etwas sucht. Sie sehen ungleich weniger als der müßige, aufmerksame Wanderer, aber sie sehen das Wenigere unendlich mehr.

Da der Mensch indessen nicht dazu ins Gebirge reist, um seine Sorgen und Beschäftigungen spazieren zu führen, im Gegenteil, und Erlebnisse nicht auf dem Rundreisebüchlein vorausbestellt werden können — die unangenehmen würden wir uns ohnehin verbitten —, muß ich die Frage gewärtigen, wie ich mir einen „tätigen" Naturgenuß, der zugleich Erholung bringen soll, als möglich und empfehlenswert denke.

Ich antworte: auf dem Wege kameradschaftlicher Reisen. Ich sage

Digitized by Google

nicht Gesellschaft, sondern Kameradschaft, und meine damit die Begleitung eines Menschen, mit welchem uns ein näheres geistiges und gemütliches Verhältnis, kurz ein Freundschaftsverhältnis verbindet. Teils die Gespräche, teils die gegenseitige Fürsorge, die sich unter den genannten Bedingungen während der gemeinschaftlichen Reise entwickeln, schaffen eine gehobene Seelenstimmung, welche die Landschaftsszenen besonders rein widerspiegelt, zunächst in der Gegenwart, später in der Erinnerung. Man erinnert sich am besten zu zweien, selbst in Abwesenheit des zweiten; und durch ein befreundetes Herz geschaut, sieht die Welt schöner aus, als bei direkter Beobachtung von Auge zu Stein.

Neulich, oben bei Inschi, zwischen den sprudelnden Bächen über der tosenden Reuß begegnete ich einer wandernden Mädchenschule. Mit Tornistern und Bergstöcken bewaffnet, mit Alpenrosen verblümt, eskortiert von Lehrern und Lehrerinnen, schwatzend, lachend und singend. Der Direktor, an der Spitze schreitend, stieß ab und zu in ein Hifthorn, um seine Herde zu sammeln. Nichtsdestoweniger schleppte ein Züglein nach, weit hinter den übrigen, um einen jungen Lehrer geschart, dessen Worten sie eifrig lauschten. Keines sah sich um; auch vermute ich, daß von allem eher die Rede war, als von der Geographie und Ästhetik des Reußtales, vielmehr schien mir, als ob sich da ein Romänchen anzettle. Allein glauben Sie nicht, jener Lehrer und jene Mädchen, obschon sie die meiste Zeit mit nichten die Landschaft, sondern ihres Nächsten Angesicht betrachteten, werden zeitlebens die Szenerie des Reußtales tiefer im Herzen eingegraben behalten, als wir achtsamen, beflissenen Naturgucker?

Jenes zerstreute Schulkonglomerat habe ich beneidet. So sollte man eigentlich reisen. Carl Spitteler

An den Ufern der Örtze

Viele Flüsse und Flüßchen hat die Lüneburger Heide; ihr echtester Heidfluß aber ist die Örtze. Sie hat als Heidjerin keine Sehnsucht nach anderen Ländern; in der Heide kommt sie auf die Welt, in der Heide will sie enden.

Sie ist so bescheiden, so klug und so still, wie ein richtiges Heidjerkind; es wäre ihr ein Leichtes, wenn sie ihren eigenen Weg ginge bis zum Meere, denn selbst in den trockendsten Sommern hat sie Wasser genug; die Flüßchen und Bäche aus den Mooren, die Schmarbeck und Sotriet, Lutter und Wittbeck, Wietze und Brunau, lassen sie nicht verdursten. Aber ihr liegt nichts an der weiten Welt.

Das Stückchen Heidland von Töpingen bis Winsen genügt ihr; in friedlichem Fließen gleitet sie an rosigen Heidbergen, dunklen Fuhrenwäldern, glitzernden Sandbrinken vorüber; stolze Eichen wachsen an ihren Ufern und stattliche Fichten; ihre Uferhügel lassen Platz genug für fruchtbare Wiesen, gehen aber nie so weit von ihr fort, daß unendliche Marschflächen die stillen Schönheiten der Heide beiseiteschieben, wie an der Aller.

Die ist ja auch gar kein Heidefluß, sondern so ein richtiger Allerweltsfluß; in Sachsen gebürtig, bringt sie eine fremde Sprache und fremde Sitten mit, prahlt von Bergen und Burgen, um plötzlich, noch mitten in der Heide, sich als Marschenbäuerin aufzuspielen; stolz und hoffärtig, weiß

Digitized by Google

sie nicht, wie dick sie sich tun soll an guten Tagen, um dann wieder ganz klein zu werden in der Sonne, wenn die Bergflüsse, die Leine, die Ruhme und die Innerste, ihr nicht mehr aushelfen können.

Die Örtze aber bleibt, wie eine richtige Heidjerin, sich immer gleich, im heißen Sommer und wintertags, im Frühling und wenn der Herbst im Lande ist; sie ist fröhlich in guten Zeiten, aber mit Maßen, sinnig, aber nicht schläfrig, still, aber nicht langweilig; es fällt ihr nicht ein, sich so zu überstürzen, wie die wilde Böhme, aber so langsam, wie die faule Fuhse ist sie auch nicht. Sie hält immer die richtige Mitte.

Ihr liegt gar nichts daran, in der Leute Mäuler zu kommen; es wäre eine Kleinigkeit für sie, aus dem Wietzeberg bei Müden in einigen Jahrhunderten ein ebenso berühmtes Fleckchen zu machen, wie es die Böhme bei Fallingbostel schuf. Sie aber gibt, was sie hat, und nicht mehr.

Sie hat auch genug für den, den der Weg an ihr vorbeiführt; erst Munster mit seinem bunten Soldatenleben, dann das freundliche Müden mit seinen alten Eichkämpen um die festen Häuser, dann Hermannsburg, wo ihre Wiesen sich weiten, dann Beckedorf, Oldendorf, Eversen, Wolthausen mit vielen heimlichen Winkeln und traulichen Ecken, und selbst da, wo es mit ihr zu Ende geht, bei Winsen.

Das Örtzeende vor Winsen ist ein kleines Paradies; wer da im Mai ist, wenn die Bäume grünseidene Blätter haben und alle Hecken blühen, wenn an den Ufern die goldenen Schwertlilien leuchten und aus allen Zweigen die Vögel singen, dem lacht das Herz im Leibe; und ist er dort, wenn der Tag zur Rüste geht, wenn die Fische sich werfen und das Rotkehlchen sein Abendlied singt, dann kommt Seligkeit über ihn.

Vielleicht aber wird er auch traurig, weil er dort Abschied für immer nehmen muß von der Örtze, und er bleibt lieber in Wolthausen, lehnt sich über das Brückengeländer und läßt sich von ihr allerlei erzählen, von uralten Zeiten, da Thor und Wode in den Eichenwäldern des Ruhhorns geehrt wurden mit duftendem Opferbrand und schäumendem Met, und von kommenden Tagen, wo die Diamantbohrer die Heide zernagen werden im Örtzetale, hungrig nach Salz und durstig auf Öl.

Viel kann die Örtze erzählen, Gutes und Böses; wenn die Abendsonne ihr goldbraunes Wasser mit Blut färbt, dann schluchzen ihre Wellen laut im Röhricht in jammerndem Gedenken der edlen Mannen mit den langen Bärten, denen die Heide zu eng und zu mager war; sie zogen südwärts, gründeten stolze Reiche und verschwanden. Heidkraut verträgt keinen fetten Boden.

Von den Billungen weiß sie, die den Wenden den Eintritt in die Heide wehrten, und von den vielen zweiten Söhnen und geringen Leuten, die mit den Ordensrittern in die Ostmark zogen und zwischen Russen und Polen deutsche Art pflanzten und hüteten; Hermann Billung singt sie Loblieder und murmelt Verwünschungen gegen seinen Bruder, Wichmann Neidherz, der die Wenden in die Heide rief und Brand und Mord über die Dörfer brachte, bis er fern von der Heimat ein blutiges Ende fand.

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht kann sie singen und sagen und kommt nicht zu Rande damit; des edlen Löwen trotziges Bild zaubert sie hervor und klagt laut über seinen Sturz und des Rotbarts grimme Rache, seufzt über den elften Juni von dreizehnhundertachtzigundacht, als die Winsener Heide Blutrosen trug, und flüstert stolz von

Digitized by Google

Heinrich, dem König der Heide, dem nichts so lieb war, wie das Pfeifen der Pfeile und das Klirren der Klingen.

Aber noch anderes weiß sie, als nur Blut und Tod; von friedlichen Tagen kann sie plaudern, als in dem festen grauen Poststalle vor der Wirtschaft oft über hundert Pferde die blankbenähten Kummete klingen ließen, als es noch keine Eisenbahn gab und über ihre Brücke aller Verkehr zwischen Hannover und Hamburg mußte; da ist es oft lustig genug hergegangen bei vollen Gläsern, mit Kartjen und Knöcheln, oft zog der Tabaksrauch so dick aus den Fenstern der Wirtshäuser, wie ein Nebel, und vor dem lauten Gesang stoben die wilden Enten aus den Buchten unter der Brücke. Hermann Löns

Rügen

Des widrigen Windes wegen, der uns zu lange aufgehalten hatte, gaben wir die Fahrt nach Wisby auf und beschlossen dafür, auf der Rückfahrt Rügen, Rostock-Doberan und die Ostseebäder an der Neustädter Bucht zu besuchen.

Von einer Fahrt nach Schweden hatte ich die Erinnerung, in Saßnitz des Nachts ausgestiegen, zum Hafen hinabgeklettert zu sein und vom Ufer in der Dunkelheit nichts gesehen zu haben. Ein andermal hatte ich auf einem Nachmittagsausflug von Greifswald über Stralsund den Boden der Insel betreten, aber gerade dort hat das Gelände nichts eigentlich Charakteristisches. Eine Reise nach Rügen zu machen, hatte ich mich nie entschließen können, denn moderne Bilder und Photographien, die ich kannte, hatten mich nicht sehr angezogen, und was ich an mündlichen Äußerungen zufällig gehört, hatte mich mit einer Art Vorurteil erfüllt.

Als wir uns von Bornholm kommend der Insel näherten, kam ich mir wie entrückt vor. So hatte ich mir in meiner Kindheit eine Fahrt durch den Stillen Ozean geträumt, wo unbekannte und unbewohnte Eilande aus der blauen Flut auftauchen, den üppigen grünen Mantel des Urwaldes über Berg und Tal geworfen und über weißen Felsufern nachschleppend.

Rügen hat auf dieser Ostseite etwas Traumhaftes und Entlegenes, etwas, das nicht zu Deutschland oder irgendeinem europäischen Kulturland paßt, weil keine Spur menschlichen Daseins erkennbar ist. Ein Wall weißer Klippen und darüber das lückenlose Grün des einen ungeteilten Buchenwaldes, der alle Formen des hochansteigenden Berggeländes erraten läßt und sich über die weißen Steilufer neigt.

Das Fremdartige blieb ungebrochen, als wir um das Vorgebirge segelten und Saßnitz auftauchen sahen. Mit seinen weißen Häusern klettert es in die breiten Waldhügel hinein wie eine mittelmeerische Küstenstadt.

Wir nahmen uns vor, zwei Tage in Rügen zu bleiben.

Am ersten Tag machten wir von Saßnitz aus den Spaziergang nach der Stubbenkammer.

Vom Strand aus sieht die Stadt, die aus der Ferne sich so vornehm aufgipfelt, banal aus wie die meisten deutschen Badeorte. Wer vor diesen gemauerten Gemeinplätzen steht, und daran denkt, daß die Zeit, wo man solche Aufgaben ganz allgemein in Deutschland mit künstlerischem Takt gelöst hätte, noch kein Jahrhundert hinter uns liegt, und daß wir

Digitized by Google

Millionen über Millionen für unsere Bauakademien und Bauschulen ausgegeben haben, um solches Elend zu erzeugen, dem schaudert vor den Zuständen, die wir künstlich geschaffen haben, und er mag sich wohl nicht ohne Bangen die Frage vorlegen, wieviel Arbeit dazu gehört, um unser Volk aus diesem Abgrund zu ziehen, und wer sie leisten wird.

Wir mußten zunächst die Post aufsuchen. Während die Hotels am Strande leichtfertiger Import aus Berlin sind, dessen Urheber Rügen womöglich gar nicht betreten oder doch nie einen Blick auf die Eigenart der noch vorhandenen Fischer- und Bauernhäuser geworfen haben, setzte die Post ihren Palast mit derselben Rücksichtslosigkeit in einem Rohbau — nomen et omen — hannoverschen Stils hin, der weder zum Alten noch zum Neuen und ebensowenig zum Charakter der Landschaft paßt, hier so wenig wie irgendwo sonst. Der Aufenthalt in der Schalterhalle mit der unsäglichen Geschmacklosigkeit und Sinnwidrigkeit ihrer Dekoration gehört zu den unangenehmsten Erlebnissen. Der Eindruck legt sich wie eine Last von Kummer auf das Gemüt.

So rasch wir konnten, eilten wir zum Strand hinab und suchten durch einen Blick aufs Meer die Augen zu befreien.

Der Weg zur Stubbenkammer führt eine weite Strecke am Strand entlang. Links das weiße Steilufer mit den überhängenden Buchen, rechts zwischen Weg und Meer das Gerölle der ausgewaschenen Findlingsblöcke, die einst in dem zernagten Ufer steckten.

Je weiter wir uns von Saßnitz entfernten, desto wilder wurde das Ufer. Hier und dort lagen draußen auf dem Geschiebe der Blöcke die Leichen junger und alter Buchen, die hoch vom Rand des Ufers heruntergefallen waren, und hoch oben am grünen überstehenden Rand hingen mit letzter Wurzelkraft angekrallt die Opfer, die der nächste Sturm sich holen wird.

Den Abschluß dieser gangbaren Wegstrecke bildet eine Schlucht, die ein dünner Wasserfaden im Lauf der Zeit ausgegraben hat. Vor den Gefahren des weglosen Strandes jenseits der Schlucht warnen die Tafeln, aber man sieht doch immer noch einzelne dunkle Flecke sich in unregelmäßigen Linien über die Steine bewegen, Schwärmer, die die unberührte Natur vorziehen.

Durch die Schlucht stiegen wir dann zum Walde hinauf.

Stundenlang ging der Weg über Berg und Tal am hohen Ufer entlang, von Zeit zu Zeit führte er auf eine Klippe oder ein steil abfallendes Vorgebirge, wo zwischen weißen Stämmen ein Ausblick über das Meer frei lag, und bog dann gleich wieder in den dichten Wald ein.

Die Ausblicke hatten, obwohl sie einander ähnlich waren, nichts Eintöniges, denn von Mal zu Mal stand der Fuß höher über dem Wasserspiegel, und von Mal zu Mal dehnte sich die blaue Fläche weiter gegen den flichenden Horizont. Die Stimmung steigerte sich in langsamer Schwellung, bis zuletzt auf der Stubbenkammer die schwindelnde Höhe erreicht war. Am Strand zu Füßen des Königsstuhls sahen die Boote wie Kinderspielzeug aus, und wie Punkte irrten die Menschlein hin und her.

Ein kurzer Abstecher führte zum Herthasee, einem Teich, dessen bescheidene Ausdehnung und freundliche Umgebung der Erwartung, die eher auf etwas Düsteres und Unheimliches ging, nicht entsprach. Geheimnisvoll und schaurig wirkte daneben der mächtige, vom Hochwald zurück-

Digitized by Google

eroberte Burgwall, dessen regelmäßig steile Seiten auf die Hand des Menschen hinwiesen. Es heißt, daß in der Grube, der seine Massen entnommen, der See sich gebildet habe.

Wir stiegen zum Strand hinab und fuhren mit dem Dampfer zurück nach Saßnitz, nahe genug am Ufer entlang, um noch einmal die Herrlichkeit zu genießen.

Als wir nach dem Essen auf Deck stiegen, dunkelte es schon. Saßnitz war mit seinen weißen Häusern in den Wald gesunken und tauchte nun allmählich als Licht wieder auf. Es sah sehr traulich aus, wie im Wald hoch über der Stadt, wo am Tag kein Haus zu sehen war, einzelne Lichter aus dem gleichmäßigen Dunkel hervorbrachen.

Am nächsten Morgen wurde ein Ausflug nach Putbus und Bergen gemacht.

Wir landeten in Binz, das wir abends als Lichterstreifen am flachen Waldufer, bei Tag als weißen Streif in der Ferne hatten liegen sehen.

Der Strand ist ausgezeichnet, unvergleichlich besser als in Saßnitz. Die neue Architektur des Strandhotels entspricht in ihrem billigen Pomp mit zahllosen Türmchen schlechter Zeichnung, mit ihren ungefühlten Verhältnissen und grausam banalem Ornament dem Zustand unserer heutigen deutschen Kultur. Als Deutscher fühlt man ein Grauen, wenn man so unvermutet diesem Dokument deutscher Kunst gegenübersteht. Gewiß, es kann ja nicht anders sein, es ist der Ausdruck des vorhandenen Unvermögens und der Gesinnung, die nun einmal herrscht. Aber wer kann sich bei solchem Anblick des Alpdrucks erwehren?

Traurig war auch der Anblick der wimmelnden Menschheit. Die Karikaturen der deutschen Typen im Simplizissimus sind nicht übertrieben. Was einigermaßen menschlich aussah, war nicht mehr deutsch, sondern eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung englischer Vorbilder.

Vom schönen Park zu Putbus, den wir mit der Eisenbahn erreichten, hatte ich viel gehört und erfuhr die übliche Enttäuschung. Nur die schönen alten Alleen rechtfertigten den Ruf. Der Park selbst, der vielleicht einmal als englische Anlage nicht so übel gewesen sein mag, hat durch die wüste Bepflanzung allen räumlichen Reiz verloren. Der moderne Gärtner haßt alle Größe und allen Rhythmus. Wo sich die Fläche eines Rasens dehnt, zerstückelt er sie durch einzeln draufgepflanzte Koniferen, wo eine Gruppe alter Bäume mit herrlichen Stämmen geheimnisvoll aus dem Boden aufsteigt, verhüllt er die Wirkung, die gerade durch das sichtbare Aufstreben des Stammes entsteht, mit Gebüsch.

Aber die Alleen sind wirklich ein Staat, und wer sich müde gesehen hat in dem Park, immer gegen junge seltene Bäume und Büsche an, die die alten um ihre Wirkung bringen, dem schwillt die Brust, wenn eine Biegung des Wegs ihm den Zauber des Rhythmus und des gestalteten und beherrschten Raumes in einer der Alleen enthüllt, deren schönste sich über Berg und Tal zieht.

Was ich gern gewußt hätte, das Alter der Alleen, konnte ich nicht erfahren. Fand der Gründer der Stadt Putbus sie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon vor? Dann erklärt sich das Spätere. Hat er sie mit angelegt, als er den „Zirkus", den runden Platz ausmaß, die große Hauptstraße und den Markt? Das ließ sich bei dem kurzen Aufent-

Digitized by Google

halt nicht feststellen. Ich möchte annehmen, daß die Alleen einem älteren Schloßpark entstammen und jetzt nur noch unvollständig erhalten sind, so daß der Organismus einer großen regelmäßigen Anlage nicht mehr fühlbar wird.

Auf der Wagenfahrt nach Bergen hatten wir in diesem lieblichen Gelände das Gefühl, daß hier wohl wie in der englischen Landschaft im Umkreis der Schlösser eine ordnende Hand tätig gewesen sei, die mit feinem Gefühl die Massen verteilt hat.

Bergen ist ein hübsches altes Städtchen, in dessen hochgelegener Kirche uns eine üppig entwickelte Wandmalerei romanischen Stils überraschte. Zwar ist sie restauriert, und wo ein Bild zerstört war, hat der Restaurateur aus eigenem eine Komposition eingefügt, indem er sich, soweit er vermochte, der Farbe und Formengebung seines alten Vorgängers anschloß. Aber im ganzen schadeten diese Zutaten nicht viel. Auf dem Chor sind Paradies und Hölle geschildert, wobei natürlich die Hölle der Phantasie des Künstlers viel mehr zu tun gegeben hat als der Himmel.

Die Bahn brachte uns von Bergen nach Saßnitz.

Als wir zu Schiff gingen, hatten wir den lebhaften Wunsch, einmal zurückzukehren und Rügen auf einer Fußwanderung genauer kennen zu lernen.

Hie und da rief mir ein Ausblick auf Meer und Waldufer die Werke des größten Meisters ins Gedächtnis zurück, der in Rügen seine Studien gemacht, des Malers Kaspar David Friedrich, den man zu unrecht vergessen hat, und den die nächste Generation mit Staunen und Ehrfurcht betrachten wird. Das schönste in unsern Galerien von ihm erhaltene Bild ist gerade ein Motiv aus Rügen im Museum zu Weimar.

Alfred Lichtwark

Rundschau

Allgemeineres

Vom Spiel mit dem Reisen

In meiner Jugend bin ich viel gereist, dann aber wurden Kisten und Kasten fünf Jahre lang immer leerer, und blieben weitere fünf Jahre lang leer, eh sich ein neuer kleiner Bodensatz zu bilden begann. Es war an kein Reisen zu denken während dieser Zeit. Da ich aber erstens immer ein Plänemacher und zweitens immer ein fideler Knabe war, so schnurrte die alte Gewohnheit in mir weiter, wie das Schwungrad in einem Groschenwägelein, auch wenn's angehalten ist — ich hoffte alljährlich: diesmal geht's und studierte mit rotem Kopf Fahrpläne und Reisebücher. Oh, was hab ich da noch abends im Bett für Reisen gemacht durch Norweg und durchs Land Italia, durch Schottland, durch Irland und durch Dalmatien, Griechenland und die Türkei, durch Rußland und Spanien — nicht einmal irgendein fremder Weltteil ist vor mir sicher gewesen! Dann kam Frau Wirklichkeit, klappte mir die Bücher zu und lachte mich aus.

Frau Wirklichkeit hatte gar keinen Grund, mich auszulachen, wer dem andern von uns beiden eine lange Nase machen durfte, das war vielmehr ich. Daß ich nicht reisen konnte, das leider war einmal so, damit mußt ich mich abfinden auf jeden Fall. Aber meine köstlichen Stunden des Plänе-

Digitized by Google

machens, des Hoffens, des Sehens, Hörens, des Genießens im Geiste, die hatt ich nun weg, Stunden durch keine häßliche Gastwirtelei oder Naturverschandelung oder Wetterbosheit oder Verschnupfung oder Insektenbeißerei je auch nur sekundenlang getrübten Phantasiegenusses unterm Gefühle: „Bin ich nicht der Herr der Welt?“

Es wird immer darauf ankommen, ob einem der Rückzug aus dem Phantasie- in Daseinsland schwer wird. Mir ist er in solchen Fällen nie als ein Herunterplumpsen erschienen, wie dem seligen Bählamm, da ihn seine Muse abfallen ließ. Gelüstet es mich, dies als eine schöne Naturgabe an mir nicht ohne freundlichen Blick in den Spiegel zu betonen, so pflegt freilich jemand, der mich zu kennen wähnt, zu sagen, „du warst einfach ein leichtes Huhn!“ Huhn oder Nicht-Huhn, ich stand mich so gut dabei, daß ich denen, die das Verlassen von Überluftschiffen nur mit peinlichem Ruck empfinden, fast raten möchte: kommt auch zu uns Hühnern. Zwar, was ihr nicht lassen dürft, das haltet mit den Zähnen fest, wie eine Bulldogge den Einbrecher, aber was ihr lassen müßt, dem gebt noch einen Klaps auf den Weg und freut euch noch seines schönen Fluges, wenn's in die Luft springt. Daß dieses das Gescheiteste und zugleich das Vergnüglichste sei, sagt die Vernunft, und ich sehe gar keinen Grund, warum es nicht Sache des Angewöhnens werden könnte.

Übrigens hat das Spiel mit dem Reisen wie jedes gute Spiel mehr als bloßen Zeitvertreib für sich. Es ist ein Lernen dabei, aber kein totes Geographie-Lernen, kein Kenntnis- und Begriffs- und Verständnis-Pauken, sondern ein durch das eigne Wünschen und Hoffen so interessiertes, daß man in der Phantasie immer gestaltet, immer belebt, immer eines mit dem andern verbindet. Das scheint mir noch wichtiger, als der gute Koffer voller Kenntnisse, den man dabei so unter der Hand einsammelt und wenn später doch einmal auch der Körper auf die Reise geht, wohl brauchen mag. Wir üben durch solches Reisespiel wie durch jedes gute Spiel die eigenen Kräfte. Wir weiten unsern Geistesaugen das Feld dadurch, und unserer Liebe die Heimat. Und wir üben unsre Seelen darin, auch bei wolkigem Wirklichkeitshimmel heiter und leichtbeschwingt wie mit Sonnenblicken der Freude über die Wiesen und Wälder auf Erdenland zu streifen. A

Dänisch lernen!

Von der Sprach

Nämlich: des Reisens wegen — aber auch noch aus andern Gründen.

Ich will nicht etwa behaupten, daß wir noch mehr davon hätten, als von englisch, französisch und italienisch, aber zur Erlernung dieser Dreiheit braucht man solche, die überhaupt moderne Sprachen treiben, auch kaum erst anzuregen. Wer noch mehr Zeit auf neue Sprachen verwenden kann, dem empfehle ich dänisch an erster Stelle.

Erstens einmal: es ist leicht soweit zu lernen, daß sich das Lernen lohnt.

Zweitens: das Dänische ist eine sehr einheitliche Sprache. Mit dem Doppelwesen des Englischen darf man's nicht erst vergleichen, es ist aber auch weniger gemischt mit Fremdwerk, als sogar das Deutsche. Es ist eine Sprache aus einem Guß, bei der man sich mitten im Germanischen und den „Müttern“ nahe fühlen kann. Das gibt ihm einen Stilreiz und eine

Digitized by Google

Einheitlichkeit, die gerade für ästhetisch Veranlagte außerordentlich groß sind. Dazu kommt, daß es reich an Anschaulichkeiten ist.

Drittens: wer dänisch versteht, versteht auch norwegisch, und er braucht sich gar nicht besonders zu bemühen, dann versteht er auch schwedisch. Selbst das altisländische liegt ihm nicht mehr so fern. Wie erweitert er dadurch das Gebiet, auf dem er reisen kann, ohne sich wildfremd zu fühlen!

Viertens: und welche Literaturen erschließen sich ihm dadurch! Die dänische, die norwegische, die schwedische, die altisländische rücken gleichsam an ihn heran — das bedeutet also gerade die Literaturen, in denen wir Deutschen von heute vielleicht das unserm Wesen Verwandteste unter allen der Welt finden können. Sogar vom Altisländischen gilt das ja. Der gebildete Skandinavier lernt immer deutsch. Der gebildete Deutsche wird die Mühe nie und nimmer bereuen, die ihn befähigt, ihre Literaturen nicht nur zu empfangen, wenn sie in Übersetzungen zu uns kommen, sondern auch selber bei ihnen zu Gaste zu gehen. Die Mühe ist im Verhältnis zum Erfolge nicht groß, denn nochmals: dänisch-norwegisch ist leicht soweit zu lernen, daß man mit Genuß darin lesen kann. A

Literatur

Vom Dorfroman

Wer auf einem engumgrenzten Gebiet wie dem des Dorfromans noch Neues und zugleich Gutes geben kann, verdient besondere Anerkennung. Was im unbeschränkten Weltroman über die geringe Zahl der menschenmöglichen Grundkonflikte redlich oder unredlich hinwegzutäuschen vermag, darf allergrößtenteils im Dorfroman nicht einmal berührt werden. Die Erschließung weitester Gesichtsfelder im geographischen, politischen, gesellschaftlichen, psychologischen Sinn, die Reize der unendlichen Abwechslung, der Farbenfülle, der letzten Bewußtseinsfeinheiten, der breithin wirkenden Tatfolgen — all das kann hier nicht ausgebeutet werden.

Auf Schritt und Tritt muß der Dorfromandichter sich sorglich hüten vor der Erinnerung an Vorgänger, die mit mehr oder weniger Berechtigung auch nach den paar starken Motiven des ländlichen Beisammenlebens griffen, und vor der Versuchung, die eigne Erzählung durch Übertreibung, sentimental verschönende oder pessimistisch vergröbernde, wirksam zu verfälschen. Er darf kein naiv gebliebener Eingeborener und kein halbeingeweihter Hergelaufener sein, erst recht natürlich kein schnellfertiger „Stadtfrack".

Sein Neues muß in der Gruppierung der meist schon dagewesenen Motive, in der persönlich empfundenen Darstellung der wenig zerspaltenen Gefühle, in eindringlich erschauten Schattierungen der Schilderung und nicht zuletzt in der Mitteilung „unveröffentlichter" Stammesbesonderheiten zum Ausdruck kommen.

Ein neuer „Roman aus Hessen" mit dem Titel „Die Pariser"* regte diese Betrachtung an. Von seinem Verfasser Alfred Bock hatte ich vorher noch nichts gelesen, kannte bloß den Namen und die hessische Herkunft. Auf dem Vorsatzblatt seines jüngsten Buches sind nicht weniger als sechs Romane, je ein Band Geschichten und Novellen nebst einem Lustspiel verzeichnet. Vielleicht stellen also „Die Pariser" noch bei weitem nicht Alfred Bocks bestes Werk vor. Auf jeden Fall

* Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin

Digitized by Google

aber muß man es nach dem Lesen dieses hessischen Romanes unbegreiflich finden, daß keinem einzigen der früheren Bücher ein Vermerk über die Auflagenhöhe beigegeben ward. Da der bekannte Berliner Verlag sicherlich weder zu ungeschickt noch zu nachlässig oder etwa zu schüchtern zum Gebrauch dieses erlaubten Reklame-Hilfsmittels ist, muß man also annehmen, daß bis jetzt kein einziges Buch Alfred Bocks über die erste Auflage hinausgelangt sei. Dies aber wäre beschämend für Lesertum und Kritikerzunft.

Ein hessisches Dorf mittleren Umfangs ist der Schauplatz, dessen Bürgermeister der Held. In achtzehnjähriger Herrschaft über die Gemeinde hat er stramm Ordnung gehalten, dabei aber vor allem für die Mehrung seiner Hausmacht gesorgt. Durch bereitwillig gegebene und dann unnachsichtig zurückgeforderte Darlehen hat er einen größeren Waldbesitz wohlfeil an sich gebracht und damit die Erbinhaber, eine ganze Anzahl von Familien, grundbesitzlos gemacht. Die Betroffenen waren zu stolz, als Knechte im Ort zu bleiben. Sie wanderten nach Paris aus, verdienten dort acht Jahre lang als Straßenkehrer und Fabrikarbeiter genug, um sich etwas zu sparen, und kehrten, als sie 1870 samt allen andern Deutschen ausgewiesen wurden, ins Heimatdorf zurück, erfüllt von dem Wunsch, sich an dem selbstsüchtigen Gemeindetyrannen zu rächen. Mit Hilfe des Neuerworbenen siedeln sich nun diese „Pariser“ im Unterdorf an. Bei der nächsten Bürgermeisterwahl bringen sie ihren eignen jungen Kandidaten durch, der unterm Einfluß der rachedurstigen Mutter die brave Bürgermeisterstochter irregeführt hat. Der harte Alte beugt sich noch nicht. Das Unglück seines halbstudierten Sohnes, das die Aufopferung des Familiengutes nach sich zieht, wirft ihn um.

Wie diese Hauptlinie durchgeführt und mit lebenstreuen Zügen durchsetzt ward, das ist ganz vortrefflich. Denkbar wäre wohl ein erhöhter Standpunkt, auf der Grundlage einer Idee, die auch der schlichten Bauerngeschichte sinnbildhafte Größe verliehe; doch wird sich mit ihr nicht leicht die intime Lebensspiegelung verschmelzen, die hier so viel ausmacht. Man erhält das Gefühl, daß Alfred Bock ein Meister im Maßhalten ist. Von Leidenschaft will er nicht viel wissen, auch nicht am Schriftsteller. Er nimmt sich sichtlich nicht mehr vor, als er zu bewältigen gewiß sein kann.

So mag man wohl hintennach den Eindruck haben, daß eine Gestalt wie der Gegenkandidat des Altbürgermeisters, nicht voll ausgenutzt sei, daß die Bürgermeisterstochter ein bißchen zu prompt resigniere oder das edelstolze Eintreten des Alten für die Schulden seines toten Sohnes nicht recht zu seinem lebenslänglich unedlen Geschäftsbetrieb stimme. Doch ist dies alles auch wieder nicht unmotiviert gelassen; wo kritischerer Blick einmal die Kraft der Notwendigkeit zu vermissen glaubt, ist darum noch nicht gegen die Möglichkeit gesündigt. Und bei den zwei ersten Punkten war offenbar die löbliche Absicht bestimmend, dem naheliegenden „Sie kriegen sich“ mit Selbstverleugnung aus dem Weg zu gehen.

Die Einigkeit von Können und Wollen gibt diesem Roman den Vorzug einer nicht alltäglichen Harmonie. Die Charaktere sind nicht ins Übergroße verzerrt, sondern überall im Maße lebendiger Menschlichkeit gehalten; die Guten haben ihren Einschlag von Mangelhaftigkeit, und auch der landwucherische Dorftyrann

Digitized by Google

hat seine heilen Stellen im Gewissen. Mit dem Reichtum an heimatkundlichen Einzelzügen, der den Hauptwert der Arbeit bedeutet, wird nicht geprunkt.

Alles wird mit Liebe über die Erzählung hin verteilt und an der rechten Stelle in die Darstellung untergearbeitet: die drolligen und ernsten Eigenheiten der Dörfler, das gediegene Hauswesen der Hessen, die besondere Form der häuslichen Verrichtungen und ländlichen Stimmungen, die kleinen Schwänke aus der Heimat und die Erinnerungen aus dem Pariser Exil, die im Wirtshausgebabbel fortleben, die köstlich echten Spitznamen, Sticheleien und Aberglaubens-Sprüche, endlich in und über dem allen die stattliche Sammlung mundartlicher Ausdrücke, von der Art, die mit ihrer Differenziertheit und Schlagkraft die Schriftsprache des Zeitungs-Zeitalters reichlich auffrischen, ausheilen könnten. Im ganzen: volkstümliche Kunst von der besten Art. Die Schwierigkeiten, die sich heute der Dorfdichtung entgegenstellen, sind da zumeist glücklich überwunden.

Ein Romanschriftsteller von verwandtem Streben, aber anscheinend nur in den wenigen besten Augenblicken von ähnlichem Gelingen ist Adolf Ott, von dem soeben „Der Bergführer", ein Hochlandsroman, unter der Flagge des Vereins der Bücherfreunde (Berlin, Alfred Schall) erschien.

Es ist kein reiner Dorf- oder Landroman, trotz dem Untertitel, sondern eine Mischung von Dorf- und Stadtgeschichte. Das erforderte freilich das Thema: eine vornehme sächsische Dame heiratet einen oberbayrischen Bauernsohn, der aus Liebhaberei für die Berge und aus Liebesverdruß unter die Bergführer von Garmisch gegangen war, nun in der feinen Ehe das dauernde Glück auch nicht findet und schließlich doch noch die ländliche Geliebte heimführen darf. Dennoch brauchte der Roman nicht so haltlos zwischen Hochland und Großstadt zu schwanken.

Das Gebirgsbäuerliche ist recht gut gesehen, aber ehe der Leser warm werden kann, geht es zu mehr oder weniger schief gestellten Städterbildern, zwischen die wieder Bergszenen geschoben werden. Und der brautglückliche Ausgang ist hier mit nichten gemieden. Wären die Hauptcharaktere tiefer, so könnte in ihnen der Roman seinen Halt haben. Da sie recht konventionell bleiben, wäre die Zusammenziehung zu einem, höchstens zwei geschlossenen Stimmungsgebieten erforderlich. Sintemal es denn ein reiner Dorfroman oder ein reiner Weltroman nicht werden sollte, ein Charakterroman nicht werden konnte, so ward „Der Bergführer" ein reiner Unterhaltungsroman, der hier nur wegen seiner schlichten Haltung und einzelner glücklicher Landmomente als ergänzendes Beispiel herangezogen werden konnte. Willy Rath

Ein Lindau-Nachwort

Wir haben zu Lindaus 70. Geburtstage nicht sprechen wollen. Wenn ihn aber seine Freunde jetzt mit bewundernden Aufsätzen dutzendweise wie auf Verabredung als einen Großen im Reiche des Geistes feiern, dann fühlen wir uns schon im Hinblick auf die Heranwachsenden verpflichtet, in Kürze auch zu sagen, als was er uns unserseits erscheint. „Wer schweigt, scheint zuzustimmen", und jetzt fehlte nicht viel, daß man Lindau als eine Art von „Erzieher" pries.

Lassen wir die Schabelski- und andre „Affären" beiseite, wir brau-

Digitized by Google

chen für unsre Bemerkungen kein Moralin. Aber auch wer nur Leistungen beurteilen will, muß wägen, wie wägt man Lindau jetzt? Als positive Leistungen werden uns Theaterstücke und Bücher aufgezählt, von denen unsrer Meinung und Beobachtung nach kein einziges heute noch irgendeinen Kopf interessiert, der die Zeit nicht vertreiben, sondern verwerten will. Erzeugnisse, die immer auf das „Qui vive?“ nach dem „dernier cri“ entstanden. Erzeugnisse, die wirklich, von ein paar Fachsachen abgesehn, nichts im Sinne haben, als den Effekt und den „Erfolg“. Imitationen und Adaptierungen ohne jede Ursprünglichkeit nach den französischen und später den andern à la mode-Artikeln, die gerade gangbar waren. Literarische Geschicklichkeiten, deren Ruhm mit der Anerkennung ihrer Geschicklichkeit eben erledigt ist. Man hat Lindau als Typus des jüdischen Literaten angegriffen, man tat dem Judentum Unrecht damit. Er ist Halbblut, für das sich der Arier genau so gut wie der Semit „verantwortlich“ fühlen kann. Nicht im Judentum als solchem, sondern im Feuilletonismus liegt Lindaus Charakteristikum. Und zwar im Feuilletonsgeist übelster Art. In diesem Geist, dem das Geistreichscheinen so sehr die Hauptsache ist, daß er die wirkliche Hauptsache, eben die Sachlichkeit, gar nicht zu begreifen scheint. In diesem Geist, der deshalb auch den Witz nicht aus dem Innenleben der Sache zu erzeugen strebt, sondern an ihr außen herum nach „komischen Seiten“ sucht, um Witze an ihnen aufzuhängen. Man denke an die Späße über Bayreuth oder daran, daß Lindau Seiten auf Seiten seines damals so einflußreichen Blattes an die gleichgültigsten Nullen von Dichterlingen Witzelns halber verschwendete. Von den besseren nahm er halt das vor, was ihm Gelegenheit zum Glänzen oder doch Blinken bot. Wo war bei ihm je das Ringen darum, Großes aus dem Innersten zu erfassen und mit seinem ureigenen Licht andre Seelen zu erleuchten und zu erwärmen? Unsern Mann deshalb zu „verdammen“ fällt mir gar nicht ein. Es gehören auch dazu schon wenigstens ein paar Tropfen Faust im Ich, und Lindau hatte eben keine. Er war halt ein im Grunde harmloser Gesell, der sich und die andern durchs Leben amüsieren wollte. Dies sogar auf feinere Weise. Er steht zum Beispiel immer noch höher als sein früherer Feind und späterer Partner Blumenthal. Das Erbärmliche lag nicht in seiner Persönlichkeit, sondern darin, daß unsre gebildete Gesellschaft der damaligen „Gegenwart“ Lindaus so zujubelte, daß sie's zu zehntausend Abonnenten brachte, daß man in ihr das „führende“ Blatt sah, ja, daß wirklich Echte und Starke im Geistesreich vorsichtig genug sein „mußten“ und waren, sich gut mit ihr zu stellen.

Jetzt sind wir weiter. Und wenn alles wahr wäre, was man gegen Harden sagen mag, seine „Zukunft“ ist trotzdem aus anderm Holze geschnitten. Auch der „Tag“ ist es. Und auch die großen liberalen Tagesblätter regiert unterm Strich immerhin ein Geist, der mit den Blüten der Lindauen und Blumenthäler von Jahr zu Jahr mehr aufräumt. „Man kann jetzt auch mit feinerer Ware Geld verdienen, das hat was für sich, machen wir mal in anständig“, soll ein kluger Zeitungsgeschäftsmann seinen Redakteuren gesagt haben. Aber freilich: die Gehirne, die à la Lindau Feuilleton machen können,

UNIVERSITY
Digitized by Google

sind auch noch da — und sie sind jetzt großenteils unbeschäftigt, eine Hausse im Feuilletongeist käme ihnen also zupaß. Wollen sie zu Ehren ihres Jubelgreises mobil machen? Gut, dann machen wir auch mobil. A

Theater

Berliner Theater

Nun werden gar auch unsre Sommerbühnen von dem literarhistorischen Bazillus befallen. Während Professor Reinhardt weiß Gott wo gastierte oder an Ort und Stelle letzte Toilette für das Münchner Künstlertheater machte, hat die Schauspielerin Adele Hartwig, eine kleine untragische Luise Dumont, von den Räumen des Deutschen Theaters Besitz ergriffen, um dort mit einer leidlich aufeinander abgestimmten Truppe Gustaf af Geijerstams Dienstbotenkomödie „Die schicke Auguste“ aufzuführen. Ich weiß nicht genau, wann dieses Stück, eins der vielen bisher nicht zu uns gedrungenen Theaterstücke des kürzlich dahingegangenen schwedischen Dichters, entstanden ist, aber darüber herrscht kein Zweifel: auf der Bahn seines Schaffens bedeutet es weder eine Höhe noch einen Markstein. Es ist nicht mehr als ein Intermezzo der Erholung oder der Abwechslung, wie andre sich zwischen zwei Tagewerken an den Skattisch setzen oder zur Billardstange greifen, nicht mehr als ein Atemholen zwischen seinen eigentlichen Arbeiten, den Eheromanen, in denen der feine Seelenschilderer erst ganz er selbst ist. Deshalb war es alles andre eher denn ein Verdienst dieser Sommerbühne, uns das Gedächtnis dessen, der das „Buch vom Brüderchen“, die „Komödie der Ehe“ und „Karin Brandts Traum“ geschrieben hat, durch diese posthume Entdeckung des Dramatikers Geijerstam zu verwirren. Nicht etwa daß diese Küchenkomödie ohne alle dichterischen Eigenschaften wäre! Das Reinmenschliche, das Geijerstams Romane adelt, strahlt auch hier seinen stillen Glanz aus. Dieses tragikomische Charakterbild von dem schicken, liebhabergesegneten Dienstmädchen, das die gutmütige Leichtgläubigkeit der Herrschaft ausbeutet, um sie in ein Lügengewebe und sich selbst in eine Gloriole von Keuschheit, Tüchtigkeit und Duldertum zu hüllen, hat feine Ansätze genug, wie sie nur ein Psychologe von dem Range dieses Schweden findet, und der Humor des bäuerlich robusten Herzens, das wohl einmal getäuscht und betrogen, nicht aber gebrochen werden kann und am Ende wie die Katze immer wieder auf die Füße fällt, verrät zugleich den Menschenkenner und den Menschenfreund. Aber gerade diese Zwiespältigkeit des Standpunktes zersplittert den schmächtigen Wuchs der Komödie. Aus der Dienstbotencharakterkomödie wird auf Strecken hin eine Herrschaftskomödie, die soziale Komödie der deplazierten Vornehmheit und Güte. Und hier liegt auch wohl der Keimpunkt, aus dem das Stück einmal erwachsen ist. Eine ironische Persiflage des Dienstbotenjammers, die der Krankheit durch Verspottung unsrer übertriebenen Humanität ihr sentimentales Gift zu nehmen sucht. Aber reicht das für einen Dichter, um eine Komödie draus zu gewinnen? Ich betone ausdrücklich: für einen Dichter. Denn für einen Moser oder Benedix wäre es übergenug. Bei Geijerstam jedenfalls hat es nicht gereicht, um seinen deutlich erkennbaren letzten dichterischen Ehrgeiz zu befriedigen. Das Menschliche, um dessen humoristi-

Digitized by Google

sche Gestaltung es ihm zu tun war, hat in dem gewählten Stoff offenbar nicht genügenden Wurzelboden gefunden; über das Küchenkrautmaß einer geläufigen Zeit-, Milieu- oder Lokalkomödie sind die drei Akte nicht recht hinausgekommen. Und eine peinliche Allgemeinerfahrung drängt sich auf, die wir bei Ibsen ahnen und in mehr als einem der so überzahlreich zu uns dringenden nordischen Roman- und Novellenbücher bestätigt sehen: dort oben wird infolge der Enge des politischen und sozialen Horizontes nicht selten ein Weizenhalm für einen Eichbaum angesehen. Sucht man dann aber dies Gebilde über die Grenzen seiner natürlichen Heimat, sei's Ort, sei's Zeit, zu verpflanzen, dann schrumpft es vor den größeren Verhältnissen leicht wieder zu der Nebensächlichkeit zusammen, die es im Grunde war und ist. Bei Geijerstam kommt nun noch etwas hinzu, das peinliche Mißverhältnis zu verstärken. Er hat für solche derb alltägliche Menschheitssachen nicht die Faust und nicht den Griff. Er erwartet auch auf der Bühne viel zu viel von der ruhigen Entwicklungskraft des Wortes, das nur mit zartem Finger an verständnisbange Seelen zu klopfen brauche, um ein mitlächelndes oder mitklagendes Echo zu wecken. Mit andern Worten: er war nicht resolut und nicht selbststreng genug, um eine poetische Schönheit innerer Erlebnisse der kaltblütigen Folgerichtigkeit der Charaktere und der Logik der Handlung zu opfern, damit die Bühne nur ja ihr unerbittliches Recht der Geradlinigkeit und Zielsicherheit erlange.

Rechter Hand, linker Hand — alles vertauscht. Um zu solch schwankendem Gefühle zu gelangen, braucht man nicht mal aus dem Wirtshaus heraus, sondern nur in den Sommer hineinzukommen. Rechts im alten Bau spielen sie einen Geijerstam, links, im Intimitätstempelchen der Kammerspiele, gibt dieselbe Direktion mit einem andern „Ensemble" den „Skandal von Monte Carlo", ein Lustspiel von Sacha Guitry, das Max Schönau weniger verdeutscht als verberlinert hat. Freilich, wer sich von dieser Enttäuschungskomödie eines angegrauten gräflichen Lebemanns, der besser zum Vormund als zum Liebhaber taugt, Pariser oder Monacensische Pikanterien erwartet, sieht sich bald zugunsten der Langenweile und der Moral enttäuscht. Aber darin liegt nicht das eigentlich Läppische und Widerliche des Stückes. Dies ist vielmehr die dreifach glacierte und gezuckerte Sentimentalität, die es sich am Ende, als der Bekehrte von seinen Seitenwegen artig zur Eheliebsten nach Hause zurückgekehrt ist, über den Kopf stülpt, wie er selbst seine jugendliche Perücke. Deutsche Gefühlsseligkeit auf dem Theater ist schon bös, französische schmeckt noch tausendmal widerlicher, zumal wenn der Wirt zwei Stunden lang so getan hat, als wollte er uns Champagner oder Burgunder aus der Côte d'Or kredenzen. Fr. Düsel

Hamburger Theater

Wie in seiner packenden „Geschichte von den sieben Gehenkten" führt Leonid Andrejew uns auch in seinem Drama „Zu den Sternen" ins Lager der Revolutionäre. Wieder sind es Geschlagene, deren Leid vor uns ausgebreitet wird. In der Einsamkeit eines Observatoriums haben sie sich zusammengefunden. Draußen braust die Welt, wüten die Machthaber, leiden ihre Besten, stöhnt das geknechtete Volk. Sie aber

Digitized by Google

sind zur Ohnmacht, zum Nichtstun, zu entnervendem Warten verdammt. Wilde Wut, bitterer Sarkasmus, dumpfes Dahindämmern, Hysterie, das krankhafte Sichüberschlagen eines hinausverlangenden Jünglings malt Andrejew in eindringlichen Gestalten. Aller Augen treffen sich in einem Punkte. Nikolaij, ihr Bester, der Größtes versprechende Sohn des Hauses, das ihnen Schutz bietet, ist in die Hände der Gewalt gefallen. Den gilt es zu befreien. Der darf nicht fallen. Sie senden ihre Boten hinaus und warten, warten ... Nur einer wird von der zerrüttenden Aufregung, wird selbst von dem Geschick Nikolaijs nicht berührt: der Vater. Einst hat auch er im Kampfe gestanden. Sibirien drohte. Da rettete er sich in die Einsamkeit des Observatoriums, rettete sich mit seinem ganzen Empfinden von dieser grausigen Welt weg zu jenen Sphären, denen nun seine Lebensarbeit gilt. Das hat ihm andere Maßstäbe gegeben, hat seinen Blick für das Erdenleid unempfindlich gemacht, hat aus ihm einen der Welt Abgekehrten, einen großen, ruhigen, Erdendinge nicht mehr verstehenden Träumer gemacht. „Mordet man da unten noch immer?“ fragt er verwundert, als er durch die Schreienden dahingeht, und wendet sich wieder zu seinen Sternen. Ihm haben sie Seelen. Ihm singen sie. Ihm geben sie die trostbringende Gewißheit, daß alles Erdenleid dem Ewigen gegenüber nichts bedeutet. Der tröstliche Glaube ist sein Stecken, daß die heilige Macht, die jeden Augenblick Welten zerstört, auch jeden Augenblick Welten entstehen läßt. Nicht nach unsern Wünschen, sondern nach ihrem Willen und ihrer Einsicht. Erst im vierten Akte wird offenbar, daß Andrejew mit dieser Gestalt nicht billige Kontrastwirkungen bezweckt, sondern ihrer zum Ausdruck des Erlösungsgedankens bedarf, der ihn sein Werk schaffen hieß. Während man bei den ersten drei Akten an den nur abschildernden Naturalismus vom Schlage eines Gorki denken kann, erhebt sich der letzte, der bezeichnenderweise auf dem Dache des Observatoriums, im Angesicht des hohen Sternenhimmels spielt, in die lichte Sphäre idealischer Kunst, in das Gebiet des Religiösen. — Die Kunde kommt, daß Nikolaij der Gewalt erlegen ist. Nicht geopfert hat man ihn, sondern langsam lebendig gebrochen. Der Wahnsinn, den er selber heranschleichen sah, hat das Fürchterliche geendet. Die Braut des lebendig Toten bringt den noch immer Wartenden die entsetzliche Kunde. Alle schreien auf, verlieren den Halt, wissen sich keinen Weg. Einen Augenblick übermannt es auch den Alten. Dann richtet er sich auf, hebt mit priesterlicher Gebärde die Hände zum Himmel und verkündet — jenes Leuchten im Auge, das einst den Propheten über die Menschenherzen Macht gab — seinen Glauben: Es gibt keinen Tod. In dieser Welt kann keine Kraft sterben. Nicht wer der äußeren Gewalt zum Opfer fällt, geht unter. Wer tötet, stirbt. Die Kraft, die in dem Getöteten wirkte, lebt ewig. Und mit ihr auch er. — Tief hinab in die Seele des jüngsten Sohnes fallen die Worte des verzückten Greises. Die Braut des Erschlagenen aber wehrt sie ab. Sie will hinaus wie ihr Verlobter. Will das bitterharte Leben dieser Erde auf sich nehmen, will es grüßen, so wie es ist, und sei es: mit dem Tod. Die Mutter ruft einmal ums andre den Namen des geliebten Sohnes. Die

Digitized by Google

Schar der Revolutionäre ist unten geblieben. Sie hört nichts von den Worten des Propheten. Was sollen die ihnen, den ganz ihrer Leidenschaft Gehörigen?

Dieser letzte Akt, der mir die reinste Wirkung des Theaterwinters brachte, zeigt offensichtlich, was denen, die Andrejew kennen und lieben, längst aufgegangen war, was aber, da es von vielen noch nicht anerkannt wird, einmal klar gesagt werden muß: Andrejew ist kein Revolutionär, ist kein Rufer im Streit, kein Prediger des Aufruhrs. Er ist ein vom gewaltigen Leid seines Landes Übermannter, ein tief innen Mitleidender, ein für sein Volk Zitternder, der, um sich vor dem Schmerz zu retten, der ihn zu überwältigen drohte, sich aus eigner Glaubenskraft einen Weg auf die Höhe bahnte und nun, ein Dichter, mit glänzendem Gesichte vor uns hintritt und uns seinen Glauben verkündet. Der auch uns von dem Erdenleid freier machen möchte, als wir es sind, indem er unsre Blicke aus der Niedrigkeit hinweglenkt zur Höhe, aus der Zeitlichkeit ins Ewige, von dem blutgedüngten Boden „Zu den Sternen"! Hans Franck

Dorfmusik

Die Zeit ist glücklich vorbei, da man die ganze Musikkultur unsres Volkes über einen Kamm scheren wollte. Die Zeit, da man es als den Triumph der Zivilisation erträumte, wenn kein Dörflein so klein wäre, daß nicht Konzert drin gehalten oder Theater gespielt würde. Daß dieser Wahn verfliegt, gibt den Weg frei für eine sachgemäße Reformtätigkeit. Vor allem gilt es auch hier, der Verstädterung entgegenzutreten und in den Landleuten den Stolz darauf zu wecken oder zu nähren, sie selber, also Dörfler und nicht Städter zu sein. So sind auch für den Städter, der aufs Land geht, Abwehr, Erhaltung und Förderung die wichtigsten Aufgaben, wenn er den Volksbrüdern, die er dort trifft, ehrlich helfen will.

Abwehr: vergeßt nicht, eurem Gastwirt zu sagen, welche Marter euch das Grammophon bereitet, das im Extrastübel steht und worauf er sich nicht wenig zugute tut. Das wirkt. Der Mann hat geglaubt, vor den „feinen" Gästen als ein auf der Höhe der Zeit stehender Wirt zu erscheinen, als er das Ding dem Geschäftsreisenden auf dessen ernsten Vorhalt abkaufte. Er wird es, wenn die ersten Scheiben abgespielt sind, in die Rumpelkammer stellen, falls er merkt, daß er eine ganz andere Wirkung damit hervorruft, als er wollte. Zweckmäßig ist es auch, die Konkurrenz zur Bekämpfung der mechanischen Instrumente zu benutzen. Wenn einige Wirte ihr Haus in den Reisebüchern und Anzeigen ausdrücklich als „grammophonfrei" zu bezeichnen anfingen, so würden die andern bald an der Herrlichkeit ihres schnarrenden Hausgenossen bange werden.

Auch das lobe man nicht, wenn im Gastzimmer mit vorwiegendem Dörflerverkehr oder im Tanzsaal ein Klavier aufgestellt ist, selbst wenn's zufällig ein gutes Klavier wäre und nicht, wie in 99 unter 100 Fällen ein elendes, mit harten, teils verstimmten, teils versagenden Tönen. Das Klavier ist ein Werkzeug städtischer Musikkultur. Der Lehrer, der Pfarrer, der Arzt, der Fabrikant und die sonstigen Bewohner des Dorfes, die eine städtische Bildung hinter sich haben, zu denen gehört's wohl. Ins Haus des eigentlichen Landmenschen gehört die Geige, die Zither, die Gi-

Musik

Digitized by Google

tarre, sogar die Ziehharmonika oder die Maultrommel. Zum Tanz sollte die rechtschaffene bäuerische „Tanzmusik“ in der ortsüblichen Besetzung den Chor beziehen. Indem der Städter bei seinem Besuch auf dem Lande ein Interesse an diesen Dingen kundgibt, erhöht er den Dorfleuten unwillkürlich die Freude an ihrer dörfischen Kunstweise. Sie schämen sich ihrer nicht mehr, wenn sie sehen, daß der Stadtmensch sie nicht verachtet, sondern gut leiden mag und schätzt.

Von den Amüsiervereinen, die unter dem Namen eines „Gesangvereins“ vielfach auf dem Lande bestehen, verspreche ich mir im allgemeinen wenig. Der falsche Ehrgeiz ihrer Dirigenten, die Renommiersucht der Mitgliedschaft machen diese Vereine meist zu einem Herd der Verstädterung. Gegenvereine zu gründen hat wenig Zweck. Man muß abwarten, bis bessere Leiter herein oder die gegenwärtigen auf den rechten Weg kommen. Ob sich für das junge Volk gesellige Zusammenkünfte einrichten lassen, wobei der Gesang, wie ehedem in den Spinnstuben, die Hauptunterhaltung wäre, diese Frage möchte ich weder bejahen noch verneinen. Das Singen der Mädchen des Abends am Dorfplatz, das lob ich mir. Bestimmte Feste, wo es gewissermaßen zum amtlichen Brauch gehört, sollten daher womöglich belebt oder erhalten werden.

Die Reste alter guter musikalischer Überlieferungen, wo sie sich auf dem Lande erhalten haben, müssen zunächst vom Untergang gerettet werden. Noch immer gibt es da und dort eigentümliche Instrumente, eigentümliche Zusammenspiele. Eine Notiz über die italienischen Zampognari in Caravaggio ist kürzlich durch die ganze Presse gegangen. Aber die Mitteilung eines Lesers der Vossischen Zeitung über die Voigtsdorfer Schalmeikapelle im Riesengebirge haben nur wenige nachgedruckt. Volkslieder werden seit einem Jahrhundert fleißig überall gesammelt, hingegen steht es schlecht um die Spielmusik, das bodenständige Gut an Märschen und Tänzen. Dieses Kapitel der Heimatkunde muß größtenteils erst geschrieben werden. Aber schließlich kommt es weniger darauf an, die spärlichen Überbleibsel zu sammeln, als darauf, lebendig zu erhalten, was noch lebt. Durch Nachfrage, Hinweis in den Zeitungen, Wettspiele, Preise oder andere Belohnungen könnte man die Bauernkapellen leicht anfeuern, die alten Schätze ihres Repertoires nicht aufzugeben.

Hingegen scheint es mir eine verfehlte Taktik, die Reform etwa gleich mit einem Kampf gegen die Operetten- und Tingeltangelmusik zu beginnen. Der Durchschnitt würde die gute Absicht zunächst gar nicht verstehn und abgeschreckt werden. Auch käme man in Verlegenheit, wenn man den braven Musikanten Ersatz für den ihnen zugemuteten Ausfall schaffen wollte. Es ist einstweilen nicht viel für sie Brauchbares an Gutem vorhanden. Aber schon das wäre ein Fortschritt, daß in den Programmen **neben** den städtischen Schlagern die heimatlichen oder allgemein volkstümlichen Weisen mit der Zeit sich vermehrten. Der Dürerbund will ein Verzeichnis guter, geeigneter Spielstücke in zweckmäßigen Einrichtungen ausarbeiten und an die ländlichen Kapellen verteilen lassen. Aber natürlich müßten Musiker von Herz und volkstümlichem Empfinden diese Auswahl treffen. Und mit dem Verzeichnis allein ist noch nicht alles getan. Der Bauernmusikant gibt ungern auch nur

Digitized by Google

einen Groschen für „Literatur“ aus. Ortsvorsteher, Verschönerungsvereine, wohlhabende Sommerfrischler müßten veranlaßt werden, der Kapelle solches Material nötigenfalls zu stiften. „Was“ die Dorfmusiker spielen, ist vorderhand viel wichtiger, als „wie“ sie es spielen. Und daß man ihre Leistungen nach einem andern Maßstab zu beurteilen hat als die einer städtischen Konzertkapelle, versteht sich eigentlich von selbst.

Vor einigen Jahren verbrachte ich den Sommer in einem abgelegenen Tal des Erzgebirges. Da erzog sich ein vom Dienst heimgekehrter Militärmusiker aus den jungen Arbeitern der Umgegend ein „Orchester“. Unter der großen Kastanie vor dem Häuschen des Maestro kamen sie jeden Feierabend zusammen und übten ihre Tänze für den nächsten Sonntag ein. Er unterrichtete „alles“. Geige, Kontrabaß, Klarinette, Horn und Trompete. Schön hat es nicht immer geklungen, aber musiziert wurde mit so viel Lust und Liebe, daß mir manches philharmonische Konzert in der Saison weniger Vergnügen bereitet hat, als diese fröhlichen Musikanten bei ihren Freiluftproben unterm Kastanienbaum. Und sie selber erst, wieviel hatten sie davon!

Richard Batka

„Die Dame Kobold“,

komische Oper in drei Akten, frei nach Calderons Lustspiel mit der Musik zu Mozarts „Cosi fan tutte“ bearbeitet von Karl Scheidemantel, — so heißt ein neuer und beachtenswerter Versuch der Dresdner Hofoper, die kostbare Musik dem Opernspielplan zu retten. Mit großem Geschick ist der fremde Text der Musik angepaßt — es ist ganz merkwürdig, wie sich die dramatischen Vorgänge in Calderons Lustspiel dem Ausdruck der Mozartschen Komposition nicht durchgängig, aber doch in den meisten Fällen anschmiegen. Das betrifft nicht bloß die heitere Gesamtstimmung, sondern sogar manche der kleinen Realismen, an denen diese Partitur so reich ist. Selbstverständlich bedurfte es mehrerer Umstellungen und einiger (geringfügiger) Änderungen, mit denen die Verehrer des Originals ebensowenig einverstanden sein werden wie mit dem Ersatz der Seccorezitative durch Dialog. Fast verwischt ist der ironisierende Grundzug der Musik, der für das Original einen Hauptreiz ausmacht. Ich glaube jedoch, daß mit der Dame Kobold ein Textbuch gewonnen ist, dessen Heiterkeit und Harmlosigkeit das große Publikum mehr ansprechen werden, als die Geschraubtheiten und Schlüpfrigkeiten der Opera buffa von Da Ponte. Freilich ist Scheidemantels Text auch nur ein Vorwand, Musik machen zu lassen. Aber es handelt sich um eine in weiteren Kreisen ziemlich unbekannte Mozartsche Musik, die jeder gerettet sehen möchte, außerdem um eine Mozartsche Musik, deren genauere Kenntnis die Entwicklung der recht unartig gewordenen modernen Operette sehr günstig beeinflussen könnte.

Friedrich Brandes

Der Eitelkeitsmarkt,

der seine größten Fischzüge von den lyrischen Dichter-Dilettanten zu beziehen pflegt, holt er sie jetzt auch aus Tongewässern?

Der Volgersche Verlag in Leipzig versendet einen Fragebogen zu einem illustrierten bio-bibliographischen Nachschlagewerk „Deutschlands Musiker in Bild und Wort“, das angeblich von hohem literarischen und zeitgeschichtlichen Wert sein wird. Eine kritische Betrachtung

Digitized by Google

des begleitenden Rundschreibens hat leider die Bedenken, die gegen ein solches Unternehmen auftauchen, nicht beseitigen können. Zunächst erscheint der „Wert“ fragwürdig, da es an Büchern mit Biographien und Bildern der hervorragenden lebenden Musiker nicht fehlt, und ein Bedürfnis, jeden in deutschen Landen taktschlagenden, geigenden oder notenklitternden Musikanten in „Kupferautotypie auf Hochglanz-Kunstdruckpapier“ zu verewigen, keineswegs vorhanden ist. Zur besonderen Lockung wird versprochen, daß dieses Buch „eventuell“ dem Kaiser Wilhelm gewidmet werden soll. Die Aufnahme wird übrigens von einer Gegenleistung nicht abhängig gemacht, so vorsichtig ist man heutzutage schon. Man muß dem Kantor Schulze in Hinterbroda schon den gerechten Stolz lassen, daß er seiner Verdienste wegen, nicht der schnöden Pränumerierung wegen ins Prachtwerk komme — er wird um so sicherer vom beiliegenden Bestellschein Gebrauch machen. Oder glaubt man, der Treffliche werde sich begnügen, den Fragebogen auszufüllen und sein Bild beizusteuern, nur damit dem vaterländischen Ehrenbuch ein so wichtiges Ruhmesblatt nicht fehle? Bestenfalls glaubt er, mithalten zu müssen, weil's die „andern“ auch tun. Wenn unsre wirklich namhaften Musiker, die auf solchen künstlichen „Hochglanz“ verzichten dürfen, derartige Fragebogen stoisch dem Papierkorb überlieferten, so wäre solcher Eitelkeitsindustrie wohl bald das Wasser abgegraben. Es ist immerhin ein überflüssiges Bächlein Geld, mit dem man irgendeine nützlichere Mühle drehen könnte. R B

Die zweite graphische Ausstellung des deutschen Künstlerbundes

fand zuerst bei Arnold in Dresden statt, wird aber vermutlich auch in andern deutschen Städten gezeigt werden. Mit über 800 Nummern (Radierungen, Holzschnitten, Lithographien, Zeichnungen) war sie nicht nur der Zahl nach reich beschickt, sondern sie bot erfreulicherweise so viel gediegene künstlerische Werte, daß man erstaunen konnte. Wir haben ja seit Menzel und Klinger wieder eine originale Graphik, und man kennt schon seit Jahren eine stattliche Anzahl starker Talente, die sich der einst so verachteten Kunstgattung angenommen haben. Kaum ein einziger der älteren Malergeneration mit Liebermann an der Spitze ist der Graphik ganz aus dem Wege gegangen, einige wie Max Slevogt haben einen großen Teil ihrer künstlerischen Kraft und Zeit mehr und mehr der Schwarz-Weißtechnik gewidmet, und nicht wenige unter ihnen haben sich nur selten und erst zuletzt überhaupt anders als in den Formen der Graphik geäußert. Ich nenne nur: Peter Halm, Ferdinand Schmutzer, Otto Greiner, Käthe Kollwitz, E. R. Weiß, Emil Orlik. Sie alle waren hier mit charakteristischen Werken vertreten — und nicht zum geringsten Hans Thoma. Das war aber nur der kleinere Gewinn, den die Ausstellung bot. Eine beachtenswerte Schar junger Talente, die bisher nur als Graphiker in die Öffentlichkeit getreten sind, war hier versammelt. Es ergab sich, daß bei vielen noch ein Suchen und Tasten nach Äußerung besteht, daß bei schwierigeren Bildproblemen kaum der Anfang zur Lösung geglückt war, besonders wenn figür-

Digitized by Google

liche Motive verwendet wurden. Aber kaum einer verkannte das Wesen der „kleinmeisterlichen“ Kunst; man stimmte merkwürdig überein über das, was dieser Technik im besonderen fromme: liebevolles Eingehen ins Einzelwerk, wie die Nahebetrachtung von Schwarz-Weißblättern es erfordert, und dann, was gerade der Radierung zugute kommt: behagliches Erzählen, womöglich in der Form des Zyklus, Mitteilung gedanklicher Inhalte im Symbol, Tiefsinn und phantastischer Spuk. Vor allen lieb ist mir Adolf Schinnerer mit seinem Zyklus „aus dem Leben des jungen Tobias“, der mit seinem krausen, gemütvollen Erzählerwesen sich auffallend „deutsch“ erweist. Freilich ist Schinnerer einer von denen, denen man's anmerkt, daß sie noch in den Anfängen stecken. Er gibt in allem etwas zu viel, in Inhalt und Form, etwas, was sich noch klären muß, doch freut man sich dieser Versuche. Sein Gegenspieler fehlt nicht: es ist Joseph Uhl, dessen Phantasie von Goya befruchtet, und dessen Technik bedenklich frühreif erscheint. Zwischen diesen Polen bewegen sich die andern: Hans Barthelmeß, Walter Buhe, Willi Geiger, L. H. Jungnickel, O. R. Bossert, Hans Nadler u. a. m. Das Versöhnende liegt überall in jener Jugendlichkeit, die sich differenziert in Frühreife und Ungeschick. Ich weise zum Schluß noch auf die erfreuliche Vervollkommnung der Holzschnittechnik hin, besonders der farbigen. Sie ist so fortgeschritten, daß sogar Stilleben die gefährliche Klippe der Buntheit gänzlich überwinden; ein Gewinn aus dem ernsten Studium des japanischen Farbenholzschnitts.

Ewald Bender

Eine „Große Aquarellausstellung“

ist jetzt im Dresdner Kunstverein zu sehen. Allerdings, wer die Räume betritt in der Erwartung, hier Aquarelle zu sehen, der merkt bald, daß Name, wie so oft, auch hier kaum mehr als „Schall und Rauch“ bedeutet. Das reine Aquarell führt ein sehr bescheidenes Dasein; dann und wann begegnet man einmal der kühlen, klaren, sehr dekorativen Erscheinung der reinen Wasserfarbe. Im übrigen sieht man durchgängig „gemischte“ Technik: Aquarell mit Guasch, sogar Tempera, Pastell usw. Wenn man der Frage nach dem Warum nähertritt, so erklärt sich die Sache bald. Die Ausdrucksmöglichkeiten der reinen Aquarelltechnik sind beschränkt: alle Modellierung, Tiefenwirkung, Tongebung ist sehr erschwert oder gar unmöglich, daher fast alle „modernen“ Raum- und Lichtprobleme mit der Wasserfarbe kaum zu lösen sind. Sie sitzen aber nun einmal in den Köpfen unsrer Künstler fest; so hilft man sich durch den Kompromiß. Es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn nicht der eigne Reiz des Aquarells oft dabei verloren ginge. Warum läßt man dann nicht lieber die Finger ganz von der Aquarelltechnik? Ja, davon mögen wieder die Maler nichts wissen, die die heitere Stimmung der Wasserfarbe kaum in der Skala der Farbenempfindungen entbehren möchten. Doch selbst die Hereinziehung so vieler anderer malerischen Hilfsmittel in die Aquarelltechnik kann das Stoffgebiet und die äußere Erscheinung nicht wesentlich erweitern und variieren. Die Landschaft, das Straßenbild, das Architekturstück überwiegen; die Begrenzung der Farbenskala tut das

Digitized by Google

übrige, um die Ausstellung mit ihren weit über 700 Bildern etwas eintönig und ermüdend zu gestalten. Der Beschauer wird viele bekannte Namen entdecken, von überragenden Leistungen ist kaum zu berichten.

Wer von der graphischen Ausstellung kam und in die Räume der Aquarellausstellung trat, der konnte bald nachdenklich werden. Wie ganz anders strömten Äußerungen menschlichen Geistes: Witz, Laune, Phantasterei, Tiefsinn und Fabulierlust dort. Hier findet man ganz unkomplizierte Inhalte, den Ausdruck einer gemäßigten Heiterkeit, einer schönen Sinnlichkeit. So eng hängt die Wahl der „Form" mit dem geistigen Inhalt zusammen, mit der Nuance der Empfindung. Ewald Bender

Angewandte Kunst

Baufällig

wird ein Haus, erstens: wenn die Steine und Balken nicht mehr halten, zweitens: wenn der, dem's dient, ein andres haben und einen Neubau motivieren will. Diese Erfahrung ist alt und fest, sie hat sich jüngst erst beim Heidelberger Schloßbau bewährt, und sie bewährt sich überall, wo zum Beispiel ein Pfarrer gern eine größere Kirche hätte, während sich mit den sonst ebenso beliebten Raumnot- und Verkehrsgründen im besondern Falle nichts anfangen läßt. Bausachverständige, die konstatieren, daß ein alter Bau nicht mehr so jugendfrisch wie ein junger, finden sich allerorten so gewiß, wie solche, die auf ihren Eid bescheinigen, daß ein alter Bau den Gefahren der Jugend entrückt sei. Es kommt immer nur darauf an, wie man's liest. Deshalb gibt der Eingeweihte auf solche Gutachten nur dann etwas, wenn sie nicht von einer Partei geliefert, sondern von Männern eingefordert und von Männern erstattet sind, denen weder ein persönliches noch sonst ein besonderes „Interesse" auch nur unbewußt die Meinung auf einen erwünschten Weg leiten kann.

Jetzt soll wieder die Stadtkirche von Tauberbischofsheim baufällig sein. Und der alte schöne Bau, dessen Turm mit dem Schloßturm zusammen so charaktervoll das Stadtbild bestimmt, ein geschichtliches Denkmal ersten Ranges, ein Schatzbehälter der Kunst, mit dem selbst Grünewalds Namen verbunden ist, soll fallen, weil er baufällig sei, so baufällig, daß er sich gar nicht mehr retten lasse. Nach Ansicht derer, heißt das, die ihn weghaben wollen — andre Sachverständige nämlich können von seiner Baufälligkeit nichts entdecken. Was wird nun? Baden hat kein ausreichendes Denkmalschutzgesetz. Männer von Ansehn behaupten, was hier im Werke, sei für alle Denkmalpflege ein Hohn. Die Entscheidung hängt im wesentlichen von den Vertretern der katholischen Kirche ab.

Heimische Bauweise in Sachsen und Nordböhmen

Wenn es uns gelungen ist, unsre Baukunst und unser architektonisches Empfinden immer mehr aus den Banden der „Stilarchitektur" in natürlichere Bahnen zu lenken, so hat diese Entwicklung vor allem in den unermüdlichen Bemühungen der Publizistik ihre stärksten Antriebe gefunden. Nicht mit Worten auseinanderzusetzen, sondern im Bilde zu zeigen, was gut und echt ist, war die Aufgabe einer reichen Literatur. Die Begrenzung des Stoffes lag nun nicht mehr in der historischen Stilrichtung, sondern in den von der Natur gegebenen Bedingungen der

Digitized by Google

Orts- und Stammeseigenart. Auch das Werk von Oskar Zech und Konrad Klemm, das den Titel der Überschrift trägt und bei Kühtmann in Dresden erschienen ist, hält sich an keine stilistische Einzelperiode, sondern breitet die wunderbar reichen Schätze architektonisch-landschaftlicher Schönheit, die Sachsen und Nordböhmen, diese alten Kulturländer, noch bergen, in freier Fülle vor uns aus. Mit rastlosem Spürsinn und außerordentlichem Geschmack sind die Herausgeber den Schöpfungen unserer alten bodenständigen Baukunst nachgegangen; in mehr als 500 Bildern bieten sie die Früchte ihrer Wanderungen durch die heimischen Gaue. Ihr vorzüglich ausgestattetes Werk wird so nicht nur zu einem, man möchte fast sagen unentbehrlichen Quellenwerk für den sächsischen Heimatschutz, sondern auch zu einer reichen Fundgrube für den praktischen Architekten. Es ist aber auch ein Dokument jener Erziehung zum Sehen, in der wir die Grundlage einer wirklich künstlerischen Kultur erblicken. Die Freude am Unscheinbaren, am Bescheidenen lebt in ihm und erschließt uns Reize, die wir kaum geahnt hatten. Ein inoffizielles Inventarwerk von bleibendem Wert sollte es nirgends übersehen werden, wo man sich der Pflichten gegen die eigne Scholle, der nationalsten Pflichten, die wir kennen, bewußt ist. E. Haenel

„Rechts und links der Eisenbahn"

Wenn es nach dem Verdienste ginge, so müßten die roten schmalen Hefte „Rechts und links der Eisenbahn" Gemeingut aller sein, die sich Gebildete nennen und reisen. Und wie oft, Herr Leser, haben Sie schon ihren Nachbar oder ihr Gegenüber im Abteil in eins dieser Hefte vertieft gefunden?

Nicht die Orte allein, die wir aufsuchen, gehören zu unsrer Reise, die Strecken, die Landschaften, die zwischen ihnen liegen, gehören ganz gewiß nicht minder dahin. Sie erklären uns zu nicht geringem Teil jene Stätten erst, sie erklären uns unser Vaterland erst. Sie zeigen uns das einzelne als Teil des Ganzen. Des Ganzen noch über unser Vaterland hinaus in den großen geographischen, geologischen, geschichtlichen Zusammenhängen. Sie geben uns, wie wir durch sie hinrollen, rechts und links den herrlichsten Anschauungsunterricht über das Sein und Werden, den wir wünschen können. Vorausgesetzt nur, daß wir den Führer haben, der uns auf das Wichtige aufmerksam macht. Das Wichtige ist ja nicht nur das Ungewöhnliche, das, was an dieser Stelle sonst nicht vorkommt, die „Sehenswürdigkeit", sondern auch und erst recht das an dieser Stelle Gewöhnliche, das eben deshalb für sie bezeichnend, das ihr „Ausdruck" ist.

Solche Führer gibt uns diese von Prof. Paul Langhans bei Justus Perthes in Gotha herausgegebene Folge. Du fährst aus der Großstadt, sie zeigt dir, wie die Bahnhöfe sich entwirren, dann wie die Vorstädte sind, aber auch, wie sie aus den Dörfern geworden sind, wie die Dörfer hier herum aussehen, wie hier das Land bebaut wird, wie das Land sich unter den Eiszeiten gebildet hat, wie unter älteren Perioden noch, und wieder: wie es besiedelt ward und wie es nun besiedelt ist, und bei dieser Station: was hier getrieben wird. Sie erinnert dich bei jener daran, was Wichtiges hier einst geschah. Sie weist dich vor dem Berge dort auf die fernen blauen Züge, deren letzte Erhebung

Heimatpflege

Digitized by Google

er ist. Kurz: sie geleitet deine Gedanken immer in Wesentliches und immer zu Ganzem. Jedes Heft gilt einer bestimmten Fahrt (z. B. Berlin-Lübeck-Ostseebäder, Berlin-Dresden-Wien, München-Innsbruck-Arlberg-Bodensee), hat zwei vortreffliche Karten und kostet 50 Pfennige. Nicht alle sind gleich gut, manche sind „trocken". Auch könnte der Druck größer sein. Immerhin: Hätte ich als junger Mensch solche Begleiter gehabt, wie glücklich wäre ich darüber gewesen! Und jetzt dank ich ihnen als Alternder, sobald ich „unterwegs" bin. Aber diese kleinen Büchlein machen keine Reklame. Und verlangen auch ein bißchen Aufmerksamkeit. Nimmt sich unser Publikum nicht endlich von sich aus kräftig ihrer an — ich fürchte, so wird's der Verleger satt bekommen, dieser guten Sache noch viel weitere Opfer zu bringen.

Naturschönheit

Berge oder Meer?

Das ist die Frage, die jetzt in unzähligen Salons, Familienklausen und Wirtschaftsstuben erörtert wird — Berge oder Meer, wo gehen wir hin?

Es kommen allerlei Dinge bei der Wahl in Betracht, über die sich irgendwas Allgemeines überhaupt nicht sagen läßt. Wo wohne ich? Wieviel Geld darf die Reise kosten? Und: was vertrag ich besser? Diese letztere ist sogar eine Frage, die man im einzelnen Falle gründlicher nachprüfen sollte als üblich ist. Den einen geht's bei hohem, den andern bei niedrigem Luftdruck besser, und die Bedürfnisse der „Nerven" entsprechen keineswegs immer den Neigungen. Es gibt Menschen, die Meer und Küste mit wahrer Leidenschaft lieben und doch während ihres ganzen Aufenthaltes dort aus dem körperlich-nervösen Unbehagen nicht herauskommen. Wie umgekehrt. Zum Eingewöhnen, zum Akklimatisieren fehlt aber die Zeit. Jeder sollte zunächst einmal herausbringen, ob er „Bergmensch", „Meermensch" oder in dieser Beziehung neutral ist.

Den Streit, ob Berge oder Meer ästhetisch „mehr bieten", brauchen wir vor unseren Lesern nicht aufzunehmen, denn die sitzen, wenn sie unter sich sind, in keiner Kinderstube. Am Meer ist so wenig wie in den Alpen „immer dasselbe", das Meer ist keine Viertelstunde gleich für den, der sehen kann, und es hat vor den Alpen die Besonderheit voraus, daß es überall, wo nicht bloß Bucht ist, einen Fernblick ins Allerweiteste gewährt, immer sich selbst bis zur Auflösung in Unendliches und immer in ihrer ganzen Unermeßlichkeit diese Himmelsbühne, auf der die Äther- und Wolkenschauspiele vor sich gehen. Dazu kommt durch die Feuchtigkeit der Luft die besondere Farbenschönheit am Meer, diese Klarheit, diese Reinheit und diese Kraft der Töne, die zum Beispiel zur „blauen Stunde" kurz nach Sonnenuntergang Symphonien über die Welt gießen kann, wie sie wohl manche Moore und Moose (man denke an Dachau), die Alpen aber nur selten, zum Beispiel bei gewissen Föhnstimmungen zeigen. Ein weiterer Reiz ist das Groß-, ja das Monumentalwerden des Kleinen am Meer, welches das Hünengrab zum Berge, die Düne zum Gebirgsland, und das Pferd, zumal gegen den Horizont gesehen, zum Rosse macht — es ist dort, als zeigte das einzelne „seiner Ordnungen Sinn", als wüchse das Individuum zum Typus. Die Erinnerung an die Holländer, unter den Neuen: an die Schotten und die Worpsweder, für das Monumentalisieren an Millet belegt, was wir meinen. Kaum aber kann die Ma-

Digitized by Google

lerei einen Begriff von dem dramatischen Reiz mancher Küstengebiete geben, bei denen es ist, als sähen wir alle Kräfte, die hier geschaffen und gebildet haben, noch immer weiter schaffen in diesen Formen, deren jede unmittelbar von ihrem Werden spricht. Dann kann die Welt aussehen, als belauschten wir sie an einem Schöpfungsmorgen, wo das Land den Fluten eben entstiegen ist.

In den Alpen ist der Reiz der Farbigkeit anderer Art und nicht überall und immer ebenso groß. Sie haben halt „kontinentales Klima", und so wird die Farbe auf weite Strecken hin oft jahrelang nur von den Lokaltönen bestimmt, bei denen dann die Färbung des Grundes (weißgrau in den Kalkalpen, rötlich zum Beispiel oft in Südtirol) wesentlich mitwirkt. In einem Alpental lange zu wohnen, ist nicht jedermanns Sache, wenn er kein Fußgänger oder Bergsteiger ist — es beengt dann leicht die Stimmung. Aber eben das Wandern! Und erst das Steigen! Das Wandern, das ein fortwährendes Wandeln, Verwandeln bedeutet dessen, was man sieht! Das Steigen, das obendrein das beste Sichausturnen ist und mit der Überwindung der Schwerkraft zugleich in die Einsamkeiten der Höhe führt, die nicht etwa nur mit „Aussichten", die auch als Stätten der Ursprünglichkeit und der urwüchsigen Schönheit spenden und immer wieder spenden.

Wer da abwägen will, will mit Gewichten wägen, die fliegen können.

Die Besonderheiten von Berg und Meer haben mit der Zeit auch verschiedene Besucherschaften ausgebildet, wenn sie auch schon wegen der „Nerven", der Wohnsitznähe usw. natürlich nicht ungemischt sind. Unter den Unabhängigen gehen mehr Leute, die ruhen, ja, die faulenzen wollen, an die See und mehr, die sich bewegen wollen, ins Höhenland. Da die Küsten ein Strich, die Alpengegenden im Verhältnis dazu eine Fläche sind und also sehr viel mehr unterbringen können, so sitzen die Fremden im allgemeinen am Meer, trotzdem weniger hingehen, noch näher aneinander als in den abgelegenern Berggebieten. Zumal an der Nordsee gibt es an kleinen Bädern viel zu wenig, weshalb auch die Preise dort schier überall hoch sind. Alpen- wie Meerreiserei hat ihre Karikatur, die eine im Bergfex-, die andere im Strandhockertum. Nur spielen die Bergfexe verhältnismäßig eine geringere Rolle. Die Herrschaften, die sich waggonweise aus den Großstädten an irgendeinen namhaften Strand verladen lassen, um nach vier Wochen Flirts bei Kurkapellengetön wieder heimgeladen zu werden, sind doch wohl im ganzen Modereisewesen die dümmste Erscheinung.

Aber es muß ja nicht Alpe oder Meer sein, wohin man geht. Wie schön sind unsre deutschen Mittelgebirge! Wenn nur nicht alle zu denselben Orten wollten. Wie schön sind unsre norddeutschen Tiefebenen mit ihren Wäldern und Seen! Und unsre süddeutschen Hochebenen! Aber wir werden uns davor hüten, einzelne Fleckchen aufzuzählen, denn wenn wir dem einen damit dienten, dem andern dienten wir damit nicht. Wir alle wollen nicht um einzelne neue Punkte Sommerverkehr kristallisieren, wir wollen im Gegenteil zerstreuen. Wer nur ein wenig geographische Phantasie hat, kann schon aus den Karten lernen, von wo er etwas erhoffen darf. Reisebücher sagen auch schon manches, und lassen, skeptisch benutzt, oft noch mehr ahnen. Umfragen kann man bei Bekannten

Digitized by Google

auch. Und die selbst gefundenen Gotteserdenflecke pflegen einem am besten zu gefallen. A

Zur Vogelschießerei bei den Seebädern

Dem Tauben-Schießsport ist, soviel wir wissen, in den deutschen Seebädern jetzt überall ein Ende gemacht, aber die Möwenschießerei und das Wegknallen anderer Seevögel kann man noch vielfach beobachten. Auf Sylt zum Beispiel sah man in den nördlichen Teilen noch voriges Jahr elegant angeschneiderte Rüpel auf diese Weise das Wesen ihres Ichs enthüllen. Die Vögel, die von der fortschreitenden Zivilisation ohnehin bedrängt und verdrängt werden, sie, die wir alle, die auch der Staat zu schützen und zu pflegen sucht, weil sie die höchste Zierde und die ausdrucksvollste Belebung unsrer Küsten sind — für diese Herrlein sind alle Strandvögel günstigernfalls Präsentenmaterial für die ihnen kongenialen Nachbarinnen an der Table d'hote. Meist aber sind die ihnen einfach bewegliche Ziele, bei denen man damit renommiert, daß man fast wie ein Schützenunteroffizier schießen kann. Es bringt heutzutage leicht Verwicklungen mit sich, wenn man die Betreffenden beim Ertappen verprügelt, schade. Selbst, wer die Mutter-Vögel um nichts sogar von den Nestern wegschießt, darf noch nicht einmal angespuckt werden, leider. Und so bleibt uns nichts übrig, als gegen den Unfug „alle gesetzlich zulässigen Mittel", aber wirklich auch alle zu empfehlen. Gesellschaftliche unmißverständliche Boykottierung gehört u. a. auch dazu.

Handel und Gewerbe

Verlorene Schönheit

Unter den Beilagen finden die Leser eine Aufnahme von den Laufenburger Schnellen wiedergegeben, die von den vielen, die wir bisher gesehen, vielleicht am besten die wundersamen Wasserspiele ahnen läßt, die dort — ausgespielt haben. In ganz Deutschland, in ganz Mitteleuropa die einzigen ihrer Art, rauschten und sangen, schäumten und tanzten sie und sprangen sie im Reigen mit dem groben Volk der Lachse in diesem Weltwinkel ihre Naturfroheit aus — da kamen die Herren vom Kapital, schlossen mit den Regierungen kluge Verträge und fingen die Urweltskraft in Röhren ein, damit sie in Zukunft Dividendenmaschinen triebe. Als man davon erfuhr und etwas wie ein kleiner Aufruhr durch die Gebildeten Deutschlands ging, da war es zu spät. Künftig wird hier ein niedlich Stauwasserbecken, wie's einige hundert im Lande gibt, mit sanftem Spiegel die Stelle überdecken, die einzig war.

Warum an das Unabwendbare erinnern? Weil wir's nicht vergessen wollen. Uns scheint, es wäre sogar zu überlegen, ob wir nicht besonders schmähliche Fälle von Heimatverderbung systematisch immer und immer wieder uns vor die Augen stellen sollten, immer und immer wieder zum Schmerze und zum Groll, und je mehr ihrer mit jedem Jahre werden, wohl: je mehr. Vielleicht, daß wir dann doch endlich lernten, in Zukunft unsre Pflicht zu tun und das Recht unsres Volkes auf die Schönheit seiner Heimat zu erzwingen. A

Über Organisationsarbeit

gerade Scherl zu hören, ist gewiß aus mehr als einem Grunde interessant — besonders in diesem Hefte, in dem von seinem Schnellbahnenplan die Rede ist. Eben in seiner Schrift über das Schnellbahnsystem tut er's, um sich mit dem Vorwurf,

Digitized by Google

er sei kein Fachmann, auseinanderzusetzen. Seine Arbeit, erklärt er, sei Organisationsarbeit. Es gehöre dazu weit mehr als die bloße Laienveranlagung, ein Problem klar zu erkennen, ein „Projekt" zu machen. „Auch bloßer Optimismus und Selbstvertrauen, sich durch keine Schwierigkeit abschrecken zu lassen — wo ein Wille, da ist auch ein Weg — genügen noch nicht. Es bedarf der Kraft einer überaus zähen Konzentration, die Schritt für Schritt, ohne das Ganze aus den Augen zu verlieren, das Werk bis in seine kleinsten, unscheinbarsten Einzelheiten so vollkommen durchdenkt, durcharbeitet, »durchorganisiert«, daß das Endziel voll und doch mit dem kleinsten Aufwand an Kraft und materiellen Mitteln erreicht wird. Daß solche Arbeit nicht ohne jeweilige »fachmännische« Mithilfe im eigentlichen Sinne des Wortes getan werden kann, versteht sich von selbst. Die technische Durchführung der Einzelheiten muß natürlich Spezialisten überlassen werden, die meiner Meinung nach hier ihre unentbehrliche, segensreiche Wirkung entfalten. So kommt es für den Organisator eigentlich weniger auf das »Was« an, das er betreibt, sondern vielmehr darauf, wie er es betreibt. Vielseitigkeit, Gleichzeitigkeit mehrerer Pläne ist hier kein Fehler, keine Zersplitterung, sondern eher ein Vorzug. Die Erfindungskraft vervielfacht sich mit der Übung der Konzentration; die Geistesgegenwart und die Anpassungsfähigkeit werden immer schärfer ausgebildet, die Energie wird gestählt. Dazu kommt auch noch, daß die Erholung, die ein ermüdetes Gehirn im Übergang zu einer andern Arbeit findet, an der es mit gleicher Liebe und Interesse hängt, die allerbeste ist, die ein geistig tätiger Mensch überhaupt haben kann. Aus solchem Wechsel der Konzentration, bei dem gleichsam umschichtig frische Gehirnzellen in Aktion treten, strömt eine solche Lebenskraft und Freude, wie ich sie jedem ehrlichen Arbeiter nur wünschen kann. Das Gegenteil schafft Einseitigkeit. Ist nicht der Spezialist verschiedenster Gattungen immer in Gefahr, einseitig zu werden, eben infolge der nicht wechselnden Konzentration?

Man kann den Wert der Organisationsarbeit in der modernen Volkswirtschaft gar nicht hoch genug einschätzen. Sie ist der eigentlich vorwärtstreibende Faktor. Der Organisator sucht das Neue, unternimmt es, stets Neues zu schaffen. Er bewegt sich auf den Grenzgebieten zwischen Technik und Gewerbe: für ihn gibt es nichts Feststehendes, Unabänderliches. Alles kann in seiner Hand zum Werkzeug und Hilfsmittel werden. Er blickt in die Zukunft, begreift ein Ziel, einen erwünschten Effekt und baut dann seine Mittel auf wie ein Stratege seine Bataillone. In England und namentlich in Amerika hat man die Eigenart dieses Berufes viel früher als bei uns begriffen und viel früher gelernt, sie richtig zu bewerten, damit auch segensreich zu fördern. Ein Captain of the industry organisiert dort heute eine Zeitung, morgen ein Hüttenwerk, übermorgen ein Bahnsystem oder ein Terrainunternehmen oder auch ein Bergwerk, ohne daß man ihn erst nach seiner Qualifikation fragt.

Ein ganz anderer, ich möchte sagen, idealistischer Zug ist durch diesen Stil der Unternehmung in die Volkswirtschaft gekommen. Er bedeutet eine fortschreitende Emanzipation vom Zufall, eine

Digitized by Google

Durchgeistigung der Volkswirtschaft, Konzentrierung und Ausnutzung aller Kräfte. Der Organisator ist gleichsam das Gehirn der arbeitsteiligen Volkswirtschaft, während die Spezialisten die Organe darstellen, die unter seinem Kommando zusammenwirken.

Aber auch noch über das wirtschaftliche Leben hinaus sind organisatorische Köpfe notwendig geworden. Schwere Probleme sind im sozialen Leben erwachsen, Fragen der Volksbildung, der Volksgesundheit, der Volkswohlfahrt im weitesten Sinne, die alle nicht mehr durch Einzelarbeit, im lokalen Kleinbetrieb gelöst werden können. Hier gilt es, Menschen, Kräfte, bisherige Arbeiten zu sammeln, dem einzelnen, der die Richtung nicht immer sehen kann, die Fahne vorzuhalten. Die vereinten Kräfte werden das Ziel erreichen."

Gesellschaft

Moderner Fatalismus.
Zum Automobilsport

Wir haben mit Schultze-Naumburgs Worten gezeigt, wie der Automobilsport vom Standpunkt des schönheitsfreudigen Fahrers aussieht. Nun wieder eine Stimme aus dem Lager der großen Mehrzahl, die sich keinen Kraftwagen halten kann:

Vor einigen Tagen rief mich jemand, um mir zu zeigen, daß der Berg nördlich von uns brenne. In der Tat zog sich ein breiter und etwas über haushoher Rauchwall wie ein Reif um den ganzen Berg. Als wir aber genauer zusahen, entdeckten wir, daß der Wall einen kleinen schwarzen Bandwurmkopf hatte: ein Automobil. Ich fühlte sentimental genug, um in diesem Augenblick weder an die Überwindung der Materie durch den Geist zu denken (wie seinerzeit der Professor Kohler sehr beredt vorgeschlagen hatte), noch auch an die Fortschritte der Technik, noch selbst an das zweifellos sehr große Vergnügen derer, die in dem Automobil und also vor dem Staub hinsausten, sondern einfach an die misera plebs meines Niveaus, die zurzeit auf jener wundervollen Bergstraße wandeln mochte, um Erholung in frischer Luft zu finden. Und die nun für den Rest des Weges in dieser pulverisierten Steinmauer mitten drin sein mußte, mit allen Organen den aufgelockerten Stein in sich ziehend. Und das in feiner Mischung mit Benzin.

Ich habe mir in diesem Augenblick allerlei über die zu wählenden Straßen geschworen für den Fall, daß ich einmal den so erholenden Nordwind da oben aufsuchen wollte. Nicht lange darnach hat's mich doch irgendwo zwischen Mauern erwischt. Wer rechnet auch damit, daß es auch Nachtfahrer gibt. Und man meidet so gern, wenn man zur Erholung geht, die engen Kletterpfade; man geht so gern auf breiten Straßen, wenn man ausruhen will, auf denen man auch die Gedanken laufen lassen kann. Plötzlich beginnt das Rasseln rings um einen her; es ist, als wären die Eingeweide der Erde in Gärung geraten, oder als sei die Erde eine Maschine geworden, und ihr Räderwerk in Unordnung; — ein wildes Wehegeheule; vor einem tauchen die wahnsinnigen Lichter auf. Diese noch vielfach gewundenen italienischen Straßen, weder rechts noch links abgetrennte Fußwege, dafür bis weit über Menschengröße Mauern. Man hat weder Zeit, noch in dem Bann der Lichter die Geistesgegenwart, zu berechnen, ob das Monstrum, das dort daherjagt, zur Rechten oder zur Linken halten wird.

Digitized by Google

Man kann nichts tun, als seine Seele dem Chauffeur empfehlen. Das wäre gewiß noch das Sicherste. Aber wenn es um das Leben geht, — wem fällt all das ein, was die geistreichen Zeitungsartikel darüber sagen! Meist wird es wohl nur dazu reichen, sich, wie Schultze-Naumburg das so gemütvoll zu schildern weiß, jenem törichten, aber nach seiner Darstellung offenbar amüsanten Sport zu überlassen, verlegen den Platz zu wechseln, damit doch etwas geschehe.

Wer einmal erlebt hat, was der Bau einer Chaussee für die Dörfer bedeutet, die an sie grenzen, wie die einzelnen Höfe bis zu vierzig und mehr Jahren mit besonderen Chausseesteuern belegt werden, wie ordentliche Dorfkriege entbrennen über Lieferungen und Lasten, der wird den Ingrimm des Bauern verstehen, der sich auf den von seinem Gelde gebauten Straßen geängstigt und hinterher auch noch verhöhnt sieht.

Aber — werden wir belehrt — „das bißchen Staub", um das es sich nur noch handele (denn das Leben riskiert der Mensch überall), wird die Technik in Kürze überwinden.

Dazu ist erstens zu sagen, daß die Technik in ihren Erfindungen absolut unsentimental zu sein pflegt. Beschwernisse, gegen welche sich die Gesamtheit nicht mit solcher Energie zu wehren weiß, daß der Egoismus der Automobilindustrie und der Automobilisten willfährig gemacht wird, überwindet die Technik nie. Und, selbst wenn, — was würde es uns nutzen, so lange sich mit den Schwierigkeiten billiger fahren läßt als mit ihrer Überwindung? Weshalb fährt denn noch alle Welt mit Benzin, da die Technik doch längst erlaubt, es auszuschalten? Weil die Gesamtheit sich noch zu keinen Zwangsmaßregeln entschlossen hat!

Zweitens aber ist zu sagen, daß diese Vertröstung auf die Zukunft, zumal auf eine, die durch keinen Ernst herbeigezwungen werden darf, um so kärglicher ist, als das fatalistische Sichducken unter alle Leiden, welche die Technik im Interesse der Wenigen über das Volksganze verhängt, genau nur den umgekehrten Erfolg haben kann. Die Technik ist nicht am Ende. Die für ihre Person ja sehr feinnervigen Ästheten, die jetzt allerorts die neuen Impressionen à la Maeterlinck feiern, welche der Automobilsport denen verschafft, die ihn treiben können, — werden die allgemeine Verpestung des Landes noch nicht beendigt haben, bis die Technik neue und größere Wunder erfinden wird. Hinter dem Automobil kommt das Luftschiff. Nicht viel höher als die Türme unsrer Städte wird es über uns hinfahren. Was das für die Feuchthaltung unsrer Köpfe bedeuten wird, wissen wir noch nicht. Auf diesem Wege kommen wir aus der Sklaverei der Technik nicht heraus, sondern nur immer weiter in sie hinein.

Die Luftfahrklubs werden dann schon viel weniger Rezensionsexemplare mehr an Parteien und einflußreiche Zeitungen auszugeben brauchen, um sie davon zu überzeugen, daß es besser sei, ihre Vorteile zu benutzen, als die Masse der Besitzlosen gegen ihre Nachteile zu schützen. Und die Besinnung kann dann nur immer schwerer werden.

Bonus

„Schont fremdes Gut!"

Rechtspflege

Wir alle, die auf Reisen gehn, haben die stärksten Gründe, unsern Begleitern diesen einfachen

Digitized by Google

Satz recht einzuprägen und nach aller Möglichkeit dahin zu wirken, daß er von den Reisenden überhaupt beachtet wird. „Das Moralische versteht sich immer von selbst", an das denke ich bei dieser Bemerkung noch nicht einmal. Sondern an den Schutz unsrer Heimat. Treibt man's weiter, wie man's treibt, so wird mit der Zeit eine Art von Kriegszustand zwischen Besuchern und Besuchten entstehen, der schließlich zur Sperrung großer Strecken führen wird, auf denen sich gegenwärtig die Reisenden noch ungehemmt vergnügen.

Dabei ist es nicht so richtig, wie es leicht ist, über den „Vandalismus" der „losgelassenen" Städter schlechtweg zu schelten. An und für sich ist es ja das Natürlichste und Gesündeste von der Welt, wenn ein Kinderschwarm, der aus Steingassen kommt, sich jauchzend über eine Blumenwiese zerstreut oder wenn ein Schwarm fröhlicher junger Burschen aus der Stadt sich im Walde die Hüte mit Reisern schmückt. Solange das nicht gar zu oft und gar zu ausgiebig geschah, war auch der Schade dabei so gut zu verschmerzen, wie das Edelweiß- oder Stranddistelrupfen durch einzelne, die ihre Pflanzen fürs Herbarium mit den Wurzeln wünschten. Aber die Bevölkerung vermehrt sich und des unbebauten Landes wird weniger: das Verhältnis wird von Jahr zu Jahr ungünstiger. Es ist sehr zu bedauern, daß uns unter solchen Verhältnissen immer noch eine weitblickende Kulturpolitik fehlt, die jetzt noch erreichbare Gelände zu großen Reservationen durch Staat oder Stadt für die Allgemeinheit sicherte. Bei allen Regelungen auf diesen Gebieten kümmert sich unsre Gesellschaft vorläufig ja überhaupt fast ausschließlich um Privat- oder um Fiskusinteressen. Daß es besser werde, dafür sind wir alle, und nicht wenige von uns wirken ja auch dafür. Aber wir haben mit den Tatsachen zu rechnen, wie sie vorläufig sind. Die besagen zum Beispiel: Eigentum kann abgesperrt werden. Wird den Wald-, Wiesen- und Feldeigentümern durch die Fremden mehr verderbt, als ihnen die Rücksicht auf die Gäste wert ist, so werden sie zunächst Verbottafeln aufstellen, helfen die nicht genug, und wird der Flurschaden so groß, daß sich's „lohnt", so werden sie ihre Gebiete absperren. Womit sie an vielen Stellen im Vaterlande ja schon begonnen haben.

Wir sprachen hier vor einiger Zeit von den Verhältnissen in und um London. Die schönsten Parke, die schönsten Gartenanlagen sind dem Publikum ohne Beschränkung geöffnet, auch die Rasenfläche (der Rasen hat's freilich unterm Seeklima leichter, auch unter Fußtritten grün zu bleiben), auch die Blumenanlagen. Warum „geht" das? Weil die Besucher das alles benutzen, als wenn es ihr Eigen wäre, sie empfinden es als ihr Eigen: sie schonen es. Bei uns dagegen ist die typisch subalterne Gesinnung: was dir nicht gehört, auf das brauchst du nur Rücksicht zu nehmen, wenn du erwischt werden kannst, noch landläufig. Es fließt nur wenigen bei uns schon im Blut, daß wer frei sein will, mit der Selbstzucht beginnen muß. A

Vom Ausland

Künstler und Volkskunst in Schweden

In Schweden hat man es nicht als selbstverständlich hingenommen, daß billige und schlechte Fabrikware das Land überschwemmte, altehrwürdige Tracht verdrängte

Digitized by Google

und Hand-Kunstfertigkeit überflüssig machte. Man hat sich dagegen gewehrt, daß dem Volk sein Empfinden für kräftige Schönheit verseicht und entadelt werde. Und man hat wenigstens in einer Provinz, in Dalarne (Dalekarlien), auch schon den Sieg über das Marktgeschrei „billig und schlecht" davongetragen.

Hier ist die Kunst, die edelste Tochter der Natur, Hüterin der mütterlichen Heiligtümer geworden. Dalarne, Gustav Wasas waldiges Bergland, ist die Heimat eines großen Kreises schaffender Künstler, wie der Siljan-See für die Mittsommerzeit ein Lieblingsaufenthalt der Schweden ist. Die Maler in Dalarne bilden weder eine Kolonie noch eine Schule. Sie sind dort entweder wirklich daheim, wie Carl Larsson in Sundborn und Anders Zorn in Mora, oder ihre Neigung führte sie schon früh dorthin, wie Stenberg, der jetzt ein Heim in Leksand hat und sich gleich einem alten Holländer liebevoll in die kleinsten Einzelheiten seiner Umgebung vertieft. Sie treiben dort keinen künstlerischen Raubbau, sondern Geben und Nehmen blieb sich gleich. Mit dem Volke lebend, helfen sie ihm, alte Sitten und Gebräuche zu bewahren. Ja, sie sind es recht eigentlich, die dem Volk wieder lebendig machen, was gedankenlose Überlieferung war.

In Dalarne hat jedes Dorf noch seine eigne Tracht. Die Mädchen von Kättwik in den spitzen Mützen weben die Querstreifen ihrer Schürzen in Schwarz, Weiß, Grün, Rot und Gelb, wie Erde, Schnee, Frühlingsgrün, Blumen und Früchte sich in der Natur folgen. Die Rotkäppchen in Leksand sticken das Wappen Dalarnes, das Herz und die gekreuzten Pfeile, in schwarzer Seide in die Tücher, die zum Kirchgang umgebunden werden, und in die waschledernen Festhandschuhe. Im Winter aber entsteht im Webstuhl dieselbe Schürze, dasselbe Band, derselbe zitronengelbe Stoff für Kinderkleider, den die Urahne webte. Derbe Pflanzenfarben geben den schier unverwüstlichen Wollstoffen eine Leuchtkraft, die in dem ernsten Lande doppelt lieblich erscheint. Sie arbeiten mit Stolz, auch über den eigenen Bedarf hinaus. Was so entstanden, wandert in die Hemslojds, wo es sofort auf Heller und Pfennig zu seinem vollen Werte bezahlt wird. Keine zitternde Gier mit dem Pfennigslohn ringender Heimarbeit, sondern der ruhige Stolz der Freischaffenden. Der Verein Handarbetets Vänner (Freunde der Handarbeit) zahlte an die Bauernfrauen des Kirchspiels Kättwik in einem Jahr 5000 Kronen für geklöppelte Spitzen. Es gibt dort aber keine Klöpplerinnen — sondern Frauen, die klöppeln.

Slojd heißt in Schweden jede Handarbeit. Hemslojd ist die im Hause gefertigte Handarbeit. Die Hemslojds bestehen in Dalarne aus einfachen Räumen, die ein Dorfmädchen verwaltet, wo Einheimische und Fremde ihren Bedarf an Geweben in Wolle und Leinwand, an Trachtenstücken, Schürzen und Mützen, an Decken mit geflochtenen Schlußborden, an Klöppelspitzen und Bändern — worin gerade die uralte Spezialität des betreffenden Kirchspiels besteht — decken können. Zu festen Preisen natürlich. Gegründet sind diese Hemslojds meist auf Anregung der Künstler, die an den Orten wohnen. Sie haben auch die kleinen festen Ausstellungen ins Leben gerufen, indem sie die alten Trachtenstücke, Stickereien und Muster, die hier

Digitized by Google

zum Studium ausliegen, aus eigenen oder fremden Mitteln ankauften. Ist doch der Maler Ankarcrona zum Beispiel wie ein Wanderprediger umhergezogen und hat dem Volk das Gefühl des Wertes seiner Art wieder zum Bewußtsein gebracht. Und in der Tat sieht der Bauer, der in die Hauptstadt kommt, den Prachtbau des nordischen Museums nur den uralten Holzschnitzereien am Geschirr der Pferde, den Gerätschaften der Küche und seines eigenen einfachen Haushaltes gewidmet. Ein Museum, in dem der Bauernhaushalt der verschiedenen Provinzen, in dem Mangelbrett und Milcheimer ihre Stätte fanden, und das der Germane diesseits der Ostsee nur mit Neid betrachten kann.

So ist es kein Wunder, wenn das Kirchspiel, das keinen Hemslojd hat, sich benachteiligt dünkt und sehnlich wartet, daß sich eine feste Hand seiner annimmt. Nicht mit Unrecht. Denn jene falsche Fremdenindustrie, die uns mit den nichtswürdigen „Mitbringseln“ aus Bädern und Sommerfrischen versorgt, wartet auch in Schweden nur darauf, ihr Haupt zu erheben. In Rättvik zum Beispiel, wo der Hemslojd noch fehlt, kann man in Unmassen Kästchen und Schächtelchen mit den unmöglichsten Nationaltrachten verunziert erstehn. Daß diese Industrie auch in Stockholm Unterschlupf gefunden, versteht sich von selbst. Nur kann man hier auch anders kaufen, denn die verschiedenen Hemslojds haben hier ihre große Zentrale.

Übrigens bedeutet die Eifersucht, mit der Künstleraugen das Alte behüten und jede Änderung rügen, doch auch eine Gefahr. Der Staat freilich unterstützt die Heimatbewegung. Es gibt in Schweden ein Stipendium eigens zum Studium der Volkstracht. Aber dem unbefangenen Beobachter, der nicht durch künstlerische Umwelt gebunden ist, wird bald klar, daß die Erhaltung des Alten um des Alten willen höchstens ein vorübergehendes, nie aber ein letztes Ziel sein kann. Das Volk schätzt wieder, was es besitzt. Das Mädchen webt sein Schürzenband wieder nach dem Muster der Urahne. Soll es dabei stehnbleiben? Der Eckehart der Volkskunst sagt: ja. Hier, dieser Faden soll ewig blau sein. Alle Entwicklung aber sagt: nein. Du hast dir die Kräfte deiner Phantasie bewahrt — oder wiedererrungen, nun nütze sie! Erst die freie Entfaltung wird den Wert des Wiedererrungenen beweisen.

In den Handarbetets Vänner besitzt Schweden einen Verein, der diesen Weg schon eingeschlagen hat. Von der Volkskunst ausgehend ist er zur Schaffung ganz neuer Werte gekommen. Die Textilkunst, die eigentliche Kunst des Nordens, wird in ihm zu einer neuen, sehr bedeutsamen Blüte gebracht. Die besten Künstler zeichnen die Vorlagen für die Wandbehänge, die der Verein von heimischen Weberinnen mit der Feinheit und dem Geschmack weben läßt, den nur die Tradition gibt. Der nüchternen Papiertapete stand man im Norden immer feindlich gegenüber. Die Holzwände, oft blockhausartig aus runden Stämmen gefügt, verlangten eine würdigere Bekleidung. In den Bauernhäusern entstanden so die naiven Malereien auf Leinwand mit meist biblischen Motiven. Hier kann eingesetzt werden. Hier hat die Phantasie des Volkes noch ein reiches Feld, dem die Geschicklichkeit in aller Handweberei zugute kommen mag. Wenn der Hemslojd der naiven Kunst erst jene Freiheit gibt, die Handarbe-

Digitized by Google

tets Bänner schon jetzt einer fast bis zum Raffinement vorgeschrittenen Atelierkunst bereitet, dann werden wir Schweden um einen neuen Beweis germanischer Volkskraft zu beneiden haben.

Agnes Harder

Hausschwestern

In Berlin hat nach dem „Berliner Tageblatt“ eine frühere Diakonissin und jetzige Volksschullehrerin, Fräulein Benina Tolksdorf, nach englischem Muster eine „Hausschwesternschule“ eingerichtet (im Frommelheim, Berlin N, Schönhauser-Allee 141), mit Grundsätzen und mit Zielen, die dem Problem der „Dienstbotennot“ kräftig zu Leibe gehen. „Hausschwestern“ — was ist des hübschen Namens Sinn? Die Notiz sagt: „Hausschwestern sind zu einem Schwesternverband zusammengeschlossene Mädchen und Frauen, deren Arbeitsgebiet das Haus ist. Ausgenommen Wochenpflege übernehmen sie keine Krankenpflege. Sie wollen als gebildete Frauen alle Hausarbeit tun und die Dienstboten ersetzen, aber als gebildete Menschen behandelt werden. Sie kommen aus denselben Kreisen wie die Stützen, sind Töchter von Predigern, Lehrern, Förstern, Gutsbesitzern, Unterbeamten. Von Kindheit an praktisch im Wirtschaften erfahren, mit Neigung für diesen Beruf, sollen sie in der Hausschwesternschule noch eine besondre Fachbildung für ein bestimmtes Wirtschaftsgebiet, wie Kinder- und Säuglingspflege oder die Pflege alter, schwacher Leute, oder sämtliche Hausarbeit oder die feine Küche erhalten, und dann Stellung in Familien annehmen. — Die Hausschwester arbeitet nicht, wie die Stütze, neben dem Dienstmädchen, sondern ohne Dienstmädchen selbständig. Aber sie trägt Schwesterntracht, — eine hübsche, recht kleidsame, — und verlangt die Behandlung als gebildeter Mensch, geregelte Arbeits- und Freizeit, bestimmte Arbeitspflichten und bessere Entlohnung. Auch jetzt bereits im Haushalt tätige gebildete Frauen können der Schwesternschaft beitreten, die ihnen gegen geringen Beitrag Zusammenschluß, Rückhalt, ein Heim und Altersversicherung bietet.“ Wir überlassen es den Hausfrauen, die diese Worte lesen, das Für und Wider gegeneinander abzuwägen. Nur so viel: Das Verhältnis der Hausfrau zu der von ihr angestellten Helferin bei den Pflichten des Haushalts, wie der Begriff „Hausschwester“ es voraussetzt, ist ein Ideal für beide Teile, wenn auch kein neues. Irgendwo in Deutschland gibt es schon heute diese gebildete und nobel denkende Hausfrau, diese gebildete, umsichtige und „mit Anstand dienende“ Helferin. Bedeutungsvoll aber erscheint das Schaffen einer Mittelstelle, die der „idealen“ Hausfrau ermöglicht, sich eine „ideale“ Schwester leichter ins Haus zu rufen, als das bisher geschehen konnte, von der sozialen und persönlichen Förderung der dienenden Mädchen und Frauen ganz zu schweigen. Auch die uniforme Schwesterntracht kann in diesem Falle mehr als eine Äußerlichkeit sein: sie vermag auf die Formen des Verkehrs ähnlich zu gegenseitiger Höflichkeit einzuwirken, wie das Sie gegenüber dem „vertraulichen“ Du. Immerhin ist auch hier die Persönlichkeit alles. Auch kann der Hausschwesternverband zur Lösung der Dienstbotenfrage nur in einem kleinen Teil beitragen. Denn die Hausschwester ist in der Familie, was der Prokurist im kaufmännischen Geschäft.

Mann und Weib

Digitized by Google

Es muß aber auch Schreiber geben, und das „ungebildete Dienstmädchen“ wird neben der Hausschwester sich schon von selbst zu Recht behaupten.

Bildung und Schule

Schale und Kern

In Venedig war's. Ein Ostersonntag im Markusdom. Von heiligen Schauern erfüllt, betrat ich das Schiff der eigenartigen Kirche, ließ ich den Blick über die goldene Pracht der Gemälde gleiten, trat ich heran an das hohe Gitter, das den Altarraum abschloß gegen die unbefugt andringende Menge. Wer die goldene, mit Edelsteinen besetzte Tafel, die auf dem Altar ausgestellt war, näher betrachten wollte, der mußte vier oder fünf Lire zahlen. Dann erst öffnete sich ihm der Gitterverschluß.

Ich blieb vor dem Gitter stehen; denn eben kamen die Priester in roten Gewändern aus der Sakristei und nahmen Platz in den hohen Chorstühlen. In einem unschönen Rezitationstone sagten sie ihre Gebete herunter. Dann setzte sich der Patriarch auf seinen Thron, und um ihn scharte sich das priesterliche Gefolge, betend, singend, Weihrauchfässer schwingend. Ich stand und schaute — und alle Andacht wurde zuletzt erstickt durch die, wie es schien, nur gewohnheitsmäßige Ausübung des feierlichen Zeremoniells, was ja auch deutsche Katholiken, die nach Italien kamen, dort schon oft befremdet hat.

Vergebens hatte ich nach einer warmen Gefühlsbetonung in den Worten der geistlichen Würdenträger gelauscht, vergebens nach einem andächtigen Gesichtsausdruck geforscht. Sie waren mir alle so kalt, so nüchtern erschienen, so marionettenhaft in ihrem ganzen Tun, daß ich es nicht mehr länger ansehen und anhören mochte und hinaustrat auf den Markusplatz, der vor mir lag im ganzen Sonnenzauber eines venezianischen Ostersonntags. Und erst hier unter freiem Himmel gewann ich wieder die fromme Osterstimmung, die mir dort in den Hallen des ehrwürdigen Domes verloren gegangen war.

Vielleicht hatte ich den Leuten unrecht getan. Vielleicht waren sie andächtiger, als ich glaubte. Vielleicht hatten jene Priester nur ein plärrendes Organ und die sonderbare Gewohnheit, unterm Beten zu schnupfen und das Publikum zu betrachten. Vielleicht war ihr Herz trotz alledem voll Weihestimmung. Der Schein kann trügen. Aber meine plötzliche Ernüchterung inmitten der stimmungsvollen Tempelpracht war Wahrheit, war wirkliches Erlebnis. Und nur von diesem Erlebnis möchte ich berichten, weil es mir — pädagogisch lehrreich erschien.

Der alte Dom, die prächtigen Gemälde, auch die zur Schau gestellte Tafel, es waren Ausdrucksformen religiös gestimmter Menschen. Auch die mannigfachen Ritualformen waren es: die Psalmen und Gebete, welche die Priester im singenden Tone rezitierten, die Weihrauchwolken, die den Hohenpriester einhüllten, das Kniebeugen, die gefalteten Hände, kurzum das ganze Zeremonienwesen, es war Ausdruck einer seelischen Stimmung. Oder es sollte doch Ausdruck sein, denn wer diese Formen vor Jahrhunderten einführte, bediente sich ihrer wie einer Sprache, um seine religiösen Gefühle sichtbar oder hörbar werden zu lassen. Sicher werden diese Zeremonien jeden ergriffen haben, der sie zum erstenmal als lebenswahren Ausdruck, als wirkliche Sprache, gewahren oder vernehmen durfte;

Digitized by Google

denn was vom Herzen kommt, das findet auch seinen Weg zum Herzen.

Aber nur so lange kann ein Ausdruck den entsprechenden Eindruck hervorrufen, so lange er mit Gehalt, mit Gedanken, Gefühlen, mit Gemütsbewegungen erfüllt ist. Sobald ihm dieser Gehalt verloren geht, sobald er leere Form wird, büßt er seine lebensvolle Wirkung ein. Daß jene Zeremonien nicht mehr auf mich zu wirken vermochten, daß sie mich geradezu abstießen, das hatte seinen Grund darin, daß die Menschen, die sie vollzogen, nicht den Eindruck hervorriefen, als sei ihnen der Ausdruck eine aufrichtige Kundgabe ihrer religiösen Gemütsverfassung. Vielleicht waren sie andächtiger, als es schien. Dann aber hätte ihre Andacht nach andern Ausdrucksformen verlangt, als die Zeremonie vorschrieb. Man fühlte unwillkürlich, daß sich Seelenstimmung und Handlung nicht deckten, und wurde darum nicht erhoben, sondern abgestoßen.

Das gilt überall da, wo es auf die innere Wahrheit des menschlichen Ausdrucks ankommt. Ganz besonders in der Kunst und in der Pädagogik. Auf keinem Gebiete sind die Meinungen heute weniger geklärt und verworrener als auf dem pädagogischen. Auf keinem Gebiete wird mehr reformiert und restauriert als gerade hier. Es ist das umstrittenste unter allen Gebieten des modernen Lebens. Und doch tut im Grunde genommen vor allem eines not.

Wichtiger als alte und neue Methoden, wichtiger als prächtige Schulhausbauten, wichtiger als vervollkommnete Lehr- und Lernmittel sind *Menschen, die sich vollebendig äußern können*. Das Wesentliche jeder pädagogischen Tat besteht in der *Wirkung von Mensch auf Mensch*. Diese Wahrheit ist nur zu oft verkannt und vergessen worden. Auch von den Großen unter den pädagogischen Führern und Pfadfindern. Von Ratke und Pestalozzi bis herauf zu den Modernen, die immer nur nach neuen Methoden suchen und dabei der Menschen vergessen, die diese Formen anwenden sollen. Sie alle vergessen, daß es in erster Linie nicht darauf ankommen darf, in welcher *Form* sich ein Leben äußern soll, sondern *auf das Leben selbst*. Wo eine gestaltungsfähige Kraft vorhanden ist, da schafft sie sich ihren Ausdruck mit zwingender Notwendigkeit.

Überkommene Formen können ihre Wirkung nur entfalten, wenn sie neues Leben erhalten. Der Kern ist höher zu werten als die Schale. Bloße Formen sind taube Nüsse. Kein Mensch mag ihrer froh werden. Ich kann mir im schönsten Schulhaus der Großstadt, inmitten von Terrarien und Aquarien, von künstlerischem Wandschmuck und Apparaten und Präparaten einen erbärmlich schlechten Lehrer denken, der, trotzdem er alle methodischen Formen gewissenhaft bis ins kleinste befolgt, es doch nie zu einem lebensvollen Ausdruck bringt, während draußen im kleinen Walddorf, wo Fuchs und Reh sich gute Nacht sagen, in dürftigen Verhältnissen ein gottbegnadeter Bildungskünstler sich und seine junge Welt gestaltet. Um den Menschen und seinen Gehalt handelt es sich in *erster* Linie, nicht um die methodische Form.

Jeder wahre Fortschritt auf schulischem Gebiete wird darum bei dem Pädagogen selbst einsetzen müssen, bei der Vervollkommnung

Digitized by Google

seines Menschentums, bei der Ausbildung seiner gestaltenden Kraft. Sonst bleiben alle Formen Äußerlichkeiten, die den Kindern zur Qual und zum Ekel werden. Ausdruck, wahrhaftige Sprache, die von einem starken Innenleben Kunde gibt, brauchen wir auch hier. Nicht auf den Ritus kommt es an, sondern auf den Priester, wenn die jungen Herzen begierig werden sollen nach den Ostersonntagen ihres Lebens. Ernst Weber

Unter uns

Ratgeber-Verantwortung

5. Nochmals: die Katholiken und wir

Das „Hochland" hat meiner Bitte, meine Antworten auf seine drei „Anklagen" seinen Lesern mitzuteilen, nicht entsprochen. Das bedaure ich, weil nun die Leser dieser Zeitschrift nicht selbst beurteilen können, ob, was ich geantwortet habe, wirklich Antwort war, oder ob ich, wie das „Hochland" jetzt behauptet, „um den Kern der Frage herumging". Und ich verzichte auf eine weitere öffentliche Unterhaltung über diesen „Kern". Da der Angreifer seine Leser über die Antwort des Angegriffenen nicht genügend unterrichtet, wäre sie zwecklos.

Andres aber muß ich zur Sprache bringen.

Die zweite „Anklage" wendete sich gegen die „überhebliche Behauptung" des Kunstwart-Herausgebers, mit der ich „hochfahrend" gesagt hätte, was nicht wahr sei. „Der Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands," so schrieb das „Hochland", „nicht der Dürerbund-Ratgeber, war der erste, der die Notwendigkeit eines Führers durch das gesamte deutsche Schrifttum erkannte und in mühevoller Arbeit, ohne einen großen Bund oder eine Stiftung hinter sich, diesen Führer schuf. Unser Ratgeber hat zuerst jene Liste empfehlenswerter Werke geschaffen, auf die Avenarius als auf eine Neueinrichtung mit Emphase aufmerksam macht. Kannte Avenarius diese Tatsache nicht? Kaum glaublich. Wenn man es aber glauben will (und schließlich muß man es, soll Avenarius nicht die Anklage der Böswilligkeit ertragen müssen), dann rettet ihn nichts vor dem Vorwurf unverzeihlicher Nachlässigkeit. Er hätte sich unterrichten müssen, ehe er für sich Erfindungen in Anspruch nahm, die andre lange vor ihm machten. Jetzt, da ihm diese Tatsachen bekannt werden, wird er versuchen, sich mit ihnen abzufinden und ohne Zweifel den in solchen Fällen naheliegenden und immer wirksamen Vorwurf erheben, daß unser Ratgeber für ihn nicht zähle, da er konfessionell gefärbt sei." Daraufhin erhob ich diesen Vorwurf nicht, sondern wies einfach nach, daß die Dinge genau umgekehrt liegen; der katholische Ratgeber ist in all den jetzt vom „Hochland" erwähnten Punkten und sogar bis auf Form und Titel seinerseits eine Nachbildung meines Kunstwart-Ratgebers, der gleichfalls ohne Bund und Stiftung diese Arbeit lange Jahre vorher begann und durchführte. Das „Hochland" muß jetzt diese Tatsachen zugeben. Aber wie tut es das? „Aus unsrer Erwiderung greift Avenarius dann einen Satz heraus, mit dem wir die Priorität unsres Ratgebers vor dem seinigen in Anspruch nahmen. Ich gebe zu, daß wir uns in diesem Punkte irrten. Aber dieser Punkt war ja gar nicht der springende." Ich habe diesen „einen Satz" eben zitiert. Daß man mich aus Irr-

Digitized by Google

tum aufs schwerste in meiner literarischen Ehre angegriffen hat — davon schweigt man nun einfach. Wer, meine Herren vom „Hochland“, hat, um mit Ihnen selber zu sprechen, „hochfahrend behauptet“, was nicht wahr ist? Von wem ist es „kaum glaublich“, daß er diese Tatsachen nicht kannte? Wen rettet, wenn man ihn von der Anklage der „Böswilligkeit“ schützen will, „nichts vor dem Vorwurfe unverzeihlicher Nachlässigkeit“? Die Redaktion des „Hochlands“ oder mich?

Meine persönlichen Arbeiten, der Kunstwart und der Dürerbund, sind von ihr nie verwöhnt worden, überrascht also hat es mich nicht, daß auch unser Ratgeber unter ihrer Antipathie leidet. Im Interesse des guten Ansehens und des Fortgangs unsrer Arbeit bin ich aber gezwungen, die Katholiken unter den Kunstwartlesern und Dürerbündlern ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie weit abweichend vom „Hochland“ andre Katholiken über unsre Bemühungen denken. Wie führende katholische Tageszeitungen darüber gesprochen haben, dessen erinnern sie sich vielleicht. Wie freundlich der katholische „Ratgeber“ selber über meine Arbeiten spricht, das können sie jederzeit nachlesen. Es ist um so erstaunlicher, als es dort durch höchst angesehene Mitarbeiter desselben „Hochlands“ selber geschieht, dessen Redaktion für den unsern kein Wort der Anerkennung hat. Ferner schreibt Falkenberg in seinem Buch „Wir Katholiken und die deutsche Literatur“, während er mit andern Sätzen den katholischen Standpunkt entschieden wahrt, daß der Kunstwart-Ratgeber den katholischen, „rein literarisch genommen, gründlich in den Schatten“ stelle, ja, er nennt den unsern „die allererfreulichste Erscheinung der Art in der ganzen Weltliteratur“. Auch die neue Dürerbundausgabe bedeute „wieder einen ganz erheblichen Fortschritt nach jeder Richtung“. „Es dürfte wirklich kaum ein zweites Werk geben, das dem Bücherfreund und Literaturkenner so große Freude bereitet und so unentbehrlich ist. Auch das anerkennenswerte Streben, auf die Bedürfnisse der Katholiken Rücksicht zu nehmen, ist wieder festzustellen.“ Es sind also nicht die Katholiken, es sind nur die Herren in der Redaktion des „Hochlands“, gegen die ich hier zu sprechen habe.

Da sie gegen mich „drei Anklagen“ erhoben haben, erlauben sie mir vielleicht einige, nennen wir's nur: Bemerkungen über würdige Polemik. Die erste: auch wenn man jemandem, gleichviel aus welchen Gründen, feindlich gesinnt ist, geht es nicht an, einen etwa mißverständlichen Satz ohne vorherige Prüfung der Verhältnisse nach der ungünstigen Seite hin auszulegen. Es geht zum Beispiel nicht an, zu behaupten, ich hätte in meiner Polemik gegen die üblichen Geschäftskataloge auch den katholischen „Ratgeber“ der Bestechlichkeit geziehen, wenn ich selbst in einer Besprechung der verschiedenen ernsthaften literarischen Ratgeber denselben katholischen sogar als den besten von allen jenes Jahres warm empfohlen habe. Ich, der Protestant, den Ratgeber der Katholiken. Es geht zweitens nicht an, mir nach solchem Beweise der Unbefangenheit zu insinuieren, ich würde nun „ohne Zweifel“ versuchen, den katholischen Ratgeber als einen hinzustellen, der als „konfessionell gefärbt“ für mich „nicht zähle“. Es geht drittens nicht an, Vorwürfe wie die vorhin ab-

Digitized by Google

gedruckten hinsichtlich der Priorität zu erheben, ohne sich auch hier vorher über den Tatbestand zu unterrichten. Und es geht am wenigsten an, auf die Widerlegung dieser Vorwürfe zu behaupten, ich griffe „einen Satz“ heraus, der allerdings irrig, aber nebensächlich sei. Übrigens ist es nie und nimmer nebensächlich bei anständiger Polemik, daß man schwere Beschuldigungen nicht erhebt, bevor man nachgeprüft hat, daß man sie erheben darf.

Den Lesern des „Hochlands“, die mir in dieser Sache geschrieben haben, danke ich so freundlich, wie sie zu mir sprechen. An der Richtung meiner Arbeit wird dieser Angriff so wenig ändern, wie alle, die ihm vorhergegangen sind und alle, die ihm folgen werden. Die konfessionelle Spaltung im deutschen Volk darf nicht mehr Folgen haben, als sie haben muß: so lange es große Kulturaufgaben gibt, an deren Lösung Katholiken und Protestanten gemeinsam arbeiten können, so lange müssen wir hüben und drüben diese gemeinsame Arbeit auch suchen. Dafür wirken Kunstwart und Dürerbund. Jede sachliche Kritik ist uns beim weiteren Aufbau und, wo es not tut, Umbau auch unsres Ratgebers nur eine Förderung, und je strenger sie ist, um so mehr. Wir bitten um sie, denn wir sind uns der zahlreichen Mängel im Ratgeber, an dessen Verbesserung wir ununterbrochen arbeiten, durchaus bewußt. Angriffe aber wie die im „Hochland“ wirken entweder gar nicht (und das dürfte in diesem Fall gelten) oder sie schaden gerade dem, was doch auch das „Hochland“ im Grunde fördern will.

Ich habe diese Aussprache nicht begonnen, ich habe auf drei „Anklagen“ geantwortet, auf die meine Antwort verlangt wurde. Meiner Meinung nach hätten wir bei „Hochland“ wie Kunstwart besseres zu tun, als uns zu streiten. A

Redaktionelles

Hierdurch teilen wir mit, daß Herr Ewald Bender, der den Lesern schon durch verschiedene Beiträge in den letzten Heften des Kunstwarts bekannt ist, in die Redaktion des Kunstwarts als Mitleiter insbesondere für das Gebiet der bildenden Künste eingetreten ist.

Lebende Worte

Vom Reisen

Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar, sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet. Goethe an Schiller

Unsre Bilder und Noten

Was uns Gustav Kampmann in dem Bilde zeigt, das wir als farbigen Steindruck vors Heft setzen, daran ist stofflich ganz und gar nichts „extra“. Ein Kornfeld, ein Himmel, dazwischen ein bißchen Hügelland und ein paar Dorfhausdächer. Nicht einmal der Kirchturm, ohne den man's früher kaum zu tun pflegte — ein deutliches Zeichen dafür, daß es Kampmann nicht auf das „Romantische“ und nicht auf das „Gemütvolle“ ankam. „Bilder sind große Herren,

Digitized by Google

man muß warten, bis sie einen anreden." Wollen wir dahinterkommen, warum uns der Maler dieses da gab, so müssen wir's hübsch lange ansehen. Ganz in der Mitte vom Bild steht mit weißem Hemd ein Bauer — wenn der für unsre Phantasie anfängt, sich zu bewegen, dann werden wir wohl so ungefähr „drin" sein. Werden die Weite der Felder bis zum Schnitter hin, die Weite hinter ihm bis zum Tal, die Weite vom ersten Hügelzug bis zur Kuppe und bis zu dem waldigen Zuge links mit seinen hellergrünenden Lichtungen, die Weite dann bis zu den letzten Fernen — ich meine, die werden wir dann nicht nur verstehen, sondern empfinden. Und doch wird dieses Naturgenießen in diesem Falle erst Träger des eigentlichen Kunstgenusses sein, der Freude am Malerischen, am Gegeneinanderklang und Zusammenklang wärmerer und kühlerer großer Tonstreifen, die in sich fein belebt sind.

O. Gamperts Bild führt uns auf die Insel Reichenau, wo die Ruinen des von Scheffel im Ekkehard geschilderten reichen Klosters stehen. Sturm und Regen ziehen heran — das spricht alles ganz unmittelbar. Hier wirkt neben Licht und Schatten die Linie voll Kraft. Man beachte die prachtvolle musikalische Wirkung der von links nach rechts aufsteigenden, von jähen Abfällen zerrissenen Diagonale, welcher sich die zweite undeutlichere Diagonale mit der Wolkenwand links wie ungewisses Schicksal nähert.

Vom südlichsten deutschen Fleckchen des Vaterlandes zur nördlichen Küste — das paßt sich für unser Reiseheft. Das ist immer noch nicht so weit auseinander, wie das Wesen der einen dieser Wasserlandschaften von der andern. In Kallmorgens Bild ist alles Horizontale. Und es ist auch an Lichtkontrasten viel ärmer als das vorige. Also Ruhe? Nein: Scheinruhe. Wenn hier Pappeln ständen, würden sie zittern im Wind, aber draußen im offnen Meer, da zittern nicht, da toben die Wellen. Draußen, wo wir sie in diesem Bilde nicht mehr sehn. Aber ahnen. All dieses aufgeregte Wasser-Gekrabbel und Gezappel hier vorn — wer die Haffe, die Föhrden, die Watten, die Flußmündungen kennt, der weiß, was es zu bedeuten hat, auch wenn die Tücher nicht so um die Leiber flattern, weil's weht, und die Leute die Hände nicht so schützen, weil's kalt ist. Wirst du leicht seekrank, verehrlicher Leser, ich rate dir, dann fahre nicht nach Helgoland, wenn's in Bremerhafen so aussieht. Kallmorgens Bild gibt eine ganz bestimmte Küstenluft meisterlich wieder.

Von unsern Illustrationsbeilagen zeigen die beiden ersten Seiten „Die Bahn der Zukunft" — wie Scherl sie sich denkt und wie er nicht nur ihre Möglichkeit, sondern auch ihre Zweckmäßigkeit, ja in gewissem Sinne ihre Notwendigkeit in einer eigenen Denkschrift zu begründen sucht. Zumindest also: es sind keine Phantastereien, die wir hier im Bilde sehn, es sind wirklich die Niederschriften nach jeder Richtung technisch durchgearbeiteter Pläne, die nach langen Berechnungen und Versuchen der Kritik der Fachleute nun unterbreitet werden. Auf dem ersten Bilde sehen wir die Hochbahn mit zwei Linien für die Fernzüge. Mit nur drei, aber mächtigen Wagen saust einer davon auf der einen Schiene dahin, nicht wie jetzt, wo nur die Lokomotivräder ziehen, sondern „ziehend" mit allen Räderpaaren, und vom Kreiselwerk in seinem Innern im Gleichgewicht gehalten. Versenkt zwischen beiden Dämmen fährt der Kontrollwagen der Beamten, der ununterbrochen den Bahnkörper nachprüft. Das zweite Bild zeigt einen Weltbahnhof, wie

Digitized by Google

Scherl ihn sich denkt. Durch die Häuser, aber ganz isoliert von ihnen und auf besonderen Fundamenten, ragen die Pfeiler, welche den Hochbau ins Zentrum führen zu einem Palast, der zugleich so etwas wie ständiger Welthandelsplatz und ständige Weltausstellung ist.

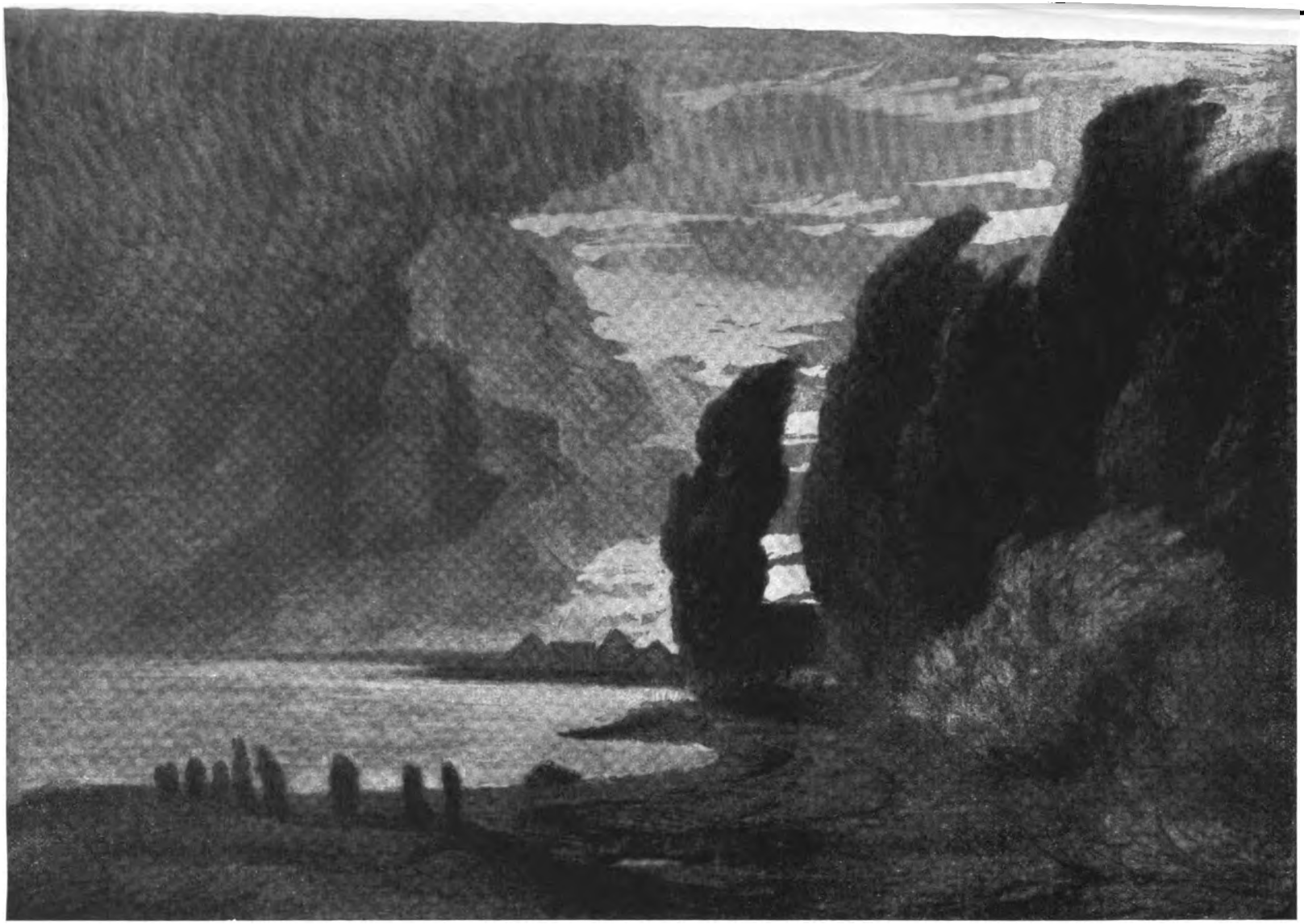
Nun ein ganz idyllischer Klang. Aber von der Welt der Scherlschen Pläne bis zu den „Waldschutztafeln", die unsre letzte Bildseite zeigt, wird es vielleicht gar nicht weit sein, denn eben das Näherführen der Großstadt an die freie Natur ist ja eine der Aufgaben des Schnellverkehrs. Diese beiden Bildchen gehören gewissermaßen zu dem kleinen Aufsatz „Schont fremdes Gut!" Der Dürerbund und der sächsische Heimatschutzverein haben „Waldsprüche" verbreiten lassen, die zur Schonung des Waldes anregen und mahnen sollen, und die sächsische Kunstgewerbeschule hat unter Professor Seyfferts Anleitung eine Anzahl von Tafeln hergestellt, die in freundlicher Weise diese Waldsprüche vermitteln sollen. Tafeln wie diese werden zum mindesten nirgends als Schutzmannsanrede wirken.

Zu dem Bilde „Verlorene Schönheit" gehört der ebenso überschriebene Rundschaubeitrag. Die photographische Aufnahme ist von Suck in Karlsruhe. A

Die Notenbeilage bringt zwei Originalbeiträge. Der erste ist ein norwegisches Volkslied, deutsch und zum Klavier gesetzt von A. J. Boruttau. Es steckt eine unentrinnbare Stimmung, ich möchte sagen eine Kraft der Schwermut, eine ergreifende Steigerung des Gefühlsausdrucks in diesen Tönen, die uns das fast wörtlich übersetzte Lied als ein Meisterwerk der Volkskunst erscheinen lassen. Der Begleiter muß sich freilich bemühen seinen Part dem Text entsprechend abzuschatten, er wird in der dritten Strophe das Glockengeläute andeuten usw. — Nicht Volkskunst, aber echt volkstümliche Kunst bietet der Marsch des Prinzen August Wilhelm von Preußen, den Hans Schaub für den Kunstwart gesetzt hat. Es gibt Zeiten, die den einzelnen, auch wenn er kein Genie ist, dazu erwecken können, einen Gefühlsgehalt künstlerisch restlos auszusprechen. Eine solche Zeit war für diesen Prinzen die des Siebenjährigen Krieges. Nie ist das Ethos des Soldatentums echter empfunden worden als damals, nie hat es musikalisch einen würdigeren Ausdruck gefunden. August Wilhelm, der erste „Prinz von Preußen", der Bruder Friedrichs des Großen war kein vom Kriegsglück begünstigter und erhobener Feldherr. Aber wie gesund und kräftig er als Mann des Waffenwerkes empfand, das enthört man seinem prächtigen Marsch, an dem man wie bei einem Königswort nicht drehen noch deuteln muß. Diese Sprache verstand jeder Potsdamer Grenadier und er verstand sie nicht bloß als einen Befehl an seine Beine. Das ist ein auszeichnendes Merkmal der „altpreußischen" Märsche, daß sie nicht bloß das Äußerliche des Soldatentums, den Klimbim des Militärischen ausklingen, sondern die Gefühle von Menschen wiedergeben, denen es sehr ernst um ihre Sache ist. Sie sagen etwas vom Wesen. Und hierin liegt die Bürgschaft ihrer Dauer. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

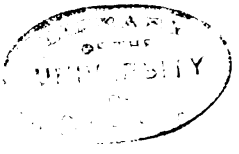
Digitized by Google



O. GAMPERT

KW

Digitized by Google



Digitized by Google

FR. KALLMORGEN

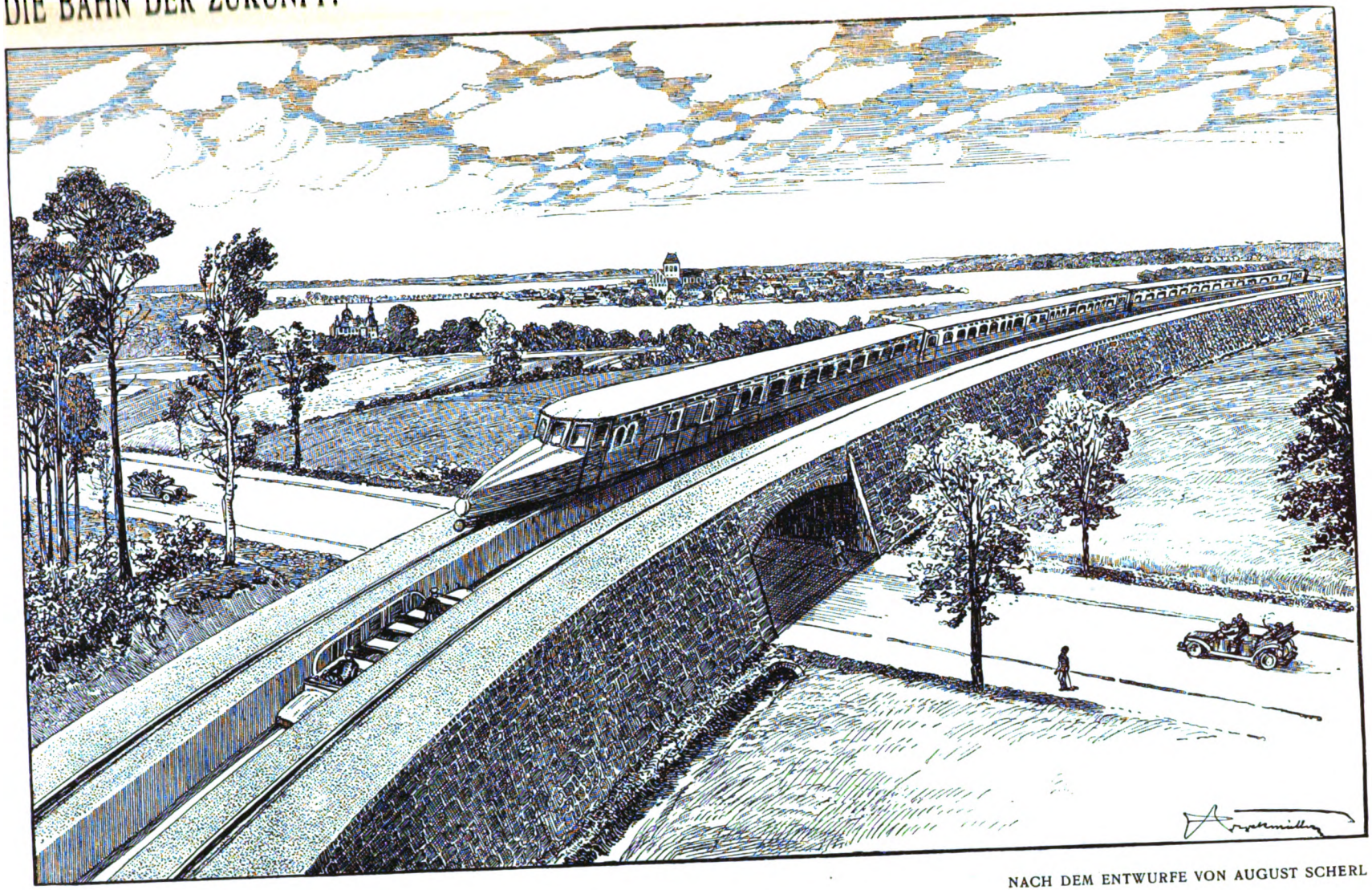
KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

DIE BAHN DER ZUKUNFT?

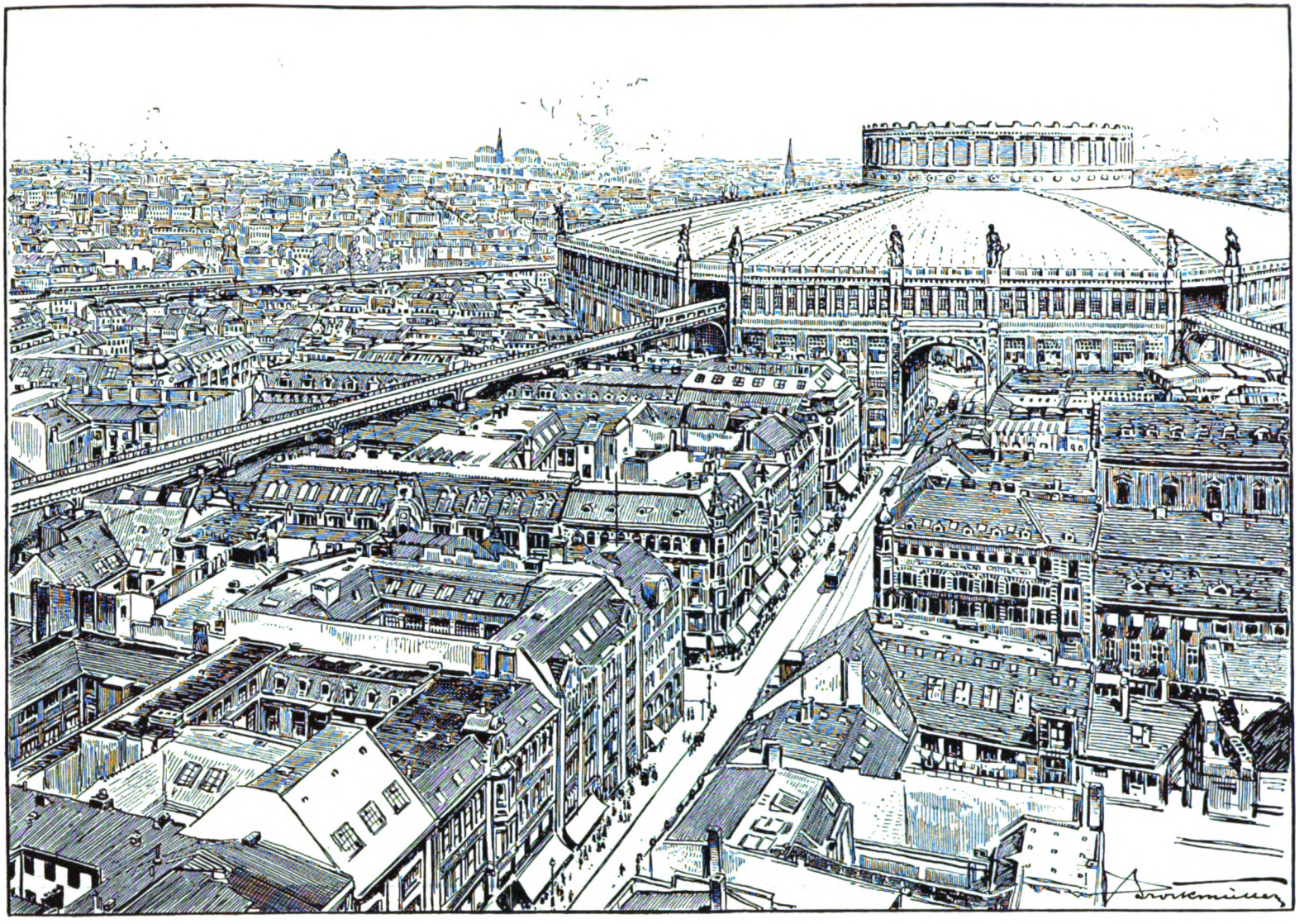


NACH DEM ENTWURFE VON AUGUST SCHERL

KW

Digitized by Google

DIE BAHN DER ZUKUNFT?



NACH DEM ENTWURFE VON AUGUST SCHERL

KW

Digitized by Google

DIE LAUFENBURGER SCHNELLEN, WIE SIE WAREN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

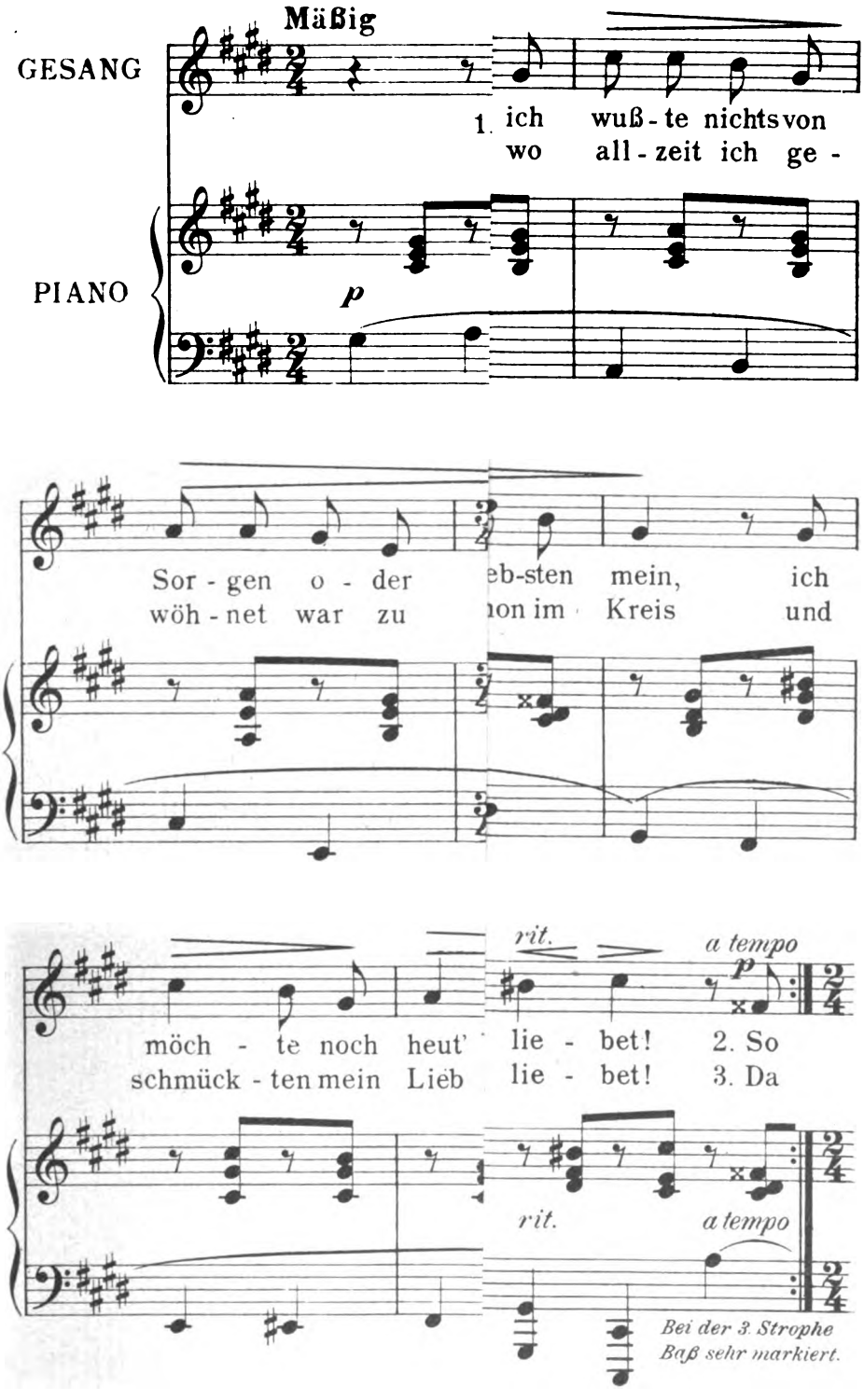
KW

KW

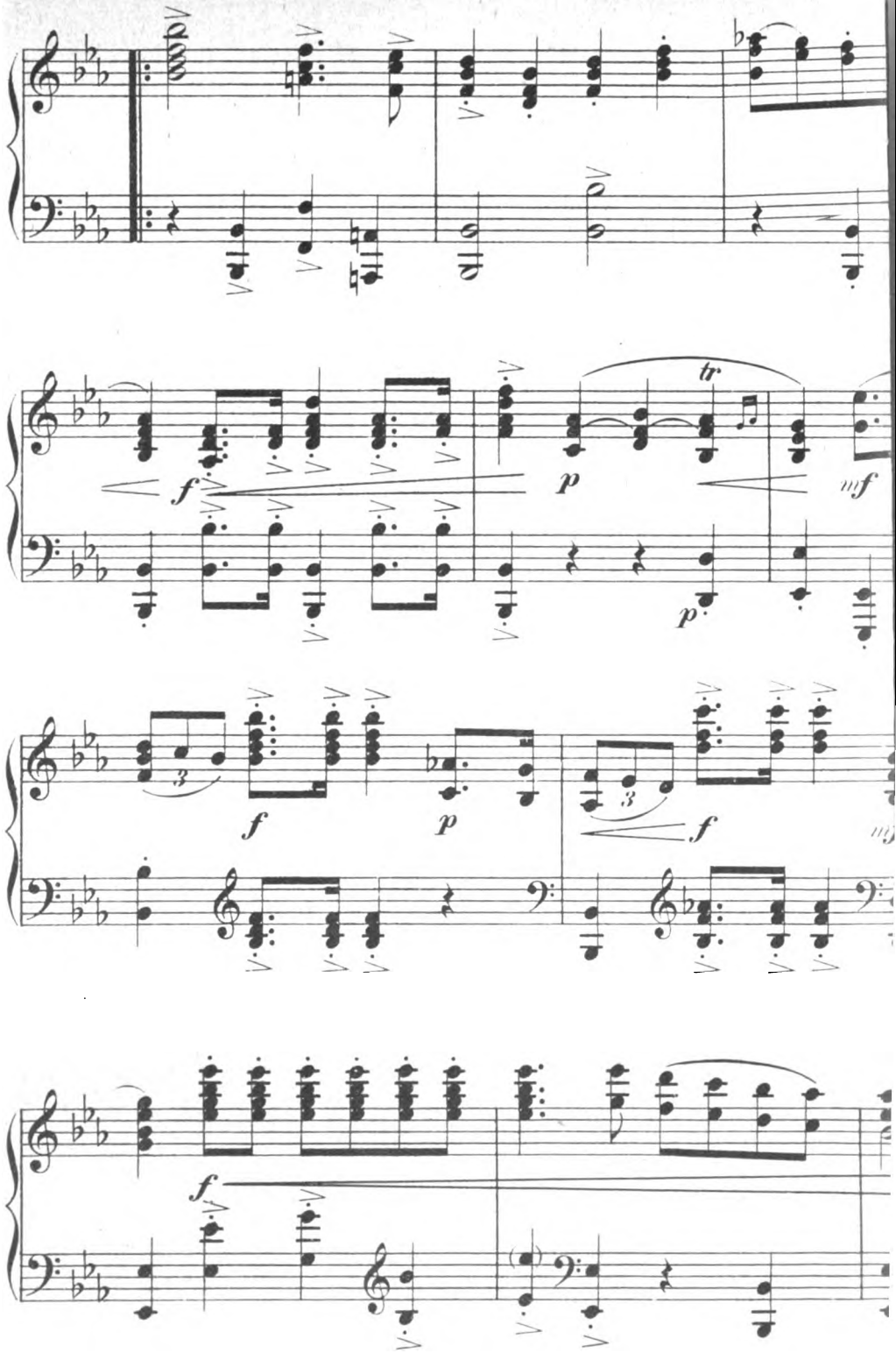
ENTWÜRFE VON C. ALBRECHT

Digitized by Google

Deutsch und gesetzt von
ALFR. JUL. BORUTTAU



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

GEORG MACCO

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Juliheft 1909 Heft 20

Von der „Tyrannei" der Mode

Durch alle nichtpolitischen Scherzblätter der letzten Monate zogen junge Damen unter überlebensgroßen Topfhüten als Witzableiterinnen, so daß die Gardeleutnants und die Dackel um ihr angestammtes Vorrecht im Lande Humorta besorgt werden konnten. Es wird auch keiner bestreiten, daß diese Mode sehr lächerlich sei. Nämlich: so lange sie ihm selber noch neu ist. Tritt erst die Gewohnheit ein, so findet auch sie ganz nett, wer im Anfang über sie gelacht hat. Und nach einiger Zeit werden die Inhaberinnen der Topfhüte oder doch ihre Gatten und Brüder über wieder eine andre Mode-Nouveauté lachen, werden die Witzblätter über sie scherzen und werden trotzdem die Verfechter und Verfechterinnen des Neuen das Neue durchsetzen. Und so weiter mit (oder ohne) Grazie in infinitum.

Wirklich bis ins Unendliche?

Mode — das bedeutet nicht ein Problem, sondern einen Rattenkönig von Problemen. Da ist das psychologische, das uns unter anderm von Ermüdungserscheinungen und ihrer Auflösung in variatio delectat erzählt. Da ist das der gewerblichen Produktion, das unter anderm davon spricht, wie man als Fabrikant diese psychologischen Erscheinungen durch kluge Verbindung mit sonstigen Konjunkturen benutzen kann. Da ist das des Handels, das unter anderm über das Bedürfnis nach schnellem Umsatz und über die Dienste nachdenkt, die neue Moden ihm leisten. Da ist das ästhetische, das unter anderm von der Bedeutung der Mode als Vorführerin neuer Reize handelt. „Unter anderm" muß überall dabeistehen, denn ein Rattenkönig hat mehr als vier Schwänze. Die Erhöhung des Wertes der Rohmaterialien durch wirklichen oder sogenannten Geschmack, die Verschiebung von Ausfuhr und Einfuhr zwischen den Ländern durch die Moden, der Einfluß auf die Preise und also auf die Vermehrung bestimmter Rohstoffe, solche Worte deuten auf ein paar weitere, und selbst für den Naturschutz (man denke an das Ausrotten von Tieren zu Modezwecken) kann der Einfluß der Mode wichtig sein. Aber der Vergleich mit dem Rattenkönig stellt überhaupt diese Seite des Modeproblems nicht wie die Mäuseschwänze aneinander, sie sind auch ineinander gewachsen, so daß ein Problem-Schwänzlein dem andern Blut gibt und Blut nimmt.

Woraus folgt: das ist zum mindesten kein Sommer-Thema für uns! Lassen wir unsre Finger von dem Versuch, hier alles auseinanderzuwirren. Nur einen einzigen Faden bitte ich sie weiter so weit nach Möglichkeit loszuzupfen, daß wir ihn in etwas längerer Ausdehnung betrachten können.

Gibt es wirklich eine „Tyrannei" der Mode?

Meine persönlichen Erinnerungen reichen bis in die Zeit der nunmehr hochseligen Krinoline zurück, die von Paris aus, wo bekanntlich die Gebärstätte aller wahren Schönheit ist, wieder einmal

Digitized by Google

Digitized by Google

Von der „Tyrannei" der Mode

Durch alle nichtpolitischen Scherzblätter der letzten Monate zogen junge Damen unter überlebensgroßen Topfhüten als Witzableiterinnen, so daß die Gardeleutnants und die Dackel um ihr angestammtes Vorrecht im Lande Humoria besorgt werden konnten. Es wird auch keiner bestreiten, daß diese Mode sehr lächerlich sei. Nämlich: so lange sie ihm selber noch neu ist. Tritt erst die Gewohnheit ein, so findet auch sie ganz nett, wer im Anfang über sie gelacht hat. Und nach einiger Zeit werden die Inhaberinnen der Topfhüte oder doch ihre Gatten und Brüder über wieder eine andre Mode-Nouveauté lachen, werden die Witzblätter über sie scherzen und werden trotzdem die Verfechter und Verfechterinnen des Neuen das Neue durchsetzen. Und so weiter mit (oder ohne) Grazie in infinitum.

Wirklich bis ins Unendliche?

Mode — das bedeutet nicht ein Problem, sondern einen Rattenkönig von Problemen. Da ist das psychologische, das uns unter anderm von Ermüdungserscheinungen und ihrer Auflösung im variatio delectat erzählt. Da ist das der gewerblichen Produktion, das unter anderm davon spricht, wie man als Fabrikant diese psychologischen Erscheinungen durch kluge Verbindung mit sonstigen Konjunkturen benutzen kann. Da ist das des Handels, das unter anderm über das Bedürfnis nach schnellem Umsatz und über die Dienste nachdenkt, die neue Moden ihm leisten. Da ist das ästhetische, das unter anderm von der Bedeutung der Mode als Vorführerin neuer Reize handelt. „Unter anderm" muß überall dabeistehen, denn ein Rattenkönig hat mehr als vier Schwänze. Die Erhöhung des Wertes der Rohmaterialien durch wirklichen oder sogenannten Geschmack, die Verschiebung von Ausfuhr und Einfuhr zwischen den Ländern durch die Moden, der Einfluß auf die Preise und also auf die Verwertung bestimmter Rohstoffe, — solche Worte deuten auf ein paar weitere, und selbst für den Naturschutz (man denke an das Ausrotten von Tieren zu Modezwecken) kann der Einfluß der Mode wichtig sein. Aber der Vergleich mit dem Rattenkönig hinkt überhaupt: diese Teile des Modeproblems sind nicht wie die Nagerschwänze aneinander, sie sind auch ineinander gewachsen, so daß ein Problem-Schwänzlein dem andern Blut gibt und Blut nimmt.

Woraus folgt: das ist zum mindesten kein Sommer-Thema für uns! Lassen wir unsre Finger von dem Versuch, hier alles auseinanderzuwirren. Nur einen einzigen Faden bitte ich die Leser so weit nach Möglichkeit loszuzupfen, daß wir ihn in etwas längerer Ausdehnung betrachten können.

Gibt es wirklich eine „Tyrannei" der Mode?

Meine persönlichen Erinnerungen reichen bis in die Zeit der nunmehr hochseligen Krinoline zurück, die von Paris aus, das bekanntlich die Gebärstätte aller wahren Schönheit ist, wieder einmal

Digitized by Google

über die Lande gezogen war. Nun pendelten auch die deutschen Frauen, soweit sie Damen waren, in schwebenden Glocken mit zwei Klöppeln durch die Gemächer, falls sie sich nicht gerade zwischen engeren Türen „stauten“. Am Oberleib trugen sie dabei ein engestmögliches Korsett, auf daß dieser Teil des Körpers dem Griff der Glocke anstilisiert werde, und am Haupte ein „Chignon“, das heißt ein mit Werg gefülltes Netz, das dem Hintergebilde einer Kreuzspinne ähnelte. Wieviel hat sich seitdem verändert! Der Frauenleib ward abwechselnd vorn oder hinten geplättet oder gebogen, eingepreßt oder aufgepolstert (o Cul de Paris!), ward unten aufgestelzt (oh, ihr Absätze!) oder niedergesetzt, ward oben mit Tellern, Wagenrädern, Nadelkissen, Federständern, Vogelleichenschausärgen, Blumenbeeten, Gemüseanlagen, Hammelkeulen und Kochhuhntöpfen über den je nachdem Haarzöpfen oder Luftwürsten den Forderungen der Neuzeit angepaßt. Und alles, alles das wurde zwar zuerst lächerlich gemacht, dann aber schön gefunden! Sind wir Menschen nicht wirklich drollige Käuze?

Die Frage ist, ob wir in Dingen der Tracht überhaupt vorwärts kommen, wenn wir uns nicht von der Mode in weit höherem Grade als jetzt freimachen. Daß wir unter ihrer fast ausschließlichen Herrschaft nicht dauernd bergauf steigen, lehrt wohl ein Blick auf die Entwicklung der Tracht im letzten Jahrhundert ohne viel Mühe. Weiter herunter, als wir gekommen waren, geht es doch kaum.

Ich behaupte nicht, daß die Mode nicht auch Werte mitbringen könnte. Sie ist eine große Schauführung des Neuen, von Gutem wie Schlechtem. Ich rede auch nicht der vollständigen Emanzipation von ihrer Herrschaft das Wort, denn damit spräche ich für Unmögliches: selbst wenn wir all das Aufsehen nicht scheuten, das wir mit kompromißlosem Widerstand gegen die Mode erregen würden, so wären wir doch außerstande, uns von den leisen Suggestionen fernzuhalten, die mit der Mode um uns in der Luft in unsichtbaren Bazillennebeln schweben. Ich spreche gegenüber ihrer Tyrannei nur sozusagen für konstitutionelles Regiment. Für eins, das *neben* dem Eigenwillen der Herrscherin auch noch *Gesetze* hat, die nicht aus dem Willen der Königin, sondern aus den Bedürfnissen der Menschen stammen. Ich spreche nur dafür, daß wir die Konzessionen gegenüber der Mode nicht auf das ausdehnen sollten, was wichtiger als Geschmacksachen ist.

Und wenn wir vernünftige Menschen sind, so *hat* ihre „Tyrannei“ an den Dingen ihre Grenze, die ich nun nenne:

Erstens: *unsre Körperkultur*. Wir sollten allen Forderungen der Mode, die gleich Schnürleibern und Stöckelschuhen die Pflege des gesunden und des schönen Leibes selber beeinträchtigen, ein halsstarriges Nein entgegensetzen. *Dieser* Satz ist gottlob schon recht vielen bewußt, sonst gäb's keine Reformtracht.

Zweitens: *unsre Würde*. Wir sollen uns nicht in Trachten zwängen lassen, die uns dem, der sich von der Modesuggestion freihält, lächerlich und albern erscheinen lassen müssen. Dieser Satz ist noch gar nicht vielen Leitsatz geworden.

Drittens: *unsre körperliche Persönlichkeit*. Aus den

Digitized by Google

Formen und Farben unsrer Gestalt und unsres Gesichts folgen Forderungen an die Tracht, die wir kennen lernen und auch demgegenüber durchsetzen sollten, was die Mode etwa für lang und kurz, dick und dünn, blond und braun, alt und jung zu uniformieren sucht. Das ist nicht so schwer, denn jeder mit Augen im Leib hat das Gefühl dafür, ob eine Mode jemandem „steht" oder nicht, und anderseits ist in solchen Fällen selbst der Modenarr andern gegenüber verständnisvoll tolerant. Übrigens erleichtern einem die Moden diesen Punkt des Programmes gerade jetzt, denn sie lassen heute dem einzelnen immerhin weiteren Spielraum als früher.

Viertens: unsre geistige Persönlichkeit. In der höchsten Kunstzeit seit Athen, in der Renaissance, betonten die Männer und Frauen ihr besonderes geistiges Ich in ganz anderm Maße als wir auch in der Erscheinung. Das hatte Licht und Schatten, aber wir sind von unsrer Zeit gegen die Übertreibung des Individualismus in der Tracht wohl besser als sie versichert.

Eine fünfte Forderung ist negativer Art: solange etwas gut ist, sollte uns gleichgültig werden, ob's neuer oder älter ist. Wir sollten uns endlich des Brauchs entwöhnen, gefundene Lösungen aus keinem andern Grund aufzugeben, als weil sie nicht mehr das Neueste sind. Das Nouveauté-Unwesen ist wohl das Allerverderblichste in der ganzen Entwicklung, weil es jedes Bewahren des Ausgereiften unmöglich macht und meist schon das Ausreifen selber unterbricht. Gilt doch auch hier das „Reifsein ist alles". Man kann sich nicht besser selber das Zeugnis des Subalternen geben, als wenn man das Neue an sich auch nur für einen ästhetischen Wert hält.

Schade, daß fast sämtliche Schriftsteller, die in jüngster Zeit Ästhetisches über die moderne Kleidung gesagt haben, snobistisch angekränkelt waren. Fast alle redeten vom Schick, als sei er ein allerhöchstes Kulturgesetz, und gerieten in ohnmachtdrohende Blutstockung bei Vorstellungen wie, daß einer dunkelrote Schuhe oder gar eine farbige Krawatte zum Frack tragen könne. Von einem berühmten ästhetischen Professor weiß ich, daß er einen vorwurfsvoll fragte: „Weiße Handschuhe zu solcher Gelegenheit, nicht perlgraue?" Das nimmt meiner Meinung nach Dinge zu schwer, die doch nur Konvention sind. Jedenfalls halte ich meinerseits die unter den Gruppen zusammengefaßten sachlichen Forderungen für wichtiger.

Es gibt Tyrannen nur für Sklaven. Es gibt für freie Menschen auch keine Tyrannei der Mode. Höchstens mit nebensächlichen Forderungen etwa für besondere festliche Gelegenheiten tyrannisiert sie alle noch ein bißchen — aber solche Kleinigkeiten sind auch nicht wichtig. Hier können wir nachgeben, in den Forderungen der Kultur, von denen ich eben sprach, können wir's nicht. Mit jedem Selbständigen, der sich hier freimacht, wird's den Schwächeren erleichtert, sich auch frei zu sagen.

Und ich glaube, wir könnten gerade aus unsrer Bewegung die Zuversicht schöpfen, daß man auch der Mode gegenüber siegen kann. Die „moderne Kunst" ist nicht nur gegen die Kunstmoden vor zwanzig Jahren aufgetreten, auch gegen die in Bau und Kunstgewerbe, sondern

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

man hat sogar die Staatsautoritäten gegen diese Revolutionärin mobil gemacht. Trotzdem ist sie nicht nur am Leben geblieben, sie hat sogar auf manchem Schlachtfeld gesiegt, das bisher der Hofkunst und der Modekunst allein gehörte. Auch die Reformtracht lebt der Mode zum Trotz immer noch und ganz vergnüglich. Mehr, als daß wir Nicht-Modesklaven auch leben können, verlangen wir aber fürs erste gar nicht. Vielleicht entwickelt sich in Deutschland doch mit der Zeit außerhalb der großen Menge derer, die sich heut so und morgen anders nach Schneiderbefehlen kleiden, eine Freischar, die sich nach Kulturforderungen richtet und nicht nach Nouveauté-Ordres. A

Von der „Heiligkeit der Natur" und der „Evolution der Liebe"

Ein Gespräch*

Die Idealistin: Immerhin müssen Sie zugeben, daß dieser Literaturzweig das Verdienst hat, das Odium der Unsittlichkeit von dem Menschlich-Natürlichen genommen und verkündet zu haben, daß die Natur heilig ist.

Der Skeptiker: Hm. Ist die Natur denn heilig?

Die Idealistin: Sie fragen? Zweifeln Sie etwa . . .

Der Skeptiker: Ich zweifle. Ach! Ich glaube, daß, wenn es eine Personifikation der Natur gibt, des mystisch verehrten „Lebens", daß diese über ihre Heiligsprechung mit einem Lächeln quittiert.

Die Idealistin: Sie behaupten also, die Natur sei nicht heilig?

Der Skeptiker: Ich will lieber sagen: sie ist weder heilig noch profan, sondern einfach: sie ist natürlich.

Die Idealistin: Das „Natürliche" ist doch eben das Reine, Gute.

Der Skeptiker: Man vergißt so gern, daß nicht nur das Schöne, Gesunde, sondern auch das Häßliche, Kranke Natur ist. Nicht nur Ferdinand und Miranda, sondern auch Caliban. Gott und das Tier. Geben wir einem Schriftsteller die „Heiligkeit" der Natur zu, so deduziert er uns daraus flink die Heiligkeit aller von ihm geschilderten Vorgänge. Wenn ein Bauernbursche mit seiner Dulzinea im Kornfeld verschwindet, so stimmt der Schriftsteller seinen großen Dithyrambus an auf die „Heiligkeit der Natur" — natürlich mit Einbeziehung des reifenden Korns und der lebensberauschten Insekten — und die Engel im Himmel müssen Gloria singen! Dies scheint mir aber nicht nur geschmacklos, sondern für unkritische Gemüter auch irreführend. Der Leser, der vielleicht auch schon mal natürliche Regungen verspürt hat, fühlt sich durch deren Heiligsprechung etwa so erhoben wie St. Jourdan, als er erfuhr, daß er sein Leben lang Prosa gesprochen habe.

Die Idealistin: Aber wenn irgend etwas verdient, heilig genannt zu werden, so ist es doch die Liebe junger unschuldiger Menschen!

Der Skeptiker: Sie nehmen an, daß Bauernburschen und

* Mit dem Abdruck dieses Gesprächs soll seitens der Redaktion vorläufig keine Stellung zu den hier erörterten Fragen genommen, sollen diese einfach als Fragen vor unsern Lesern ausgebreitet werden. Kw.-L.

Digitized by Google

-mädchen unschuldig seien, weil sie mit aufgestützten Ellenbogen essen und weder Maupassant noch Strindberg lesen. Das ist jedoch ein schöner Wahn. Trotzdem habe ich die weitestgehende Duldung für Hans und Grete, und wenn Grete, wie das die heilige Natur so eingerichtet hat, nachher allein für gemeinsames Tun büßen muß, so habe ich auch Mitleid mit dem armen Dinge. Jedoch damit ist's nicht genug; ich soll eine „Heilige" in ihr sehen, und dagegen sträube ich mich.

Die Idealistin: Ideale Bestrebungen lächerlich zu machen, ist leicht. Ich halte es für eine schöne Tat, die Verfehmung von der illegitimen Mutter zu nehmen und zu betonen, daß das Mädchen aus dem Volke, das sich zu einem Kinde bekennt, sittlich über der höheren Tochter steht, die ihre „Schande" aus Menschenfurcht verbirgt!

Der Skeptiker: Sie argumentieren wie ein feministischer Tendenzpoet: Sie machen einen Ruhm oder einen Makel aus etwas einfach durch die Verhältnisse Gegebenem. Grete „bekennt" sich nicht zu ihrem Kinde, weil sie sittlich über der höheren Tochter stände — von Sittlichem sollten wir hier überhaupt nicht sprechen — sondern weil in ihrem Stande nicht für schimpflich gilt, was sie getan. Bestehen aber auch hier die Motive der Scham und Furcht, so macht Grete es ebenso wie die höhere Tochter, nur daß sie zu einem drastischeren Mittel greift. Immerhin ist das Dienstmädchen, das ihr Kind umbringt, mir sympathischer, als ein gebildetes Fräulein, das sich rühmt, als habe es den Heiland geboren. Die illegitime Mutter verdient Hochachtung, wenn sie so tüchtig wie bescheiden, so mutig wie taktvoll ihren schwierigen Lebensweg geht, aber sie verscherzt sich alle Sympathie, wenn sie mit dem Anspruch auf einen Heiligenschein und eine Bürgerkrone auftritt. Der Kultus, der mit der Madonna ohne Trauring getrieben wird, übertrifft an Geschmacklosigkeit für mein Empfinden nur ihre Selbstglorifizierung.

Die Idealistin: Ein goldener Reif und ein Priesterwort heiligen ein Verhältnis doch nicht!

Der Skeptiker: Gewiß nicht. Aber darf ich mir gegen diesen lapidaren Satz, den bereits die Pensionärinnen einander ins Stammbuch schreiben, die Bemerkung erlauben, daß allein das Fehlen des Trauringes ein Verhältnis doch auch nicht gerade heiligt? Ich habe durchaus nichts gegen die Vorführung profaner Geschehnisse, aber ich ärgere mich über die Vergewaltigung meines Urteils. Ich spreche den Heldinnen, die auf der Suche nach dem „Ideal" in jedem Kapitel einem anderen Manne die Schätze ihres Leibes und ihrer Seele schenken, durchaus nicht das Daseinsrecht ab, aber ich weigere mich, sie rein, keusch und heilig zu finden. Frauen, die sich nicht scheuen, von der Reinheit und Keuschheit ihrer Empfindungen zu reden, sind mir ohnehin schon verdächtig. . . Ich glaube, der Schriftsteller läßt sich in diesem Punkte ebenso von seiner Heldin anführen, wie der seelenvolle Mann im letzten Kapitel, der mit den beaux restes der seelischen und leiblichen Herrlichkeiten beglückt wird. Ich bekenne mich zu einer leisen Skepsis gegenüber dem Mädchen mit dem unsaubern Lebenswandel und der reinen Seele, das so ungemein beliebt ist, daß es sogar in die Spalten der Familienblätter eingedrungen ist,

Digitized by Google

und jeden Schriftsteller, der auf seinem Posten ist, veranlaßt, ein hohes Lied auf sie anzustimmen.

Die Idealistin: Ich wußte nicht, daß Sie noch die altehrwürdige Forderung der anatomischen Unschuld erheben! . .

Der Skeptiker: Nein, ich fordere sie gar nicht. Ich weiß gut, daß sowohl ihre Bewahrung wie ihr Verlust oft nur von Zufall und Gelegenheit abhängen. Aber wenn ich in ihrem Verlust keine Schuld sehe, so finde ich doch auch nicht gerade ein Verdienst darin. Und wenn es ein Verdienst wäre — gerade das Verdienst kleidet die Bescheidenheit so schön! Ich bitte Sie inständig, mich nicht für einen „bornierten Tugendschwärmer" zu halten. Ich kann jede Gattung schätzen, Inkogen und Kleopatra, Iphigenie und Philine, ja, ich bekenne mich sogar zu einer Vorliebe für Philine. Aber ich lasse mich durch meine Vorliebe nicht zu der Parteilichkeit verleiten, Philine für sittlich höher als Iphigenie zu erklären, obwohl sie der Natur zweifellos näher steht als diese. Und ich bin überzeugt, Philine würde unbändig lachen, wenn man ihrem wie der Natur sorglos amoralischen Treiben einen Heiligenschein aufdrängen wollte. Ich spreche hier nicht von Reinheit der Moral, sondern von Reinheit der Begriffe. Und ich finde eine intellektuelle Unreinlichkeit in dem Verfahren, sinnlichen Bedürfnissen ein ethisches Mäntelchen umzuhängen. Man berauscht sich an der Phrase von der „Heiligkeit der Natur", fühlt sich mystisch ergriffen von dem Bewußtsein, ihr Werkzeug zu sein und unterzieht sich dieser heiligen Bestimmung mit heiliger Begeisterung.

Die Idealistin: Was wollen Sie? Die Frau ist zum Bewußtsein ihrer Mission durchgedrungen und damit zum Bewußtsein ihres Wertes.

Der Skeptiker: Ich finde in diesem mit Pauken und Trompeten verkündeten Triumph des Weibtums eine Ähnlichkeit mit jenem antiken Kultus, bei dem die Männlichkeit im Symbol verehrt wurde. Wiederum scheint das Persönlichkeitsideal, das bis an die Sterne reichte, eigentlich recht bescheiden, wenn man den Wert eines Menschen aus seiner „natürlichen Mission" herleitet. Schließlich läuft die Suche nach dem Ideal auf den prämiierten Säugling hinaus.

Die Idealistin: Das erwachte Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem kommenden Geschlecht — das ist eben das hohe ethische Moment in der Liebe des modernen Weibes. Indem sie ihrem Herzen folgt, sorgt sie besser für die kommende Generation, als wenn sie in einer Philisterehe verkümmert.

Der Skeptiker: Mich macht es immer mißtrauisch, wenn jemand für etwas, was ihm Vergnügen macht, altruistische Motive beibringt. Die Natur, die, wenn auch nicht heilig, so doch sehr sinnreich ist, hat es zwar so eingerichtet, daß viele, indem sie dem eigenen Vergnügen nachgehen, höhere Zwecke fördern. Aber ich kann nie das Lachen lassen, wenn ein Jäger seine „legitime Beschäftigung" ethisch zu rechtfertigen sucht, indem er ganz ernsthaft behauptet, daß er des Landmanns heiligen Kohl vor dem frechen Wilde schützen müsse. Mir soll kein Käfer weismachen, daß er, nur um das nützliche Amt der Bestäubung zu besorgen, die Süße der Blumen nascht, und keine Frau, daß sie ihrer Leidenschaft folgt, um die Menschheit zu ver-

Digitized by Google

edeln. Die Kritiklosigkeit beim Schwärmen für die Naturwissenschaft ist schuld an dieser Begriffsvermengung. Aber da die Natur nicht moralisch ist, kann eine Handlung nicht moralisch gerechtfertigt werden, indem man ihre Natürlichkeit nachweist. Gesetzt den Fall, „das reine Weib, das von Mütterlichkeitssehnsucht getrieben" — Sie sehen, ich kenne den Jargon — „mit leuchtender Stirn zum Ehebruch schreitet", wäre möglich — so könnte man zu ihrer Entschuldigung doch nur moralische Unzurechnungsfähigkeit feststellen.

Die Idealistin: Sie stehen auf dem Standpunkt der alten, konstitutionellen Moral. Das ist der Adel des neuen Menschen, daß er, wenn er liebt, nicht mehr blindes Werkzeug der Natur sein will, sondern daß er sich wissend ihrem heiligen Willen unterordnet.

Der Skeptiker: Wer fühlt sich als „Werkzeug der Natur", wenn er liebt? Die große Leidenschaft, dieses seltene und wundervolle Phänomen, vor dem wir in schaudernder Teilnahme und Bewunderung stehen, wie schmählich wird es profaniert, wenn es mit Zuchtwahltheorien und Ammeninstinkten verquickt wird! Eine Julia, die von natürlicher Auslese schwärmt, eine Isolde, die es auf die Hervorbringung des Übermenschen abgesehen hat! Der Adel des Menschen ist, daß er eine Liebe kennt, die „von jedem Zweck genesen", daß er liebt um der Liebe willen. Welche Dilettanten der Liebe sind das, die in ihr nur ein Mittel sehen! Daß die Liebe im Alleben wirklich nur Mittel ist, und daß die übersinnlich Liebenden den Umweg über die Sterne nur nehmen, um ebenda zu enden, wo Hans und Grete sich ohne jedes Zeremoniell finden! Ein Schauspiel, über das die heilige Natur sich gewiß lachend die Hände reibt. Wir wissen das wohl, aber nie dürfen Liebende sich dessen bewußt sein. Liebende sind sich selbst die Welt, sie lieben sich, weil sie sich lieben müssen, sie lieben wirklich nicht zu einem Zweck. Also auch nicht zu dem, die Menschheit zu veredeln.

Die Idealistin: Mögen sie es selbst nicht wissen, es ist doch so. Und deshalb eröffnet die neue Auffassung von der Ehe uns einen so schönen Ausblick auf eine veredelte Menschheit.

Der Skeptiker: Ich kenne die Theorien der guten alten Dame, die auf Lebensglauben und Evolution der Seelen reist und von einer anspruchslosen Menge so begeistert bejubelt wird. Wie einfach ist da die Veredlung der Menschheit! „Man lasse junge Leute, die einander lieben, ungehindert eine Familie gründen." „Man trenne sich mit freundlichen Wünschen, wenn man einander nicht mehr erotisch beglückt." „Herrliche Kinder werden solchen Liebesbünden entsprießen."

Die Idealistin: Vieles ist gewiß Utopie, aber es ist doch einleuchtend, daß aus Herzensbündnissen vorzüglichere Kinder hervorgehen werden, als aus Konventionsehen.

Der Skeptiker: Sind die „herrlichen Kinder" trotz aller naturwissenschaftlichen Theorien nicht vielleicht eine ideale Voraussetzung? Wenn ich umhersehe, will es mir scheinen, als wären unsere vorzüglichsten Männer, Gelehrte und Künstler, meistens aus sogenannten Philisterehen hervorgegangen, in denen das genannte heilige, erotische, sinnliche Moment gar nicht die allererste Rolle spielte. Der augen-

Digitized by Google

blicklich meistzitierte Deutsche, der für den Priester der heiligen Natur ausgegeben wird, war sogar der Sproß einer Konventionsehe, die wohl weder Ibsens noch Ellen Keys (Ibsen, verzeihe mir die Zusammenstellung) Ideal entsprochen hätte. Nach den neuen Sittlichkeitsforderungen hätte Frau Rat sich aufmachen und einen andern Vater für ihren Wolfgang suchen müssen. Aber dann hätten wir ja vielleicht gar keinen Wolfgang Goethe. — Sie sehen, mit der Veredlung des Menschengeschlechts durch die freie Liebe ist es eine unsichere Sache. Die „heilige Natur" läßt sich so leicht nicht meistern. Und ich meine auch, es wäre nicht einmal schön.

Die Idealistin: Wenn denn auch nur eine vertiefte Auffassung vom Verhältnis der Geschlechter erreicht wird: die Evolution der Liebe! Oder zweifeln Sie etwa auch daran?

Der Skeptiker: Jedenfalls bezweifle ich, daß diese Evolution durch die Begeisterung fürs Illegitime und die Propagierung von Zuchtwahltheorien erfolgen wird. Und ich bezweifle, daß der Mann, das Monstrum, der krasse Egoist, als Saisongemahl Seelenfülle und Gemütsadel usw. entwickeln werde, alle die Eigenschaften, deren er als Ehemann gänzlich bar gewesen. Es ist leichter, Systeme zu ändern als Menschen. Mir scheint, das sind — ihren Idealismus in Ehren — törichte Jungfrauen, die mit Zunge und Feder die Ehe diskreditieren! Die Frauen sollten sich hüten, die Entfesselung aller „natürlichen" Instinkte zu erstreben. Sie könnten sich über die Folgen wundern.

Die Idealistin: Die Natur ist die Gottheit aller Guten und Reinen.

Der Skeptiker: So etwas Ähnliches sagten Sie schon ... Ihnen glatt zu widersprechen, wäre unhöflich. Aber jedenfalls ist die Natur nicht nur die Gottheit der Guten und Reinen. Lesen Sie im „Lear" den Monolog Edmunds: „Natur, du meine Gottheit." Lesen Sie ferner seinen Lobgesang auf die uneheliche Geburt und die Verächtlichmachung der legitimen Elternschaft. Ein idealer Feminist könnte es nicht besser sagen. Hier sagt es Shakespere, also gewiß kein schlechter Psychologe. Oder doch einer, weil er diese Worte — einem Schurken in den Mund legt? Freilich, er hätte sie auch einem unweisen Schwärmer in den Mund legen können.

Die Idealistin: „Natur, du meine Gottheit!" Das klingt so schön!

Der Skeptiker: Ja, so geht es mit manchem. Es klingt so schön!

Die Idealistin: Woran soll man denn aber glauben, wenn nicht an die heilige Natur?

Der Skeptiker: An den heiligen Geist!

Heloise von Beaulieu

Digitized by Google

Erledigte Kunst?

Gelegentlich des hundertsten Geburtstags von Plüddemann

Unter den Lesern, die unsre heutigen Bilder nach Plüddemann betrachten, wundern sich wahrscheinlich nicht wenige darüber, daß wir „solches altmodisches Zeug“ bringen. Und doch haben diese Originale jahrzehntelang Tausende über Tausende begeistert, und sind sie nicht nur von Lohnschreibern und Banausen, sondern auch von Männern hoch gepriesen worden, deren Stimme wog. In der Kunstgeschichte hat Plüddemann seinen freilich zurücksinkenden Namen. Wir Jüngeren von heute aber, wir glauben, ihn wie andere seiner Art — auslachen zu dürfen.

Sehen wir doch auf den ersten Blick seine Schwächen. Komisch, wie der Papst da den büßenden Heinrich aus fünfviertel Meter Entfernung besieht! Und welch eine wohlgeordnete Theaterszene führt mit seinen Mitspielern der Kaiser da auf, der auf dem Reichstag zu Besançon dem wilden Wittelsbacher wehrt, dem flüchtenden Legaten ans Zeug zu gehen! Wie arrangiert fügen sich die Thüringer Edeln dem hartgewordenen Landgrafen unters Joch! Gestellte historische Maschinen, sagen wir, obendrein oft schlecht gezeichnete, und manche mit Charaktermasken als Gesichtern. Üble Düsseldorferei alten Schlags, und damit basta.

Daß man mich nicht von vornherein mißverstehe: ich halte Plüddemann für keinen Großen und gehe nicht etwa darauf aus, ihn der Gegenwart wie eine Neu-Entdeckung unter Lebehochrufen vorzuführen. Es fehlte ihm auch meiner Überzeugung nach das starke Ich, das einen aus seiner Zeit heraushebt. Und seine Kunstart, seine Richtung? Ich selbst bin bald vor einem Menschenalter gegen sie zu Feld gezogen, als sie an den Akademien ziemlich tyrannisch herrschte. Kampf ums junge Leben gegen Unterdrückung durchs alternde! Jetzt herrscht nun ein neues Geschlecht unter neuen Kunstpharaonen. Alles hat sich so gründlich geändert, daß man aus vielen, vielen Museen in irgendwelche Rumpelkammern Werke versteckt hat, zu denen man einst wallfahrtete. Das ist bitter für die, die nach allgemeinem Lob ihr oder ihrer Väter redliches Mühn von dem Schicksal betroffen sehen, „ausgetilgt zu werden aus den Reihen der Lebenden“. Freilich: müssen wir nicht zusammendrängen, müssen wir nicht abkürzen, wenn wir nicht ersticken wollen am Ererbten? Wir müssen es viel mehr als wir's tun. Aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, unsre Vorfahren mit der Achtung zu behandeln, die aus dem Verständnis ihres Wesens und ihres Wollens erwächst. Da aber treffen wir auf die wundersame Tatsache: Wenn's die Kunstmode oder nur einer ihrer aufgeregten Wortführer will, so geben wir uns beinahe ungeheuerliche Mühe, uns in das Allerfremdeste zu vertiefen, das aus Japan oder Persien oder irgendeinem Genie- oder Semigenieland kommt. Das wollen wir wenigstens begreifen. Aber gegen ältere deutsche Künstler fühlen wir diese Verpflichtung seltner. Was scheren uns die älteren Herren? Freilich, eigentlich waren sie unsre Großväter! Eigentlich muß in uns manches sein, was in ihnen war! Eigentlich können wir uns über uns selber nicht gut

Digitized by Google

klar werden, wenn wir sie nicht verstehen. Tut nichts: wir machen uns über sie lustig — denn wir haben's ja so herrlich weit gebracht.

Besonders schwer zu erfassen ist nur immer das eben abtretende Geschlecht. Demgegenüber sind wir in notwendiger Wehr gegen seine Suggestion zu einer Gegensuggestion gekommen. Aber z. B. Plüddemann gehört ja schon zu einer älteren, gegen die wir jetzt viel leichter unbefangen sein können. Ist es denn wirklich so schwer, sich z. B. beim Heinrich von Kanossa in das innere Bild hineinzufühlen und über die Mängel des äußeren Bildes, der gemalten Projektion aus Seelenland auf die Leinwand, wegzusehn? Ist hier wirklich kein Ausdruck inneren Erlebens, wirklich nichts, das auch zu uns noch spricht? „Theater!" antworten die Achselzucker. Wohl, aber fühlen wir billigerweise dann auch das Theater, wie es diese Maler fühlten: als Schaubühne im Schillerschen Sinn, welche die Erscheinung in harmonischer Abgewogenheit, herausgehoben aus dem gewöhnlichen Leben, und welche die Gestalten zur Vermittlung starker ethischer Erregungen vors Volk stellte. Auch dieser unsrer Vorfahren Theater im nicht übertragenen Sinn, das aus Brettern, Leinwand und kostümierten wirklichen Herren und Damen, wie es vor einem halben Jahrhundert unsre Großväter ergriff, würde uns Heutigen sehr vielfach lächerlich erscheinen. Trotzdem war ihre Kultur ausweislich von hunderttausend Zeugnissen wahrlich nicht kleiner als die unsre. Es ist ein durchaus bewußtes Loslösen vom Naturalistischen, mit dem man in der Malerei düsseldorferisch zum „Theater" stilisierte. Einseitig war es: über andre Forderungen ging es hinweg, auf die wir eingestellt sind. Aber einseitig ist nach hier oder dorthin immerdar jede Kunst, und muß es sein, denn nach allen Seiten zugleich kann man nicht streben. Allseitig ist nur das Leben, das Ganze. Andre Einseitigkeiten: der Naturalismus, die Freilichtbewegung waren dringende Notwendigkeiten, wenn wir weiter wollten. Und da die Gefolgschaft auch der „Düsseldorfer" von Plüddemanns Art sich ihnen vielfach mit einem Entweder — Oder entgegenstellte, so mußte das Werdende Platz verlangen. Nun haben Naturalismus und Freilicht ihre Periode gehabt und die Mittel der Kunst vermehrt. Wieder sieht sie nach dem Erzählenden hier, nach dem Monumentalen dort aus. Wir könnten, wenn wir's wollten, wieder begreifen und wieder nachfühlen, was diese Älteren mit ihren Bildern wollten. Freilich, auch aus alter Zeit genügt der einzige Name Rethel, um uns zu sagen, daß die Wege neben der Schaubühne hin, die Plüddemann mit seinen Genossen ging, sich mit unsern nur kreuzen können.

So wollen diese Zeilen nicht etwa darauf hinaus, eine „Erzieherschaft" der Düsseldorfer zu proklamieren. Auch ein Genie braucht an sich noch kein „Erzieher" zu sein, und Plüddemann, nochmals, war sicher keins. Sein Gedenktag ist uns für diese kleine Betrachtung gerade deshalb von Wert, weil er nur ein tüchtiger und redlicher Mitarbeiter am Werk seiner Zeit war. Nur meine ich: wir sollten uns endlich abgewöhnen, solcher Männer, nachdem man sie übers Maß gelobt hat, allein zu spotten. Wir sollten möglichst schnell den Ton, der sich in der Tagespolemik vielleicht nicht vermeiden läßt, aus unsern Rückblicken wegbringen. Immer, immer wieder das Schreiben und Reden, als

Digitized by Google

wenn wir größer wären, als die, auf deren Schultern wir stehn, weil wir über sie wegsehn. Gerade sie selber sehen wir dann oft in einer Verkleinerung, die trügt. Auch bei den alten vielverhöhnten „Historienmalern“ „waren Götter“. Wer heute gar nichts mehr von der Begeisterung spüren kann, die sie manchem ihrer Priester einflößten — ich weiß nicht, warum wir den deshalb beglückwünschen sollten. Er lebt nicht im Weiteren, wie er glaubt, sondern im Engern. A

Lose Blätter

Aus Artur Schnitzlers Buch „Der Weg ins Freie“

[Wienerisches Leben der Gegenwart füllt Artur Schnitzlers ersten Roman; kein brausender Strom, sondern langsam in abgemessener Bahn dahinziehendes Gewässer mit manchen Untiefen und zuweilen unterbrochen von Stellen, wo sein Lauf anzuhalten scheint. Schon daraus erhellt, daß wir nicht „den“ Roman Wiens vor uns haben — es wäre ja wohl auch etwas viel verlangt, daß sich das Gesamtleben einer in ferner Vergangenheit gegründeten, in tausend Formen sich entwickelnden Großstadt in einem Kunstwerk auch nur in allen charakteristischen Zügen spiegeln solle. „Der Weg ins Freie“ enthält ein Bild jenes Ausschnittes aus dem Leben der Kaiserstadt, der gerade Schnitzlers Temperament von jeher gefesselt hat. Temperament — im prägnanten Sinn verstanden, wäre das Wort hier fehlgegriffen; haben wir doch keinen zweiten Dichter vom Range Schnitzlers, der mit einem solchen Mindestmaß von Leidenschaftlichkeit auskommt, wie er. Selbst Stifter und Saar, in gewissem Sinn seine Vorgänger, wirken wenigstens an den Höhepunkten ihrer Werke im Vergleich zu ihm wie volles Orchester zu gedämpftem Streichquartett. Kein elementares Gefühl, so kann man sagen, leuchtet ursprünglich hell in der Schnitzlerschen Dichtung, alles Licht ist durch Reflexion oder durch Nonchalance sei es gedämpft, sei es in einzelne Strahlen zerlegt. Doch gehört Schnitzler nicht zu den Nuancenfischern oder den kalten Ekstatikern, — um im Bilde zu bleiben: er mischt die Farben nicht auf möglichst ungewöhnliche Weise, seine Wiesen sind auch nicht rot und sein Inkarnat ist nicht grün, nur alles Grelle ist ihm fremd, in matten Tinten nur malt ihm der Pinsel. Man könnte meinen, dem Dichter sei nachgerade die „Liebelei“ zur Liebe, die „Dämmerseele“ zur höchsten Form des Seelenlebens überhaupt geworden, spräche nicht mittelbar und unmittelbar (als „ziemlich leichtfertig und ein bißchen gewissenlos“ wird der Held gelegentlich von einem Freund charakterisiert) eine überlegene Klugheit aus dem Buche, die mit solchem psychischen Marasmus nicht zusammenklingt. Die „Gerechtigkeit“, welche Schnitzler für das Drama verwirft (vergleiche die vierte abgedruckte Stelle), ist der eigentliche Urgrund dieser allseitigen Toleranz, da sie ebensosehr aus der Beobachtungstreue wie aus der Veranlagung des Dichters entspringt. Der Stil dieses völlig gereiften und durchgestalteten Werkes des Dichters verlangt, daß alles überhaupt Aufgenommene mit dem ihm innewohnenden Widerspruch behaftet auftritt. Der „Weg ins Freie“ würde über diese „dialektische Gerechtigkeit“ hinaus

Digitized by Google

zur Gerechtigkeit des Herzens führen, aber es ist eigentlich der Weg im Unfreien, den Schnitzler virtuos gestaltet hat.

Wieviel stofflicher Reichtum in dieser Arbeit steckt, das läßt sich nur andeuten. An der Spitze einer langen Reihe erstaunlich sicher festgehaltener Charaktere steht der von Schnitzlers früheren Werken her bekannte, wohlerzogene und wohlgepflegte soi-disant-Adlige, diesmal ein begabter Musiker, der als Hauptträger der Handlung in einen Kreis von jüdisch-deutschen Schriftstellern, Literaten, Politikern, Financiers und Lebemännern gestellt ist. Ein Jahr etwa umspannt der Roman, den Beginn, die Entwicklung und das Ende eines Liebesverhältnisses Georg von Wergenthins, das weder ihm noch der jungen Mutter seines totgeborenen Kindes tief genug ins Herz gegriffen hat, um dauern zu können. Meisterlich geschildert sind die Treffpunkte der Gesellschaft: Salon, Theater, Café, Reiseaufenthalte, Landhaus. Kein überflüssiges Verweilen auf Äußerlichkeiten ermattet. Jeder Satz holt verborgenes Seelenleben ans Licht. Darin scheint mir die Hauptbedeutung dieses Buches zu liegen, wie vollkommen im Gleichgewicht seelische, erklärende und erörternde Elemente stehen, daß Seele, Milieu und Ideen sich zu untrennbarer Einheit verbinden, sich gegenseitig erklären und veranschaulichen. Man wird keine Landschaftsstimmung finden, die nicht mit der seelischen ihrer Betrachter zusammenklänge oder gar aus ihnen heraus, als ihr Erlebnis, geschildert würde; keinen Gedanken, der nicht innerlichst charakteristisch für den ihn Aussprechenden wäre; kein seelisches Erlebnis, dessen Zusammenhang nicht lückenlos, wenngleich unaufdringlich mitgegeben wäre, kein Entwicklungsmoment, das von außen mit verstimmender Absichtlichkeit herzugetragen wäre. Das sichtbare oder besser hörbare Zeichen dieser künstlerischen Abgeschlossenheit ist die sprachliche Schönheit des Romans. Ein weicher, in allen Variationen abgewandelter Rhythmus gibt der Schreibweise etwas Sattes, Ruhendes. Eine nirgends versagende Kunst, alles aus sich wirken zu lassen, ohne Betonung oder lyrische Beihilfe, erregt uns das Gefühl, es wirklich mit dem gleichmäßig von Stunde zu Stunde schreitenden Leben, nicht mit dem Dichter zu tun zu haben — eine Täuschung, denn eben sein Temperament hat ja dieses Stück Leben gefärbt, aber eine echt künstlerische Täuschung. Kein Wort kann ohne Verlust aus den fünfhundert Seiten des Werkes gestrichen werden.

Wir brauchen über der Freude am Geworbenen nicht zu vergessen, was unter der Hand eines Stärkeren hätte werden können. Eine weniger skeptische, eine härtere Mannesnatur hätte zur Bewältigung des gleichen menschlichen Problems vielleicht die Hälfte des äußeren Apparates in Bewegung gesetzt. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn vielen in der dünnen Höhenluft dieser Dichtung der Atem ausgeht. Es ist nun einmal nur einer verhältnismäßig geringen Zahl von Gutwilligen und mehr künstlerisch als sympathisch Interessierten gegeben, einem partei- und tatlosen Beobachter als Führer zu folgen. Schade, daß es so ist, denn Schnitzler muß zugestanden werden, daß er nach der Feinheit seines Könnens und der Schärfe seiner künstlerischen Einsicht zu den Ersten seiner Zeit gehört.

Wir geben im folgenden außer einer Salonstudie aus dem Hause des Finanzmannes S. Ehrenberg einige Gespräche wieder, in denen Kern-

Digitized by Google

fragen der heutigen Judenschicksale berührt werden. Vielleicht hat — stofflich genommen — Schnitzler darin das Tiefste und Wahrste und zugleich auch das Eigenartigste zu geben, was seine Natur erlaubt. Und das ernste Eindringen in die letzten Motive und Folgen dieser Schicksale ist vielleicht geeignet, manches eilfertige Urteil zu mildern und zu klären.

Der Roman ist bei S. Fischer in Berlin erschienen (geb. 6 Mark).

Imm. Ernst Anders]

Im erhöhten Erker auf dem grünsamtenen Sofa saß Frau Ehrenberg mit ihrer Stickerei; Else, ihr gegenüber, las in einem Buch. Aus dem tiefern und dunklern Teil des Zimmers, hinter dem Klavier hervor, leuchtete das weiße Haupt der marmornen Isis, und durch die offene Tür floß aus dem benachbarten Zimmer ein heller Streif über den grauen Teppich. Else sah von ihrem Buche auf, durchs Fenster zu den hohen Wipfeln des Schwarzenbergparkes, die sich im Herbstwind regten, und sagte beiläufig: „Man könnt vielleicht dem Georg Wergenthin telephonieren, ob er heut abend kommt."

Frau Ehrenberg ließ ihre Stickerei in den Schoß sinken. „Ich weiß nicht", sagte sie. „Du erinnerst dich, was für einen wirklich scharmanten Kondolenzbrief ich ihm geschrieben und wie dringend ich ihn in den Auhof eingeladen hab. Er ist nicht gekommen, und seine Antwort war auffallend kühl. Ich würde ihm nicht telephonieren."

„Man kann ihn nicht behandeln wie die andern", erwiderte Else. „Er gehört zu den Leuten, die man gelegentlich daran erinnern muß, daß man auf der Welt ist. Wenn man ihn erinnert hat, dann freut er sich schon darüber."

Frau Ehrenberg stickte weiter. „Es wird ja doch nichts werden", sagte sie ruhig.

„Es soll auch nichts werden," entgegnete Else, „weißt du denn das noch immer nicht, Mama? Er ist mein guter Freund, nichts weiter — und auch das nur mit Unterbrechungen. Oder glaubst du wirklich, daß ich in ihn verliebt bin, Mama? Ja als kleines Mädel war ich's, in Nizza, wie wir miteinander Tennis gespielt haben, aber das ist lang vorbei."

„Na, — und in Florenz?"

„In Florenz — war ich's eher in Felician."

„Und jetzt?" fragte Frau Ehrenberg langsam.

„Jetzt . . .? Du denkst wahrscheinlich an Heinrich Bermann . . . Also du irrst dich, Mama."

„Es wäre mir lieb, wenn ich mich irrte. Aber heuer im Sommer hatte ich wirklich ganz den Eindruck, als ob . . . ."

„Ich sag dir ja schon", unterbrach Else sie ein wenig ungeduldig. „Es ist nichts und es war nichts. Ein einziges Mal, an dem schwülen Nachmittag, wie wir Kahn gefahren sind — du hast uns ja vom Balkon aus gesehen, sogar mit dem Operngucker — da ist es ein bißchen gefährlich geworden. Aber wenn wir uns auch einmal um den Hals gefallen wären, was übrigens nie vorgekommen ist, es hätte doch nichts zu bedeuten gehabt. Es war halt so eine Sommersache."

Digitized by Google

„Und er soll ja auch in einem sehr ernsten Verhältnis stecken", sagte Frau Ehrenberg.

„Du meinst . . . mit dieser Schauspielerin, Mama?"

Frau Ehrenberg sah auf. „Hat er dir was von ihr erzählt?"

„Erzählt . . .? So direkt nicht. Aber wenn wir miteinander spazieren gegangen sind, im Park, oder abends am See, da hat er beinahe nur von ihr gesprochen. Natürlich ohne ihren Namen zu nennen . . . Und je besser ich ihm gefallen habe, die Männer sind ja ein so komisches Volk, um so eifersüchtiger war er immer auf die andre. . . . Übrigens wenn es nur das wäre! Welcher junge Mann steckt nicht in einem ernsten Verhältnis? Glaubst du vielleicht, Mama, der Georg Wergenthin nicht?"

„In einem ernsten? . . . Nein. Dem wird das nie passieren. Dazu ist er zu kühl, zu überlegen . . . zu temperamentlos."

„Gerade darum", erklärte Else menschenkennerisch. „Er wird in irgendwas hineingleiten und es wird über ihm zusammenschlagen, ohne daß er nur was davon bemerkt hat. Und eines schönen Tages wird er verheiratet sein . . . aus lauter Indolenz . . . . mit irgendeiner Person, die ihm wahrscheinlich ganz gleichgültig sein wird."

„Du mußt einen bestimmten Verdacht haben", sagte Frau Ehrenberg.

„Den hab ich auch."

„Marianne?"

„Marianne! Aber das ist ja längst aus, Mama. Und besonders ernst war das doch nie."

„Also wer denn soll es sein?"

„Na, was glaubst du, Mama!"

„Ich hab keine Ahnung."

„Anna ist es", sagte Else kurz.

„Welche Anna?"

„Anna Rosner, selbstverständlich."

„Aber!"

„Du kannst lang »aber« sagen — es ist doch so."

„Else, du glaubst doch nicht im Ernst, daß Anna, die eine so zurückhaltende Natur ist, sich so weit vergessen könnte . . .!"

„So weit vergessen . . .! Nein Mama, du hast manchmal noch Ausdrücke! — übrigens sind ich, dazu muß man gar nicht so vergeßlich sein."

Frau Ehrenberg lächelte, nicht ohne einen gewissen Stolz.

Die Klingel draußen ertönte. „Am Ende ist er's doch", sagte Else.

„Es könnte auch Demeter Stanzides sein", bemerkte Frau Ehrenberg.

„Stanzides sollt uns einmal den Prinzen mitbringen", meinte Else beiläufig.

„Glaubst du, daß das ginge?" fragte Frau Ehrenberg und ließ die Stickerei in den Schoß sinken.

„Warum sollt's denn nicht gehen?" sagte Else, „sie sind ja so intim."

Die Tür tat sich auf, doch keiner von den Erwarteten, sondern Edmund Nürnberger trat ein. Er war wie stets mit der größten Sorgfalt, wenn auch nicht nach der letzten Mode gekleidet. Sein Gehrock war etwas zu kurz, und in der bauschigen, dunklen Atlaskrawatte steckte eine Smaragdnadel. An der Türe schon verbeugte er sich, nicht ohne zugleich in seinen Mienen einen gewissen Spott über die eigene Höflichkeit auszu-

Digitized by Google

drücken. „Bin ich der erste?“ fragte er. „Noch niemand da? Weder ein Hofrat — noch ein Graf — noch ein Dichter — noch eine dämonische Frau?“

„Nur eine, die es leider nie gewesen ist,“ erwiderte Frau Ehrenberg, während sie ihm die Hand reichte, „und eine . . . die es vielleicht einmal werden wird.“

„Oh, ich bin überzeugt,“ sagte Nürnberger, „daß Fräulein Else auch das treffen wird, wenn sie sich's nur ernstlich vornimmt.“ Und er strich sich mit der linken Hand langsam über das schwarze, glatte, etwas glänzende Haar.

Frau Ehrenberg sprach ihr Bedauern aus, daß man ihn vergeblich auf dem Auhof erwartet hatte. Ob er wirklich den ganzen Sommer in Wien gewesen sei?

„Warum wundern Sie sich darüber, gnädige Frau? Ob ich in einer Gebirgslandschaft auf und ab spaziere, oder am Meeresstrand, oder in meinen vier Wänden, das ist doch im Grunde ziemlich gleichgültig.

„Sie müssen sich aber recht einsam gefühlt haben“, sagte Frau Ehrenberg.

„Das Alleinsein kommt einem allerdings etwas deutlicher zum Bewußtsein, wenn sich niemand in der Nähe befindet, der das Bedürfnis markiert, mit einem reden zu wollen. . . . Aber sprechen wir doch lieber von interessantern und hoffnungsvollern Menschen, als ich es bin. Wie befinden sich die zahlreichen Freunde Ihres so beliebten Hauses?“

„Freunde!“ wiederholte Else, „da müßte man doch erst wissen, wen Sie darunter verstehen.“

„Nun, alle Leute, die Ihnen aus irgendeinem Anlaß Angenehmes sagen und denen Sie es glauben.“

Die Schlafzimmertür tat sich auf, Herr Ehrenberg erschien und begrüßte Nürnberger.

„Hast du schon fertig gepackt?“ fragte Else.

„Fix und fertig“, antwortete Ehrenberg, der einen viel zu weiten grauen Anzug anhatte und eine große Zigarre mit den Zähnen festhielt. Erklärend wandte er sich an Nürnberger. „Wie Sie mich da sehen, fahr ich heute nach Korfu . . . vorläufig. Die Saison fangt an, und vor die Jours im Haus Ehrenberg is mir mieß.“

„Es verlangt ja niemand,“ erwiderte Frau Ehrenberg mild, „daß du sie mit deiner Gegenwart beehrst.“

„Gut gibt sie das“, sagte Ehrenberg und dampfte. „Auf deine Jours möcht ich natürlich verzichten. Aber wenn ich grad an einem Donnerstag ruhig zu Haus nachtmahlen möcht, und es sitzt in der einen Ecke ein Attaché, in der andern ein Husar, und dorten spielt einer seine eigenen Kompositionen zuguten vor, und auf'm Diwan hat einer Esprit, und am Fenster verabredet die Frau Oberberger ein Rendezvous, mit wem sich trefft . . . so macht mich das nervös. Einmal vertragt man's, ein anderes Mal nicht.“

„Gedenken Sie den ganzen Winter fortzubleiben?“ fragte Nürnberger.

„Es wär möglich. Ich hab nämlich die Absicht weiter zu fahren, nach Ägypten, nach Syrien, wahrscheinlich auch nach Palästina. Ja, vielleicht ist es nur, weil man älter wird, vielleicht weil man so viel vom Zionismus liest und dergleichen, aber ich kann mir nicht helfen, ich möchte Jerusalem gesehen haben, eh ich sterbe.“

Digitized by Google

Frau Ehrenberg zuckte die Achseln.

„Das sind Sachen," sagte Ehrenberg, „die meine Frau nicht versteht, — und meine Kinder noch weniger. Was hast du davon Else, du auch nicht. Aber wenn man so liest, was in der Welt vorgeht, man möcht selber manchmal glauben, es gibt für uns keinen andern Ausweg."

„Für uns?" wiederholte Nürnberger. „Ich habe bisher nicht die Beobachtung gemacht, daß Ihnen der Antisemitismus auffallend geschadet hätte."

„Sie meinen, weil ich ein reicher Mann geworden bin? Wenn ich Ihnen sagen möcht, ich mach mir nichts aus dem Geld, würden Sie mir natürlich nicht glauben, und Sie hätten recht. Aber wie Sie mich da sehen, ich schwör Ihnen, die Hälfte von meinem Vermögen gäb ich her, wenn ich die ärgsten von unsern Feinden am Galgen säh."

„Ich fürchte nur," bemerkte Nürnberger, „Sie würden die Unrichtigen hängen lassen."

„Die Gefahr ist nicht groß," erwiderte Ehrenberg, „greifen Sie daneben, erwischen Sie auch einen."

„Ich bemerke nicht zum erstenmal, lieber Herr Ehrenberg, daß Sie dieser Frage nicht mit der wünschenswerten Objektivität gegenüberstehen."

Ehrenberg zerbiß plötzlich seine Zigarre und legte sie mit wutzitternden Fingern auf die Aschenschale. „Wenn mir einer damit kommt . . . und gar . . . entschuldigen Sie . . . oder sind Sie vielleicht getauft . . .? Man kann ja heutzutag nicht wissen."

„Ich bin nicht getauft", erwiderte Nürnberger ruhig. „Aber allerdings bin ich auch nicht Jude. Ich bin längst konfessionslos geworden; aus dem einfachen Grunde, weil ich mich nie als Jude gefühlt habe."

„Wenn man Ihnen einmal den Zylinder einschlagt auf der Ringstraße, weil Sie, mit Verlaub, eine etwas jüdische Nase haben, werden Sie sich schon als Jude getroffen fühlen, verlassen Sie sich drauf."

„Aber Papa, was regst du dich denn so auf", sagte Else und strich ihm über den kahlen, rötlich glänzenden Schädel.

Der alte Ehrenberg nahm ihre Hand, streichelte sie und fragte scheinbar ganz unvermittelt: „Werd ich übrigens noch das Vergnügen haben, meinen Herr Sohn zu sehen bevor ich abreise?"

Frau Ehrenberg antwortete: „Oskar kommt jedenfalls bald nach Hause."

„Es wird Sie sicher freuen zu erfahren," wandte sich Ehrenberg an Nürnberger, „daß auch mein Sohn Oskar ein Antisemit ist."

Frau Ehrenberg seufzte leise. „Es ist eine fixe Idee von ihm", sagte sie zu Nürnberger. „Überall sieht er Antisemiten, selbst in der eigenen Familie."

„Das ist die neueste Nationalkrankheit der Juden", sagte Nürnberger. „Mir selbst ist es bisher erst gelungen, einen einzigen echten Antisemiten kennen zu lernen. Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, lieber Herr Ehrenberg, daß es ein bekannter Zionistenführer war."

Ehrenberg hatte nur eine vielsagende Handbewegung.

Demeter Stanzides und Willy Eißler traten ein und verbreiteten sofort lebhaften Glanz um sich. Leicht und prächtig, eher wie ein Kostüm, als wie ein militärisches Kleid trug Demeter seine Uniform; Willy, in Smoking, stand lang, blaß und übernächtig da, hatte sofort die Führung des Gesprächs in der Hand und seine Stimme, angenehm heiser, schwirrte

Digitized by Google

befehlshaberisch und liebenswürdig zugleich durch die Luft. Er erzählte von den Vorbereitungen zu einer Aristokratenvorstellung, der er, wie schon im vorigen Jahr, als Berater, Regisseur und Mitwirkender beigezogen war, schilderte eine Sitzung der jungen Herren, in der es, wenn man ihm glauben durfte, zugegangen war wie in einer Versammlung von Schwachsinnigen, und gab ein komisches Gespräch zwischen zwei Komtessen zum besten, deren Redeweise er köstlich zu imitieren wußte. Ehrenberg war durch Willy Eißler immer sehr amüsiert. Die dunkle Empfindung, daß dieser ungarische Jude die ganze, ihm persönlich so verhaßte, Feudalbande in irgendeiner Weise überlistete und zum Narren hielt, erfüllte ihn mit Hochachtung für den jungen Mann.

Else saß am kleinen Tisch in der Ecke mit Demeter und ließ sich über die Isle of Wight berichten.

„Sie waren mit Ihrem Freund dort?“ fragte sie, „nicht wahr, mit dem Prinzen Karl Friedrich.“

„Mein Freund der Prinz? . . . das stimmt nicht ganz, Fräulein Else. Der Prinz hat keinen Freund und ich hab keinen. Wir sind beide nicht von der Art.“

„Er muß ein interessanter Mensch sein, nach allem was man hört.“

„Interessant, weiß ich nicht einmal. Jedenfalls hat er über mancherlei nachgedacht, worüber seinesgleichen sich sonst nicht viel Gedanken zu machen pflegen. Vielleicht hätte er auch allerlei leisten können, wenn man ihn hätte gewähren lassen. Na, wer weiß, es ist vielleicht besser für ihn, daß sie ihn kurz gehalten haben, — für ihn und am End auch fürs Land. Einer allein kann ja doch nichts machen. Nirgends und nie. Da ist's schon am besten, man laßt's gehen und zieht sich zurück, wie er's getan hat.“

Else sah ihn etwas befremdet an. „Sie sind ja heute so philosophisch, was ist denn das? Mir scheint, der Willy Eißler hat Sie verdorben.“

„Der Willy mich?“

„Ja wissen Sie, Sie sollten nicht mit so gescheiten Leuten verkehren.“

„Warum denn nicht?“

„Sie sollten einfach jung sein, leuchten, leben und dann, wenn's halt nicht weiter geht — tun was Ihnen beliebt . . . aber ohne über sich und die Welt nachzudenken.“

„Das hätten Sie mir früher sagen müssen, Fräulein Else. Wenn man einmal angefangen hat, gescheit zu werden . . . .“

Else schüttelte den Kopf. „Aber bei Ihnen wäre es vielleicht zu vermeiden gewesen“, sagte sie ganz ernsthaft. Und dann mußten beide lachen.

Die Flammen des Lüsters glühten auf. Georg von Wergenthin und Heinrich Bermann waren eingetreten. Durch ein Lächeln Elses eingeladen, nahm Georg an ihrer Seite Platz.

„Ich hab's gewußt, daß Sie kommen werden“, sagte sie unaufrichtig aber herzlich und drückte seine Hand. Daß er ihr wieder gegenübersaß nach so langer Zeit, daß sie sein anmutig stolzes Gesicht wiedersehen, seine etwas leise, aber warme Stimme hören durfte, freute sie mehr, als sie geahnt hatte.

Frau Wyner erschien; klein, hochrot, lustig und verlegen. Ihre Tochter Sissy mit ihr. Im Hin und Her der Begrüßung lösten sich die Gruppen.

„Nun, haben Sie mir schon das Lied komponiert?“ fragte Sissy Georg

Digitized by Google

mit lachenden Augen und lachenden Lippen, spielte mit einem ihrer Handschuhe und bewegte sich in ihrem dunkelgrünen schillernden Kleid wie eine Schlange.

„Ein Lied?“ fragte Georg. Er erinnerte sich wirklich nicht.

„Oder auch einen Walzer oder so was. Aber daß Sie mir etwas widmen werden, haben Sie mir versprochen.“ Während sie sprach, wanderten ihre Blicke umher. Sie glühten in die Augen Willys, schmeichelten sich an Demeter vorbei, stellten an Heinrich Bermann eine rätselhafte Frage. Es war wie wenn Irrlichter durch den Salon tanzten.

Frau Wyner stand plötzlich neben ihrer Tochter, tief errötend: „Sissy ist ja so dumm . . . was glaubst du denn, Sissy, der Baron Georg hat heuer Wichtigeres zu tun gehabt, als für dich zu komponieren.“

„O gewiß nicht“, sagte Georg höflich.

„Sie haben Ihren Vater begraben, das ist keine Kleinigkeit.“

Georg sah vor sich hin. Frau Wyner aber sprach unbeirrt weiter: „Ihr Vater war noch nicht alt, nicht wahr? Und ein so schöner Mann . . . . ist es wahr, daß er Chemiker gewesen ist?“

„Nein,“ erwiderte Georg gefaßt, „er war Präsident der botanischen Gesellschaft.“

Heinrich, einen Arm auf dem geschlossenen Klavierdeckel, sprach mit Else.

„Sie waren also doch in Deutschland?“ fragte sie.

„Ja,“ erwiderte Heinrich, „es ist schon ziemlich lange her, vier, fünf Wochen.“

„Und wann fahren Sie wieder hin?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht nie.“

„Ach, das glauben Sie selbst nicht. — Was arbeiten Sie?“ setzte sie rasch hinzu.

„Allerlei“, entgegnete er. „Ich bin in einer ziemlich unruhigen Zeit. Ich entwerfe viel, aber ich mache nichts fertig. Das Vollenden interessiert mich überhaupt selten. Offenbar bin ich innerlich zu rasch fertig mit den Dingen.“

„Und den Menschen“, fügte Else bei.

„Mag sein. Es ist nur das Unglück, daß das Gefühl zuweilen an Menschen weiter hängenbleibt, während der Verstand schon längst nichts mehr mit ihnen zu tun hat. Ein Dichter — wenn Sie mir das Wort gestatten — müßte sich von jedem zurückziehen, der für ihn keine Rätsel mehr hat . . . also besonders von jedem, den er liebt.“

„Es heißt doch,“ wandte Else ein, „daß wir gerade diejenigen am wenigsten kennen, die wir lieben.“

„Das behauptet Nürnberger, aber es stimmt nicht ganz. Wäre es wirklich so, liebe Else, dann wäre das Leben wahrscheinlich schöner als es ist. Nein, diejenigen, die wir lieben, kennen wir sogar besser als wir andere kennen, — nur kennen wir sie mit Scham, mit Erbitterung und mit der Furcht, daß auch andre sie ebensogut kennen als wir. Lieben heißt: Angst davor haben, daß andern die Fehler offenbar werden, die wir an dem geliebten Wesen entdeckt haben. Lieben heißt: in die Zukunft schauen können und diese Gabe verfluchen . . . lieben heißt: jemanden so kennen, daß man daran zugrunde geht.“

Else lehnte am Klavier, in ihrer damenhaft-kindlichen Art, neugierig gelassen, und hörte ihm zu. Wie gut gefiel er ihr in solchen Augenblicken.

Digitized by Google

Sie hätte ihm wieder tröstend übers Haar streichen wollen wie damals auf dem See, als er von der Liebe zu jener andern wie zerrissen war. Aber wenn er sich dann plötzlich zurückzog, kühl, trocken und wie ausgelöscht erschien, da fühlte sie, daß sie mit ihm nie leben könnte, daß sie ihm nach ein paar Wochen davonlaufen müßte ... mit einem spanischen Offizier oder einem Violinvirtuosen.

„Es ist gut," sagte sie, etwas gönnerhaft, „daß Sie mit Georg Wergenthin verkehren. Er wird günstig auf Sie wirken. Er ist ruhiger als Sie. Ich glaube ja nicht, daß er so begabt und gewiß nicht, daß er so klug ist wie Sie ...."

„Was wissen Sie von seiner Begabung", unterbrach sie Heinrich beinahe grob.

Georg trat hinzu und fragte Else, ob man heute nicht das Vergnügen haben werde ein Lied von ihr zu hören. Sie hatte keine Lust. Übrigens studiere sie hauptsächlich Opernpartien in der letzten Zeit. Das interessiere sie mehr. Sie sei doch eigentlich keine lyrische Natur. Georg fragte sie zum Scherz, ob sie nicht vielleicht die geheime Absicht habe zur Bühne zu gehen.

„Mit dem bissel Stimme!" sagte Else.

Nürnberger stand neben ihnen. „Das wäre doch kein Hindernis", bemerkte er. „Ich bin sogar überzeugt, daß sich sehr bald ein moderner Kritiker fände, der Sie gerade deswegen als bedeutende Sängerin ausriefe, Fräulein Else, weil Sie keine Stimme besitzen, der aber dafür irgendeine andere Gabe, zum Beispiel die der Charakteristik bei Ihnen entdeckte. So wie es heutzutage namhafte Maler gibt, die keinen Farbensinn haben, aber Geist; und Dichter von Ruf, denen zwar nicht das geringste einfällt, denen es aber gelingt zu jedem Hauptwort das falscheste Epitheton zu finden."

Else merkte, daß die Redeweise Nürnbergers Georg nervös machte und wandte sich an diesen. „Ich wollte Ihnen ja etwas zeigen", sagte sie und machte ein paar Schritte zu der Notenetagere.

Georg folgte ihr.

„Hier die Sammlung alt-italienischer Volkslieder. Ich möchte, daß Sie mir die wertvollsten bezeichnen. Ich selber verstehe doch nicht genug davon."

„Ich begreife gar nicht," sagte Georg leise, „daß Sie Menschen wie diesen Nürnberger in Ihrer Nähe ertragen. Er verbreitet einen wahren Dunstkreis von Mißtrauen und Übelwollen um sich."

„Das hab ich Ihnen schon öfters gesagt, Georg, ein Menschenkenner sind Sie nicht. Was wissen Sie denn überhaupt von ihm? Er ist anders als Sie glauben. Fragen Sie nur einmal Ihren Freund Heinrich Bermann."

„O ich weiß ja, daß der auch für ihn schwärmt", erwiderte Georg.

„Ihr sprecht von Nürnberger?" fragte Frau Ehrenberg, die eben dazutrat.

„Der Georg kann ihn nicht leiden", sagte Else in ihrer beiläufigen Art.

„Da tun Sie aber sehr Unrecht daran; haben Sie überhaupt je was von ihm gelesen?"

Georg schüttelte den Kopf.

„Nicht einmal seinen Roman, der vor fünfzehn oder sechzehn Jahren

Digitized by Google

so großes Aufsehen gemacht hat? Das ist ja beinah eine Schand! Neulich haben wir ihn dem Hofrat Wilt geliehen. Ich sag Ihnen, der war paff, wie in dem Buch eigentlich schon das ganze heutige Österreich vorausgeahnt ist."

„So, so", sagte Georg ohne Überzeugung.

„Sie können sich gar nicht vorstellen," fuhr Frau Ehrenberg fort, „mit welchem Jubel Nürnberger damals begrüßt worden ist. Man könnte sagen, alle Tore sind vor ihm aufgesprungen."

„Vielleicht war ihm das genug", bemerkte Else nachdenklich altklug.

Heinrich stand am Klavier im Gespräch mit Nürnberger und bemühte sich, wie er es oftmals tat, ihn zu einer neuen Arbeit oder zu einer Herausgabe älterer Schriften zu bestimmen.

Nürnberger wehrte ab. Der Gedanke, seinen Namen wieder in die Öffentlichkeit gezerrt zu sehen, im literarischen Wirbel der Zeit mitzutreiben, der ihm widerlich und albern zugleich erschien, erfüllte ihn geradezu mit Schaudern. Er hatte keine Lust da mit zu konkurrieren. Wozu? Kliquenwirtschaft, die sich kein Mäntelchen mehr umnahm, war überall am Werke. Gab es noch ein tüchtig, ehrlich strebendes Talent, das nicht jeden Augenblick gefaßt sein mußte in den Kot gezogen zu werden; war noch ein Flachkopf zu finden, der sich nicht ausweisen konnte, in irgendeinem Blättchen zum Genie erklärt worden zu sein? Hatte Ruhm in diesen Tagen noch das geringste mit Ehre zu tun? Und übersehen, vergessen werden, war das auch nur ein Achselzucken des Bedauerns wert? Und wer konnte am Ende wissen, welche Urteile sich in der Zukunft als die richtigen erweisen würden? Waren nicht die Tröpfe wirklich die Genies und die Genies die Tröpfe? Es war lächerlich, sich mit dem Einsatz seiner Ruhe, ja seiner Selbstachtung, in ein Spiel einzulassen, in dem auch der höchstmögliche Gewinn keine Befriedigung versprach.

„Gar keine?" fragte Heinrich. „Ich will Ihnen ja allerlei preisgeben, Ruhm, Reichtum, Wirkung in die Weite; — aber daß man, weil alle diese Güter zweifelhaft sind, auch auf etwas so Unzweifelhaftes verzichten soll, wie es die Augenblicke des innern Kraftgefühls sind . . . ."

„Inneres Kraftgefühl! Warum sagen Sie nicht gleich Seligkeit des Schaffens? . . ."

„Gibt's, Nürnberger!"

„Mag sein. Ich glaube mich sogar zu erinnern, vor sehr langer Zeit gelegentlich selbst irgendwas derart empfunden zu haben . . . Nur ist mir, Sie wissen es ja, die Fähigkeit mich selbst zu betrügen im Lauf der Jahre völlig abhanden gekommen."

„Das glauben Sie vielleicht nur", erwiderte Heinrich. „Wer weiß, ob es nicht gerade diese Fähigkeit des Sichselbstbetrügens ist, die Sie im Laufe der Zeit am stärksten in sich ausgebildet haben!"

Nürnberger lachte. „Wissen Sie wie mir zumute ist, wenn ich Sie so reden höre? Ungefähr wie einem Fechtmeister, der von seinem eigenen Schüler einen Stich ins Herz bekommt."

„Und nicht einmal von seinem besten", sagte Heinrich.

Der Radfahrklub sauste über die nahe Straße, die umgehängten Röcke wehten, die Embleme leuchteten und ein rohes Lachen schallte über die Wiese.

Digitized by Google

„Gräßliches Volk", meinte Leo beiläufig, ohne den Platz zu verändern.

Heinrich wies mit einer unbestimmten Kopfbewegung nach unten. „Und solche Kerle", sagte er mit zugepreßten Zähnen, „bilden sich dann noch ein, daß sie da eher zu Hause sind als unsereiner."

„Nun ja," entgegnete Leo ruhig, „da werden sie wohl nicht so unrecht haben, diese Kerle."

Heinrich wandte sich höhnisch zu ihm: „Verzeihen Sie Leo, ich vergaß einen Augenblick, daß Sie selbst den Wunsch hegen, nur als geduldet zu gelten."

„Das wünsche ich keineswegs", erwiderte Leo lächelnd, „und Sie brauchen mich nicht gleich so boshaft mißzuverstehen. Aber daß diese Leute sich als die Einheimischen ansehen und Sie und mich als die Fremden, das kann man ihnen doch nicht übelnehmen. Das ist doch schließlich nur der Ausdruck ihres gesunden Instinkts für eine anthropologisch und geschichtlich feststehende Tatsache. Dagegen und daher auch gegen alles, was daraus folgt, ist weder mit jüdischen noch mit christlichen Sentimentalitäten etwas auszurichten." Und sich zu Georg wendend, fragte er in allzu verbindlichem Ton: „Finden Sie nicht auch?"

Georg errötete, räusperte, kam aber nicht dazu zu erwidern, da Heinrich, auf dessen Stirn zwei tiefe Falten erschienen, sofort erbittert das Wort nahm: „Mein Instinkt ist mir mindestens ebenso maßgebend wie der der Herren Jalaudek junior und senior, und dieser Instinkt sagt mir untrüglich, daß hier, gerade hier meine Heimat ist und nicht in irgendeinem Land, das ich nicht kenne, das mir nach den Schilderungen nicht im geringsten zusagt und das mir gewisse Leute jetzt als Vaterland einreden wollen, mit der Begründung, daß meine Urahnen vor einigen tausend Jahren gerade von dort aus in die Welt verstreut worden sind. Wozu noch zu bemerken wäre, daß die Urahnen des Herrn Jalaudek, und selbst die unseres Freundes des Freiherrn von Wergenthin, gerade so wenig hier zu Hause gewesen sind, als die meinen und die Ihrigen."

„Sie dürfen mir nicht böse sein," erwiderte Leo, „aber Ihr Blick in diesen Dingen ist doch ein wenig beschränkt. Sie denken immer an sich und an den nebensächlichen Umstand . . . pardon für diese Frage nebensächlichen Umstand, daß Sie ein Dichter sind, der zufällig, weil er in einem deutschen Land geboren, in deutscher Sprache und, weil er in Österreich lebt, über österreichische Menschen und Verhältnisse schreibt. Es handelt sich aber in erster Linie gar nicht um Sie und auch nicht um mich, auch nicht um die paar jüdischen Beamten, die nicht avancieren, die paar jüdischen Freiwilligen, die nicht Offiziere werden, die jüdischen Dozenten, die man nicht oder verspätet zu Professoren macht, — das sind lauter Unannehmlichkeiten zweiten Ranges sozusagen; es handelt sich hier um ganz andre Menschen, die Sie nicht genau oder gar nicht kennen, und um Schicksale, über die Sie, ich versichre Sie lieber Heinrich, über die Sie gewiß, trotz der Verpflichtung, die Sie eigentlich dazu hätten, noch nicht gründlich genug nachgedacht haben. Gewiß nicht . . . sonst könnten Sie über all diese Dinge nicht in so oberflächlicher und in so . . . egoistischer Weise reden wie Sie es tun." Er erzählte dann von seinen Erlebnissen auf dem Basler Zionistenkongreß, an dem er im vorigen Jahre teilgenommen hatte und wo ihm ein tieferer Einblick in das Wesen und den Gemütszustand des jüdischen Volkes gewährt worden wäre als

Digitized by Google

je zuvor. In diese Menschen, die er zum erstenmal in der Nähe gesehen, war die Sehnsucht nach Palästina, das wußte er nun, nicht künstlich hineingetragen; in ihnen wirkte sie als ein echtes, nie erloschenes und nun mit Notwendigkeit neu aufflammendes Gefühl. Daran konnte keiner zweifeln, der, wie er, den heiligen Zorn in ihren Blicken hatte aufleuchten sehen, als ein Redner erklärte, daß man die Hoffnung auf Palästina vorläufig aufgegeben und sich mit Ansiedlungen in Afrika und Argentinien begnügen müsse. Ja, alte Männer, nicht etwa ungebildete, nein, gelehrte, weise Männer hatte er weinen gesehen, weil sie fürchten mußten, daß das Land ihrer Väter, das sie, auch bei Erfüllung der kühnsten zionistischen Pläne, doch keineswegs mehr selbst hätten betreten können, sich vielleicht auch ihren Kindern und Kindeskindern niemals erschließen würde.

Verwundert, ja ein wenig ergriffen hatte Georg zugehört. Heinrich aber, der während Leos Erzählung mit kurzen Schritten auf der Wiese hin und her gegangen war, erklärte, daß ihm der Zionismus als die schlimmste Heimsuchung erschiene, die jemals über die Juden hereingebrochen war, und gerade Leos Worte hätten ihn davon tiefer überzeugt, als irgendeine Überlegung oder Erfahrung zuvor. Nationalgefühl und Religion, das waren seit jeher Worte, die in ihrer leichtfertigen, ja tückischen Vieldeutigkeit ihn erbitterten. Vaterland ... das war ja überhaupt eine Fiktion, ein Begriff der Politik, schwebend, veränderlich, nicht zu fassen. Etwas Reales bedeutete nur die Heimat, nicht das Vaterland ... und so war Heimatsgefühl auch Heimatsrecht. Und was die Religionen anbelange, so ließ er sich christliche und jüdische Legenden so gut gefallen, als hellenische und indische; aber jede war ihm gleich unerträglich und widerlich, wenn sie ihm ihre Dogmen aufzudrängen suchte. Und zusammengehörig fühlte er sich mit niemandem, nein mit niemandem auf der Welt. Mit den weinenden Juden in Basel gerade so wenig, als mit den gröhlenden Alldeutschen im österreichischen Parlament; mit jüdischen Wucherern so wenig, als mit hochadeligen Raubrittern; mit einem zionistischen Branntweinschänker so wenig, als mit einem christlich-sozialen Greisler. Und am wenigsten würde ihn je das Bewußtsein gemeinsam erlittener Verfolgung, gemeinsam lastenden Hasses mit Menschen verbinden, denen er sich innerlich fern fühle. Als moralisches Prinzip und als Wohlfahrtsaktion wollte er den Zionismus gelten lassen, wenn er sich aufrichtig so zu erkennen gäbe; die Idee einer Errichtung des Judenstaates auf religiöser und nationaler Grundlage erscheine ihm wie eine unsinnige Auflehnung gegen den Geist aller geschichtlichen Entwicklung. „Und in der Tiefe Ihrer Seele", rief er aus, vor Leo stehenbleibend, „glauben auch Sie nicht daran, daß dieses Ziel je zu erreichen sein wird, ja wünschen es nicht einmal, wenn Sie sich auch auf dem Wege hin aus dem oder jenem Grunde behagen. Was ist Ihnen Ihr »Heimatland« Palästina? ein geographischer Begriff. Was bedeutet ihnen »der Glaube ihrer Väter«? eine Sammlung von Gebräuchen, die Sie längst nicht mehr halten und von denen Ihnen die meisten gerade so lächerlich und abgeschmackt vorkommen, als mir."

Sie redeten noch lang, bald heftig und beinahe feindselig, dann wieder ruhig und in dem ehrlichen Bestreben einander zu überzeugen; fanden sich manchmal wie erstaunt in einer gleichen Ansicht, um einander im

Digitized by Google

nächsten Augenblick in einem neuen Widerspruch zu verlieren. Georg, auf seinen Mantel gestreckt, hörte ihnen zu. Bald neigte sein Sinn sich Leo zu, in dessen Worten ihm ein glühendes Mitleid für seine unglücklichen Stammesgenossen zu beben schien, und der sich stolz von Menschen abkehrte, die ihn als ihresgleichen nicht wollten gelten lassen. Bald wieder war er innerlich Heinrich näher, der sich zornig von einem Beginnen abwandte, das, phantastisch und kurzsichtig zugleich, die Angehörigen einer Rasse, deren Beste überall in der Kultur ihres Wohnlandes aufgegangen waren, oder mindestens an ihr mitarbeiteten, von allen Enden der Welt versammeln und in eine gemeinsame Fremde senden wollte, nach der sie kein Heimweh rief. Und eine Ahnung stieg in Georg auf, wie schwer gerade diesen Besten, von denen Heinrich sprach, denen, in deren Seelen sich die Zukunft der Menschheit vorbereitete, eine Entscheidung fallen mußte; wie gerade ihnen, hin und her geworfen zwischen der Scheu, zudringlich zu erscheinen und der Erbitterung über die Zumutung, einer frechen Überzahl weichen zu sollen, — zwischen dem eingeborenen Bewußtsein, daheim zu sein, wo sie lebten und wirkten, und der Empörung, sich eben da verfolgt und beschimpft zu sehen; wie gerade ihnen zwischen Trotz und Ermattung das Gefühl ihres Daseins, ihres Wertes und ihrer Rechte sich verwirren mußte. Zum erstenmal begann ihm die Bezeichnung Jude, die er selbst so oft leichtfertig, spöttisch und verächtlich im Mund geführt hatte, in einer ganz neuen gleichsam düstern Beleuchtung aufzugehen. Eine Ahnung von dieses Volkes geheimnisvollem Los dämmerte in ihm auf, das sich irgendwie in jedem aussprach, der ihm entsprossen war; nicht minder in jenen, die diesem Ursprung zu entfliehen trachteten wie einer Schmach, einem Leid oder einem Märchen, das sie nichts kümmerte, — als in jenen, die mit Hartnäckigkeit auf ihn zurückwiesen, wie auf ein Schicksal, eine Ehre oder eine Tatsache der Geschichte, die unverrückbar feststand.

Als er ins Kaffeehaus trat, saß Heinrich in einer Fensternische, neben ihm ein sehr junger, bartloser, grünlich blasser Mensch, den Georg schon einige Male flüchtig gesprochen hatte, in Smoking mit Samtkragen, aber mit einer Hemdbrust von zweifelhafter Reinheit. Als Georg herzutrat, sah der junge Mensch eben mit glühenden Augen von einem Heftchen auf, das er in unruhigen, nicht sehr gepflegten Händen hielt.

„O ich störe", sagte Georg.

„Durchaus nicht", erwiderte der junge Mann mit irrsinnigem Lachen. „Je mehr Publikum, je lieber."

„Herr Winternitz", erklärte Heinrich, während er Georg die Hand reichte, „liest mir eben einen Gedichtenzyklus vor. Wir werden's vielleicht für diesmal unterbrechen."

Georg, von dem enttäuschten Blick des jungen Mannes ein wenig gerührt, behauptete, daß er mit Vergnügen zuhören möchte, wenn es gestattet sei.

„Es dauert auch nicht mehr lange", erklärte Winternitz dankbar. „Nur schade, daß Sie den Anfang versäumt haben. Ich könnte . . ."

„Ja, ist es denn zusammenhängend?" fragte Heinrich erstaunt.

„Wie, das haben Sie nicht bemerkt?" rief Winternitz und lachte wieder irrsinnig.

Digitized by Google

„Ach so," sagte Heinrich, „das ist immer dieselbe Frauensperson, von der Ihre Gedichte handeln? Ich glaubte, es sei immer eine andere."

„Natürlich ist es immer dieselbe. Das ist ja das charakteristische, daß sie immer wie eine neue Person wirkt."

Herr Winternitz las leise, aber eindringlich, wie innerlich verzehrt. Aus seinem Zyklus ergab sich, daß er geliebt worden war, wie nie ein Mensch vor ihm, aber auch betrogen wie noch keiner, was gewissermaßen metaphysischen Ursachen und keineswegs Mängeln seiner Persönlichkeit zuzuschreiben war. Im letzten Gedicht aber erwies er sich als völlig befreit von seiner Leidenschaft und erklärte sich bereit von nun an alle Freuden zu genießen, die die Welt ihm bieten mochte. Dieses Gedicht hatte vier Strophen, der letzte Vers jeder Strophe begann mit einem „Hei", und es schloß mit dem Ausruf: „Hei, so jag ich durch die Welt."

Georg mußte sich gestehen, daß ihm die Vorlesung einen gewissen Eindruck gemacht hatte, und als Winternitz das Heft vor sich hinlegend, mit übergroßen Augen um sich schaute, nickte Georg beifällig und sagte: „Sehr schön."

Winternitz sah erwartungsvoll auf Heinrich, der ein paar Sekunden schwieg und endlich bemerkte: „Es ist im ganzen sehr interessant . . . aber warum sagen Sie »hei«, wenn ich fragen darf? Es glaubt's Ihnen ja doch niemand."

„Wieso?" rief Winternitz.

„Fragen Sie sich doch nur selber aufs Gewissen, ob dieses »hei« ehrlich empfunden ist. Alles übrige, was Sie mir da vorgelesen haben, glaub ich Ihnen. Das heißt, ich glaub es Ihnen in höherm Sinn, obzwar kein Wort davon wahr ist. Ich glaube Ihnen, daß Sie ein fünfzehnjähriges Mädchen verführen, daß Sie sich benehmen wie ein ausgepichter Don Juan, daß Sie das arme Geschöpf in der furchtbarsten Weise verderben, daß es Sie mit einem, . . . was war er nur . . ."

„Ein Clown natürlich", rief Winternitz mit wahnwitzigem Lachen.

„Daß es Sie mit einem Clown betrügt, daß Sie durch dieses Geschöpf in immer dunklere Abenteuer geraten, daß Sie die Geliebte, ja sich selber umbringen wollen, daß Ihnen die Geschichte schließlich egal wird, daß Sie durch die Welt reisen, oder sogar jagen, meinetwegen bis Australien, ja, das alles glaub ich Ihnen, aber daß Sie der Mensch sind »hei« zu rufen, das lieber Winternitz, das ist einfach ein Schwindel."

Winternitz verteidigte sich. Er beschwor, daß dieses „hei" aus seinem innersten Wesen hervorgegangen wäre, zum mindesten aus einem gewissen Element seines innersten Wesens. Auf weitere Einwände Heinrichs zog er sich allmählich zurück und erklärte endlich, daß er sich irgendeinmal bis zu jener innern Freiheit durchzuringen hoffe, die ihm gestatten würde „hei" zu rufen.

„Niemals wird diese Zeit kommen", entgegnete Heinrich bestimmt. „Sie werden vielleicht einmal bis zum epischen oder dramatischen »hei« kommen, das lyrisch subjektive »hei« bleibt Ihnen, bleibt unsereinem, mein lieber Winternitz, doch bis in alle Ewigkeit versagt."

Winternitz versprach das letzte Gedicht zu ändern, sich überhaupt weiter zu entwickeln und an seiner innern Reinigung zu arbeiten. Er stand auf, wobei seine gestärkte Hemdbrust knackte und ein Knopf aufsprang, reichte Heinrich und Georg eine etwas feuchte Hand und begab sich in den Hinter-

Digitized by Google

grund an den Tisch der Literaten. Georg äußerte sich vorsichtig anerkennend zu Heinrich über die Gedichte, die er gehört hatte.

„Er ist mir noch der liebste von der ganzen Gesellschaft, persönlich wenigstens", sagte Heinrich. „Er weiß doch wenigstens innerlich eine gewisse Distanz zu wahren. Ja. Sie brauchen mich nicht gleich wieder anzusehen, als wenn Sie mich auf einem Anfall von Größenwahn ertappten. Aber ich kann Sie versichern Georg, von der Sorte Leute," er streifte den Tisch drüben mit einem flüchtigen Blick, „denen immer ein »ä soi« auf den Lippen schwebt, hab ich nachgerade genug."

„Was schwebt ihnen auf den Lippen?"

Heinrich lachte. „Sie kennen doch die Geschichte von dem polnischen Juden, der mit einem Unbekannten im Eisenbahncoupé sitzt, sehr manierlich — bis er durch irgendeine Bemerkung des andern darauf kommt, daß der auch ein Jude ist, worauf er sofort mit einem erlösten »ä soi« die Beine auf den Sitz gegenüber ausstreckt."

„Sehr gut", sagte Georg.

„Mehr als das", ergänzte Heinrich streng. „Tief. Tief wie so viele jüdische Anekdoten. Sie schließt einen Blick auf in die Tragikomödie des heutigen Judentums. Sie drückt die ewige Wahrheit aus, daß ein Jude vor dem andern nie wirklichen Respekt hat. Nie. So wenig als Gefangene in Feindesland voreinander wirklichen Respekt haben, besonders hoffnungslose. Neid, Haß, ja manchmal Bewunderung, am Ende sogar Liebe kann zwischen ihnen existieren, Respekt niemals. Denn alle Gefühlsbeziehungen spielen sich in einer Atmosphäre von Intimität ab, sozusagen, in der der Respekt ersticken muß."

„Wissen Sie, was ich finde?" bemerkte Georg, „daß Sie ein ärgerer Antisemit sind, als die meisten Christen, die ich kenne."

„Glauben Sie?" Er lachte: „Ein richtiger wohl nicht. Ein richtiger ist ja nur der, der sich im Grunde über die guten Eigenschaften der Juden ärgert und alles dazu tut, um ihre schlechten weiter zu entwickeln. Aber in gewissem Sinne haben Sie schon recht. Ich gestatte mir ja schließlich auch Antiarier zu sein. Jede Rasse als solche ist natürlich widerwärtig. Nur der einzelne vermag es zuweilen, durch persönliche Vorzüge mit den Widerlichkeiten seiner Rasse zu versöhnen. Aber daß ich den Fehlern der Juden gegenüber besonders empfindlich bin, das will ich gar nicht leugnen. Wahrscheinlich liegt es nur daran, daß ich, wir alle, auch wir Juden mein ich, zu dieser Empfindlichkeit systematisch herangezogen worden sind. Von Jugend auf werden wir darauf hingehetzt gerade jüdische Eigenheiten als besonders lächerlich oder widerwärtig zu empfinden, was hinsichtlich der ebenso lächerlichen und widerwärtigen Eigenheiten der andern eben nicht der Fall ist. Ich will es gar nicht verhehlen, — wenn sich ein Jude in meiner Gegenwart ungezogen oder lächerlich benimmt, befällt mich manchmal ein so peinliches Gefühl, daß ich vergehen möchte, in die Erde sinken. Es ist wie eine Art von Schamgefühl, das vielleicht irgendwie mit dem Schamgefühl eines Bruders verwandt ist, vor dem sich seine Schwester entkleidet. Vielleicht ist das Ganze auch nur Egoismus. Es erbittert einen eben, daß man immer wieder für die Fehler von andern mit verantwortlich gemacht wird, daß man für jedes Verbrechen, für jede Geschmacklosigkeit, für jede Unvorsichtigkeit, die sich irgendein Jude auf der Welt zuschulden kommen läßt, mitzubüßen hat.

Digitized by Google

Da wird man dann natürlich leicht ungerecht. Aber das sind Nervosität, Empfindlichkeiten, weiter nichts. Da besinnt man sich auch wieder. Das kann man doch nicht Antisemitismus nennen. Aber es gibt schon Juden, die ich wirklich hasse, als Juden hasse. Das sind die, die vor andern und manchmal auch vor sich selber tun, als wenn sie nicht dazugehörten. Die sich in wohlfeiler und kriecherischer Weise bei ihren Feinden und Verächtern anzubiedern suchen und sich auf diese Art von dem ewigen Fluch loszukaufen glauben, der auf ihnen lastet, oder von dem, was sie eben als Fluch empfinden. Das sind übrigens beinahe immer solche Juden, die im Gefühl ihrer eigenen höchst persönlichen Schäbigkeit herumgehen und dafür unbewußt oder bewußt ihre Rasse verantwortlich machen möchten. Natürlich hilft's ihnen nicht das geringste. Was hat den Juden überhaupt jemals geholfen. Den guten und den schlimmen. Ich meine natürlich", setzte er hastig hinzu, „denen, die so irgend etwas wie eine äußerliche oder innerliche Hilfe brauchen." Und in einem absichtlich leichten Tone brach er ab. „Ja mein lieber Georg, die Angelegenheit ist etwas kompliziert, und es ist ganz natürlich, daß allen denen, die nicht direkt mit der Frage zu schaffen haben, das richtige Verständnis für sie abgeht."

„Na das darf man doch nicht so . . ."

Heinrich unterbrach ihn gleich. „Man darf schon, lieber Georg. Es ist nun einmal so. Ihr versteht uns nämlich nicht. Manche haben vielleicht eine Ahnung. Aber verstehen!? Nein. Wir verstehen euch jedenfalls viel besser, als ihr uns. Wenn Sie auch den Kopf schütteln! Es ist ja nicht unser Verdienst. Wir haben es nämlich notwendiger gehabt euch verstehen zu lernen, als ihr uns. Diese Gabe des Verstehens hat sich ja im Lauf der Zeit bei uns entwickeln müssen . . . nach den Gesetzen des Daseinskampfes, wenn Sie wollen. Denn sehen Sie, um sich unter Fremden, oder wie ich schon früher sagte, in Feindesland zurechtzufinden, um gegen alle Gefahren, Tücken gerüstet zu sein, die da lauern, dazu gehört natürlich vor allem, daß man seine Feinde so gut kennen lernt als möglich — ihre Tugenden und ihre Schwächen."

„Also unter Feinden leben Sie? Unter Fremden? Dem Leo Golowski gegenüber wollten Sie das nicht zugestehen. Ich bin übrigens auch nicht seiner Ansicht, durchaus nicht. Aber was ist das für ein sonderbarer Widerspruch, daß Sie heute . . . ."

Ganz gequält unterbrach ihn Heinrich. „Ich sagte Ihnen ja schon, die Sache ist viel zu kompliziert, um überhaupt erledigt zu werden. Sogar innerlich ist es nahezu unmöglich. Und nun gar in Worten! Ja manchmal möchte man glauben, daß es gar nicht so arg steht. Manchmal ist man ja wirklich daheim, trotz allem, fühlt sich hier so zu Hause, — ja geradezu heimatlicher, als irgendeiner von den sogenannten Eingeborenen sich fühlen kann. Es ist offenbar so, daß durch das Bewußtsein des Verstehens das Gefühl der Fremdheit in gewissem Sinn wieder aufgehoben wird. Ja, es wird gleichsam durchtränkt von Stolz, Herablassung, Zärtlichkeit, löst sich auf, — allerdings auch zuweilen in Sentimentalität, was ja wieder eine schlimme Sache ist." Er saß da, mit tiefen Falten in der Stirn und sah vor sich hin.

Versteht er mich wirklich besser, dachte Georg, als ich ihn? Oder ist es wieder nur Größenwahn — ?

Digitized by Google

Nürnberger stand am Fenster mit leicht gesenktem Kopf, in dem braunen, hochgeschlossenen Sakko, das er daheim zu tragen liebte. Er war nicht allein. Von dem Schreibtisch aus einem alten Armstuhl erhob sich eben Heinrich, ein Manuskript in den Händen. Georg wurde herzlich empfangen.

„Sollte Ihr Eintreffen in Wien mit der Direktionskrise in der Oper im Zusammenhang stehn?“ fragte Nürnberger. Er ließ diese Bemerkung nicht ohne weiteres als Spaß gelten. „Ich bitte Sie,“ sagte er, „wenn kleine Jungen, die ihre Beziehungen zur deutschen Literatur bis vor kurzem nur durch den regelmäßigen Besuch eines Literatenkaffees zu dokumentieren in der Lage waren, als Dramaturgen an Berliner Bühnen berufen werden, so sähe ich keinen Anlaß zum Staunen, wenn der Baron Wergenthin, nach der immerhin mühevollen sechswöchentlichen Kapellmeisterkarriere an einem deutschen Hoftheater im Triumph an die Wiener Oper geholt würde.“

Georg stellte zur Steuer der Wahrheit fest, daß er nur einen kurzen Urlaub erhalten, um seine Wiener Angelegenheiten zu ordnen; und vergaß nicht zu erwähnen, daß er gestern die neue Tristaninszenierung gewissermaßen im Auftrag seiner Intendanz gesehen habe; doch lächelte er dazu mit Selbstironie. Dann gab er einen kurzen und ziemlich humoristischen Auszug seiner bisherigen Erlebnisse in der kleinen Residenz. Auch das Konzert bei Hof berührte er spöttisch, als sei er fern davon, seiner Stellung, seinen bisherigen Erfolgen, den Theaterdingen, ja dem Leben überhaupt besondere Wichtigkeit beizumessen. So wollte er vor allem seine Position Nürnberger gegenüber gesichert haben. Dann kam das Gespräch auf die Haftentlassung Leo Golowskis. Nürnberger freute sich dieses unverhofften Ausgangs, lehnte es jedoch ab, sich darüber zu wundern, da in der Welt und ganz besonders in Österreich bekanntlich stets das Urwahrscheinlichste zum Ereignis werde. Dem Gerücht von Oskar Ehrenbergs Nachtfahrt mit dem Prinzen, das Georg als neuen Beweis für die Richtigkeit von Nürnbergers Auffassung vorbrachte, wollte er anfangs trotzdem wenig Glauben schenken. Doch gab er am Ende die Möglichkeit zu, da ja seine Phantasie, wie er seit langem wußte, von der Wirklichkeit immer wieder übertroffen würde.

Heinrich sah auf die Uhr. Es war Zeit für ihn sich zu empfehlen.

„Hab ich die Herren nicht gestört?“ fragte Georg. „Ich glaube, Sie haben was vorgelesen Heinrich, als ich kam.“

„Ich war schon zu Ende“, erwiderte Heinrich.

„Den letzten Akt lesen Sie mir morgen vor, Heinrich“, sagte Nürnberger.

„Ich denke nicht daran“, erwiderte Heinrich lachend. „Wenn die zwei ersten Akte im Theater so durchgefallen wären, wie jetzt vor Ihnen, lieber Nürnberger, so könnte man das Ding doch auch nicht zu Ende spielen. Nehmen wir an, Nürnberger, Sie seien entsetzt aus dem Parkett ins Freie gestürzt. Den Hausschlüssel und die faulen Eier erlaß ich Ihnen.“

„Donnerwetter!“ rief Georg aus.

„Sie übertreiben wieder einmal, Heinrich“, sagte Nürnberger. „Ich habe mir nur erlaubt einige Einwendungen vorzubringen,“ wandte er sich an Georg, „das ist alles. Aber er ist ein Autor!“

Digitized by Google

„Es kommt alles auf die Auffassung an", sagte Heinrich. „Es ist schließlich auch nichts andres als eine Einwendung gegen das Leben eines Mitmenschen, wenn man ihm mit der Hacke den Schädel einschlägt, nur eine ziemlich wirksame." Er deutete auf sein Manuskript und wandte sich zu Georg. „Wissen Sie was das ist? Meine politische Tragikomödie. Kranzspenden dankend verbeten."

Nürnberger lachte. „Ich versichere Sie, Heinrich, aus dem Sujet wäre noch immer was ganz Famoses zu machen. Sie könnten beinah die ganze Szenenführung beibehalten und eine Anzahl von Figuren. Sie müßten sich nur dazu entschließen, bei Wiederaufnahme Ihres Planes weniger gerecht zu sein."

„Das ist aber doch eigentlich schön," sagte Georg, „daß er gerecht ist."

Nürnberger schüttelte den Kopf. „Überall mag man es sein — nur nicht im Drama." Und sich wieder an Heinrich wendend: „In solch einem Stück, das eine Zeitfrage behandelt, oder gar mehrere, wie es Ihre Absicht war, werden Sie mit der Objektivität nie was erreichen. Das Publikum im Theater verlangt, daß die Themen, die der Dichter anschlägt, auch erledigt werden, oder daß wenigstens eine Täuschung dieser Art erweckt werde. Denn natürlich gibt's nie und nimmer eine wirkliche Erledigung. Und scheinbar erledigen kann eben nur einer, der den Mut oder die Einfalt oder das Temperament hat, Partei zu ergreifen, Sie werden schon darauf kommen, lieber Heinrich, daß es mit der Gerechtigkeit im Drama nicht geht."

„Wissen Sie, Nürnberger," sagte Heinrich, „es ging vielleicht auch mit der Gerechtigkeit. Ich glaub ich hab nur nicht die richtige. In Wirklichkeit hab ich nämlich gar keine Lust gerecht zu sein. Ich stell mir's sogar wunderschön vor ungerecht zu sein. Ich glaube, es wäre die allergesündeste Seelengymnastik, die man nur treiben könnte. Es muß so wohl tun, die Menschen, deren Ansichten man bekämpft, auch wirklich hassen zu können. Es erspart einem gewiß so viel innere Kraft, die man viel besser auf den Kampf selbst verwenden dürfte. Ja, wenn man noch die Gerechtigkeit des Herzens hätte . . . Ich hab sie aber nur da", und er deutete auf seine Stirn. „Ich stehe auch nicht über den Parteien, sondern ich bin gewissermaßen bei allen oder gegen alle. Ich hab nicht die göttliche Gerechtigkeit, sondern die dialektische. Und darum . . .", er hielt sein Manuskript in die Höhe, „ist da auch so ein langweiliges und unfruchtbares Geschwätz herausgekommen."

„Weh dem Manne," sagte Nürnberger, „der sich erdreistete derartiges über Sie zu schreiben."

„Na ja", erwiderte Heinrich lächelnd. „Wenn's ein anderer sagt, kann man nie den leisen Verdacht unterdrücken, daß er recht haben könnte. Aber nun muß ich wirklich gehen. Grüß Sie Gott, Georg. Ich bedaure sehr, daß Sie mich gestern verfehlt haben. Wann reisen Sie denn wieder ab?"

„Morgen."

„Aber man sieht Sie doch noch vor Ihrer Abreise? Ich bin heute den ganzen Nachmittag und Abend zu Hause, kommen Sie wann es Ihnen paßt. Sie werden einen Menschen finden, der sich mit Entschlossenheit von den Zeitfragen ab und wieder den ewigen Problemen zugewandt hat: Tod und Liebe . . . Glauben Sie übrigens an den Tod, Nürnberger? Hinsichtlich der Liebe frag ich schon gar nicht."

Digitized by Google

„Dieser für Ihre Verhältnisse doch etwas zu billige Witz", sagte Nürnberger, „läßt mich vermuten, daß Sie sich durch meine Kritik, trotz Ihrer sehr würdigen Haltung . . ."

„Nein, Nürnberger, ich schwöre Ihnen, ich bin nicht verletzt. Ich habe sogar eher ein angenehmes Gefühl, daß die Sache abgetan ist."

„Abgetan? Warum denn? Es ist doch immerhin möglich, daß ich mich geirrt habe und daß gerade diesem Stück, das ich für minder gelungen halte, auf dem Theater ein Erfolg beschieden wäre, der Sie zum Millionär machen kann. Ich wäre trostlos, wenn durch meine vielleicht ganz unmaßgebliche Kritik . . ."

„Gewiß, gewiß Nürnberger, das müssen wir nun schon einmal alle und in jedem einzelnen Fall auf uns nehmen, daß wir uns geirrt haben können. Und nächstens schreib ich doch wieder ein Stück und zwar mit folgendem Titel: Mir macht niemand was weiß und ich mir selber erst recht nicht . . . und Sie, Nürnberger, werden der Held sein."

Nürnberger lächelte. „Ich? Das heißt, Sie werden einen Menschen hernehmen, den zu kennen Sie sich einbilden, werden diejenigen Seiten seines Wesens zu schildern versuchen, die Ihnen gerade in den Kram passen — andre unterschlagen, mit denen Sie nichts anfangen können, und am Ende . . ."

„Am Ende", unterbrach ihn Heinrich, „wird es ein Porträt sein, aufgenommen von einem irrsinnigen Photographen durch einen verdorbenen Apparat, während eines Erdbebens und bei Sonnenfinsternis. Einverstanden oder fehlt noch was?"

„Die Charakteristik dürfte erschöpfend sein", sagte Nürnberger.

Rundschau

Kind und Gott

Allgemeineres

Karl Röttger, „Kind und Gottesidee". Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin 1908)

„Unserer ganzen bisherigen Art, zu unterrichten, liegt der Begriff »Katechismus« zugrunde. Unser ganzer Unterricht basiert auf einer ganz falschen Psychologie, auf ganz veralteten Wertbestimmungen. Kein Fach, wo nicht etwas »gelernt« werden müßte; alle Erkenntnis ist schon da; der Schüler muß sie sich nur »aneignen«; er braucht das Vorgesetzte nur zu lernen. So kommt er zur »Bildung«. Kein Fach, in dem es nicht so wäre. Keine höhere und niedere Schule, die dieser Art Ausbildung nicht huldigte. Überall Katechismus. Da mag alles richtig sein, alles wahr: durch diese Art des Unterrichts wird alles Lüge, denn alles kommt von außen an den Menschen. Er lernt ja. Er braucht nichts selbst zu suchen. Weder Gott, noch die Wissenschaft, noch sich. Es ist alles da."

Damit hat Karl Röttger leider nur allzu recht. Die Ergebnisse unsrer „fertigen" Kultur gibt die Schule als Fertiges, und oft genug leitfadenmäßig abstrakt, zur „Aneignung". Damit unterbindet sie allen Wachstumswert und alle Wachstumsanregung, die in ihrem Unterrichtsstoff — auch dem, den sie heute pflegt — beschlossen liegen. So kann kein Schüler in unsre Kultur hineinwachsen; und unsre Kultur kann in keine werdende Seele hineinwachsen. Alles geht, fertig zu Pillen gedreht, in

Digitized by Google

die Tasche, die man Gedächtnis nennt. Darin liegt aber ein Hauptgrund für die eminente Kulturlosigkeit unserer „Kultur“. In unsern Schulen ist der Weg der meisten ein Weg fortschreitender Einschläferung des Wachstumswillens, der bei den Kleinen so erquicklich rege ist, den wir bei den Größeren kaum noch merken und erst mühsam wieder wecken müssen.

Dies ist die allgemeine Lage, ohne deren eingehende Berücksichtigung alles Reden über Einzelreformen zwecklos ist. In den Debatten zur Weiterbildung und Neugestaltung unseres Religionsunterrichts wird sie tatsächlich allzusehr übersehen. Solange der Grundgeist unsres Unterrichtens „Katechismus“ ist, wird auch kein besserer Religionsunterricht möglich sein, und wenn wir den ganzen Katechismus daraus entfernen. Wenn jener Grundgeist ein andrer wird, dann kann und wird ein besserer Religionsunterricht von selber werden, sogar für den Fall, daß der ganze Lutherische Katechismus Gegenstand der Behandlung in besonderen Stunden bleibt! Eine Gesundung jenes autoritativ-dogmatischen Geistes unsrer Schule kann aber nur kommen durch Besinnung auf das Kind. Das wird an allen Orten gesagt, aber kaum irgendwo getan. Für die Probleme des Religionsunterrichts ist Röttgers kleines Buch wohl der erste ernsthafte Versuch.

Röttger stellt das Problem mit aller Klarheit heraus: „Was ist das Kind? Wie ist es? Wonach geht sein Interesse? Fühlt, erlebt es Gott? Wie steht es zur Religion des Erwachsenen?“ Ich möchte vor allem fragen: Wie stellt es sich zur Religion der Erwachsenen? So bildet mit vollstem Recht das „Material“, das diesen Fragen Antwort geben soll, den Hauptteil des Buches. Hier geht er im wesentlichen aus von der Besinnung auf seine eigene Kindheit und teilt Erinnerungen mit, die seine religiöse Entwicklung betreffen. Ähnliche Mitteilungen sind ihm vorwiegend von Mitgliedern des Kreises um Berthold Otto zur Verfügung gestellt worden. Aus der vorhandenen Literatur kommen Gottfr. Keller, W. v. Kügelgen, Hebbel, M. v. Ebner-Eschenbach und Richard Kabisch zu Wort.

Dies, meine ich, ist ein falscher Weg. Denn einmal fließt die Quelle der Erinnerung recht spärlich: es sind immer nur wenige irgendwie vor anderen ausgezeichnete Erlebnisse, die auch im Gedächtnis des Erwachsenen noch haften. Sie geben allein dadurch schon ein verschobenes Bild. Bekannt ist ferner, wie sehr gerade gefühlsstarke Erinnerungen im Laufe längerer Zeit sich wandeln; so sind diese Materialien nicht einmal hinsichtlich ihrer Treue zuverlässig. Vor allem aber: Dieser Weg führt fast notwendig zu dem alten Fehler, die eigenen Erfahrungen unbesehen zu verallgemeinern. Gerade diesem bedenklichsten aller Fehler begegnen wir in dem Büchlein oft. Also: dies Material ist mehr als lückenhaft, unzuverlässig und leicht sogar irreführend. Sehr wertvolle Anregungen kann es geben, aber nirgends eine verläßliche Grundlage zur Beantwortung der Frage, für die es zusammengestellt ist.

Fast nur nebensächlich kommen in der Sammlung auch die Kinder selbst zum Wort: ein paar Tagebuchaufzeichnungen Erwachsener, die Kinderäußerungen festhalten; ein Gespräch mit Kindern über Gott und Dreieinigkeit; die Nacherzählung einer biblischen Geschichte von einem sechsjährigen Mädchen. Das ist alles, und meist fehlen alle Altersangaben, die denn doch recht

Digitized by Google

wichtig wären. Gerade solches „Material“ aber brauchen wir in reicher Fülle. Von Lehrern, die den autoritativ-dogmatischen Zwang der Unterrichtsgestaltung vermeiden, dem Kinde eigne Meinung und Einfühlung und deren Äußerung offen lassen, mit dem Kinde wirklich auf Du und Du stehen und als Mensch zum Menschen, sollte man einen ganzen Reichtum solcher Berichte erwarten, die die Kinder selbst reden lassen. Gerade aus dem Kreis um Berthold Otto sollte man dies erwarten, und zu dessen Pädagogik bekennt sich Röttger. Hier ist für und gegen ihn zu sagen, was wir für und gegen Otto denken. Davon wird der Kunstwart ein andermal reden. Adolf Henseling

Flachland*

Nietzsche und das moderne Christentum, Nietzsche und das moderne Recht oder Nietzsche als Mensch und Denker auf 150 kleinen Seiten.

Dieser Nietzsche, „ein Mann, der in seiner unfreiwilligen Einsamkeit das Leben und die Menschen nie recht kennen gelernt hat, ein Mann, der durch und durch krank war, der unfähig war, den einfachsten Lebensberuf zu erfüllen, und auf Grund einer Invalidenpension vom Staate lebte, ein Mann, der sich allen Pflichten, die das Leben einem gesunden und normalen Menschen auferlegt, allen Pflichten gegen die Familie, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat entzog, entziehen mußte, weil er zu ihrer Erfüllung zu kränklich war — ein solcher Mann urteilt über die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts“. Nietzsche, der ein Scharlatan und kein Philosoph war. Denn der Philosoph ist ein Mann, „der den Bedürfnissen des realen Lebens Rechnung trägt“, wie „unser“ Schopenhauer etwa, dessen „Philosophie, obwohl sie zum Pessimismus, zur Verneinung des Willens, d. h. des individuellen Lebens führt und im Nirwana, dem Nichts, endet, gleichwohl eine Welt- und Lebensanschauung zum Ausdruck bringt, welche möglich und mit dem praktischen Leben vereinbar ist, auch eines tiefen, idealen Inhalts keineswegs entbehrt“.

Dagegen dieser Nietzsche! Jenseits von Gut und Böse? „Rücksichtslose Ausbeutung anderer ... ist ihm ... das zu erstrebende Ideal.“ Umwertung aller Werte? „Wahnsinn.“ Die Aufstellung einer Doppelmoral zeugt „von einer geradezu verblüffenden Naivität und Kindlichkeit“ in vollem Maß. Wer den Übermenschen lehrt, ist „ein Phantast, ein Ignorant, ein Gehirnkranker“. Die ewige Wiederkunft ist der „Gipfel des Unsinns“. In den Urteilen über Christus und Paulus sind die Irrtümer „so handgreiflich“, daß es sich „wirklich nicht lohnt, sie im einzelnen zu widerlegen“. „Selbst bei wohlwollender Beurteilung“ muß man Nietzsches Auffassung „in jeder Hinsicht“ als „überaus schwachsinnig und unbedeutend ... überspannt und abstrus“ kennzeichnen.

„Vom Standpunkt des modernen Rechts?“ Ach richtig, mein Thema! — Übrigens: Zarathustra, der „oberflächliche alte Schwätzer ... verpöbelt“ ein wissenschaftliches Problem. Geistesaristokratie? Lächerlich! „Der Automat ist noch nicht

* Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer: „Nietzsches Philosophie vom Standpunkt des modernen Rechts“, zweite ergänzte Auflage; „Nietzsches Philosophie und das moderne Christentum“ (Leipzig, Veit & Co.)

Digitized by Google

erfunden, der die geistigen Potenzen des Menschen nach Einwurf eines Zehnpfennigstücks ebenso sicher angibt wie die Kilos seines Körpergewichts." Und — das Frauenideal? „Wie ein Hundeliebhaber, der mit seinen Kötern spielt, die zudringlichen mit der Geißel zurücktreibt, die ungehorsamen züchtigt, so denkt sich Nietzsche den idealen Verkehr mit der Frau."

In Summa: Nietzsche, ein Frauenjäger mit pornographischen und sadistischen Neigungen, moralisch minderwertig, roh im Urteil, endet im Verbrechertum und empfiehlt List, Lüge, Grausamkeit. Intellektuell ist er knabenhaft, seine Werke sind ein Kompendium, das jeder schreiben kann.

Und die Wirkung dieses Literaten? „Mir sind wiederholt Fälle bezeugt, in welchen eine tiefgehende Entfremdung der Ehegatten auf den Einfluß der Lektüre Nietzsches zurückzuführen ist. Die Folge war, daß der Mann sich Ausschweifungen außer dem Hause hingab oder ein Haustyrann wurde. In einem Fall ging der Mann unter ausdrücklicher Berufung auf Nietzsche zur körperlichen Mißhandlung der Frau über." — „Alle, die ein wenig Nietzsche gelesen haben, rechnen sich nunmehr selbst zu den Genies . . ." „Vollends das Überweib! Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, diese Spezies näher kennen zu lernen, dem wird sie unvergessen sein."

Unser Reichsgerichtsrat wendet sich nicht etwa an Betschwestern und Bierphilister. Er hat Ehrgeiz. In der Einleitung verheißt er den juristischen Kollegen eine Überschau von „höherer Warte", . . . und verhofft, ihnen dadurch neue Kraft und Anregung . . . für ihren eigentlichen Wirkungskreis zu bringen. Er will sozusagen das Muster Ia geben, wie am zweckmäßigsten der deutsche Jurist sich mit Nietzsche auseinandersetze. Professoren, Staatsanwälte, Richter und Rechtsanwälte, Verwaltungsbeamte: das ist sein Publikum.

Und nun das Kurioseste: sein Werk scheint gelungen. „Helle Freude" herrscht in der Gemeinde. „Den Juristen, die sich mal vom BGB. (sprich Begebé, das ist: Bürgerliches Gesetzbuch) erholen wollen," wird die Darbietung als „interessant" empfohlen (vgl. Gruchots Beiträge). „Klare, allgemein verständliche Darstellung, sittlicher Ernst, gesundes Urteil, wohltuende Freimütigkeit . . . gerechte und unbefangene Würdigung" — so stürmt der Beifall, dem selbst die Herren „Gesetzgeber" sich nicht zu entziehen vermögen (Das Recht 1906, Nr. 10). Daher auch innerhalb Jahresfrist die zweite ergänzte Auflage.

Jedem ist unbenommen, über Nietzsche zu denken, wie er will. Daß dieser Denker-Dichter unter den schwachen Gehirnen Unheil angerichtet hat, viel Unheil, bestreite ich nicht: ich habe mich schwerlich weniger als andre je nachdem belustigt oder gesorgt über die Sprünge und das Geblök in der Hammelherde, die seine Reden, wahrlich ohne seine Schuld, für ihre Hirtenbefehle halten. Ich wünsche von Herzen, daß der Frage „was ist Wahrheit?" vor seinen Worten häufiger und ernster nachgeprüft würde, als der: was bannt da, was fasziniert, was ist „ästhetisch"? Wer aber sich berufen glaubt, öffentlich und namens eines Standes mit Nietzsche sich auseinanderzusetzen, von dem muß neben sittlichem Ernst die Fähigkeit verlangt werden, im Reiche der Idee sich zu bewegen. Am wenigsten darf sogenanntes Wohlwollen für die Person die Berechtigung geben,

Digitized by Google

Geisteskrankheit ins Treffen zu schicken, wo Gedanken fragen und auf Antwort warten. Und wenn man für derartiges Abtun „vom Standpunkte des modernen Rechts“ uns Standesgenossen zu Mitschuldigen machen will, so müssen aus unsern Reihen Männer aufstehen und sagen: das geht nicht.

Ich habe erwartet, daß sie auftreten würden, habe gewartet, bis es so spät geworden ist. Es ist keiner gekommen. So möchte ich noch jetzt reden, damit es nicht scheint, Nietzsches Wort spreche Wahrheit: daß Deutschland Europas Flachland sei. Mit Armeen, Kriegs- und Luftschiffen und mit neuen Steuergesetzen schützen wir uns nicht gegen den geistigen Bankerott, wenn, ganz gleichgültig, wo Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Irrtum liegt, diese Methode der Polemik bei uns ohne Widerspruch bleibt. Fr. Mühler

Endlich haben sich doch Einsprüche erhoben. Professor Nußbaum schrieb kürzlich in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft: „Es gehört nicht zu den Ruhmesblättern der juristischen Kritik, daß diese Schriften nicht sofort auch aus juristischen Kreisen heraus die gebührende Zurückweisung erfahren haben.“ Ebenso befaßt sich mit Düringer auch Ernst Fuchs in seinem Buche „Recht und Wahrheit in unserer heutigen Justiz“ (Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1908).

Lachende Masken

Literatur

Der Schwank, die Anekdote, die witzige Antwort, der kleine komische Vorfall — all das ist aus Büchern und Schwanksammlungen, deren Mittelalter und beginnende Neuzeit sehr berühmte kannte, in die Witzblätter übergegangen und eine wöchentlich wechselnde Augenblickskost geworden. Damit verlor diese kleinste literarische Form beträchtlich, wurde stillos und verachtet. Niemand denkt mehr daran, daß sie eine Klassik hatte und wieder haben kann, daß in ihr Geist und Geschliffenheit der Sprache, Schärfe des Gedankens und spielende Sicherheit des Ausdrucks, Überlegenheit, Bildung, Lebenserfahrung gefordert sind; daß sie, im winzigen Keim, Drama und Novelle in sich trägt. Um des Gefühls für diese Bedeutung der kleinsten Form willen sei hier ein Buch lobend erwähnt, das H. S. Rehm unter dem Titel „Lachende Masken“ (Concordia, Berlin) herausgegeben hat und das wieder versucht, dem Schwank und der Anekdote eine literarische Heimstätte zu bieten. Eine irgendwie mustergültige Erfüllung dieses Bestrebens ist diese Sammlung nun allerdings noch nicht. Sie ist in der Auswahl willkürlich und durchaus nicht immer geschmackvoll. Neben glänzenden geistvollen Worten historischer Persönlichkeiten stehen fast alberne Witze, wie man sie heute nicht mehr in minderen Witzblättern aufnehmen würde, stehen schlimme Geistlosigkeiten, welche die Person, der sie zugeschrieben werden, fast bloßstellen. So zum Beispiel Seite 121 die ganz törichte, von Gutzkow kolportierte Bemerkung: „Die Herren Musiker gehen beständig mit Schlüsseln um und wissen doch selten über irgend etwas Aufschlüsse zu geben.“ Anderseits ist lange nicht alles ausgenutzt, was verhältnismäßig nahelag: wie die zahlreichen köstlichen Anekdoten, die Chamfort aufbewahrt, und anderes. Dennoch hat das Buch zwei Verdienste: das eingangs erwähnte, daß es versucht, die Form der Anekdote wieder literarisch zu machen; und zweitens das Ver-

Digitized by Google

dienst, trotz all seiner Schwächen und dem gelegentlichen Versagen des guten Geschmacks, sehr unterhaltend zu sein.

Wilhelm von Scholz

„Leichtes zum Lesen"

Der Dürerbund bereitet eine Flugschrift vor, die „Leichtes zum Lesen" zur Auswahl stellen soll, das, was man auf deutsch „leichte Lektüre" zu nennen pflegt.

Zahlreiche Anfragen haben bewiesen, daß das Bedürfnis hiernach sehr weit verbreitet ist. Was gibt es zu lesen für den Erwachsenen und Gebildeten, wenn er nicht seine ganze geistige Kraft sammeln kann oder soll, wenn er ermüdet oder durch Krankheit geschwächt ist? Das ist nicht dasselbe, was „die reifere Jugend" braucht. Man denke zum Beispiel an den Bedarf der Krankenhäuser, der Sanatorien und der Erholungsheime, an Reiselektüre, an solche im Bad und sonst während der Kur oder an den Lesestoff, den einer braucht, der Hirn und Nerven nach einem arbeitsreichen Tage „ausspannen" will. Solche Bedürfnisse vornehm geringzuschätzen, wäre für uns Dürerbündler grundverkehrt, wir müssen an alle Bedürfnisse des praktischen Lebens denken, die den Menschen irgendwie mit Büchern in Berührung bringen. Tun wir's nicht, so kommen eben die Geschäftsleute, nisten sich ein und verderben, wo langsam bergauf geführt werden könnte. Die leichte Lektüre ist jetzt zumeist seichte Lektüre, aber das braucht sie nicht zu sein. Es gibt auch leichte, die gut ist. Dabei ist gar nicht nötig, daß wir uns auf „schöne Literatur" im engsten Wortsinn beschränken. Auch Reisebeschreibungen und sonstige Schilderungen, auch unterhaltsames Geschichtliches und Naturgeschichtliches, Lebensbeschreibungen, Briefsammlungen usw. gehören in unser Bereich. Alles zum Beispiel, das unterm Zeichen guten Humores lebt.

Gerade diese Weite des Stoffgebiets macht es nun noch wahrscheinlicher, daß unsre literarischen „Fachleute" Gutes übersehen, das der und jener „Außenseiter" kennt, vielleicht an sich selber erprobt hat. Deshalb wendet sich der Dürerbund an seine Mitglieder und Freunde mit der Bitte um Beirat. Wer gute Bücher weiß, die hier in Frage kommen, der nenne sie uns, ohne sich viel zu fragen, ob wir sie wohl schon kennen oder noch nicht. Es schadet gar nichts, wenn wir über die Beliebtheit der einzelnen Sachen bei dieser Gelegenheit so nebenbei mit unterrichtet werden. Bei wenig bekannten Büchern bitten wir, eine kurze Charakteristik beizufügen, bei allen die Angabe des Verlags und des Verkaufspreises. Sämtliche Einsendungen werden unter der Aufschrift erbeten: Dürerbund („Leichtes zum Lesen") Dresden-Blasewitz.

Theater

Das geistliche Schauspiel und die Kunst

Die arg geschmähten oder gleichgültig übersehenen Mysterien und Moralitäten des Mittelalters wie auch ihre liturgischen und halbliturgischen Vorgängerinnen fangen an, zu beachtenswerter kulturhistorischer Bedeutung emporzuwachsen. Nicht erst durch die Ergebnisse des französischen Forschers, die mir heute vorliegen; schon vor Dr. Gustave Cohens „Geschichte der Inszenierung im geistlichen Schauspiele des Mittelalters in Frankreich" (ins Deutsche übertragen von Dr. Constantin Bauer, verlegt bei Werner Klinkhardt in Leipzig 1907) sind mannigfache

Digitized by Google

Untersuchungen, besonders von deutschen, französischen und dänischen Gelehrten veröffentlicht worden. Aber sie verstaubten meist in den Regalen der Hof- und Universitätsbibliotheken, oder sie bekämpften einander mit gleichen Waffen, denen der entscheidende Sieg fehlte. Cohen hat nun das ungeheure Grundmaterial an alten Manuskripten, Inkunabeln, gedruckten Ausgaben und Stichen aus französischem Besitze, aber auch sämtliche internationalen ästhetischen Arbeiten, soweit sie ihm erreichbar waren, durchgesiebt und mit schöner synthetischer und darstellerischer Kraft ein ziemlich abschließendes Werk geschaffen, das jedem Laien verständlich ist.

Die Theatergeschichte braucht keinen Sprung mehr zu machen von der attischen Tragödie und dem römischen Lustspiele zu Shakesperes Dichtervorgängern und zu Molière, Calderon und Lope, denn Theater und Stücke des 16. und 17. Jahrhunderts waren, wenigstens in allen technischen Bestandteilen, durch die kirchlichen und halbkirchlichen Aufführungen eines halben Jahrtausends genau vorgebildet; und wenn Shakespere etwa durch den Mund Hamlets die Schauspieler vermahnt, sich nicht wie Termagant oder Herodes zu gebärden (A. W. v. Schlegel übersetzt es umschreibend mit „Bramarbas“ und „Tyrann“), so wies er sie auf allgemein bekannte Gestalten aus den Mysterien hin. Auch inhaltlich klingt sein unsterblicher Schauspielerkatechismus vielfach in den Mysterien vor, so wenn der unbekannte Verfasser eines Auferstehungsspieles spricht: „Es hüte sich jeder Mitwirkende, seine Rolle irgendwie zu erweitern oder zu verkürzen.“

Cohen überliefert uns Schauspielerverträge, die gar nicht altväterisch anmuten, wenn wir uns an Direktor Goethes Recht und Gepflogenheit erinnern, widerborstige Darsteller in Arrest zu stecken. Er schildert die Tätigkeit der Protektoren, Intendanten, Dichter, Dramaturgen, Zensoren, Maler, Zimmerleute, Maschinisten und verweilt am Schlusse bei den Zuschauern, deren Freude am Komischen und Verlangen nach Grausigem so groß waren, daß man aus den schlichten Evangelien ein Kunterbunt von heiligen und profanen Szenen machen mußte. Die Summen, die für Ausstattungen ausgegeben wurden, halten unserm Theaterluxus die Wage, und das Honorar, das der Mönch Pra für seinen Mysterientext erhielt, war fast dreimal so groß wie der Anteil Shakesperes an einem seiner Meisterwerke. Die Behauptungen mancher Forscher (auf die Otto Devrient 1876 seine Faust-Einrichtung gründete), daß „die“ Mysterienbühne aus drei bis sechs Stockwerken bestanden habe, führt Cohen auf ein bescheidenes Wahrheitsmaß zurück. Wohl hat man nicht in allen Städten genug Raum gehabt, um Simultandekorationen von 100 Metern Länge nebeneinander aufzurichten, hat dann entweder das Wagensystem befolgt, wobei je ein Schauplatz auf Rädern an die Zuschauer heran- und von ihnen wegrollte, oder auch zwei bis drei Orte der Handlung übereinander geschichtet, die je höher, je mehr zurücktraten; aber Hölle, Fegefeuer und Paradies sind niemals auf einem Gerüst vereinigt gewesen.

So gering die dichterische Ausbeute der Mysterienlektüre sein mag, mir erscheint sie keineswegs verächtlich. Die mittelalterliche Phantasie ist unerschöpflich gewesen, wo es galt, den göttlichen Ernst, der langweilig-psalmodierend wiedergegeben wurde, durch bürgerliche In-

Digitized by Google

termezzi eine Weile aufzuhalten. Die drei Marien beim lustigen Spezereiwarenhändler, dem sie Salbe abkaufen, die drollige Unterhaltung zwischen Herodes und den rabebrechenden Weisen aus dem Morgenlande, das Wettrennen zwischen Petrus und Johannes, die zu Christi Grab wollen, die Verwendung eines lebendigen Esels und künstlicher Löwen, Ochsen, Gänse, Schwäne, Enten, Hühner und anderer Archenbewohner, dies und allerhand Teufelsspuk haben reichlichen Stoff zum Lachen geboten, und die umständlichen Hinrichtungen und Martern gaben der Neugier zu tun. Die kecken Ankleide- und Schminkszenen der Maria Magdalena, der birnenhafte Charakter der beiden Frauen im Urteil Salomos (die eine erkennt ihr Kind nur darum nicht, weil sie seinen Vater nicht kennt), die Verführung Evas durch den galanten Schlangenteufel machen der Erfindungsgabe eines wirklichen Dichters Ehre; eingestreute Gesänge volkstümlicher Art („Verdure le boys, verdure") oder das köstliche rondeau diabolique Grébans, das einer besseren Übertragung als der folgenden würdig ist, sind auch in der Form gelungen:

„Der Tod, das ewige Grauen,
Tönt wieder im Lied der Verfluchten,
Er hält uns fest in seinen Klauen,
Der Tod, das ewige Grauen;
Ihm muß alles entgegenschauen
Und alle dienen dem Verruchten;
Der Tod, das ewige Grauen,
Tönt wieder im Lied der Verfluchten."

Und wenn wir heute schon ehrfürchtig von „stummen" Dichtern sprechen, die nur innen voller Melodie sind, denen aber kein Lied gelingt, so wollen wir uns auch vor diesen alten frommen Schöpfern der religiösen Dramen neigen, deren einer im „Adamsspiele" aus dem 12. Jahrhundert die stumme Szene schreibt: „Nachdem sie aus dem Paradiese vertrieben sind, kauern sie sich bestürzt und traurig nieder. Dann nimmt Adam eine Schaufel und Eva eine Hacke, und sie beginnen die Erde umzugraben und säen Getreide hinein. Nachdem sie gesäet haben, setzen sie sich ein wenig nieder, wie ermüdet von der Arbeit, und, die Augen voll Tränen, betrachten sie von Zeit zu Zeit das Paradies, indem sie sich auf die Brust schlagen. Unterdessen kommt der Teufel und pflanzt in ihr Feld (dargestellt durch einige Krumen Erde) Dornen und Unkraut und verschwindet. Wenn nun Adam und Eva zu ihrem Felde zurückkommen und die Dornen und das Unkraut sehen, werfen sie sich, von Schmerz überwältigt, zu Boden und dann sich wieder hinsetzend, schlagen sie sich Brust und Schenkel, um so durch ihre Bewegungen den Schmerz zum Ausdruck zu bringen."

Am tiefsten greift Cohen in die Kulturgeschichte ein, wo er die gegenseitige Befruchtung des geistlichen Schauspiels und der bildenden Kunst berührt. Ich erschrak beinahe, als ich Beweis auf Beweis las, wie abhängig unsere mittelalterlichen Maler und Bildhauer von den Mysterienmodellen gewesen sind. Erst seit diesen Aufführungen werden nicht mehr starre Symbole und Dogmen gemalt, sondern wirkliche Leiden und Freuden. Wenn Memling und andre zwei aufeinander folgende Szenen auf einem Bilde zeigen, so übertragen sie eben die Simultandekoration des Mysteriums vom Marktplatz auf die Staffeleien; wenn die Gruppen der Heiligen oder Hirten nach dem Beschauer zu auseinandergehen, um die Dreieinigkeit oder die Jungfrau mit dem Kinde gut sichtbar zu machen, so wirken Erinnerungen an öffentliche Spiele auf Podien

Digitized by Google

mit. Das leichte Dach, das auf vier Pfählen ruht und die heilige Familie birgt, ist nichts als ein Dekorationsstück des Theaters. Der Gelehrte Weber stellt fest, „daß das kirchliche Schauspiel in sehr vielen Fällen die Grundlage für die Auswahl und Zusammensetzung des Portalschmuckes, namentlich der gotischen Kathedralen ist, ja daß die Skulpturen an den Außenseiten der Kirche, ebenso wie an manchen Orten die Malerei im Innern, oft nur eine getreue Wiedergabe der Szenen sind, die soeben auf der Bühne im Innern der Kirche oder auf dem Platze vor ihr vor den Augen des Beschauers sich entfalteten". Dann und wann sind auf Miniaturen die Personen mit Namen bezeichnet, die nachweisbar aus Mysterien stammen, oder ein ganzes Zitat daraus rahmt die Malerei ein. Cohen untersucht des Näheren einzelne Bewegungsmotive auf den Bildertafeln und weiß auch ihren Realismus auf die Gestik der Bühnendarsteller zurückzuführen. Manchmal hat wohl auch der Maler als Regisseur mitgewirkt und später nur seine eigene Arbeit in Farben festgelegt. Jedenfalls wird sich die Kunstgeschichte fortan mit der neuen Hypothese auseinandersetzen müssen, und wahrscheinlich wird sie daraufhin auch manches Bildwerk genauer datieren können als bisher. Ferdinand Gregori

Hugo Riemanns 60. Geburtstag

soll nicht vorübergehen, ohne daß ihm auch der Kunstwart, zu dessen allerältesten Mitarbeitern Riemann übrigens gehört, seinen herzlichen Glückwunsch zuruft. Eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste (Phrasierungslehre, Entdeckung der Florentiner und Mannheimer Instrumentalisten, Musikhistorie, Musiklexikon, Musikalische Dynamik und Agogik, Collegium musicum usw.) ist eine Sache der Fachblätter, die über die merkwürdige Erscheinung dieses alle Zweige und Hilfslehren der Musik beherrschenden Mannes zu berichten haben werden. Uns kümmert vor allem, daß der Meister des theoretischen Wissens sich nie darin verloren, daß er stets die Fühlung mit der musikalischen Praxis behalten hat und ihr zu dienen strebte. Was so manchen Gelehrten seines Faches zu ihrem geheimen Schmerze versagt blieb, die Wirkung auf das musikalische Leben, ist ihm daher zuteil geworden. Der praktische Musiker kennt den Namen Riemann und merkt auf, was unter diesem Namen gesprochen wird. Vielleicht auch darum, weil ihn Riemann nie wie „aus hoher Meisterwolk" hofmeisterte und ihm die Ergebnisse der Forschung nicht wie Keulen um den Schädel schlug, sondern ihn freundlich belehrte, ihn für die Ergebnisse zu interessieren versuchte. Er ist der Mann mit dem Stolz, aber nicht mit dem Hochmut der Wissenschaft. Und wie lange hat er warten müssen, bis man endlich nicht umhin konnte, dem Vielverdienten ein besoldetes Lehramt zu verleihen, ihm, aus dessen Katechismen ganz Deutschland lernte! Möge er ebensolange noch den Lohn eines tätigen Lebens genießen, fröhlich zu sein in seiner Arbeit. B

Musik

Joseph in Ägypten redivivus

So bedeutsame Umwälzungen unsre dramatische Kunst erlebt hat, es gab immer doch stille Winkel, über die der Sturm der Entwicklung dahingebraust ist, ohne ihr Idyll zu berühren. In ihrer einem lebte still dahin jenes merkwürdige, sagen wir ruhig: Mei-

Digitized by Google

sterwerk, Mehuls „Joseph in Ägypten“, das wir, wie ein unverlierbares Stück Kinderglauben, befruchtet durch die Welt der biblischen Erzählungen mit ihrem rein menschlichen Gehalt in frembartig anziehendem Gewand, mit in unser eigenes Erwachsensein herübergerettet haben. Wer wagte es, so „fortgeschritten“ zu sein, daß er sich dem Zauber dieser altehrwürdigen Geschehnisse, dem anheimelnden Reiz dieser nicht minder altehrwürdigen Musik zu entziehen wüßte? Freilich ist uns eines darin mehr und mehr peinlich geworden: die unleidliche Stilvermengung des drame, mêlé de chant, als das der Joseph (1807) das Rampenlicht erblickte. Man ist dergleichen ja von der Spieloper her sattsam gewohnt, und doch liegen die Verhältnisse hier anders. Man denke nur daran, welche unendlich wichtigen Teile der Handlung, welche bedeutsamen Momente der psychologischen inneren und äußeren Entwicklung in dieser alten Oper dem Dialog überlassen bleiben, und wie wenige Sänger es heute noch gibt, die einen Dialog überhaupt sprechen können. Man weiß, daß das Werk so, wie es ist, seine äußere Gestalt (ohne Rezitative), sehr gegen die Absicht Mehuls aus ganz äußerlichen Gründen erhalten hat: Mehul war mit der „großen Oper“ („scène lyrique“) damals entzweit und mußte sein Werk auf dem théatre Feydeau (also der „Komischen Oper“) hinausstellen, welch letzteres der großen Oper und ihrem eifersüchtig gehüteten Monopol auf Rezitative nicht ins Gehege kommen durfte. Erst das Dictionaire lyrique von P. Laroux reklamierte es 1868 als die dankbare Aufgabe für einen „musicien d'un gout eprouvé“, dem Werk eine Gestalt zu geben, die noch vor modernen Ansprüchen an ein stilgerecht entwickeltes musikalisches Drama standhalten könnte, indem der Dialog durch dem Stil des Ganzen anzupassende Rezitative zu ersetzen wäre. Dieser Aufgabe unterzog sich schon im Jahre 1873 Max Zenger in Karlsruhe, und zwar aus eigenem Antrieb. Jetzt schreiben wir 1909, und jetzt erst, also glücklich nach 36 Jahren, hat die verdienstvolle Arbeit in Dessau, Berlin und Augsburg den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. Und doch: was hat er uns gegeben? Nicht mehr noch weniger als eine ganz außerordentlich gelungene Form, in der das schöne Werk wohl für einige Generationen aushalten und einer vollen Wirkung teilhaftig sein könnte. Nun ist der zweiundsiebzigjährige vielverkannte, aber heute noch einem wahrhaft beneidenswerten Idealismus „frönende“ Max Zenger mit allen Ehren gefeiert worden. Er hat bei der Arbeit ein Maß von Geschmack, von persönlicher Zurückhaltung, wie sie sein vollendetes Stilgefühl ihm gebot, sowie von technischem Geschick gezeigt, das man bei einem modernen Musiker, als den er sich bei andern Gelegenheiten oft genug bewiesen hat, kaum erwarten mochte. Seine Bearbeitung des Joseph gibt uns ein organisches, mit unendlichem Feingefühl geschaffenes und demgemäß befriedigendes Ganzes. Er hat es vermieden, Eigenes zu geben. Denn er wollte ja die Edelsteine dieser Partitur nur neu fassen, nicht mit neuen bereichern. Und man muß sagen: die Fassung ist die denkbar glücklichste, denn sie läßt die Steine leuchten in dem ganzen reinen und schönen Feuer, das uns an ihnen schon immer gefiel und das wir jetzt

Digitized by Google

nur reiner noch und schöner sich entfalten sehen mit all den Wirkungen, die bei der Übertragung dieses optischen Effektes ins Akustische selbstverständlich sind. Dabei hat er manches zusammengefaßt und straffer gegeben, anderes besser und pietätvoller übersetzt, den Mehulschen Originalschluß wiederhergestellt. Und so wäre es denn ein Gebot künstlerischer Erhaltungspflicht, wenn man allenthalben nach dieser schönen und wirkungsvollen Bearbeitung des alten himmlischen Werkes griffe.

Wilhelm Weber

Neue Eulenburg-Partituren

Die Sammlung kleiner Partituren, die der bekannte Leipziger Musikverleger Ernst Eulenburg seit Jahren herausgibt, und auf die der Kunstwart schon wiederholt aufs nachdrücklichste hingewiesen hat, bedeutet für den Musiker und Musikfreund je länger je mehr das, was Reclam seit Jahrzehnten für die Literaturfreunde ist. Eine Sammlung des Wichtigsten aus der Musik alter und neuer Zeit, in Taschenformat, originalgetreu wiedergegeben, zu billigem Preise. Das Verdienst dieser Ausgabe kann gar nicht genug gerühmt werden.

Den Grundstock bildete die Payne'sche Partiturausgabe von Kammermusikwerken. Nachdem zunächst die Klassiker und Romantiker mit ihren unvergänglichen Kunstwerken dieser Gattung vollzählig in der Sammlung vereinigt waren, begann der Ausbau nach rückwärts und nach vorwärts. Die wichtigsten modernen Werke, vor allem die von Brahms, wurden aufgenommen. Aber unablässig ist der Verleger bemüht, diese Kammermusikbibliothek immer mehr zu erweitern und alle wertvollen neuen Werke, soweit sie ihm durch weitblickende und geschäftskundige Verleger überlassen werden, in sie einzureihen. Ich nenne es weitblickend, wenn ein Verleger, ohne seine Verlagsrechte im geringsten zu schmälern, die Aufnahme kleiner Partituren in die Eulenburgsche Sammlung erlaubt. Es hat Simrock gewiß nur genützt, daß er den ganzen Brahms (Kammermusik und Symphonie, die Ouvertüren und Haydn-Variationen erscheinen demnächst) in dieser Eulenburg-Ausgabe in Taschenformat verbreiten ließ, und es ist sehr wichtig, daß die Firma C. F. Peters drei ihrer besten Kammermusikwerke, die Quartette von Smetana, Grieg und Sinding auch in der Eulenburg-Ausgabe mit in den Handel bringen läßt. Hier ist Zentralisation nötig. Wie man Neuausgaben alter Tonwerke, alles, was zur Historie gehört — aber doch lebt! — bei Breitkopf & Härtel sucht, so soll man bei Eulenburg alles vereint finden, was an Partituren in Taschenformat erschienen ist.

Wie Peters haben auch Lauterbach & Kuhn diesen Vertrieb kleiner Partituren durch Eulenburg begonnen, so daß man jetzt bei Eulenburg Regers Streichtrio und Serenade Opus 77 und Hugo Wolfs Italienische Serenade und Streichquartett in billiger Taschenausgabe haben kann.

Wäre es nicht möglich, auch Quartette wie die von Dräseke, d'Albert u. a. in dieser Weise den Kunstfreunden näherzubringen? Es handelt sich hier ja wirklich um eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Vertiefung der musikalischen Bildung in breiten Volksschichten.

Daß Eulenburg auch als Ori-

Digitized by Google

ginalverleger für neue Kammermusik eintritt, zeigen unter den neuesten Nummern der kleinen Partituren die Streichquartette von Auguß Reuß (D-Moll op. 25) und Karl Schröder (D-Moll op. 88), von denen das erste den empfindungsvollen, feinsinnigen Musiker, das zweite den hervorragenden Beherrscher des Quartettsatzes zeigt. Auf Stillman-Kelleys E-Dur-Quartett (Opus 25) kann hier nur hingewiesen werden, da eine ausführliche Beurteilung dieses in formaler Beziehung sehr eigenartigen Quartetts im Rahmen dieser Anzeige nicht möglich ist, ebenso auf das neue A-Moll-Quartett von A. Scontrino, der ja bereits durch seine andern Quartette bewiesen hat, daß er zu den besten italienischen Kammermusikkomponisten der Gegenwart gehört.

Wird so für neue Werke durch den Musik-Reclam Eulenburg Propaganda gemacht, so kommt auch das Beste von alter Ensemblemusik durch ihn in die Hände der Musikfreunde. Unter den neuen Nummern, auf deren Ausgabe durch diese Zeilen hingewiesen werden soll, befinden sich sämtliche zwölf Concerti grossi von Händel und drei Brandenburgische Konzerte von Bach. Nachdem bereits früher drei davon durch Fritz Steinbach herausgegeben waren, hat diese (Nr. 1, 4, 5) in derselben Weise Karl Schröder für den Vortrag bezeichnet. So verdienstlich diese Einrichtung ist, so wenig geeignet scheint sie mir für die kleinen Partiturausgaben, die eben originalgetreu nur bringen sollen, was der Komponist selbst geschrieben hat. Und darum ist es Georg Schumann, der die zwölf Händelschen Concerti grossi herausgegeben hat, außerordentlich zu danken, daß er ganz schlicht den Originaltext gegeben und nur in einer knappen, streng sachlichen Vorrede die wesentlichen Winke für die Aufführung zugefügt hat. Mögen die Concerti durch diese Ausgabe gerade heuer im Jahr des Händeljubiläums recht viele Freunde finden und möge der Verlag bei zukünftigen Neuausgaben alter Musik in kleiner Partiturausgabe nach diesem Muster Georg Schumanns verfahren und alle Zutaten vermeiden lassen, die besser den Ausgaben für den praktischen Gebrauch überlassen bleiben. Der Leser der kleinen Partituren will, glaube ich, den Originaltext ohne Zusätze.

Beschränkten sich diese bei den Brandenburgischen Konzerten auf Vortragszeichen, so ist die Neuausgabe der weltlichen Kantate „Mer hahn en neue Oberkeet" von Joh. Seb. Bach gar eine völlige Neuinstrumentierung durch Felix Mottl. Es ist hier nicht der Ort, das Recht jedes alten Komponisten auf die Darstellungsmittel seiner Zeit von neuem zu verteidigen. Georg Schumanns Vorrede zur Ausgabe der Concerti grossi zeigt mit schlichten Worten, wie man ohne Fanatismus stilvolle Reproduktionen älterer Kunstwerke erreichen kann.

Sehr günstig für die vielen Haydn-Feiern dieses Jahres erscheint ferner in der kleinen Partiturausgabe die vollständige Partitur von Haydns „Schöpfung". Zum Preise von 5 Mark kann man jetzt dieses Werk in der Originalgestalt haben und sich damit für Aufführungen in der gründlichsten Weise vorbereiten. Mögen recht bald die „Jahreszeiten" folgen, die ja wohl noch viel mehr Freunde haben. Da fällt mir gleich ein: Will es Eulenburg nicht einmal mit einer vollständigen original-treuen

Digitized by Google

kleinen Partitur von Beethovens „Fidelio“ wagen? Ich bin sicher, daß diese bald bei einer Menge von Musikfreunden und Musikstudierenden sich einführen würde! — Die Sammlung Mendelssohnscher Orchesterwerke hat der Verlag inzwischen vervollständigt durch die fünf Stücke aus dem „Sommernachtstraum“, hat ferner die Lohengrinvorspiele zum 1. und 3. Akt mit zum Vertrieb übernommen von Breitkopf & Härtel, die sich nun hoffentlich auch bald erweichen lassen, in die Eulenburgschen kleinen Partituren auch die symphonischen Dichtungen von Liszt aufnehmen zu lassen, von dem eben das 2. Klavierkonzert in die Sammlung eingereiht worden ist.

Ist doch jetzt selbst Strauß drin. Der Verlag Aibl hat den Vertrieb der kleinen Partituren zu Don Juan, Macbeth, Tod und Verklärung, Till Eulenspiegel, Zarathustra und Don Quichotte an Eulenburg übergeben, und in den gelben Umschlägen werden die Werke gewiß friedlich neben denen von Brahms und hoffentlich auch bald Liszt und Bruckner im Notenschranke vieler Musikliebhaber Platz finden. Besonders eifrig aber werden sich die Musikstudierenden über diese Partituren setzen, die ihnen den Schlüssel zum Paradiese des Erfolges geben sollen. Und nichts ist wünschenswerter als allgemeines gründliches Studium dieser Partituren. Denn gründliche Kenntnis verschafft Klarheit über das Wesentliche dieser Werke, über die technischen Vorzüge wie über die inneren Schwächen, über den immer größeren Mangel an wirklicher Produktionskraft und die immer nervösere Sucht, durch immer neuere technische Effekte sich auf der Höhe der Anerkennung zu erhalten.

Dem Verlag Eulenburg wünschen wir die Unterstützung aller Beteiligten bei seinem Unternehmen, Werke aller Kunstgattungen und Kunstrichtungen zu billigem Preise in der Originalfassung allgemein zugänglich zu machen.

Georg Göhler

Bildende Kunst

Große Berliner Kunstausstellung 1909

Man hat in den letzten Jahren öfter gesagt, die etwas anrüchigen Ausstellungen am Lehrter Bahnhof seien „besser“ geworden, und meinte damit, die Jury lasse nicht mehr alles passieren, man finde unter den rund 2000 ausgebotenen Bildwerken öfter als ehedem ein talentvolles „Bild“ oder eine anständige Plastik, ältere Maler von unantastbarem Ruf gäben ihre Arbeiten — der Sezession abgewandt — neuerdings hierhin, auch seien die Räume nun hübscher eingerichtet. Von all dem läßt sich doch kaum etwas andres ohne Widerspruch feststellen, als die eine Tatsache: man hat ausstellungstechnisch von den „andern“ gelernt. Die Räume werden jetzt wirklich mit mehr Geschmack ausgestattet, die Bilder besser gehängt, die Plastiken angemessener gestellt. Vielleicht wird man hinzufügen wollen, daß die allzu harmlosen Sachen schamhaft etwas in den Hintergrund gedrängt seien. Dafür hat sich aber der allerhöchste Herr, der Leibhaftige in Person eingestellt. Der „offenbare“ Kitsch hat einer weniger leicht durchschaubaren, aber um so gefährlicheren Gattung von „Kunst“ Platz gemacht: dem „talentvollen“ Kitsch. Das heißt: jener unerträglichen Mischung von technischer Qualität, anspruchsvoller „Form“ und lächerlich unbedeutendem Inhalt, die um so kläglicher wirkt, als ihre

Digitized by Google

arme Verlogenheit ihren Trägern nie ins Bewußtsein zu treten scheint, auch nicht in den schwächsten Stunden ihres Lebens. Die eigentlich künstlerische Aufgabe wird mit einer erstaunlichen Sicherheit verkannt; dafür setzt man virtuose Beherrschung der Mittel, die sonst „Ausdruck“ zu sein pflegen. Aber was in aller Welt soll denn ein Mensch noch „ausdrücken“; man hat doch „malen“ gelernt! Ja, das wäre denn das Geheimnis. Und neben diesen fatalen Erzeugnissen im Dunkel tappender Menschen einerseits gute Durchschnittsarbeit ehrlicher Künstler und anderseits harmloser Dilettantismus, der niemandem schadet. Warum auch soll man jemand die Freude verderben, sich in der „Großen Berliner“ von Tanten und Onkeln, von guten Freunden und Bekannten bewundern zu lassen, da doch weder der „Künstler“ (oder die „Künstlerin“) noch sein Anhang preziös von „Kunst“ reden? Es bleibt alles hübsch in der Familie. Wenn man sich die Besucher dieser Ausstellung etwas genauer ansieht, so weiß man auch, daß bei ihnen nicht viel zu verderben ist. Es sind die Augenlosen unter uns, denen niemals irgendein Werk bildender Kunst mit Zungen geredet hat oder reden wird. Sie wandeln durch die hübschen Räume wie die lieben Kinder, machen Entdeckungen, über die ein „sehender“ Mensch sich aufs höchste verwundert, haben Erlebnisse, wie der Knabe vor dem Bilderbuch oder beim ersten Besuch in der großen Stadt und im Theater. Die Organe ihres Erlebens sind ganz und gar nicht auf künstlerische Aufnahme hin geschaffen, sie brauchen für ihr Gedeihen andre Werte, derbere, die für sie doch nicht weniger notwendig sind als das Augenerlebnis für den Sehenden. Und nur ein weltfremder Erziehungsfanatiker mag das beklagen. Es muß auch solche Menschen geben, und sie sind uns nicht weniger Brüder, weil sie sich andre Nahrung schaffen als wir. So besteht die Große Berliner Kunstausstellung zu Recht. Und da es dort nicht allein Bilder und Figuren zur Ergötzung gibt, sondern auch Militärkonzerte, hübsche Spaziergänge im Garten unter Bäumen, guten Kaffee und gutes Bier, so frage ich, warum man sich nicht dort abonnieren soll? Nur werde ich mich hüten, das Haus als Kunstkritiker oder gar als augenempfindlicher, anspruchsvoller, ungemütlicher Mann von Kultur zu besuchen. Ewald Bender

Angewandte Kunst

Wie enthüllt man Denkmäler?

Ganz allgemein sind die Vorbereitungen, die für die Enthüllung von Denkmälern getroffen werden, heute die, daß um das Denkmal herum vier Masten eingerammt werden, und an diesen wird Leinwand derartig befestigt, daß sie durch Stricke, an denen gezogen wird, im gegebenen Augenblick niedergelegt werden kann. Die Enthüller denken sich diesen Augenblick, wo mit einem Male „die Hülle fällt“, immer ganz besonders schön und feierlich. In Wirklichkeit vollzieht sich aber der Vorgang zumeist ganz anders. Die Hülle fällt durchaus nicht mit einem Male; es entstehen vielmehr Aufenthalte, die Stricke wirken nicht oder nicht vollständig; die Leinwand geht zum Teil herunter, zum Teil bleibt sie haften; die bedienende Mannschaft gerät in Unruhe, man ruft hin und her, auch die Zuschauer werden unruhig, ja sie lachen, und somit wird aus dem

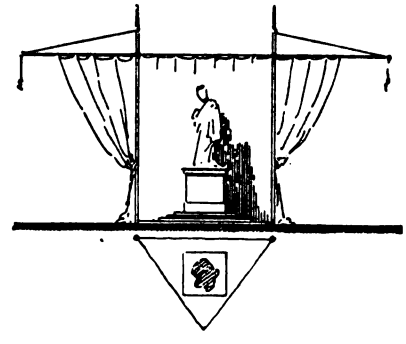
Digitized by Google

feierlichen Augenblick — ein komischer.

Das wollte man doch vermeiden.

Ich hatte einmal die Aufgabe, ein Denkmal, das Gustav Freytag-Denkmal für Wiesbaden, zu enthüllen. Schon vor den stehenbleibenden vier Masten fürchtete ich mich, die immer den Eindruck des Denkmals stören mußten. Ich ließ an der Rückseite der Gestalt zwei Masten in der üblichen Weise aufstellen und zwischen ihnen graue Leinwand spannen. An den Köpfen dieser beiden Masten wurden hölzerne Ausleger angebracht, die um die Masten drehbar waren, und von diesen Auslegern frei herabwallend, wurden ferner Leinwandbahnen, aber in Art der ziehbaren Fenstervorhänge, angebracht. Die beiden Ausleger konnten mit Hilfe von dünnen Seilen geführt werden und wurden nach vorn zu, vor die Figur, so zusammengeführt, daß sie die Gestalt mit ihren herabwallenden Leinwandbahnen verdeckten. Damit der Wind die Bahnen nicht bewegte und öffnete, wurden sie vorn und unten mit Gewichten beschwert. Somit befand sich die Figur des Dichters, die im übrigen frei und unverhüllt dastand, in einem dreiseitigen Leinwandkasten unsichtbar eingeschlossen.

Als nun das Zeichen für die Enthüllung gegeben wurde, zogen Arbeiter einfach an den Leitseilen der genannten Ausleger, diese drehten sich nach rückwärts, die Leinwandbahnen folgten, der Kasten öffnete sich, und im Augenblick — wirklich im Augenblick — wurde die Gestalt sichtbar, — ganz als ob auf einer Bühne sich die Gardine geöffnet hätte. Darnach wurden schließlich noch die Leinwandbahnen vermittels der Zugschnüre an die Masten etwas herangezogen, so daß sie sich in der Weise wie Tür- oder Fenstervorhänge in Falten legten. So ergab sich für die aufragende hellweiße Marmorbildsäule in der graugetönten Leinwand ein sehr ansprechend wirkender Hintergrund, von dem sie sich in schönster Weise abhob.



Die Zuschauer hatten den Sinn der eigenartigen dreiseitigen Umbauung des Denkmals vor der Enthüllung des Denkmals freilich nicht recht erfaßt; als sich aber die Enthüllung in einer so überraschend glatten Weise vollzog, waren sie von dieser neuen Art und Weise aufs höchste befriedigt.

Ich kann nach dieser Erfahrung meine Methode empfehlen. Durch Patent oder Musterschutz ist sie nicht geschützt. Franz Woas

Nochmals erziehliche Knabenhandarbeit

Gegen die Bemerkungen des Professors Paul Rieß in Heft 18 des Kunstwarts schreibt uns der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit, indem er sich unter Berufung auf programmatische Sätze mit Paul Rieß' prinzipiellen Forderungen einverstanden erklärt, die Kritik der Dessauer Ausstellung aber einseitig und unzutreffend findet. Über den Wert einzelner Schaustellungen die Kritisierten und die Kritiker sich unterhalten zu lassen, das ginge in einer Zeitschrift wie der unsern schon aus

Digitized by Google

Raumgründen nie und nimmer an, hätte aber auch deshalb nur sehr wenig Sinn, weil unsre Leser die Berechtigung des Gesagten gar nicht am Objekt nachprüfen könnten. Daß die Leistungen vorläufig da und dort noch mangelhaft sind, gibt der Verein übrigens auch selber zu, er führt auch einige Gründe an, welche eine recht befriedigende Gestaltung der Ausstellung vorläufig noch behindert hätten. Freuen wir uns also, daß Kritiker und Kritisierte in dem, was sie erstreben, weit mehr übereinstimmen, als es den Anschein hatte, und warten wir um so zuversichtlicher die weiteren Ausstellungen für Knabenhandarbeit ab. Rieß hat mit großer Entschiedenheit betont, daß neben der Hand auch der Geschmack gebildet werden muß. Sind wir alle darin einig, werden's die Früchte zeigen.

Heimatpflege

Bedrohte Schönheit

Im vorigen Hefte haben wir von verlorener Schönheit gesprochen. Wenn wir von bedrohter reden wollen, wo fangen wir dann an und wo hören wir auf? Es ist zu überlegen, ob wir nicht auch für diesen Begriff eine ständige Abteilung in unsrer Rundschau einführen sollen!

Heute nur zwei Worte über die Alpenseen. Und zur Einleitung doch wieder eine Klage über verlorene Schönheit. Wir drucken eine Zuschrift über die „Erschließung" des Königssees ab, weil sie das Schicksal spiegelt, das einer Menge von andern Seen droht, wenn nicht der Geist sich ändert, aus dem heraus alle diese Fragen „regiert" werden. Wahrt eure „wirtschaftlichen Interessen", verehrte Herren, wenn ihr denn einmal mit allen Gottesgaben Geschäfte machen müßt, aber habt die Güte, dabei wenigstens nach Möglichkeit auch auf uns andersartige Leute Rücksicht zu nehmen.

„Zu Pfingsten wurde die elektrische Bahn Berchtesgaden-Königssee eröffnet. »Endlich ist der den neuzeitlichen Ansprüchen genügende Verkehr gewonnen und die Schönheit des Königssees dem reisenden Publikum erschlossen.« So jubelt die Lokalpresse.

Von Berchtesgaden führte zum Königssee ein Fußweg, der in seiner idyllischen Abgeschiedenheit und seinem zarten Reiz kaum seinesgleichen im bayrischen Gebirg hatte. Bald durch ernsten Fichtenhochwald, dessen Boden mit moosigen Felstrümmern bedeckt ist, bald durch die lichtgrüne, sprossende Wildnis der Aue, an der rauschenden Gebirgsache entlang, ging der Wanderer mitten in einer unberührten Natur zum See, ein Gang von einer guten Stunde, und trat, innerlich gesammelt, ausgeglichen durch den rings waltenden Frieden, erheitert durch die reizvollen Bilder des Wegs an das Ufer, gleichsam geweiht, die ernste, gewaltige Schönheit des einzigartigen Sees in sich aufzunehmen. In den alten, den Einbäumen ähnlichen Booten ruderten die stämmigen Holzer den überwältigten Fremdling über das dunkle Wasser nach St. Bartholomä und zum düstern Obersee, und wie das Boot, durch Menschenhand langsam bewegt, über die Fläche glitt, hatte der Geist Zeit, in Ruhe aufzunehmen, zu sinnen, zu träumen und wieder zu trinken. Ein Tag am Königssee war unveräußerlicher Gewinn!

Aber freilich, der Königssee war berühmt, stand in allen Reisehandbüchern mit einem Stern, es

Digitized by Google

wurde mehr und mehr Mode, daß man ihn gesehen haben mußte, und — ein Verkehrsmittel dahin zur Massenbeförderung mußte eine gute Rente abwerfen! Die Einführung von Automobilomnibussen seitens der staatlichen Post war der erste Schritt zum Verhängnis. Denn natürlich waren diese Gefährte nicht lange zu halten, es mußte ein besseres Beförderungsmittel kommen. Lange widerstand in richtigem Empfinden der Regent selbst. Endlich war's doch gewonnen: 1909 bringt elektrische Bahn und Motorboote auf den See! Und die Kgl. Verkehrsverwaltung rechnet klug aus, daß die Führung der Linie am billigsten komme just in jenen Auen der Ache, durch die der einzigartige Fußweg führte. Mit einer Verständnislosigkeit ohnegleichen fiel man über diesen her und zog auf dem Reißbrett die Bahndammlinie kreuz und quer über ihn hinweg. Der Reiz dieses berühmten Weges ist gründlich und unwiderbringlich zerstört. Und dabei wird von seiten der Verkehrsverwaltung noch allen Ernstes in der Öffentlichkeit behauptet, daß der Weg schöner als zuvor erstehen werde. Schöner! Also ist es kein schlechter Ersatz, wenn man statt auf dem sprossenden Waldboden, umrauscht von grünen Büschen, jetzt auf einer aufgemauerten granitenen Terrasse wandelt, begleitet von einem Holzzaun oder einem Eisengitter von einer für harmlose Spaziergänger geradezu erstaunlichen Massivität. Wo man sonst seine Lust an der springenden Gebirgsache hatte, hat man jetzt den Blick auf den grauen Steinschotter und den Schienenstrang. Durch die grüne Wildnis rasselt alle zehn Minuten ein mit Publikum befrachteter Zug, und das dauernde Bimmeln des Motorwagens, der den Weg einige zehnmal kreuzen muß, läßt das angenehme Bewußtsein nie entschwinden, daß wir uns aus dem Gebiet des modernen Verkehrs nicht herausbegeben haben. Durch die lauschigen Auen ist rücksichtslos durchgeschlagen, und prächtige Bäume sind entfernt auch da, wo das gar nicht nötig war. Dafür sind vermutlich die Fichtenhecken an einigen Stellen längs des Bahndammes der Ersatz, der den Fußweg »schöner erstehen« läßt. Bei einigem guten Willen und vielleicht bei etwas höheren Kosten wäre es sehr wohl möglich gewesen, die Linie anders zu legen und die alte Schönheit zu schonen.

Und was ist der reisenden Menschheit mit all dieser Zerstörung gedient? In Eisenbahn, elektrischer Bahn, Motorboot in drangvoller Enge eingepfercht, alle Restaurationen mit Lärmen und Räsonnieren erfüllend, hetzt sich der Schwarm durch diese Landschaft im Flug weniger Stunden, damit auch das »abgemacht ist«.

Glücklich, wer den Königssee und den Weg dahin in seiner früheren Schönheit als liebliche Erinnerung in sich trägt. Jetzt muß man jedem, der ernsten und tiefen Natureindruck sucht, sagen: Geh nicht dahin! Gott sei Dank gibt es ja wenigstens noch draußen im Flachland Gegenden, die von Verkehrswut und Barbarei noch unberührt sind."

Die Alpenseen trifft eben ein doppelter Fluch. Erstens, sie bieten sozusagen „Gewaltsachen" für den Reiseplebs — wer das Große und Erhabene nicht genießen kann, wird doch durch die überaus starken Reize aufgeregt, durch womöglich senkrechte hohe Felsen, durch derbe Kulissenwirkungen, durch all das, mit einem Wort,

Digitized by Google

was man selbst beim Monte Croce bei Berlin nicht haben kann, durch das, was mit dem Gewohnten kontrastiert. Also kann die Reisendenmasse herdenweis zwecks Melkung dorthin verfrachtet werden. Da Vernunft immer nur bei wenigen gewesen, so macht man überhaupt das beste Geschäft, wenn man's der Mehrheit unter den Reisenden recht tut und nicht der Minderheit. Zweitens aber und wohl noch mehr droht den Alpenseen dadurch Gefahr, daß sie mit ihren hochgelegenen Wassermengen allesamt Kraftquellen sind. Hier liegt ein großer und ernster Konflikt, denn hier handelt sich's in der Tat um so große wirtschaftliche Werte, daß die Heimatpflege sie nicht als Bagatellen behandeln darf. Am schwersten bedroht ist da bekanntlich der Walchensee. Unsre zwei Bilder mögen für heute daran erinnern, was hier von Schönheit auf dem Spiele steht.

Vom Nürnberger Johannisfriedhof

Solange der Kunstwart unter meiner Leitung steht, werde ich mir erlauben, von Zeit zu Zeit auf die Zustände hinzuweisen, die auf dem Nürnberger Johannisfriedhofe herrschen — es sei denn, sie besserten sich endlich. Hier wär es Pflichtvergessenheit, „Ruhe zu geben". Denn wie dort mit dem edelsten Stoff, den Kunst, Geschichte und Natur zugleich gegeben haben, jahrzehntelang gewüstet worden ist, das schreit zum Himmel. Und immer noch hört man von einer durchgreifenden Änderung nichts.

Als ich davon sprach, daß dort auf die wundervollen Steinkissen mit ihren Bronzeplatten frischweg neue Steine mit den Namen der neuen „Mieter" aufgepappt wurden, hat man das manchenorts für zu ungeheuerlich gehalten, als daß man's glauben konnte. Also hinten auf unsrer Illustrationsbeilage, meine Damen und Herren, sehen Sie's mit eignen Augen. Auf dem herrlichen Stein, der laut Epitaph (von Jost Amman!) keinem geringeren als Wenzel Jamnitzer gewidmet worden ist, befindet sich eine Platte für Herrn Wilhelm Mühlenschläger aus allerneuester Zeit. Übrigens ist das nur ein Fall unter hunderten.

Der Johannisfriedhof, auf dem die meisten derer ruhen, die Nürnbergs Ruhm geschaffen haben, ist ganz durchwachsen mit greulicher moderner Geschmack- und Pietätslosigkeit, die ein Spott gerade auf die ist, die hier ruhn. Denn was die und ihre Beerdiger taten, beweist, daß gerade das Gefühl für Friedhofkunst vielleicht nie und nirgend so edel entwickelt war, wie damals und gerade hier. Aber das arme Nürnberg hat's augenscheinlich leider nicht einmal dazu, seine Toten wie andre Städte vor den Toren beizusetzen, wenn drinnen der Raum knapp wird: es muß die Wenzel Jamnitzer usw. hinauswerfen, um die Platzmiete einzubringen. Auf dem Rochusfriedhof sieht's auch nicht viel besser aus.

Wann tut man endlich, was man zu tun hat? Der Johannis- wie der Rochusfriedhof sind nicht nürnbergischer Friedhof allein, man sollte sie zu Nationalmonumenten erklären. Mit dem Beerdigen dort muß es, wenn aller Platz vergeben ist, endlich aufhören. Wenn die Rechte der Neubeerdigten verfallen sind, kann man die Zutaten entfernen, damit die alten Steinkissen in ihrer einzigartigen Kraft und Schönheit von nichts berührt werden, als vom lebendigen Grün. Die Nürnberger dürfen getrost sein: sogar als „Geschäft" wird

Digitized by Google

sich das rentieren. Denn sie gewinnen dadurch mit der Zeit auch eine „Sehenswürdigkeit für den Fremdenverkehr“, die ihresgleichen auf der Welt nicht hat. A

Mumien!

Neulich schrieben wir einen freien Aufsatz. Einer der Jungen — es war drittes Schuljahr — erzählte vom Sommer. In seiner Arbeit stand unter anderem auch folgendes: „Ich hatte im Sommer viele Schmetterlinge gefangen. Und eine Hummel. Und die Hummel nahm ich raus und stach sie tot, ich habe sie an eine Nadel gestochen, das sah fein.“

Der Nachbar hatte wohl zugesehen, wie er das schrieb. Sogleich stand er auf und fing an zu erzählen. „Der hat geschrieben, er hat Schmetterlinge gefangen und sie mit einer Nadel totgestochen. Gleich lebendig hat er sie aufgespießt, die müssen aber gezappelt haben.“

„Das kann man auch anders machen,“ meinte ein anderer, „man drückt ihnen den Kopf ein.“

„Laß sie lieber fliegen!“ Diese Worte von mir waren der Anlaß zu einem allgemeinen Gespräch, an dem sich eine ganze Reihe von Kindern beteiligte.

„Die wollen doch auch leben.“ „Ja, ebensogut wie wir!“ „Und die leben doch gar nicht lange, bloß einen Tag!“ „Die freuen sich auch, wenn sie draußen rumfliegen können.“ „Die Leute sollen dich nur mal fangen und dir den Kopf eindrükken!“ „Wenn sie dich aufspießen, das wird dir auch nicht gefallen!“

Nun begann aber der Schreiber: „Ich sammle sie, ich habe einen Kasten, da stecken sie alle drin.“

„Draußen sind sie aber doch schöner, wenn sie auf der Wiese herumfliegen“, wandte ich ein.

Da nahm der das Wort, der ihnen die Köpfe eindrücken wollte, und sagte: „In der Schule haben Sie doch auch welche!“ —

Hatte er nicht recht? Ganz recht! Und was ist's eigentlich, was da die Schule hat? Tier- und Pflanzenmumien. Das Lehrmittelzimmer ist die Mumienkammer.

Im Anschluß daran ist ein großer Teil alles Unterrichts weiter nichts als Mumienunterricht. Und der ist ja so bequem und einfach; dabei täuscht er eine „wissenschaftliche“ und anschauliche Durcharbeitung vor. Freilich, genauer darf man sich die gepreßten Pflanzen nicht ansehen. Wer erkennt in ihnen die Wirklichkeit wieder? Auch die Tiere haben oft eine so unmögliche Form erhalten, daß sie, obwohl man natürlich das Tier wiedererkennt, nichts weiter sind als eine Karikatur auf das lebende. Und sind die frischen Schnittblumen, die oft mitgebracht werden, mehr als werdende Mumien?

An solchen Objekten soll den Kindern das Leben vorgeführt werden. Wenn man's tut, ich bezweifle, daß es durch diese „Anschauung“ geschieht.

Weiter: Fördert man dadurch nicht eine Sammelwut, die dazu führt, die Heimatnatur zu berauben und seltene Pflanzen und Tiere auszurotten? Und nochmal weiter: ist man ganz sicher davor, daß man dadurch nicht Tierquälerei und Roheit fördert?

Aber nun kommt die Frage: Was dann, wenn etwa diese „Objekte“ verschwinden sollten?

Für das Leben wirkliches Leben. Beobachtungen in der Natur, so viel nur irgend möglich. Kann man das Leben nicht draußen beobachten — man kann es aber viel mehr als man denkt —, so bringe man's herein in die Schule, ins Schulzimmer. Man schaffe die Be-

Naturschönheit

Digitized by Google

dingungen, unter denen die Tiere leben, und beobachte dann. Aquarien, Terrarien, Raupenkästen, Flugbauer sind alles zoologische Gärten im kleinen. Man zeige Pflege und Wartung. Lasse die Kinder dafür sorgen. Dazu lebende Pflanzen ins Schulzimmer. Auf den Schulgarten sei verwiesen, auch der werde von den Kindern gewartet. Wenn sie so persönlich beteiligt sind, dann werden sie das Leben beobachten lernen. Vor allem aber auch lernen, für seine Erhaltung zu sorgen. Sie werden bedenken lernen, was es bedeutet, ein Leben erhalten, und dann keines leichtsinnig oder mutwillig zerstören. Ihre eigne Tätigkeit wird ihnen von größerem Gewinn sein als alle Belehrung.

Was wird man aber weiter für den Unterricht benutzen können; man kann doch nicht alle Tiere, nicht alle Pflanzen hereinbringen und beobachten?

Dann bleibt noch etwas, was immerhin mehr wert ist als solche Mumien: Das Bild. Das Bild des Künstlers, des Tiermalers zeigt mehr Leben als das ausgestopfte Tier. Es stellt dies zugleich in seiner Umgebung, in seinen Lebensbedingungen dar. Und seine Wirkung ist sicher keine geringere, als die einer Fellkarikatur. Dazu muß noch der Photographie gedacht werden. Sie muß uns von Tieren und Pflanzen Natururkunden liefern. Und liefert sie auch. W. Kluge

Wir können dieser Klage und Mahnung nur zustimmen. — Zwar mag man mit Recht bedenken: daß etwa ein gut ausgestopfter Fuchs von der Phantasie der Kinder mit Leichtigkeit und Freude lebendig gesehen wird in lebendiger Situation; daß gerade die Kunst des Ausstopfens zum guten Teil darin besteht, eine charakteristische Stellung aus dem Leben festzuhalten; daß endlich das ausgestopfte Tier vor dem lebendigen und vor dem noch so gut gemalten den Vorzug bietet, daß es eine ruhige und bequeme Auffassung der äußeren anatomischen Gestaltung in voller Körperlichkeit erlaubt, die doch auch für das Verständnis des lebenden Tieres nicht unwichtig ist. Die Auffassungsschärfe der meisten Kinder geht dem bewegten Tier gegenüber nicht so weit, daß an ihm diese Momente wirklich zur Klarheit kämen. Ebenso ist die Raumerfahrung der Kinder im ganzen nicht so entwickelt, daß ein Bild die körperliche Anschauung ersetzen könnte. — Ganz ähnlich ist die Lage bei den präparierten Schmetterlingen und Käfern, bis zu einem gewissen Grade auch bei den abgeschnittenen Blumen und Pflanzenteilen. Trotzdem dürften Kluges Bedenken zu möglichster Beschränkung dieses „Mumienwesens“ zwingen. Seine Notwendigkeit für gewisse Zwecke der Wissenschaft und der Schule ist auch zehnjährigen Kindern verständlich zu machen; und damit auch der Unterschied zwischen diesem und dem im Grunde zwecklosen Drauflossammeln, Drauflospflücken und Drauflostöten bei den Kindern. — Die mahnende Erinnerung an Naturbeobachtung und Pflege durch die Kinder, an Aquarien, Terrarien, Schulgärten und so weiter ist leider immer noch sehr dringend nötig. Diese Dinge sind nur in geringem Umfang vorhanden und werden oft nicht einmal gehörig benutzt. Dasselbe gilt von den Bildern, deren wir bereits eine gute Reihe zur Verfügung hätten. Und namentlich auch auf die Kinematographen dürfte hinzuweisen sein. Die Unternehmer stellen sich zum Teil bereits freiwillig in den Dienst der Schule und fordern diese da und dort schon zum Besuch recht

Digitized by Google

guter geographischer und naturkundlicher Vorführungen auf. Selbst die schwierige Beobachtung des Vogellebens ist hier mit schönem Erfolge aufgenommen worden. Dergleichen Darbietungen in weiterem Umfange zu organisieren, dürfte bei der großen Zahl der Kinematographen in unsern Städten doch wirklich nicht unüberwindlich schwer sein. Wir möchten diese Anregung sowohl den Leitern derartiger Vorführungen wie den Schulbehörden zur Erwägung geben. Kw.-L.

Aus dem Spießerleben

Gesellschaft

Nicht aus einer Kleinstadt, sondern aus einer unsrer größten Industriestädte erhalten wir diese Zuschrift:

„An der üblichen Geburtsanzeige: »Durch die glückliche Geburt ... wurden hoch erfreut« hatte ich nie recht Geschmack finden können. Mir war bekannt, daß die Geburt häufig alles andere als glücklich genannt werden kann und daß darunter auch die »hohe Freude« leiden muß. Daher zeigte ich die Geburt meines Jungen nur mit den Worten an: »Kräftiger Junge angekommen!« Das hatte sich die Mitwelt gefallen lassen; sie hatte es verstanden. Vor größere Anforderungen aber sah sie sich offenbar gestellt, als ihr die Geburt des zum Jungen erwarteten Töchterchens in folgender Anzeige mitgeteilt wurde: »Zu unserm Jungen hat sich heute ein prächtiges Mädel gesellt«. Alltäglich war diese Anzeige allerdings nicht, aber sie war doch einfach gehalten. Sie umschrieb, daß jetzt das gewünschte Pärchen da sei, und sie schien, ohne gerade zu renommieren, mir auch die Freude der Eltern erkennen zu lassen. Den lieben Mitmenschen indes war die Anzeige zu fremdartig, und sie ließen deutlich merken, daß sie sich mit ihr wenig befreunden konnten. Das zeigte sich sofort in den schriftlichen Glückwünschen, die zu dem »freudigen Ereignis«, wie es nun einmal immer so heißt, einliefen. Vor allem hatte man über den Ausdruck »sich gesellen« nicht hinwegkommen können, und man veranschaulichte mir das gerade durch seine Wiederverwendung in den Glückwunschzeilen. »Zur Geburt des Töchterchens gesellen sich unsere herzlichsten Glückwünsche«, so war gleich auf der ersten Karte, die eintraf, zu lesen. Und dann »gesellte sich« ein Glückwunsch zum andern, so daß es schon einer angenehmen Abwechslung gleichkam, wenn er zwischendurch einmal »zur Gesellin« oder gar »zur glücklichen Gesellung« ausgesprochen wurde. Was nicht alles aber hatte mein Freund über die Geburtsanzeige gehört! Eine Dame hatte kategorisch erklärt, die Anzeige sei roh, denn das Wort »gesellt« gebrauche man nicht bei so ernsten und feierlichen Ereignissen wie einer Geburt. Mein Freund selbst war von der Anzeige auch nicht ganz befriedigt. Er meinte, er würde das Wort „Mädel“ vermieden haben; das könne man wohl im privaten, vertraulichen Verkehr verwenden, aber für offizielle Anzeigen vor der Öffentlichkeit sei es zu intim. »So?« sagte ich, »Sie, als Richter von Beruf, haben natürlich recht«, und im stillen dachte ich mir: »Wie sich doch unsre an das beständige Einerlei gewöhnte und dadurch philiströse Zeit aufregen kann über eine einfache Geburtsanzeige, wenn sie etwas von der Schablone abweicht!«“

Ja, welche Probleme werden da gewälzt! Welche seelischen Erschütterungen beben! Man tut gut, wenn man von unserm Volk

Digitized by Google

im allgemeinen spricht, sich klarzumachen, daß es auch solche Kreise heutigestags noch unter uns gibt.

Großartig

sind wir geworden im lieben deutschen Vaterlande. Unsre frühere sprichwörtliche Schüchternheit und Unbeholfenheit hat sich vielfach nicht sowohl in ruhige Selbstsicherheit gewandelt als in protzige Renommisterei. Das ist kein adeliges Kennzeichen, sondern es verrät den Parvenü. Auf Schritt und Tritt kann man beobachten, was dem deutschen Geist und der deutschen Sprache zuwider ist. „Großartig!" Wie oft hört man schon das Wort selber! Meistens ist dabei das Großartige irgend etwas, das mit dem Geschäftemachen zusammenhängt.

Auf dem Kleinhesseloher See bei München findet im Sommer „große Schiffahrt" statt, im Winter „großer Eislauf". Warum sind eigentlich beide „groß"? Das soll wohl heißen: viele Kähne, eine weite Fläche stehen dem Publikum zur Verfügung; und der Hintergedanke ist: hoffentlich kommt eine „große" Menge zahlender Personen — denn wenn es leer bleibt, ist's mit der „Größe" nichts! Glaubt der Unternehmer wirklich, daß man ihm darauf hereinfällt? daß man lieber Kahn fährt und eifriger Schlittschuh läuft, wenn „große" Gelegenheit geboten wird? Wer weiß, vielleicht kennt er sein Publikum!

Sobald in einem Biergarten, Bierkeller oder in sonstiger Wirtschaft eine Regimentsmusik spielt, heißt es auf den Plakaten: „großes Konzert". Was ist denn dann ein „kleines"? Wahrscheinlich eins, bei dem nur eine Abteilung Hautboisten spielt; das geschieht aber selten. Wir haben fast nur mehr „große Konzerte". Und „unter persönlicher Leitung des Herrn Stabstrompeters oder des Herrn Militärmusikdirigenten N. N." müssen sie stehen. Daß die Sache einen möglichst „vornehmen" Anstrich habe! Ich bin der letzte, der den Wert guter Militärmusik herabsetzen oder leugnen möchte, daß auch hier sehr viel auf den Dirigenten ankommt. Trotzdem finde ich diese großartigen Ankündigungen lächerlich. Haben wir nicht an dem Personenkultus in den akademischen Konzerten genug?

Spielen nun aber zwei oder noch mehr Musikkapellen, abwechselnd oder auch zusammen, so heißt das ein „Monstrekonzert". Wer mag dieses Namen-Monstrum aufgebracht haben? Aber die feine Gesellschaft veranstaltet jetzt auch „Monstretees" zu wohltätigem Zweck! „Monstruös" sind dabei wohl nur die Hüte, die auch im Zimmer nicht mehr abgelegt werden; obgleich die Herren noch immer nicht im Zylinder Tee trinken. Man spekuliert eben auf den groben Geschmack, wie wenn der Zirkus eine „große Extra-Gala-Parade-Vorstellung" verspricht. Ist unser Volk wirklich so weit heruntergekommen, daß es nur mehr auf plumpe Marktschreierei hört?

Scheinbar freilich erleben wir aber auch das Gegenteil. Man bedient sich sehr gewählter Ausdrücke, um künstlerische Leistungen zu bezeichnen. Es wird weniger als früher „gezeichnet" oder „gemalt", es wird mehr „entworfen". Und mit Vorliebe wird berichtet, was der oder jener Meister „geschaffen". Das „hat" ist weggeflogen, so macht sich's schwungvoller. Auch eine Speisekarte wird „entworfen", auch eine Tischglocke wird „geschaffen", damit nur ja jeder Anklang an das „Niedrige" ver-

Digitized by Google

schwinde. Wenn es so weitergeht, kriegen wir alle die Genialität. Liest man, wie unsre großen Meister sich ausgedrückt haben: „ich mache eine Symphonie oder eine Sonate“, sagen Mozart und Weber, so ist es eigentlich zum Entrüsten, was für prosaische Leute das doch im Grunde waren. P.

Der Kaiserpalast in Spalato

Vom Ausland

In der „Frankf. Ztg.“ warnt C. Gurlitt vor der sogenannten Restaurierung des Kaiserpalastes Diokletians zu Spalato. Er nennt die Aufgabe, die einer künstlerischen Denkmalpflege dort erwächst, geradezu ein Musterbeispiel, an dem man erkennen kann, was zum Schutze alter Denkmäler zu geschehen hat und was nicht. Das Problem ist nicht ganz einfach. Innerhalb der Ruinen des ausgedehnten Palastes hat sich eine kleine Stadt ausgebreitet, eng verwachsen mit den Trümmern jener alten Kultur. Alle Jahrhunderte scheinen sich bestrebt zu haben, das erhabene Trümmerfeld in einem malerischen Sinne zu einer neuen Einheit zu erheben. Gurlitt zählt 271 Häuser, die alle dort Platz gefunden haben und nun nicht mehr zu entfernen sind, wenn man das Stadtbild nicht schwer schädigen will. Vor nicht allzulanger Zeit hätte man auch unter denkenden Menschen noch auf den Einfall kommen können, den Kaiserpalast im bekannten Sinne zu „restaurieren“, das heißt alles niederzureißen, was nicht von Anfang an zu ihm gehört hat, und ihn als Studienmaterial für Archäologen und Kunsthistoriker neu aufzubauen. Das ist ja zum Glück jetzt kaum mehr zu befürchten — übrigens auch wegen der hohen Kosten nicht. Da sich nun aber großstädtische Wünsche in [illegible] der Spalatiner eingenistet haben und man breitere Straßen haben will, so sieht man sich vor der Frage, ob man nicht diesen verkehrshinderlichen Trümmern irgendwie anders zu Leibe gehen könne. Reißt man nun blindlings was im Wege steht nieder, so entstehen zwar breite Straßen, aber erstens würde man den malerischen Reiz der alten Stadt für immer vernichten, und zweitens hätten sich die Spalatiner selbst eine auf unabsehbare Zeit fließende Einnahmequelle, nämlich die künftige Hinleitung des Fremdenverkehrs zu ihrer Stadt, ein für allemal abgeschnitten. Gurlitt empfiehlt, vorsichtig auszulesen, was zur Niederreißung bestimmt werden soll. Er warnt vor allem davor, den Bischofsitz aus dem 16. Jahrhundert zu zerstören, der für das Gesamtbild des Stadtteils unumgänglich nötig sei. „Soll hier der Sinn des 19. Jahrhunderts mit seinen nüchternen und im letzten Ziel als unpraktisch erkannten städtebaulichen Ansichten herrschen, oder ein wahrhaft moderner Geist, der die Werke der Kunst, der Geschichte, der Vergangenheit in die Rechnung einsetzt und mit Vorsicht abschätzt, ob der hier zu gewinnende Vorteil nicht mit unersetzlichen ästhetischen Verlusten bezahlt wird?“

Frauenarbeit

Mann und Weib

„Wir Frauen haben, so schwer es uns auch gemacht und so sehr es uns verdacht wurde, unablässig Reformen erstrebt, sobald sie uns notwendig schienen, zum Teil ja auch schon mit gutem Erfolg. Es ist nur natürlich, daß wir nun auch unseren Söhnen und Töchtern mutiges Eintreten für das, was ihnen wieder erstrebenswert und notwendig scheint, zur Pflicht

Digitized by Google

machen möchten. Arbeit für die Allgemeinheit soll keineswegs Weiterlaufen in schon vorhandenen, vielleicht schon ganz ausgetretenen Geleisen bedeuten. Im Gegenteil:

Nur dann kann unser Volk gedeihen, wenn jede junge Generation wagemutig immer aufs neue ein Stück Reformarbeit leistet, anknüpfend an das, was die Eltern von ihr ersehnt und erhofft, nur dann wird unser Volk eine höhere Stufe der Kultur, der Gesittung erreichen. Schlecht steht es um eine Nation, deren Jugend bereits zu vorsichtig, zu lebensklug, zu schmiegsam oder auch zu genußsüchtig ward, um zu Reformern zu werden.

Die Angst, zum Reformer werden zu müssen, ist freilich um uns herum weit verbreitet.

Die Angst vor dem Gerede der Leute, die Angst, Anstoß zu erregen, anders wie andere zu scheinen und dadurch in Unbequemlichkeiten zu kommen, spielt dabei eine große Rolle. Aber nicht sie allein hemmt mutiges Zugreifen. Auch die Abneigung, sich mehr als durchaus nötig mit ernsten Pflichten zu belasten, die verkehrte Auffassung, als wenn ein Leben dann besonders angenehm wäre, wenn es an uns vorbeiläuft, nichtssagend wie ein Geschwätz. Gerade die Söhne und Töchter der wohlhabenden Kreise stehen in dieser Hinsicht vielfach noch auf recht tiefem Standpunkt. Großen Ansprüchen werden möglichst geringe Leistungen entgegengestellt, und die Eltern unterstützen unbegreiflicherweise solche Auffassung. Die Mütter besonders. Wollen sie doch auch selbst vielfach noch nichts von einer Verpflichtung zur Arbeit über die engen Grenzen der Familie hinaus wissen, halten sich von Arbeit zurück, obwohl unsere Zeit der Frauenhilfe so dringend bedarf auf allen Gebieten.

Arbeit erscheint in den sogenannten gebildeten Kreisen immer noch vielen als etwas Unfeines. Wer nicht zu arbeiten braucht, wen die Not nicht dazu zwingt, so meinen immer noch viele, der arbeitet eben nicht.

Arbeit, so sollten wir im Gegensatz zu solcher Auffassung unsere Söhne und Töchter lehren, ist das Beste, was wir kennen, ist höchster Lebensgenuß. Es gibt gar nichts Schöneres als arbeiten zu dürfen, so recht seiner Art entsprechend, nichts Schöneres als seine Kräfte für solche Arbeit zu schulen und zu stählen. Reichtum einsammeln, um ohne Aufhören geben und schenken zu dürfen, auch auf geistigem Gebiete, ist etwas Wundervolles. Das erfahren wir an uns selbst, das können wir auch unsere Kinder lehren.

Am besten immer durch unser Beispiel. Warum geraten von alters her Kinder arbeitsamer, arbeitsfreudiger Eltern auch ohne viele Worte? Warum ist in Luxus und Müßiggang Erziehungsarbeit so häufig vergeblich? Mehr aber noch als das Beispiel von Eltern, die des Broterwerbs wegen arbeiten müssen, wirkt das frohe Beispiel von solchen, die Gelderwerb eigentlich gar nicht nötig haben, die aber gar nicht anders können als wirken und schaffen, weil es ihnen Lebensnotwendigkeit, reinster Genuß ist.

»Arbeit ist Gottesdienst«, so sagte einmal Friedrich Naumann. Zu Werkzeugen Gottes, die nicht rasten und rosten wollen, bevor sie das ihnen zugeteilte Stück Arbeit in der Welt getan, wollen wir unsere Söhne und Töchter erziehen.

Aber nicht ungeduldig wollen wir dabei nach Früchten schütteln, nicht künstlich wollen wir auf-

Digitized by Google

pfropfen und treiben. Auch Gutes und Edles braucht seine Zeit, um in Kinderherzen Wurzel zu fassen und langsam darin festzuwachsen. Ungeduld ist das Kennzeichen unserer Zeit. Ungeduld greift störend ein auch bei sonst verständiger Erziehung. Nicht auf ein recht früh abgelegtes Abitur unsrer Söhne, nicht auf ein frühzeitiges Brautsein unsrer Töchter, nicht auf fast allzu große Jugendlichkeit in diesem und jenem Amt soll es uns ankommen. Nicht Jugend, sondern Reifsein gibt Ansehen und Ehre. Darum gilt für alle Eltern, die gern allzu schnell vorwärts drängen bei der Entwicklung ihrer Kinder, Pfarrer Traubs Wort: »Warten können ist eine große Kunst und alles gesunde Werden geht langsam. Nur die Geduldigen tragen die Ernte heim.«"

Das sind ein paar Bemerkungen aus Elsbeth Krukenbergs Buch: „Jugenderziehung und Volkswohlfahrt", das bei Mohr in Tübingen erschienen ist. In einem der nächsten Hefte wollen wir auf diese gute Schrift zurückkommen.

Internationales zur Erziehung

Professor Wilhelm Münch schreibt in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" unter der Überschrift: „Internationaler Ideentausch über Probleme der Erziehung". Wie oft bei Männern, die sich nur gelegentlich in der Öffentlichkeit äußern und daher gewöhnlich zu viel zu sagen haben, ist der Titel zu eng gefaßt: in den ersten zwei Dritteln der Arbeit gibt Münch nicht weniger als einen Abriß der Geschichte der deutschen Pädagogik, eine Darlegung der modernen erziehungstheoretischen Bestrebungen und vor allem eine in der Ruhe und Sachlichkeit der Auseinandersetzung mustergültige Kritik eben dieser zum Teil revolutionären Ideen. — Man habe sich, so sagt er, durch das Lob des Auslandes bei uns in Deutschland lange zu der Ansicht verleiten lassen, daß gerade wir nicht viel Grund hätten, England oder Frankreich auf ihre erzieherischen Institutionen hin anzusehen. Und gewiß, als Rousseau jenen lauten Ruf als die stärkste pädagogische Anregung in alle Welt geschickt, sei gerade bei uns der Widerhall am stärksten gewesen. Namen wie Pestalozzi, Kant, Jean Paul, Arndt, Fichte und Schleiermacher sprechen laut genug. Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert habe sich das Interesse für Bildungsfragen aus den weiteren Kreisen auf die Gruppe der Fachleute zurückgezogen und mit den Veränderungen der allgemeinen Interessen sei allmählich „dem Wert und der Richtigkeit des zu übermittelnden Wissensinhalts mehr Bedeutung beigemessen worden, als dem psychologischen Prozeß der Aneignung der Wirkung". Die Verstaatlichung des Schulwesens, eine im Wesen aller Erziehungssysteme liegende starke Tendenz zum Fixieren des Beweglichen, zum festen Normieren habe dann mit der letzten Jahrhundertwende in die Lage der pädagogischen Dinge eine große Umwälzung gebracht. „Das nach vielen Seiten sich erstreckende Bedürfnis der Emanzipation von überkommenen Normen oder Schranken, die Erschütterung des Glaubens an wertvolle Autorität, die neuen vollen Ansprüche des körperlichen Lebens als solchen, die fast völlige Preisgabe des Glaubens an die »Vernunft« als berechtigte oberste Instanz zur Regelung menschlicher Verhältnisse, die

Digitized by Google

still fortschreitende Demokratisierung des nationalen Lebens", das alles hat eine revolutionäre Stimmung gegenüber der autoritativen Ordnung erweckt. Bei uns und in anderen Ländern. So haben wir allen Grund auch auf die Stimmen von drüben zu achten. Das Ausland erkennt im allgemeinen einen Hochstand unsres Erziehungswesens an. Aber es sieht auch Schattenseiten und konstatiert sie, unfreundlich, etwa so: „Möglichst gefügige Untertanen zu erziehen wäre das Ideal der gesamten preußisch-deutschen Pädagogik." Gewiß, dies Urteil ist hart und oberflächlich — aber ohne Kern ist es nicht.

„Befreiung von den Fesseln gleichmacherischer Lehrvorschrift, weitgehende Ausschaltung der früher üblichen Bestrafungen, Herausstreben aus überkommenen Gesichtspunkten im einzelnen, auch allmähliche und verhältnismäßige Dezentralisierung des Regiments, das in dieser Beziehung Erreichte ist noch sehr ungleich und unfertig. Die Aufgabe, hier Besserung zu schaffen, ist auch sehr schwierig. Was macht beispielsweise der Wunsch, den Oberklassen unsres Gymnasiums größere Bewegungsfreiheit zu geben, selbst den wohlmeinendsten Pädagogen für praktische Schwierigkeiten! Und wie schlecht bekommt doch gerade »den wertvoller angelegten Individuen« jene absolute Abhängigkeit, wie verderblich droht das ewig gleichmäßige Sollen und Müssen und Nichtdürfen für Gemüt und Charakter zu werden, wieviel Unerfreuliches bietet das innere Verhältnis zwischen den Schülern und der Schule und namentlich den Personen ihrer Lehrer. Zur Erörterung aller dieser Schwierigkeiten ist aber nichts so geeignet, als ein persönlicher Gedankenaustausch. Und daß man auch zwischen den Nationen sich über Manches einigen könne, das hat eben dieser erste internationale Kongreß in London bewiesen. Fremdländische Ergebnisse des Erziehungswesens lassen sich auf unsre Verhältnisse keinesfalls wörtlich übertragen, aber ist es nicht schon Gewinn, zu erfahren, daß auch unsre Nachbarn in ganz ähnlichen Nöten stecken und zu beobachten, auf welche Weise sie herauszukommen versuchen, überhaupt, sich über pädagogische Ideen allgemeinerer Natur aussprechen zu können?"

„Nicht sowohl die zu vervollkommnende Organisation der Erziehung auf Grund dauernd konstanter Unterlagen kann das Hauptanliegen der Zeit sein, sondern die Gewinnung immer sicherer Unterlagen selbst, das wissenschaftliche Verständnis der Jugend, ihrer Typen und Variationen, der Eigenart ihrer Entwicklungslinien: eine Wissenschaft, deren Fortschritte wir seit einiger Zeit gewahren, von deren befriedigendem Ausbau wir uns aber noch weit entfernt fühlen, und an deren weiterer Förderung zugleich mit der (internationalen) experimentellen Forschung auch die freie persönliche Beobachtung und die intuitive Erkenntnis der dazu Befähigten und daran Hingegebenen zu arbeiten hat." Man hat in letzter Zeit bei uns so viel Wesens gemacht von den Vorzügen der englischen Erziehungsmethode, nun ist's interessant zu hören, welche Kritik die Engländer gerade an ihrem eignen System üben. „Daß alle Willensschulung und Willenskräftigung an sich noch keinen entscheidenden Wert beanspruchen könne, sondern ihn erst erhalte im Dienst idealer Lebensziele, und daß es die große

Digitized by Google

Aufgabe nationaler Erziehung sei, der Jugend Ideale einzupflanzen, echte und hohe Ideale, nicht Surrogate, dieser Gedanke ging durch manche der besten Reden und Aufsätze hindurch."

Man sucht sich

Man hat manchmal ein Bedürfnis nach Einsamkeit und Stille und der Flucht in sich selbst. Der gewohnte Umgang wirkt unerträglich; jedes Wort klingt hohl; die vertrauten Gesichter verzerren sich, und man flüchtet vor ihnen wie vor traurigen Fratzen.

Wohin? Das ist vollkommen gleich. Man will sich retten vor dem Alltag und seinem Lärm; vor den grellen Lichtern, die zu Nacht die Straßen der Großstadt überflammen; den Aufregungen, jede für sich unmeßbar klein und dennoch zerstörend wie ein heimliches und unentrinnliches Narkotikum.

Der Wunsch nach Besinnung und Einkehr ist erwacht. Rauscht es noch in der eigenen Seele vom Rieseln jener Brunnen, die in der Heimlichkeit erst ihre Stimmchen erheben? Oder sind sie und alles Beste in uns versiegt? Ist man noch gesund genug, um sich selber ertragen zu können? Denn wer an anderen allzusehr erkrankt ist, dem wird die eigne Gesellschaft zunächst leidig.

Man hat sich verloren, und man sucht nun wieder nach sich. Da sind Zeugen nicht zu gebrauchen. Denn manchen Wandels wird man sich so bewußt, den man sich selber gern verhehlen möchte, um den Freunde nicht zu wissen brauchen, vor denen man sich immer selbst wider Willen in Positur, wohl gar in Pose wirft. Und sei es nur die des Harmlosen. Dafür hält sich im Grunde doch niemand.

J. J. David (aus den „Essays")

Unsre Bilder und Noten

Das Matterhorn — wie unzählige Male hat es schon zum Bilde gereizt! Wir bitten die Leser, den Kupferdruck nach Hans Beat Wielands Gemälde in unserm ersten Oktoberheft 1905 mit dem Blatte nach Georg Macco zu vergleichen, das wir heute bringen. Dort die Erhabenheit der Ruhe, hier die Erhabenheit des Sturms. Den Reisenden ins Gebirg soll unser Blatt ein winkend Zeichen vom Hochland sein.

Die übrigen Bilder brauchen hier erst recht kein Begleitwort. Warum wir die beiden nach Plüddemann bringen, sagt der Aufsatz „Erledigte Kunst?" Die Skizze nach dem Reichstag von Besançon, ganz flüchtig auch in der Zeichnung, läßt gerade deshalb besonders gut in die Werkstatt der alten Herren blicken. Uns berührt vor solchen Leistungen seltsam genug, daß gerade die Düsseldorfer für die „Koloristen" ihrer Zeit galten, aber hier sind doch wenigstens Ansätze zu harmonischem Aneinanderfügen gestimmter Flächen. Auf dem Landgrafenbild wird man am ehesten finden, was auch zu uns Heutigen noch schnell spricht. Eine tiefere und edlere Charakteristik wächst in manchen Gestalten gleichsam eben aus der schematischen heraus.

Die beiden Bilder vom Walchensee, die den Blättern des „Heimatschutzes" entnommen sind, illustrieren den Beitrag „Bedrohte Schönheit", die Photographie nach Jamnitzers Grab mit dem fremden Stein

Digitized by Google

mitten darauf gehört zu dem Beitrag „Vom Nürnberger Johannisfriedhof“. Vielleicht, daß das Bild endlich wirkt, wo bisher alle Worte vergeblich waren. A

Die unter Mozarts Namen veröffentlichte Romanze, die unsre Notenbeilage bringt, wird in Walderſees großem thematiſchen Mozartkatalog unter den zweifelhaften Kompoſitionen angeführt, weil — ſich die Originalhandſchrift nicht vorfindet und Mozart ſie in ſeinem Werkverzeichnis nicht erwähnt. Nun, es gibt manche unzweifelhaft „echte“ Stücke von Mozart, die man nur ungern mit ſeinem Namen gedeckt ſieht. Dieſe Romanze aber ſcheint mir eines Mozart ganz gewiß nicht unwürdig und verdient ob ihrer muſikaliſchen Eigenſchaften in der Welt, worin man Klavier ſpielt, gekannt zu werden. Karl Loewe hat ſie zweifellos gekannt und ſie hat ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt, als er im Liede des „Nöcks“ die Kadenz bildete. Hauptſache beim Spielen iſt, die Paſſagen und das Figurenwerk nicht als äußerlichen Zierat und Fingermuſik abzuſchnurren, ſondern als „Melodie“ zu behandeln, ſie auf dem Klavier zu ſingen. Man muß auch dieſe Kompoſition vor allem als Ausdruck behandeln, bis ſie nicht nur klingt, ſondern auch etwas ſagt. Und wenn es nicht Mozart geweſen ſein ſollte, der hier ſpricht, ſo iſt es gewiß jemand geweſen, der ſeines holden Geiſtes voll war, jemand, der ein Recht hatte, gehört zu werden. Aber ich glaube ſo lange an Mozart als Urheber, bis man mir einen oder mehrere Muſiker aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts nennt, denen man es zutrauen möchte, die Sprache des „Licht- und Liebesgenius“ nicht nur in ihren Manieren, ſondern aus dem Weſen heraus nachzuahmen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blaſewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Muſik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunſt: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Perſonennamens an die „Kunſtwart-Leitung“ in Dresden-Blaſewitz; über Muſik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofſtraße 78 — Manuſkripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kaſtner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Öſterreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

HERMANN PLÜDDEMANN

KW

Digitized by Google

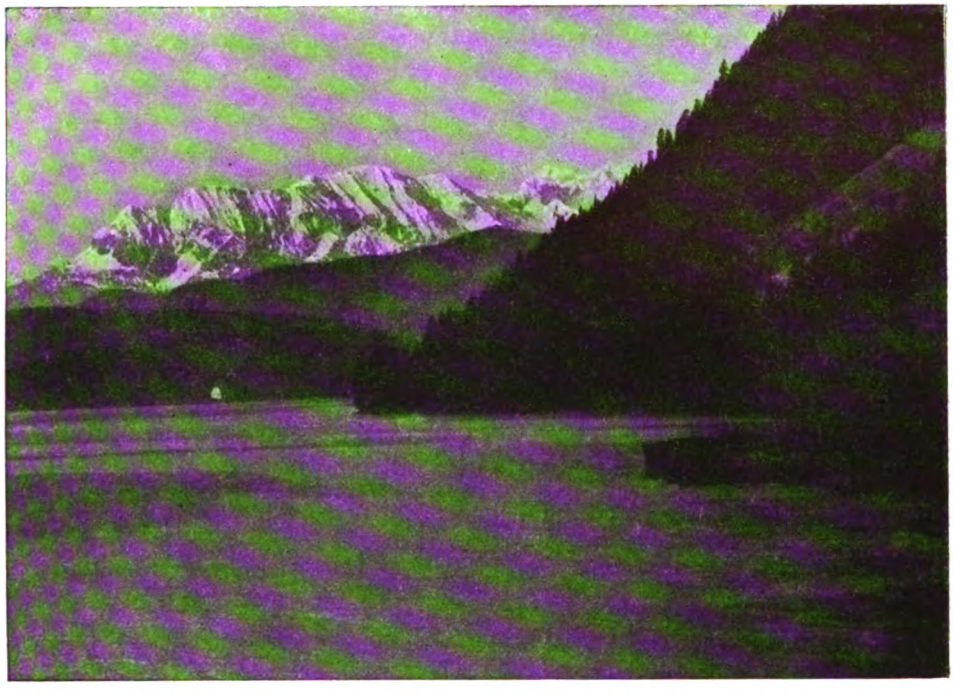
Digitized by Google

HERMANN PLÜDDEMANN

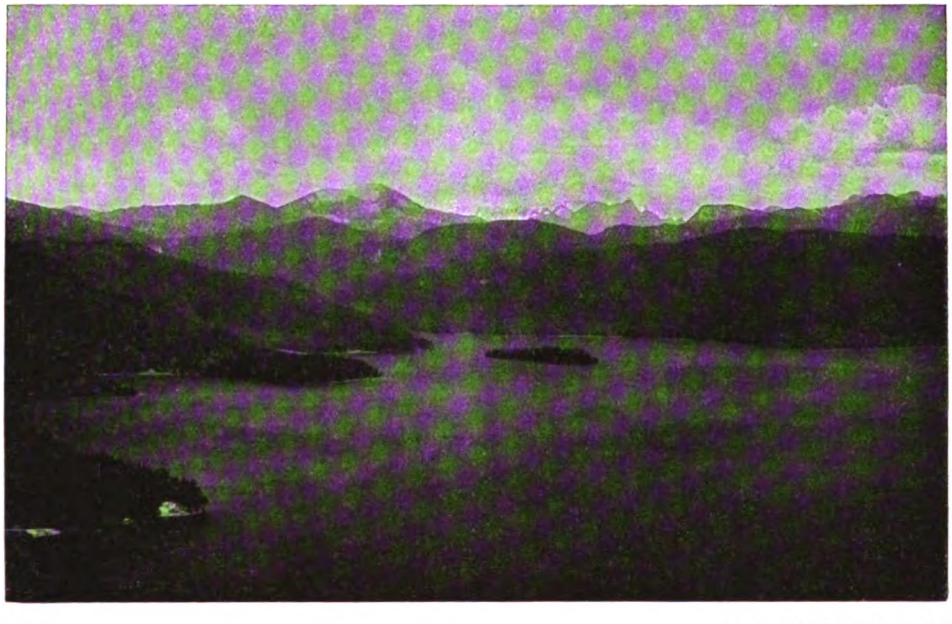
KW

Digitized by Google

Digitized by Google



DER WALCHENSEE MIT DEM
WETTERSTEINGEBIRGE □ □



KW

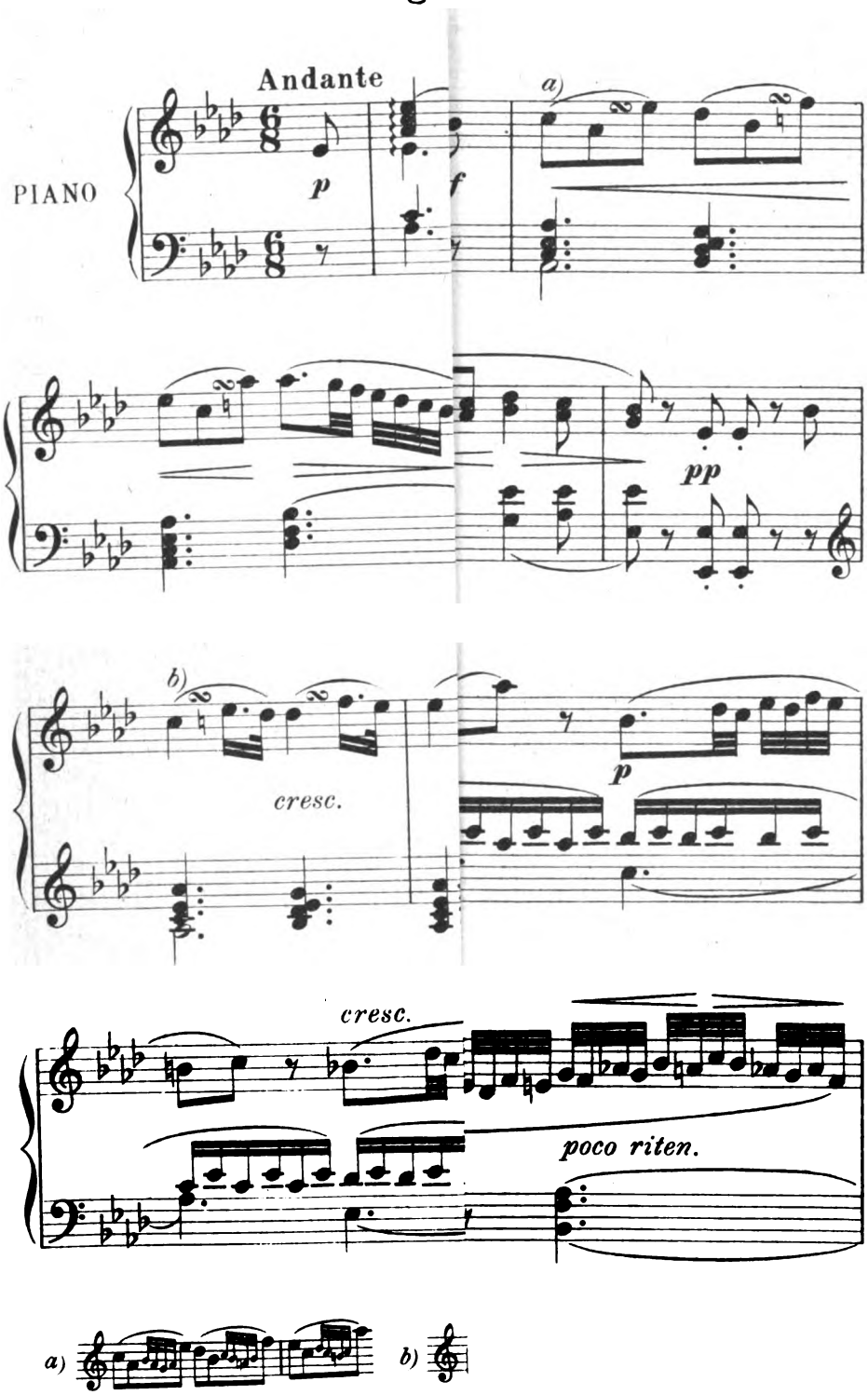
DER WALCHENSEE
VOM PARAPLUIE □

Digitized by Google

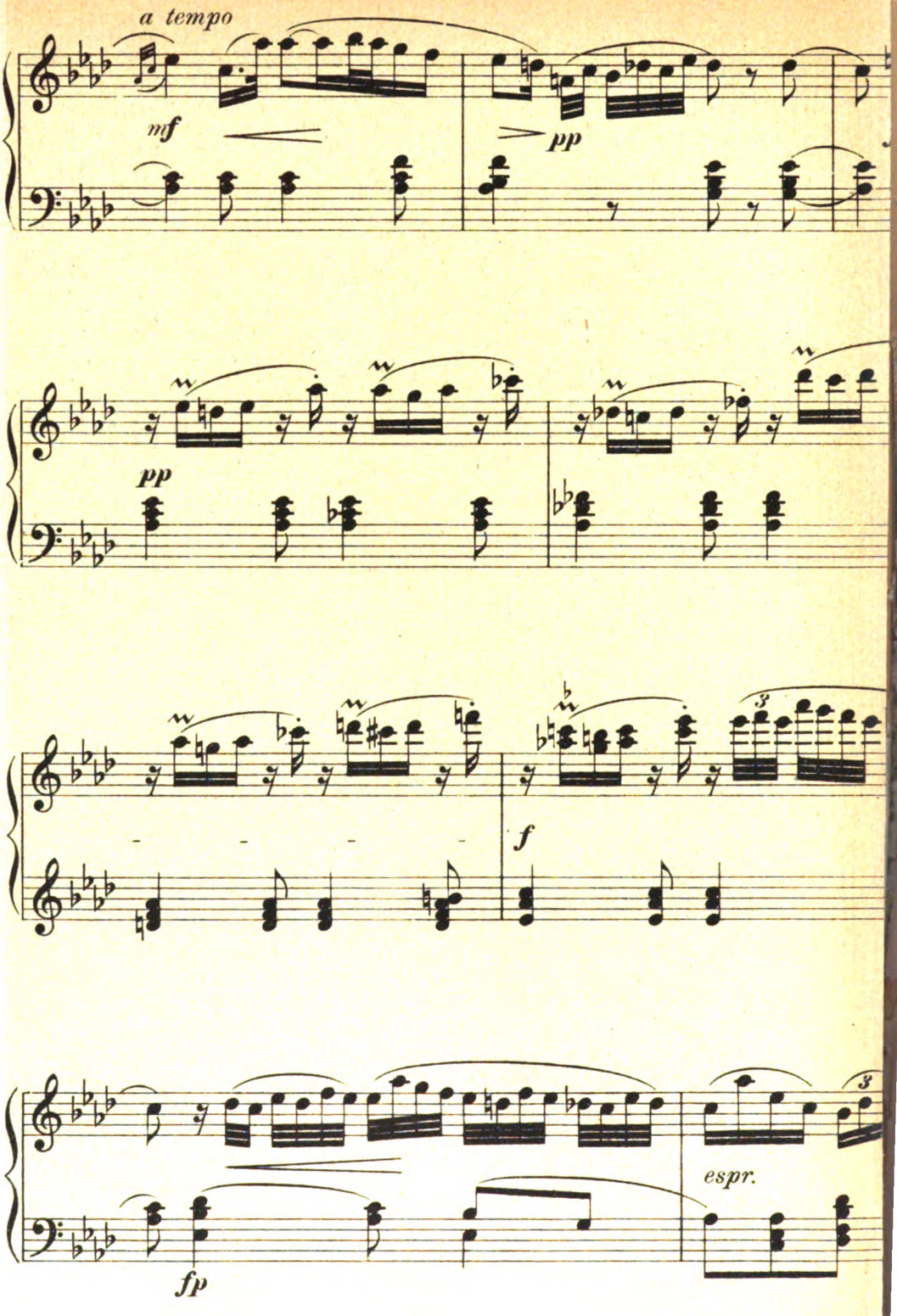
JAMNITZERS GRABSTEIN

KW

Digitized by Google



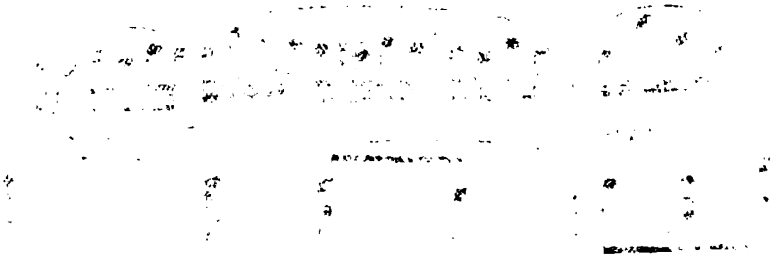
Digitized by Google



Stehu Druckv.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Augustheft 1909 Heft 21

Kunstausstellungsschmerzen

Gegen die Kunstausstellungen sammeln sich bei uns alle Jahre die Anklagen. Hier, meine Herren Leser und Damen Leserinnen, erhalten Sie zunächst zwei davon in dieser Hochsaison der Kunstausstellungen zur gefälligen Nachprüfung vorgelegt.

Ausstellungslüge

Die sommerlichen Riesenausstellungen bemalter Leinwände (auf die Plastik achtet kein Mensch) neigen sich bald dem Ende ihrer Wirksamkeit zu. In Berlin und München heißen ihre Behausungen Glaspaläste. Doch können solche Ausstellungen auch anders behaust und betitelt sein, sie können von Kunstvereinen oder Händlern zusammengehängt werden, mittlern oder geringen Umfang haben, und können doch desselben Geistes sein, daher dieselben Wahrnehmungen erlauben, die hier wieder einmal vermerkt werden sollen.

Die Sonderart einer derartigen Schau besteht darin, daß sie sich mit dem Namen Kunst schmückt und demgemäß Anspruch auf die öffentliche Teilnahme, auf Förderung durch den Staat, den Fürsten, die Reichen, die Gebildeten und die Bildungsbeflissenen erhebt, während sie in Wirklichkeit großenteils den wirtschaftlichen Interessen eines überflüssigen oder gar gemeingefährlichen Gewerbes dient. Die halb, dreiviertels oder ganz schlechten „Kunst"-Ausstellungen sind im wesentlichen Verkaufsmärkte für die Ware minderbegabter „Künstler", das heißt Feinmechaniker, die zur künstlerischen Zeugung im höheren Sinn niemals berufen wurden und über die Äußerlichkeiten, die schulmäßigen Griffe der Bildnermechanik nicht hinausgelangen. Von den Ausnahmen braucht hier nicht besonders die Rede zu sein, da von ihnen, das heißt von der eigentlichen Kunst im Kunstwart ja fortwährend die Rede ist. Wo zerstreute Minderheiten oder geschlossene kleine Gruppen richtiger Künstler mit den Unkünstler-Organisationen gemeinsame Sache machen, erschweren sie die klare Erkennung und die Bekämpfung des Landschadens.

All das dünkt uns, die wir uns näher mit den Künsten befassen, wahrhaftig kein Geheimnis — und doch ist es das für Unzählige, die „weiteren Kreise der Gebildeten" eingeschlossen. Beobachtet man die Besucher der Kitsch-Säle in unsern Massenausstellungen, so möchte man zuweilen dran verzweifeln, daß der Allgemeinheit auch nur die Grundbegriffe von Gut und — Null in der Kunst jemals beizubringen wären. Allen neueren Bemühungen ernsthafter ästhetischer Lehrer und Zeitschriften zum Trotz scheint da jeder Maßstab des Urteils zu fehlen. Jede Spekulation auf die dumpferen Instinkte scheint zu gelingen. Nicht zwar im materiellen Sinn; denn die Verkaufserfolge sind verhältnismäßig zum Erbarmen.

Das „Gefällige", Niedliche, Süßlich-Verschönte, das Pathetisch-Ernste, das Theatralisch-Romantische wird noch am ehesten gekauft, vor allen Dingen aber entzückt oder verzückt gepriesen, das ehrlichste Ringen mit den malerischen Werten der Wirklichkeit aber wird, sobald es dem Herkömmlichen merklich zuwiderläuft, verhöhnt oder als „Klexerei" ab-

Digitized by Google

geurteilt, an der Technik wird nur die pedantisch-genaue Kleinstrichelei gewürdigt. Und das Stoffliche, die gefällige Wirkung des Abgebildeten oder der Handlungsreiz des novellistischen Vorwurfs gibt überall den Ausschlag.

Diese Schilderung beruht auf persönlichen Eindrücken aus vielen Berliner, Münchner und sonstigen, in- und ausländischen, „Kunst"-Ausstellungen. Solche Beobachtung des großen Publikums geschieht ja überall, wird aber im ganzen zu wenig schwer genommen. Die vereinzelten Sachkundigen, die still am Kitsch vorüberschreiten und bei dem seltnen Guten verweilen, können gegenüber der ungeheuren Mehrheit von ratlos Danebentreffenden gar nicht in Betracht kommen. Daß die feinsten Kenner die Stätten der Scheinkunst-Schaustellung nicht freiwillig zu betreten pflegen, ist immerhin ein Trost, doch kein wesentlicher, solang viele Zehntausende mit dem Gefühl der Pflichterfüllung gerade dorthin gehen.

Wir haben also eine doppelte Ausstellungslüge vor uns: Unkunst, die sich für Kunst ausgibt, und Unbildung, die als urteilberufene Bildung auftritt; als Ganzes zusammengefaßt: die Aufrechterhaltung der Unkunst durch die Unbildung, unter dem Vorwand oder auch im guten Glauben, daß um der Bildung willen künstlerische Bestrebung gefördert werde.

Die Bekämpfung steckt noch in den Anfängen. Im letzten Jahrzehnt hat sie sich vorzüglich auf eine mittelbare, vornehme, aber hier durchaus nicht zureichende Methode verlegt: auf die Gründung streng künstlerischer Vereinigungen und die Veranstaltung streng künstlerischer Ausstellungen. Gewiß hat solches Bemühen, im Bund mit der schriftstellerischen Aufklärungsarbeit, der Halb- und Unkunst sowie der Halb- und Unbildung viel Abbruch getan, aber im Kern sind die damit noch lange nicht getroffen.

Es brauchte freilich auch einen übermenschlichen Optimismus, zu glauben, das Übel könnte irgendwie oder -wann mit der Wurzel ausgerottet werden. Staatsexamina oder Gesellenprüfungen vermögen bei den Künsten nicht die wahre, innere Unfähigkeit am Eingangstor zurückzuhalten. Im Gegenteil, jede Stärkung des Prüfungs- und Zeugniswesens würde nur eine Mehrung des akademischen Unwesens hervorbringen. Polizeiliche Unterdrückung jeder Kitscher- oder Dilettantenleistung, die in der Öffentlichkeit auftaucht, wäre etwas Wunderschönes, läßt sich aber aus begreiflichen Gründen nimmer verwirklichen. Gewaltmaßregeln würden auch vielfach Unrecht tun, da ein bemerkenswerter Teil der mittelmäßigen und elenden „Kunst"-Verüber sicherlich ohne sündiges Bewußtsein sündigt. Und solange dies in ähnlich großem Umfang wie heut geschieht, so lange werden menschliche Rücksichten, wirtschaftliche Einflüsse alle kräftiger einschneidenden Maßnahmen hemmen.

Eines ließe sich jedoch schon heute tun. Die Regenten, Regierungen und Stadtverordneten könnten und müßten jegliche Unterstützung, jegliche Berücksichtigung solcher Kunstausstellungen ablehnen, bei denen erfahrungsgemäß eine zu milde Jury minderwertige Werke in Mengen zuläßt. Solche Ausschüsse müßten, damit die offizielle Mitwirkung erhalten bliebe, durch Fachleute von unbezweifelbarem Ansehen (also Leiter der öffentlichen Kunstsammlungen, hervorragend bewährte Künstler und Kunstgelehrte) so ergänzt werden, daß das vetter- und genossenschaftliche Wohlwollen auf Gegenseitigkeit bestimmt ausgeschaltet würde. Natürlich

Digitized by Google

würde das in der nackten Wirklichkeit nicht leicht durchzuführen sein; was an dieser Stelle keiner Ausmalung bedarf. Aber unsre staatlich-städtischen Schicksalslenker haben sich weiß Gott schon um geringerer Dinge willen die erlauchten Köpfe zerbrochen; der rechte Wille fände auch hierin den rechten Weg. Und humanitäre Rücksicht auf Leute, die nur vom Verderben der Kultur zu leben imstande sind, wäre übel angebracht. Vor Erfindung der Photographie hatte vielleicht der Bestand eines mechanischen, scheinkünstlerischen Abmalerhandwerks einen Sinn; seitdem fehlt ihm jede Daseinsberechtigung.

Die Folge der Neuerung würde sein, daß es nach einiger Zeit keine „offiziellen" Riesen-Jahresausstellungen der bildenden Kunst mehr gäbe. Denn das wahrhaft Gute kann nun einmal nur sparsam gedeihen. Die bare Minderwertigkeit, verkörpert in der kompakten Majorität, möge dann getrost ihre des Nimbus entkleideten, der Locktalente (und vielleicht auch der gewohnten Räume!) beraubten Verkaufsmärkte weiterführen, so lange sie das aushielte. Die Rückwirkung auf die Besucherschaft würde nicht ausbleiben. Sie würde teilweise schon eintreten, wenn aus diesem oder jenem „Palast" die besseren Minderheitsgruppen auszögen, die dort zu Gast sind und durch ein paar freundliche Säle manchen über die Verruchtheit des ganzen Hauses hinwegtäuschen helfen. Auf alle Fälle: eine reinliche Scheidung echter Kunst und bloßer Verkaufsindustrie ist dringend zu wünschen.

Wir wollen uns keiner Selbsttäuschung darüber hingeben, daß solche Wünsche in absehbarer Zeit kaum zu erfüllen sein werden. Inzwischen und neben dem Hinarbeiten auf besagte Scheidung, könnte aber von der andern Seite des Problems her Fruchtbringendes geschehen. Das recht eigentlich „unberufene" Künstlerspielen unkünstlerischer Mechaniker und die konsequent mißverständliche Kunstbetrachtung des Durchschnittspublikums, beide Erscheinungen haben eine gemeinsame Wurzel:

Unsre Zivilisation war lange, lange und ist zum Teil noch heute der Kunst gegenüber schlichtweg Barbarei. Was eine wahnwitzige Überschätzung wissenschaftlicher Einzelkenntnisse und moralistischer Gemeinplätze, eine völlige Nichtachtung innerlich-künstlerischer Anschauung in Jahrhunderten unsrem Erziehungsbetrieb und damit dem nationalen Leben eingehämmert haben, das entfernen wir nicht von heute auf morgen. Um so entschiedener aber muß nunmehr, da endlich die Erkenntnis von der gefährlichen Unfruchtbarkeit der alten Gelehrten- und Pfaffenmechanik vielerorten durchdrang, auf eine bessere geistig-seelische Ausrüstung der jungen Kulturmenschengeschlechter gedrungen werden.

Es ist ja nun in jüngster Zeit unter dem Schlagwort „Kind und Kunst" so viel nach dieser Richtung hin geschehen, daß bereits wieder in Spott und Ernst vor der Einseitigkeit „ästhetischer Erziehung" gewarnt wurde. Aber wenn an dieser Rückstauung etwas Berechtigtes war, so würde das nur die alte Regel bestätigen, daß auch die besten Strömungen im Anfangslauf allerlei Geröll mit sich führen. Verweichlichende Einseitigkeit, die den heranwachsenden Menschen wohl der Kunst, nicht aber dem Leben gewachsen sein ließe, wird niemand ernstlich verteidigen, der das Leben und — notabene — die ewigen Wechselbeziehungen zwischen ihm und der Kunst verstehen lernte. Ein Irrtum wäre es auch, wenn der „neue Mensch" von Jugend auf eindringlich

Digitized by Google

zur Betätigung in den Künsten gereizt und angeleitet würde. Erziehung zum Begreifen, das ist's, was noch immer not tut.

Es ist bis zu einem gewissen, recht hohen Grade möglich, durch Unterweisung und Übung Gut und Schlecht in den Künsten unterscheiden zu lehren. Die Ergebnisse werden zweifellos je nach der natürlichen Empfindungsstärke recht verschieden sein; doch das sind sie ja in jedem Lehrfach, sogar im Schönschreiben. Mindestens die läppische Verwechslung von Süße mit Schönheit, von Stoff- mit Gestaltungswert kann ausgetrieben werden. So gut wie heutzutage jeder Deutsche, der kein Idiot ist, seinen Namen zu schreiben weiß, so gut muß jeder (und jede!) lernen können, die Elemente des Kunstbegreifens in sich aufzunehmen. Es ist noch lange keine Kennerschaft, die damit verlangt wird.

Allerdings müßte damit recht frühe angefangen werden. Gar viele würden dann im Alter der Berufswahl schon wissen, daß sie in der Kunst nichts — es sei denn ein verschwiegenes Privatvergnügen — zu suchen haben, und sie würden brave Handwerker, Kaufleute oder Beamte werden. Die übrigen würden nicht ihr Leben lang sinnlos auf „Kunst"-Märkte (insofern solche dermaleinst noch da wären) laufen, wo sie keine gekonnte Kunst finden könnten; und sollten sie doch einmal dorthin geraten, so würden sie sich nicht auf Schritt und Tritt bloßstellen. Auch das müßte gelehrt werden: daß Naturen, die durchaus kein Verhältnis zu dieser oder jener oder zu jeder Kunst gewinnen können, daß die keineswegs verpflichtet sind, in Kunstsachen Anteil zu heucheln und mitzurteilen.

Hinter diesen nächsten, greifbaren Früchten einer wohlverstandenen Vorbildung zur innigeren Teilnahme am Leben der Kunst wachsen höhere, weit reichere freilich nicht für jeden. Sie spenden tiefsten Daseinsgenuß, Edelräusche (die keinen Jammer im Gefolge haben), Andacht, Herzensgehalt und starkes Erfühlen aller Zusammenhänge.

Willy Rath

Und nun „ein ander Bild", nun praktische Vorschläge für Ausstellungen selber:

Von der Kunstausstellungskrankheit

Wenn in irgendeiner großen Stadt eine der bekannten großen Kunstausstellungen eröffnet wird, so wird im Verlauf der nächsten sechs Wochen die Kunstausstellungskrankheit epidemisch. Wir meinen da nicht die des schleichenden Defizits, die nach langer Inkubation erst gegen Ende der Ausstellungsdauer ausbricht, aber nur für Garantiefondszeichner gefährlich ist. Wir meinen auch nicht die Berufskrankheit des ästhetischen Kollers, die nur die Gruppe der im Amt oder Nebenamt kunstkritisch tätigen Schriftsteller befällt. Sondern die Krankheit der Ausstellungsbesucher. Diese hat große Ähnlichkeit mit der Seekrankheit. „Ein eigentümliches Unwohlsein, das den Besucher auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Übelkeit und Schwindel und steigert sich bis zu wiederholtem Erbrechen, worauf endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei meist ungetrübtem Bewußtsein folgen", sagt Brockhaus.

Ich kann mir nicht versagen, ein Mittel gegen die Ausstellungskrankheit

Digitized by Google

anzugeben, von dem hoffentlich auch das deutsche Ausstellungspublikum die Überzeugung gewinnt, es sei zweckdienlich.

Für jede große Ausstellung in Norddeutschland, Mitteldeutschland, wie Süddeutschland wäre (am besten wohl unter Hilfe des deutschen Künstlerbundes) eine dreifache Jury zu liefern.

Die erste wäre die Qualitätsjury. Sie hätte die Aufgabe, die bisher als einzige Juryaufgabe bekannt und anerkannt war: alles abzuweisen, was technisch oder inhaltlich nicht reif für die Öffentlichkeit ist. Ihre Wirksamkeit wäre also rein prophylaktisch. Leider (Künstler und Publikum haben das oft bedauert) haben bisher nicht immer die Juroren ihre Aufgabe so einfach gesehen und geübt, sondern sie haben Standpunkte eingenommen, auf die sie sich theoretisch oder parteiisch verstiegen hatten, und oft ist die Frage des Publikums nach dem Werkinhalt hohnvoll ignoriert worden. Rechnet man aber einmal mit Zehntausenden, so gebe man ihnen auch brauchbare Garantien dafür, daß ihren nächsten Interessen zunächst gedient ist. Ich behaupte, auf die Gefahr, daß mich alle Wächter und Pächter der deutschen ästhetischen Kultur einen Idioten nennen, die Zehntausende haben dazu ein Recht, haben dazu ihr Recht. — Die erste Jury soll zahlreich sein und nur aus Künstlern bestehen.

Die zweite Jury soll teilweise eine andre Zusammensetzung haben als die erste, sie soll auch, kann wenigstens, kleiner sein als diese. Es ist die Verkaufsjury. Sie soll das von der ersten gesichtete Material benutzen. Sie soll die Werke daraus wählen, die für Privatbesitz wegen künstlerischer Qualität des Inhalts und der Ausführung denen zum Ankauf empfohlen werden können, die gern noch Geld in Kunstwerken anlegen. Daher muß diese Jury anders zusammengesetzt sein. Ein oder zwei unsrer allerersten Künstler sollen etwa im Verein mit einem erstklassigen Kunsthändler, einem bekannten Kunstfreund, einem Börsenmanne (meinetwegen) und einem geschmackvollen Literaten gemeinsam prüfen und urteilen. Was sie für Privatbesitz als geeignet und empfehlenswert auswählen, muß von ihnen auch im Preis, den der Künstler mit ausdrücklicher Nennung des Werks für diese Jury anzugeben hat, begutachtet werden. Der Preis ist entweder angemessen oder zu hoch oder zu niedrig, die Jury kann ihn billigen, ihn erhöhen oder herabsetzen — der Künstler darf dann nicht mehr dreinreden. Ist ein Werk von dieser Jury ausgewählt, das nicht für sie besonders genannt wurde, so kann es nur in die Verkaufsausstellung kommen, wenn der geforderte Preis der Jury richtig oder zu niedrig erscheint. Ein zu niedriger Preis wird dann aber nicht erhöht. Ich will nichts weiter zur Rechtfertigung dieser Forderung einer Verkaufsjury ausführen, will nur bemerken: je wütender die Künstler über diesen Vorschlag herfallen werden, um so wichtiger und ersprießlicher wird er meiner Meinung nach für die Kunst wie für das Publikum sein. Selbstverständlich soll die Auswahl der Verkaufsjury eine Ausstellung für sich in der Ausstellung sein.

Das gilt auch für die Auswahl der dritten und letzten Jury, der Kulturjury. Diese Jury wird auch nur klein und wieder anders zusammengesetzt sein. Ich denke an zwei bis drei führende Künstler, zwei Kunstsachverständige, etwa einen historischen und einen ästhetisierenden, beide modern, und noch zwei bis drei tüchtige Leiter großer öffentlicher Sammlungen. Diese Jury nimmt keine Nennungen an, sie

Digitized by Google

kann auf die Auswahlen der beiden andern Jurys zurückgreifen und auch auf den Auswurf der ersten, wie sie will. Die Künstler dürfen, wenn sie wollen, unter folgender Beschränkung Werke einschicken: wenn von Kulturjury abgelehnt, zurückgezogen. Sie können nicht mehr in die ihnen ihrer Selbstschätzung nach unmaßgebliche Verkaufsjury kommen, dürfen aber auch nicht mehr, in gerechter Strafe für Selbstüberschätzung, unter der Qualitätsjury ausstellen. Kulturjury soll die letzte Jury heißen, denn ihre Auswahl soll das herausheben und zur Überschau stellen, was Wert und Reife für unsre öffentlichen Sammlungen hat, weil es Fortschritt und Höhe unsrer künstlerischen Kultur technisch oder (man beachte hier das „oder") gehaltlich bringt. An den geforderten Künstlerpreisen darf nichts geändert werden, die öffentlichen Sammlungen dürfen nur hier kaufen, und zwar mit Vorkaufsrecht vor Privaten.

Das wäre der Vorschlag, zu dem ich nichts hinzufügen will, damit er so sachlich wirke, wie er gemeint ist. Ich erwarte für ihn nicht viel von Diskussionen, alles aber vom Experiment, das auch irgendwelche Schönheitsfehler des Entwurfs ändern mag. Sollte aber hier oder da die Frage nach den Wurzeln seiner Kraft aufgeworfen werden, so soll gleich noch die ästhetische Kulturentwicklungsanschauung formuliert sein, aus der ich diesen kleinen praktischen Vorschlag gewonnen habe. Ich meine, es sei an der Zeit, die Kunst ohne Künstler in dem Sinne zu denken, in dem man in weiten Kreisen ja schon lange die Schöpfung ohne Schöpfer zu denken gelernt hat. Friedrich Selle

So. Und was sagen wir selber dazu? Für heute gar nichts, wir geben diese Klagen wie diese Vorschläge einfach zur Kenntnis und zur Nachprüfung, ohne zu ihnen Stellung zu nehmen. Eigentlich fragen wir ja alle schon seit zwanzig Jahren: Kann es denn wirklich so weitergehn mit diesen ungeheuerlichen Mengen von bemalten Leinwanden, die durch die großen Bilder-Jahrmärkte schwimmen, zum einen Tor hinein und zu neunzehn Zwanzigsteln zum andern wieder hinaus, und kein Mensch weiß, wohin? Seien wir nicht voreilig, es sprechen sogar Gründe dafür, daß diese Frage nicht schlankweg zu verneinen wäre. Es sprechen auch Gründe dagegen. Natürlich reden wir davon noch einmal ernsthaft. Für heute mögen Raths und Selles Worte dem und jenem zur Anregung dienen, seinerseits das nichts weniger als einfache und auch nichts weniger als vergnügliche Problem zu durchdenken. A

Vom Leben unserer Sprache

In einer neuen deutsch-amerikanischen Zeitschrift begründete jüngst der Herausgeber sein Unternehmen dadurch, daß er auf die schnellen Veränderungen der Sprache im Mutterlande hinwies. Für die Deutschen im Auslande bestehe die Gefahr, den Anschluß zu verpassen, wenn sie sich nicht beständig in Fühlung mit der lebenden Muttersprache erhielten. Schon jetzt sei für einen, der ein Jahrzehnt lang drüben gelebt habe, der Unterschied sehr fühlbar. Nicht so sehr die neuen Worte, als vielmehr die neuen Wortbedeutungen, die neuen Beziehungen: die neuen Werte und „Nebenwerte" der Worte erschweren das einfache Verständnis, und natür-

Digitized by Google

lich mehr noch die unmittelbare und leichte Teilnahme am deutschen Geistesleben. Hier wolle die neue Zeitschrift eine Brücke über das große Wasser sein.

Man liest die Ankündigung mit gemischten Gefühlen. Auf der einen Seite freut man sich über die gute Absicht, auf der andern fragt man sich: Was für ein neugeschaffenes Sprachgut haben wir unsern Landsleuten zu bieten?

Man braucht die Frage nur zu stellen, um überall, wo die Sprache als der wertvollste Allgemeinbesitz eines Volkes gefühlt und verstanden wird, allerhand unerquickliche Erinnerungen wachzurufen. Legionen von aufgedonnerten Phrasen marschieren direkt aus der Wahlschlacht heran, blutige Kalauer hinken aus Börse, Kaffeehaus und Tingeltangel, Schlag- und Modeworte laufen aus Zeitungsartikeln wie besessen im Kreise herum mit klapperndem Kulturlärm, die verheirateten Worte dagegen erklären „voll und ganz", sich ein weiteres Menschenleben lang nicht trennen zu wollen. Vom hohen Ministerium für deutsche Sprachverwaltung aber nähern sich im lebhaftesten Schritt mehrere Herren im schwarzen Philologenrock und beschwören mit erhobener Syntax den Teufel, der die Wörter zu unerlaubten Beziehungen anstiftet. Und hinter alledem steht weiß und geduldig das Druckpapier. Was man auf mich schreibt, das bringe ich, sagt es.

Nähere Belege für diese sprachlichen Entwicklungstatsachen kann sich jeder ohne Mühe herausgreifen. Rühmlich sind sie nicht. Ich fürchte, daß sie, zusammen mit jenen leblosen Neuformen, die uns durch die zunehmende Vernüchterung unsres täglichen Arbeitslebens, durch eine Art fühllos geschäftiger Sprachindustrie billigster Sorte beschert werden, sehr leicht als die besonderen sprachlichen Zuwachswerte gelten könnten, von denen der Amerikaner schreibt.

Aber das wäre doch nur in einem Sinne richtig, im negativen. Die positiven, die eigentlich fruchtbaren Zuwachswerte unsres Sprachguts wären viel schwerer zu fassen, doch darum fehlen sie noch nicht. Sie finden sich am reichsten im ernsten Schrifttum. Und zwar besonders bei jenen Dichtern, die mit bildkräftiger Sprachphantasie aus gut abgelagertem alten Holze merkwürdig lebendige und überraschend neue Gestalten schnitzen, sehr viel weniger bei denen, die durchaus neu erscheinen, die nicht nur die Werk*form*, sondern womöglich auch noch das Werk*zeug* selber schaffen wollen. Das führt bekanntlich in der Regel zu Erquältem, obgleich ja ein redliches Bemühen in dieser Richtung immer noch weiter führen wird als eine glatte Schmiererei.

Diejenigen Poeten, die eine Sprache sprechen, die unser allgemeines Sprachgut wirklich bereichern kann, tun das also mehr aus der Kraft ihres *Erlebens* heraus, als kraft ihres Bedürfnisses nach einer von andern unterschiedenen Ausdrucksform. Sie erleben die Sprache beim Schaffensvorgange sozusagen Wort für Wort, sie leben sie „um", indem sie dem Worte durch seine Stellung, seine Akzentuierung einen besondern Inhalt geben, einen Neben- oder Zuwachswert, der in seiner Summe die Zinsen darstellt, um die ein Poet, ein Schrift-„Steller" den Sprachschatz seines

Digitized by Google

Volkes bereichert. Man wird finden, daß die großen, oder sagen wir allgemeiner: daß alle echten Poeten und Schriftsteller einen starken ebenso wie einen sehr verfeinerten und verwickelten Gefühlsgehalt, irgendwelche neuen Vorstellungen und Vorstellungszusammenhänge meist mit außerordentlich schlichten Worten wiedergeben. Fast immer, und besonders in Augenblicken einer gehobenen, ja einer erhabenen Sprache werden es die Quellworte sein, die der Poet zum neuen Wunderbau der Phantasie zusammenfügt: jene alten eindeutigen Bezeichnungen nämlich, unter denen wir uns konkrete oder durch unsre allgemeine Sinneserfahrung anschaulich gewordene Begriffe vorzustellen gewöhnt sind.

Gerade diese simpeln Quellworte stellen wir uns im Alltage eigentlich gar nicht mehr vor, wir wecken sie nicht auf, erleben sie nicht, wissen auch kaum noch, daß wir sie überhaupt einmal erlebt haben; daß uns der „Baum" ein ganz bestimmter Lindenbaum vor dem väterlichen Hause war, bevor er sich in unsrer Vorstellung zum blassen Gattungsbegriff verflüchtigte. Wir könnten dieses Verflüchtigen auch gar nicht vermeiden, selbst wenn wir es wollten; das hieße die Natur, die sich von dem Zwange immer wieder erneuter Produktion solcher Vorstellungen beim Sprechen entlastet hat, vergewaltigen wollen. Und doch ist es unüberschätzbar wichtig, daß wir die Fähigkeit zum Erleben, zum immer wieder Neubeleben gerade dieser einfachen Quellworte in uns frisch erhalten, denn aus ihnen quillt das Leben der Sprache in unaufhörlichem Flusse.

Nicht minder gilt das natürlich von den Ableitungen, den Zusammensetzungen der Wörter, durch die eine Sprache ebensosehr bereichert wie belastet werden kann. Es gibt sehr sinnvolle und sehr sinnwidrige Bildungen dieser Art. Mir will scheinen, als stäken wir noch in einer Zeit mit deutlicher Neigung zu „Wortzusammenziehungen" (gleich ein Beispiel!), die um der Bequemlichkeit willen in ermüdeter, nicht aber in erweckter Sprachkraft geschaffen werden. Ja, wir sind wohl noch stolz auf diese Errungenschaften und führen sie als Prunkstücke gelegentlich hübsch selbstgerecht vor. Der „allenfallsige" Wert solcher Formen ist gering, sie machen die Sprache schwerfällig; auch wenn sie glücklich gezeugt sind, glücklicher als dieses entsetzliche „allenfallsig". Oder vielmehr nicht so sehr gezeugt als gekittet. Jeder lebendige Sprachkörper kann, wenn er gesund bleiben will, nur einen bestimmten Bruchteil solcher Ballastworte vertragen. Dasselbe gilt von den Fremdworten, die, gleichwie die Angehörigen fremder Stämme im Körper der Nation, von der Landes- oder Muttersprache gleichsam verdaut, angeähnlicht und den einheimischen Lautgesetzen untergeordnet werden müssen, wenn sie nicht beständig als lästige Eindringlinge erscheinen sollen.

Aber nun erst das Heer der sogenannten „übertragenen Begriffe"! Je intimer wir sprechen wollen, um so mehr arbeiten wir mit den Worten für sie. Vielleicht tragen sie die meiste Schuld an dem Übel der sprachlichen Zerklüftung zwischen den „Gebildeten" und dem „Volke". Ich weiß wohl, daß hier das humanistische Bildungsideal mit seiner klassizistischen Tendenz die erste Scheidewand zwischen den „klassisch Gebildeten" und den „Ungebildeten" aufgerichtet hat. Aber

Digitized by Google

Luther war auch klassisch gebildet, und doch sprach und schuf er seine deutsche Sprache so, wie das Volk sie verstehen und sprechen konnte. Mit der zunehmenden Fähigkeit, abstrakt zu denken, wurden dann unzählige neue Begriffe geschaffen, Begriffe oft von kürzester Lebensdauer, für die man vorhandene Worte und ganze Wortbilder teils aus der eigenen, teils aber auch aus fremden Sprachen herübernahm. Man übertrug den neuen Begriffsinhalt auf die alte Wortform, aber von außen her, stülpte ihr die neue Bedeutung sozusagen über, anstatt für das Ganze aus vorhandenen Elementen den neuen angemessenen Ausdruck zu schaffen. Damit wurde dem Volke der neue Begriff entzogen und der alte entfremdet. Es stand mißmutig seitab, wenn die derart an übertragenen Begriffen Gebildeten sich in ihrer Sprache unterhielten. Da steht es, trotz des heißen Bemühens unsrer Dauerredner und Zeitungssprecher, heute noch, wo es nicht gebildet tut.

Und das ist ein Segen. Denn gerade dieses Beharrungsvermögen der Volkssprache, und namentlich der bilderreichen Dialekte, hat unsre Sprache bisher ebenso am Leben erhalten helfen, wie die Arbeit unsrer Poeten und sonstigen Sprachschöpfer. Jeder drückt sich einfachen Menschen gegenüber einfacher, ursprünglicher aus als vielleicht sonst. Im Verkehr mit einfachen Menschen ferner wird oft blitzgleich die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes klar und gegenständlich, das man bis dahin rein als Abstraktion gebraucht hatte. Ein Beispiel: Mir erzählte jüngst ein Bekannter, der Vater geworden war, von den „Nachwehen", die seine Frau auszustehen hätte. Mir war der Begriff bis dahin nie in seinem sprachlichen Ursprunge und Zusammenhange mit den Wehen bei der Geburt erschienen, — nun sah ich auf einmal seinen reinen Sinn, erlebte es eigentlich zum erstenmal im Kerne, indem mir bewußt ward, was für ein Erleben es ausdrückte. Sein „übertragener" Sinn hatte mir diese lebendige Vorstellung nicht gegeben, nicht geben können. Je allgemeiner und je häufiger wir, sei es auf dem lockenden Umwege über die Dichtung, sei es unmittelbar aus den Erfahrungen des Lebens heraus, dieses versteckt rauschende Leben der Sprache aufzudecken und anzuschauen vermögen, desto kräftiger wird sich unsre Muttersprache fortzeugen. E. Kalkschmidt

Lose Blätter

Gedichte

Aus Artur Fitgers „Gedichten"

[Vor den zwei Lebenden, deren Gedichte heute zu uns reden sollen, ein eben Gestorbener, dessen Name eine Weile lang zu den meistgenannten auf dem deutschen Parnaß gehört hat. Das hatte er freilich dem Herzog von Meiningen zu verdanken; die heute Fünfzigjährigen werden sich noch daran erinnern, welche Begeisterung einst in der Meininger Darstellung Fitgers „Hexe" in allen jungen Herzen erregte, die für Freiheit glühten. Fitger der Dramatiker hat den Hoff-

Digitized by Google

nungen nicht entsprochen, die damals erweckt wurden. Auch Fitger der Lyriker nicht den Hoffnungen, die sein erster Gedichtband hervorrief. Das war vielleicht im einen wie im andern Falle nicht seine Schuld: wir alle sahen damals die Welt noch viel zu sehr durch die Augen der Münchner Poeten Geibelscher Schule, als daß wir Zeichen ursprünglicher Kraft nicht oft zu finden geglaubt hätten, wo sie nicht waren. Auch Fitger war viel mehr freigeistiger Rhetoriker als naiver Seher und Gestalter. Wenn man aber jetzt von seinem Tode kaum Vermerk nimmt, so zeigt das auch wieder, wie der Pendel zuerst nach rechts, dann nach links über die Stelle hinausgeht, bei der er schließlich hält. Mögen die folgenden Proben neben ihren Mängeln auch den eigentümlichen Reiz der Fitgerschen Lyrik zeigen. Die Gedichtbücher, denen sie entnommen, „Fahrendes Volk“ und „Winternächte“, sind in der Schulzeschen Hofbuchhandlung zu Oldenburg erschienen.]

Daheim

Dem Kaiser hab ich sein Losier
Gebaut, Gemach und Säle;
Die Säulen waren von Porphyr,
Von Gold die Kapitäle.
Und als vollbracht
Des Werkes Pracht,
Man wies mich auf die Gassen;
O weh mir, hätt
Ich bei Bankett
Und Tanz mich blicken lassen!

Am Dom hab ich dem Erzbischof
Den hohen Chor erhoben,
Des harten Quaders rohen Stoff
Zum Sterngewölb verwoben.
Nun ragt der Bau
Ins Himmelsblau,
Nun klingeln hundert Pfaffen,
Indes hab ich
Gar ketzerlich
In Kirchen nichts zu schaffen.

Nun bau ich mir mein eigen Dach,
Das letzte hinterm Tore;
Da prangt nicht Saal noch Goldgemach,
Nicht Wölbung noch Empore.
Doch bricht mein Weib
Des Brotes Laib
Und lallt mein erster Bube,
Nicht Prunkpalast
Noch Tempel faßt
Das Glück der engen Stube.

Digitized by Google

Lied

Singend über die Heide
Steigen Lerchen empor,
Goldige Knospen der Weide
Dringen am Ufer hervor,
Und der Himmel so wunderblau!
Allüberall hellsonnige Schau!
Ich und mein Lieb, wir beide
Wandeln durch sprießendes Rohr.

Kargen Worts ist der Kummer,
Zehrend in tiefer Brust;
Aber noch tausendmal stummer
Ist unsägliche Lust:
„Ich bin ja dein, und du bist ja mein!“
Das mag ihr einziges Wörtlein sein;
Hat doch kein Weiser, kein Dummer
Jemals ein Beßres gewußt.

Wolken über uns schwellen,
Kaum daß ein Windzug sie blies;
Traumhaft schwatzen die Wellen
Über dem farbigen Kies,
Ferne nur, ferne noch Lerchenlied —
Seliges Schweigen die Seele durchzieht,
Engel erschließen die hellen
Pforten zum Paradies.

Aus der Ode „Der Tod“

Unter den Freunden der erdumwohnenden
Menschen vor allen preis ich den Tod.
Ob Dionysos, ob Eros dem fronenden
Jammergeschlechte mit köstlich belohnenden
Stunden versüße die Jahre der Not,
Ob in dem Boot
Seligen Traums die betrogenen Geister
Schaukeln von Eiland zu Eilanden fort —
Schlaf ist Geselle; — Tod aber, der Meister,
Fährt uns zum Port.

Denn die Erde ward kärglich und enge;
Doch der Gebornen unendliche Zahl
Häuft, überhäuft sich in schrecklicher Menge,
Schwillt, überschwillt sich in wildem Gedränge
Und begehrt von der Mutter das Mahl.
Hungernder Qual
Langsam erliegen, die von den Brüsten,
Von den ernährenden Quellen der Neid
Stärkerer Brüder vertrieb, und in Wüsten
Würgt sie das Leid.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Freundlicher Tod, das tobende Streiten
Stillst du, den bruderbekämpfenden Zwist!
Magst auf des Meersturms Schwingen du reiten,
Seuchen und Fieber schleichend begleiten,
Lauern im Netze verderblicher List,
Nächtlicher Frist
Zucken den Dolch — wie Furienbrände
Schreckt dein Namen erschütternden Schalls,
Ich aber seh deine segnenden Hände,
Ordner des Alls.

Gedichte von Ricarda Huch

[Ricarda Huchs „Gedichte“ (Leipzig, Haessel, 6 Mk.) haben vierzehn Jahre gebraucht, um es zur zweiten Auflage zu bringen: die zarten Hände, die bei uns die Massenauflagen in der Lyrik erregen, pflegen sich eben an leichterer Ware zu betätigen. Indessen gehört dies Buch zu denen, welche warten können, weil sie nicht so schnell altern.

Glück und Schmerz einer tief leidenschaftlichen, aber nie die innere Harmonie verlierenden Frauenseele spricht aus diesen Gedichten. Ein schier „unersättliches“ Herz heischt sein Genügen — und es fand das Glück der Erfüllung. So klingen hier nicht die sonst so häufigen Töne unbestimmter Sehnsucht und blasser Träumerei, sondern die frischen Laute des Erlebens. Liebe und Tod sind die großen Themen ihres Gesanges, aber die uralten Motive wandelt die Dichterin neu. Alle Klänge jubelnder, bangender, drohender, neckender, innig hingegebener Liebe schlägt sie an, und mit Recht mag sie singen:

„Leben wir: nie wird uns fehlen
Glück, das nach der Welt nicht fragt;
Sterben wir: was sich zwei Seelen
Sagen können, ward gesagt.“

Durch das Buch verstreut stehen die Gruppen der „Liebesreime“, gleich einer Schar Eroten, die von Welt und Natur weg immer wieder lächelnd zum Heiligtum des Lebens leiten. Doch auch der große Widerpart kommt zum Recht; freundlich und feindlich naht der Tod sich der Liebenden, und wollte man die ihm geltenden Gedichte aus dem schönen Zusammenhang des Buches lösen, so erhielte man einen artigen Totentanz. — Hier tritt die Seele schon teilweise aus ihrem innerlichen Leben und Weben hinaus in Welt und Schicksal, nachdenklich prüfend, tiefsinnig lauschend, aber immer gefaßt und stark, und oft heiter und schalkhaft. Aus Natur und Kunst gewinnt sie schöne Beziehungen zu ihrem Dasein: sie belauscht den blattberaubten Baum im Herbste, der doch innerer Jugend und „ewiger Lenze“ gewiß ist; sie rätselt an dem schmerzvollen und doch versöhnenden Antlitz der Meduse. Auch Sage und Geschichte geben ihr einige Stoffe, wie das bekannte „Wiegenlied aus dem Dreißigjährigen Kriege“, das schon im Rhythmus so prächtig altertümlich wirkt; meist geraten ihr freilich erzählende Gedichte ein wenig in die Breite. Um so besser gelungen sind die Phantasiestücke, die in mancherlei Humoren schillern, und anmutige Genrebildchen gelten der Katze, die ja in unsrer Literatur längst einen festen Platz hat. Vor allem aber verdankt Ricarda

Digitized by Google

Huch der Natur liebliche wie große Bilder. Unter ihnen ragen einige Zyklen hervor, in denen sie Schönheit und Grauen des Winters und des Hochgebirges mit den Spiegeln verschiedener Stimmungen aufgefangen hat.

Das ist, in Umrissen, das Stoffgebiet der Dichterin. Aber je tiefer man eindringt, um so mehr lockt das Formale und die Künstlerin. Es war ihr Problem, ob und wie sie ihr leidenschaftliches Temperament und ihre starke Phantasie würde bändigen können; in ihrer Lyrik mußte sich diese Frage vielleicht zuerst entscheiden, und sicher war hier der Kampf immer wieder auszufechten. Ich sehe zwei Mächte, die ihr, wie seit Goethe manchem unsrer Besten, diese Selbstzucht ermöglicht oder erleichtert haben: das Volkslied und die Antike.

Jenes ist hauptsächlich in der äußeren Form spürbar: die Sprache ist schlicht, knapp, klar, mit einfachen Bildern belebt, und wenn die Dichterin auch wenig eigentlich Liedhaftes geschrieben hat, so reiht sich doch manche Strophe in der herzlichen Innigkeit des Empfindens und Ausdrucks den schönsten Stücken unsrer volkstümlichen Kunstlyrik an. Man betrachte etwa die in diesem Heft abgedruckten Liebesgedichte. Die meisten sind in solchen einfachen Reimversen geschrieben, doch weiß Ricarda Huch, durch ein starkes rhythmisches Gefühl unterstützt, auch gewichtigere Formen mit Glück zu verwenden. Daß sie, vom Volkslied herkommend, und als eine, die was zu sagen hat, von den Vokalübungen derer um George keinen Nutzen gezogen, ist natürlich; bedauerlicher erscheint mir ihre geringe Empfindlichkeit gegen unreine Reime.

Auch der Einfluß der Antike zeigt sich in einigen äußeren Dingen: in der Verwendung antiker Versmaße und Vorstellungen (wie der Amoretten und anderer). Wesentlich aber ist die Wirkung, die die kühlere Sachlichkeit der alten Kunst auf die Subjektivität der modernen Dichterin ausübte; sie hat ihr Verhältnis zum Stoff entscheidend beeinflußt. — Beruht schon alles lyrische Schaffen auf dem fortwährenden schnellsten Wechsel des erlebenden und des aussagenden Ichs im Dichter, so verstärkt die Antike noch diese Entfremdung zwischen dem Menschen und dem Künstler; sie lockt den Dichter noch viel mehr dazu, sich seiner Erregtheit zu entrücken, um sich gleichsam von außen und von vielen Seiten bildhaft zu schauen; und indem er sich gelassener, aber schärfer betrachtet, wird er der mannigfachen Beziehungen seines augenblicklichen Zustandes besser inne und gewahrt eine Fülle poetischer Motive, die dem dumpf in die eigne Glut Versunkenen nie aufgehen würden. — Hierin vor allem ist Ricarda Huch bewundernswert und hat sie unter den Lyrikern unsrer Tage kaum ihresgleichen. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, daß es sich doch nicht, wie etwa bei Goethes Liebeslyrik, um mehrere Ereignisse verschiedenen Charakters handelt — die dann von selbst eine Mannigfaltigkeit in Ton und Art ergeben —, sondern unsre Dichterin weiß dem einen großen Erlebnis ihrer Liebe so viel Seiten abzugewinnen, daß sie es mit einer fast unerschöpflichen Fülle von Stimmungen und Situationen feiern darf. Mit großer Sicherheit hämmert sie jedes Motiv plastisch heraus und zeigt fast immer den richtigen Blick für das, was dem einzelnen zuzumuten ist. Und während ihr alle Nervosität, Rhetorik und unedle Intimität fernbleibt, empfängt sie auch den letzten Segen, den die Antike gibt: eine große

Digitized by Google

Ruhe und heiter-sinnliche Weltfreude, und es gelingt ihr hierfür ein so sicherer Ausdruck, wie der stolze und innige „Abschied".

Ich halte das Buch für eine der besten lyrischen Sammlungen der letzten Jahrzehnte und glaube, daß es mit seiner schönen Menschlichkeit und traditionsichern Kunst gerade in unsrer zeitgenössischen Lyrik eine Aufgabe zu erfüllen hat und erfüllen wird.

Über Ricarda Huchs „Neue Gedichte" (Leipzig, Insel-Verlag) kann ich mich, nach dem Gesagten, kürzer fassen. Die sechzig Liebesgedichte, die diese Sammlung ausmachen, haben für ihr Thema wieder einen neuen Ton gefunden; schwärmende Extase braust; es herrscht starkes Licht und harter Schatten; eine üppige Pracht der Worte, Reime und Bilder; man glaubt den Himmel Italiens zu spüren, das auch die kunstvollen Strophenformen hergab. Die Dichterin bewährt sich auch hier als große Meisterin des Herzens und der Sprache; manche der Sonette und Terzinen sind in ihrer gedrängten Kraft hinreißend, und auch in der Anordnung der Gedichte, im Auf- und Abschwellen oder Gegeneinanderfluten der Stimmungen zeigt sich wieder eine bewundernswerte Kunst. — Doch stört nicht selten ein zu hoch gegriffener Ton, ein zu greller Ausdruck, und schließlich kehre ich doch von dem manchmal zu vollen Orchester dieser Strophen gern zu den einfacheren Tönen des ersten Buches zurück.

Hans Böhm]

Liebesreime

Daß ich dich liebe,
Erzürnt Gott den Herrn;
Doch ach, dein Liebchen
Wär ich so gern.

Wüßten die Engel,
Was du mir bist,
Würden sie flehen
Für mich zum Herrn Christ.

Wenn ich nun tot bin,
Du weinst nicht um mich;
Im Paradiese
Da wart ich auf dich.

Vorfrühling

Horch, die jungen Keime klopfen
An die feuchte Erdenmauer,
Milde streicht in dicken Tropfen
Durch die Luft ein Frühlingsschauer.
Langsam wandernd laß ich's gern
Mir auf Haar und Wangen regnen —
Wär der Freund nicht allzu fern,
Mein ich, müßt er mir begegnen.

Einig

Nicht bei Göttern, Mond noch Sternen
Schwuren wir den teuren Bund,

Digitized by Google

Doch durch alle diese Fernen
Sind wir eins mit Herz und Mund.

Dringt kein Wort von dir in meine,
Keins in deine Einsamkeit,
Allzeit sind wir zum Vereine
Lebend oder tot bereit.

Leben wir: nie wird uns fehlen
Glück, das nach der Welt nicht fragt;
Sterben wir: was sich zwei Seelen
Sagen können, ward gesagt.

Liebeslied in Ägypten

Schönes Kätzchen, du gefleckes,
Mit der sänftlichen Bewegung,
Mit dem halbgeneigten Köpfchen,
Bist du, wie die Priester sagen,
Heilger Liebling einer Göttin
Oder gar die Göttin selber,
Strahlenreiche Göttin Bastis?
Alt und mürrisch sind die Priester;
Weiß nicht, ob die Siegesgöttin,
Ob die lichte Göttin Bastis
Ihnen je sich offenbarte,
Ob sie sich mit Fabeln brüsten.
Doch du bist mir wert und teuer,
Schönes Kätzchen, Schelmenauge;
Denn du ähnelst der Geliebten
Mit der lieblichen Bewegung,
Mit dem hold geneigten Köpfchen.
Aus dem Rätselschacht der Augen
Holt sie bald ein abgesprühtes
Stolz verächtlich Seitenfünkchen,
Bald ein schneidges Degenspitzchen,
Den Erzürnenden zu strafen;
Doch zumeist unwiderstehlich
Seidenweiche Schmeichelblickchen,
Den Geliebten zu erquicken.
Darum, Kätzchen, Schelmenauge,
Drum erfreut mich so dein Anblick,
Sei er mir ein günstig Zeichen,
Mir die Vielgeliebte selber,
Meine Göttin, vorverkündend!

Die letzte Nacht

Schon senkt sich still die letzte Liebesnacht,
Ein schöner Dämon mit besternten Schwingen;
Sie nimmt uns auf und trägt uns schwebend sacht
Durch alle Himmel, die gelind erklingen.

Digitized by Google

Verlaß uns nicht! Der Tag ist nicht mehr weit,
Sein Goldroß steigt herauf im dumpfen Trabe —
O nimm uns mit ins Meer Vergangenheit,
Daß es mit dir auf ewig uns begrabe.

Abschied

Liebling,
Scheidender Freund,
Löse die Lippen von meinen ab,
Deine sanften, erwärmenden:
Und die Hand, deines gütigen Willens
Kraftbegabte Gefährtin,
Laß sie, die zum letzten Male mir liebkost,
Still im Schoße ruhn.

Ach, des Glückes letzter Genuß verkehrt sich
Dem empfindlichen Herzen,
Das es kostet, in Wermut!
Schaudert es uns doch auch,
Wenn der untergehenden Sonne
Letzter Funken am Berge hängt,
Und die Totengräberin schon, die Dämmrung
Aber des weichenden Lichts erkaltenden Thron
Ihren entfalteten Mantel
Hinzubreiten, den Arm hebt.

Sieh mich an mit deinen traurigen Augen,
Liebster, und lächle!
Haben wir nicht durch Gestrüpp und Dornen
Uns zusammen geschlagen?
Nicht die Lasten des Weges geteilt
Zu gedoppeltem Troste?
Haben wir nicht ermattet
Oft der heiligen Nacht,
Aneinander geschmiegt
Wie Geschwister, im Schoß geruht?
Und die entblätterte Rose,
Blüht nicht ihr unentstelltes
Bild im Gedächtnisse fort,
Ähnliche Schwestern verheißend
Künftigen Lenzen?

Aber dem Frühling, der sein wird, frage nicht nach!
Duftet und schattet uns doch der Garten im Busen,
Den Erinnerung hütet!
Neuer Bepflanzung findet die Gärtnerin immer,
In die unendlichen Tiefen des Herzens eingehnd,
Lockeres Erdreich.

Digitized by Google

Krankenlied

Wer saß bei mir nachts auf des Bettes Rande,
Träufte Schlummer auf die erhitzten Lider?
Auf mein ruhelos klopfendes Herz wer legte
Stillende Hände?

Ach, ich weiß es, habe dich kommen sehen,
Just um Mitternacht in die Türe treten,
Unter allen Göttern der Welt die reichste
Göttin, das Leben!

Sattes, goldnes, staunendes Späterwachen!
Tu dich auf, verschmachtender Kelch des Herzens!
Sieh, aus allen Wolken der Luft ergießt sich
Tau der Genesung.

Frieden

(„Aus dem Dreißigjährigen Krieg")

Von dem Turme im Dorfe klingt
Ein süßes Geläute;
Man sinnt, was es deute,
Daß die Glocke im Sturme nicht schwingt.
Mich dünkt, so hört ich's als Kind;
Dann kamen die Jahre der Schande;
Nun trägt's in die Weite der Wind,
Daß Frieden im Lande.

Wo mein Vaterhaus fest einst stand,
Wächst wuchernde Heide;
Ich pflück, eh ich scheide,
Einen Zweig mir mit zitternder Hand.
Das ist von der Väter Gut
Mein einziges Erbe;
Nichts bleibt, wo mein Haupt sich ruht,
Bis einsam ich sterbe.

Meine Kinder verwehte der Krieg;
Wer bringt sie mir wieder?
Beim Klange der Lieder
Feiern Fürsten und Herren den Sieg.
Sie freun sich beim Friedensschmaus,
Die müßgen Soldaten fluchen —
Ich ziehe am Stabe hinaus,
Mein Vaterland suchen.

Hoffnung und Erinnerung

Die mich den schlängelnden Pfad, den steigenden, tröstlich geleitet,
Hoffnung, verlor sich von mir hier auf dem öderen Paß.
Kehrt sie mir wieder? Nicht sie, Erinnrung, die frommere Schwester,
Wandelt beständigen Schritts neben mir, der ich nicht rief.

Digitized by Google

Weist mir das heimische Tal, den Weg, den ich aufwärts geklommen,
Sinnig mit deutender Hand; träumerisch raunend dazu
Wie mit umspinnendem Netz entführt sie mich tiefer und weiter —
Wenn einst auch sie mich verläßt, harrt wohl ein stillrer Gesell.

Aus den „Neuen Gedichten"

Geliebter Herr, du taufteſt mich mit Feuer,
Die zu beſeligen du auserkoren,
Daß ich aus eignen Schmerzen neu geboren
Dir auferſtände reiner, ſtärker, treuer.

Nicht daß du früher minder mich gewertet,
Für mich nur tilgend, was du kaum getadelt.
Wie Gold im Flammenbad ſein Weſen adelt,
Ward meiner Art Gebrechlichkeit gehärtet.

Verbargſt du dich mir einſt in ſtrengen Falten,
Nun gib, Geliebter, deine Liebe ganz!
Nicht brauchſt du fürder dich zurückzuhalten.

Ergieße Sehnſucht, Inbrunſt, Glut und Glanz!
Mein Herz empfängt die tödlichen Gewalten,
Wie ein vergöttert Haupt den Sternenkranz.

Wenn je ein Schönes mir zu bilden glückte,
War's, weil ich hingegeben deinem Weſen,
Mit meiner Seele mich in dich verzückte,

Und, wie der Winzer nach dem Traubenleſen
Erglüht und ſchwankt in Purpurgeiſt gebadet,
Wie Kranke, die nach tiefem Schlaf geneſen,

Wie ein Geliebter, den ein Gott ſich ladet,
Ihm teilt an goldnem Tiſch des Nektars Blüte, —
Zurück mir kam mit Harmonie begnadet,
Lebendgen Feuers Wogen im Gemüte.

Muſik bewegt mich, daß ich dein gedenke,
So will auch Meer und Wolke, Berg und Stern,
Wie andrer Art als du, dir noch ſo fern,
Daß ich zu dir das Herz voll Andacht lenke.
Kein edles Bild, das nicht mein Auge zwinge
Von dir zu träumen, kein beſeelter Reim,
Der nicht zu dir Erinnern führe heim —
Geſchwiſter ſind ſich alle ſchönen Dinge.

Digitized by Google

Aus Bruno Willes „Heiligem Hain"

[Verfolgt Ricarda Huch ihre rein künstlerischen Ziele so ausschließlich, daß sie mit größter Hingabe jedem noch so kleinen lyrischen Motiv alles abzugewinnen weiß, was etwa darin schlummert — vielleicht zuweilen so sehr von künstlerischen Problemen in Anspruch genommen, daß sie des geringen spezifischen Gewichts ihres Stoffes gar nicht inne wird —, und wird sie bei dieser Goldschmiedearbeit aufs glücklichste von ihren Fähigkeiten und ihrem Temperament unterstützt, so zeigt Bruno Wille in jeder Hinsicht ein andres Gesicht. Andre Ziele und Absichten, entgegengesetzte künstlerische Werte, ein Weltbild, das mit dem Ricarda Huchs kaum einen Zug gemeinsam hat. „Der heilige Hain", die Zusammenstellung seiner Gedichte, soll nach einem Nachwort Willes „nicht bloß des Verfassers Persönlichkeit kennzeichnen, sondern unserm Zeitalter etwas von dem bieten, was der Titel andeutet. Der heutigen »Kultur«, die im wesentlichen eine äußerliche ist, auf Bewältigung und Ausbeutung der Materie gerichtet, möchte ich eine innerliche Bildung gegenüberstellen. Aus den wüsten Steinhaufen unsrer Städte, aus Unnatur und Unwahrheit, aus erschöpfender Fron und Hast, aus Sinnentaumel und Zerstreuung kann uns die Sehnsucht retten in den Hain, wo Genußsucht und Ichsorge durch Andacht und Liebe abgelöst werden, wo Baum und Fels, Wellen und Wolken unsre Geschwister sind, wo wir kindlich vertrauen dem gemeinsamen Urquell und seinem Schöpfersinn, und wo der Schönheit Gesichte Kraft spenden, der Menge Qual zu lindern und den Erlöser in uns zu wecken". Diese Äußerungen beruhen nicht auf irriger Auffassung der dunkeln Kräfte im eignen Innern, deren größte Werte ja gerade bei Lyrikern mitunter ganz wo anders liegen, als wo die Dichter selbst sie sehen. Gerade die Absicht, mehr als Ausdruck rein künstlerisch intensiven Erlebens zu geben, scheint vielmehr auf die meisten der Willeschen Gedichte bewußt eingewirkt zu haben, und so ergänzt und verstärkt das Nachwort Willes des Betrachters nur den Eindruck, den die Worte Willes des Gestalters hinterlassen.

Darnach wäre es Wille nicht darum zu tun, möglichst vollendete Kunstwerke zu schaffen, die ihren besten Zweck darin trügen, daß wir sie hingebend genießen würden, sondern er will, daß wir seinem Führersinn vertrauend unsre Umgebung und Gewohnheit verlassen, um uns zeitweilig jenes primitiven Seelenzustandes teilhaftig zu fühlen, welchen Wille als Erlösung preist. Nicht Dichter, sondern Prophet, oder mindestens beides in einer Person zu sein, das mag Wille vorgeschwebt haben. Zwei Wege scheinen mir für den, der sich so hohe Mission erwählt hat, gangbar. Da ist einmal der Dichter, welcher zu seinem dichterischen Gestalten so viel Vertrauen hat, daß er glaubt, wir werden ihm — gleichviel ob überzeugt oder widerwillig — hingerissen in das Land seiner Phantasie folgen. Dabei ist es einerlei, ob er durch Macht seiner Gedanken, Schwung und Pracht des Rhythmus, Fülle des bildhaften Schauens wie etwa Schiller oder durch die unpathetische Natürlichkeit wirkt, womit er das Dichterreich für das Reich der Erlösung ausgibt. Es gibt aber noch einen andern Weg, — und er möchte sich für uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts mehr empfehlen, die wir gegen das idealistische Weltbild nun einmal gewohnt sind mit dem mißtrauischen Gedanken an Schönfärberei und Blender-

Digitized by Google

tum zu antworten. Dieser führt durch die Kultur hindurch, nicht an ihr vorüber wie jener erste. Sei einmal zugegeben, was ja die Voraussetzung ist, daß wir wirklich so sehr unter der „Kultur der Äußerlichkeit“ leiden: wir werden denn doch die Luft, in der wir aufgewachsen sind, die Güter, die uns überliefert sind, nicht eher aufgeben, als wir ihrer Wertlosigkeit innewerden. Mit andern Worten, der Dichter darf nicht einfach sagen: weg damit, diese Kultur ist nichtig, hier liegt . . . „der heilige Hain“, sondern er wird uns von der Äußerlichkeit dieser Kultur überzeugen müssen, — dann erst kann der Prophet einsetzen und den Weg zu heiligen Hainen weisen. Diese Möglichkeit ist nun freilich für den Lyriker zwar nicht ausgeschaltet aber erschwert, wie sie umgekehrt dem Prosaiker nahe genug liegt.

Um auf Wille zurückzukommen, so scheint mir zweifelhaft, ob er der Befähigte und also Berufene ist, um uns auf diesem oder jenem Weg von dem Sperling in unsrer Hand zu der Taube auf seinem Dache zu locken. Das bedeutet keine Geringschätzung, denn es gehörte geradezu eine Wucht idealen Schaffens, die hinreißen und beseligen könnte, dazu und eine Kraft, unsre Kultur in sich zu überwinden, und zu jenseitigen Sternen zu leiten, die so riesengroß sein müßte, wie sie nur den größten Schöpfern der Jahrhunderte verliehen war. Hat aber Wille unsre Kultur in sich überwunden? Hat er sie denn überhaupt aufgenommen, indem er kräftig in ihrem Strome schwamm? Leidet er nicht vielleicht gerade deshalb an ihr, weil er trotz all seiner nützlichen Unternehmungen doch noch zu oft beiseitestand? Ist seine Prophetie mitunter vielleicht nicht Ergebnis der Überwindung, sondern Begründung der Flucht?

„Selber arm und traurig,
Folg ich der weinenden Wolke
Und denk an arme Leute
Und leide mit meinem Volke.“

Aber dennoch bleibt er — im Mitleid sich wie es scheint begnügend — tatlos . . . .

„Meine Seele glutenvoll
Weiß nicht, wem sie glühen soll.“

Wenn er nun am Schluß der Abteilung „der Menge Qual“ in einem dreiseitigen Gedicht sich seufzend und schwankend windet

„Auf bangem Lager hier
Ein zweifelnder Gedanke“,

wenn er gesteht:

„Und ich wanke, schwanke in Lieb und Haß,
Und mir deucht, ich bewege die Welt.
O ich Irrtum und schwächlicher Widerspruch!“

so überzeugt er von dieser Unzulänglichkeit. Nun aber erwacht gleich darauf „grimm und kühn“ die „Macht“ in ihm.

„Ich bin die einige Macht, bin Lieb
Und Haß mit einem Male,
So einig wie Kastanienfrucht und ihre Stachelschale.“

„Und die hassende Liebe, der liebende Haß,
So in mir gärt und schafft,

Digitized by Google

Das ist der Menschheit Lebensdrang,
Ist die weltbewegende Kraft.
Ich will! Und dieser Kraftstrom wird
Durch alle Zeiten wallen ...."

„Ich will! Und ewig ist mein Kampf,
Und ewig ist mein Sieg!"

Angesichts der mitleidseligen Struktur des ganzen Buches können wir dann diese Apotheose der Willensewigkeit nur mit Mephistopheles' skeptischem Wort begrüßen: „Schon gut, nur dauert es nicht lange!" Nein, der ewige Sieg wird nur allzubald wieder von „Sternenliebe", „Sonnenträumen", „schwimmendem Sehnen", „Jugendtraum", „Pilgerlust", „Heimlichkeiten der Innenschau" abgelöst werden. Nicht als ob echte Kraft sich durchaus nicht mit Mitleidstiefe und Zweifelsqual verbinden könne, aber sie erhebt sich darüber nicht durch einfaches Weiterleben und durch Reflexion, sondern durch Entwicklung darüber hinaus und tatkräftiges Überwinden. Von alledem aber wird nur die Rede sein, keine mächtige Anschauung wird das alles unmittelbar in unser Schauen übertragen. Denn dazu reicht wieder seine künstlerische Begabung nicht aus. Seine Rhythmik hat wenig unmittelbare Kraft; zeitweilig spielt er mit künstlichen Versmaßen, dabei das Artistentum nicht ganz verleugnend, zeitweilig ergeht er sich im Schwung des versloſen Rhythmus ohne ihn wirklich mit Gehalt zu füllen — wie in den oben zitierten Zeilen. Das Sichselbstbetrachten ist leider überhaupt Willes größte Gefahr, seine pantheistische Naturschwärmerei ist immer mehr blutarme Sehnsucht als bildkräftige Anschauung.

„O Sternenhimmel!
Du Weltengewimmel!
Ihr dunkelblauen
Lichtbesäten Auen
Der Ewigkeit!
Euch tief zu schauen
Ist Seligkeit,
Ist kühler Trost
Für diese brennenden Wunden!
Die mir, erbost
Gleich kläffenden Hunden,
Die Menschenmeute schlug, um nun
Mit sattem Hasse auszuruhn ....
O Sternenhimmel!
Du Weltengewimmel!
Milchstraße, ungeheuer, breit,
Vielbuchtig wie ein ausgetretner Strom
Durchquerst du die Unendlichkeit!" .... usw.

Man denke einen Augenblick an Kellers „Schwinge dich, du grünes Rund", um die Kluft zwischen Reden und Schauen zu fühlen. Vom Faustprolog oder Spittelers kosmischer Phantasie ganz zu schweigen.

Die Kulturflucht treibt den Dichter aber nicht nur ins Weltengewimmel, sondern auch ins Phantasieland. Es finden sich eine ganze Reihe balla-

Digitized by Google

desker Gedichte — meist aus der „Abendburg“ — im „heiligen Hain“, welche die enttäuschte Liebe des Knappen, des Scholaren, das verlassene Mägdlein, „Tristans Heimkehr“, die entführte Seele der schönen Dorothee zum Gegenstand haben. Auch hier zeigt sich die schöpferische Kraft dem Wollen nicht gewachsen. Wille muß, um überhaupt durchzukommen, zur Nachahmung fremder Stile greifen. Ein Gemisch von Volksliedton, Pseudonaivetät, Altertümelei und Unempfindung ist das Ergebnis.

„O Pilgram, du mußt lernen
In Demut abseits stahn,
Du darfst den blauen Fernen
Nie täppisch nahn.“

Soll man wirklich an die ursprüngliche Notwendigkeit solcher Gebilde glauben? Oder wär's nur Reimnot, was hier Wolframs von Eschenbach Lied in altertümelnder Form erstehen ließ? Dazu ist Wille zu gewandt.

Wir haben diesen Band Gedichte ein wenig einläßlich behandelt, um einmal prinzipiell zu sagen, wie wir uns zu solcher moderner „Tempelkunst“ verhalten. Wir meinen, gesunder Sinn wird sie so lange ablehnen, wie sie sich nicht einfach als Dichtung gibt und also zunächst den künstlerischen Zielen genugzutun sucht, sondern die Welterlöserpose einnimmt. Diese böse „Kultur“, die an allem Herzweh schuld sein soll, wird nicht überwunden durch Flucht und Klage, auch nicht durch die sehr vornehmkultivierte Ablehnung, welche sie von seiten der Georgeschen Tempelkunst erfährt, sondern nur durch selbstentsagendes Mitschaffen, durch Verstehen ihrer Bedingungen und durch natürliche Kraft, anders ausgedrückt: durch Sorge dafür, daß die Mittel nicht Selbstzwecke werden — nicht aber ein klagendes Sich-Abwenden und ein schwächliches Sich-Verschanzen. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“ — das war nicht nur der echten Künstler Losung von je, sondern auch der größten Denker von Aristoteles an.

So müssen wir uns gerade gegen das in Willes Dichtung ablehnend verhalten, was seinen Bewunderern als das Schönste und Wertvollste erscheinen dürfte. Aber deshalb bietet seine Poesie doch auch uns Werte, deren wir genießen und froh werden. Denn oft genug kommt in ihr ein natürliches Fühlen zu ungekünsteltem Ausdruck, und wenn vielleicht Wille selbst diese schlichten Verse nicht besonders hochschätzt, so tun wir das um so mehr. Wir bringen aus dem bei Diederichs in Jena erschienenen Bande einige Gedichte verschiedener Art, um zu zeigen, daß auch für unsre Gesinnungsgenossen die Kenntnis der Sammlung sich durchaus lohnt. Imm. Ernst Anders]

Reue

Durch silberne Halme
Eisiger Scheiben
Dämmert zu mir
Ins Dunkel der Mond. —

Ich bin ein See,
Erstarrt zu Eise,
Darin sich spiegelt
Der traurige Mond;

Digitized by Google

Dürres Schilf
Zittert und flüstert . . .
Ich höre dich weinen
Und schluchzen — wie einst.

Einst füllt ich achtlos
Dir Tage mit Leide,
Bis daß du weintest
Aus schluchzender Brust.

Wohl hab ich flehend
Geküßt die Tränen,
Doch war's geschehen,
Daß du geweint.

Jetzt ist dein Auge
Längst getrocknet . . .
Doch weinst du ewig
In meiner Seele.

Und ich muß weinen
All deine Tränen,
Geliebtes Antlitz —
Und noch viel mehr.

Die tröstende Nacht

O Nacht, du treue Trösterin!
Wenn ich auf meinem Lager zage,
So schwebst du vor das Fenster hin
Und hörst geduldig meine Klage.
Und wenn ins Kissen ich mit Stöhnen
Mein tränend Angesicht verhülle,
Hör ich auf einmal eine Fülle
Von Wohllaut mir zu Herzen tönen:

„Getrost, getrost! Ich bin ja hier!
Will dich nach jedem Tage heilen
Und werde kommen einst zu dir,
Um immerdar bei dir zu weilen.
Dann ruhst du, selig vom Vergessen
Durchschauert, fern von Tagesrauschen
Und magst dem sanften Liede lauschen,
Das Winde harfen in Zypressen."

Sündige Blüte

Hinab zur unendlichen Ebene taucht
Rotglühend der volle Mond.
Des Morgens erster Odem behaucht
Mit feuchtem Kusse die silbergrauen
Erschauernden Roggenauen.

Digitized by Google

Wie schmacht ich, die schwülen
Vergrämten Sünderschläfen
Im tauigen Schoße des Feldes zu kühlen!
Wenn nur die zischelnden Ähren
Nicht herbe Beichtiger wären!

Doch zwischen den Ähren, du flatternde bleiche
Blüte des Mohnes, üppige, weiche,
Zu dir will ich gehen.
Sündige Blüte, du wirst mich verstehen.
Dein gütig Neigen,
Dein sanftes Schweigen,
O ich weiß, was es spricht:

„Getrost, mein Liebling! Laß dein reuig Mühen
Und bette dich her zu mir! Ob es bricht,
Das fromme Korn, du scheue die Sünde nicht!
Wir sündigen, weil wir blühen.

Vergiß die Welt, die uns Unkraut schilt!
Versenke die Seele versöhnt und mild
In meine barmherzige Blüte!
Laß heimlich uns trinken die duldsame Güte
Des Mondes — und rings vom weiten Gefild
Unendlich heilige Ruhe!“

Herbstfäden

In Fieberröte träumt der Baum
Den letzten goldnen Sonnentraum.
Der blaue Himmel lächelt
Wie sanftes Leid.
Horch, seltsam schnarrende Weisen!
Die Wandergänse reisen,
Zum Keil gereiht.

Am Webestuhl die Spinne lauscht,
Wie droben das Geschwader rauscht.
Ihr wird so fernesüchtig,
So bang zu Sinn.
„O hätt ich schwirrende Flügel!
Weit über blaue Hügel
Flög ich dahin.“

Und wie sie grübelt, wird ihr klar
Ein Flugmaschinchen wunderbar.
„Mein Werk soll mich erlösen!
Drum frisch gewebt,
Bis ob der braunen Heide
Ein Segel aus weißer Seide
Im Lufthauch schwebt!“

Digitized by Google

Da segelt nun das kleine Ding,
Wie Faust am Zaubermantel hing.
So fand dein Spintisieren
  Nun doch den Pfad!
Dich trägt, was du gesponnen,
Zu Gärten neuer Wonnen.
  Heil deiner Tat!

Der ewige Abc-Schütz

Auf den Rücken geschnallt die nagelneue Mappe,
Fibel und Schiefertafel unter der großen Klappe,
Schwamm und Schieferstift bammelnd an Fädchen
Trollt ich mit kleinen Knaben und Mädchen
Zur Schule nach Abc-Schützen-Art —
Und war doch ein Greis,
Mit Haaren schlohweiß
Und wallendem Bart.

Bald hockt ich auf niedriger Klassenbank
Zwischen Ofen und Klassenschrank;
Der Herr Lehrer saß auf dem Katheder.
Laut und deutlich mußte nun jeder
Aus der Fibel buchstabieren,
Artikulieren, deklamieren.
Vom plärrenden Chorus hallte das Zimmer:
„J, m: Jm! Jm — mer.
Ni, m: Nim! Nim — mer!“
Ich stammelte mit, zerstreut, verlegen,
Wagte kein Auge vom Buch zu bewegen,
Wußte vor Scham mich nicht zu lassen.
Was tat ich nur hier? Ich konnt es nicht fassen.
Das Abc hatt ich längst kapiert,
Hatte Bibliotheken durchstudiert,
War Bücherverfasser, ein Denker, ein Dichter . . .
Was tat ich hier zwischen dem Fibelgelichter?
Urplötzlich sah ich zu meinem Schrecken
Des Herrn Lehrers hochwürdigen Bauch
Vor meinen Platz sich pflanzen und recken.
„Nun, Brunochen,“ sprach er, „sag du's auch!
Ein kleines Blauveilchen . . .?“
Ich erhob mich verblüfft, mit Zittern und Zagen;
Was sollt ich sagen? Ein kleines Blauveilchen?
Auf einmal erwachte, Zeile für Zeilchen,
Die Fabel aus meinen Kindertagen,
Und ich konnte mechanisch sagen:
„Ein — klei — nes — Blau — veil — chen
Stand eben erst ein Veilchen
Unten im Tal am Bach.
Da dacht es nach und sprach:

Digitized by Google

»Daß ich hier unten blüh,
Lohnt sich kaum der Müh;
Muß mich überall bücken
Und drücken;
Bin so ins Niedre gestellt;
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wäre es ganz gescheit getan,
Ich stieg ein bißchen höher hinan.«
Und wie gesagt, so getan;
Aus dem Wiesenland
Mit eigener Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern.
Und begibt sich aufs Wandern.
Drüben der Hügel wär mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht,
Könnt ich ein Stückchen weiter sehn;
Dahin will ich gehn . . .
Dahin will ich gehn . . .
Will ich gehn . . .“

„Ja,“ sprach der Herr Lehrer, „da hapert's noch sehr.
Gib künftig hübsch acht und lerne mehr!“

Da stand ich alter Esel blamiert —
Und wär am liebsten retiriert
In den Boden hinein . . .
Zu meiner Erlösung begann zu schrein
Gellend die Glocke durchs Haus,
Und — die Schule war aus!

Janhagel sprang mit Jubel und Tanzen
Über die Bänke, griff Mütze und Ranzen
Und lärmte in hundertfüßigem Trab
Holterdipolter die Treppe hinab.
Auf dem Hofe harrten voller Verlangen
Mütter und Tanten ihrer Rangen.
„Ich bin versetzt!“ schrie ein kleiner Junge
Triumphierend aus voller Lunge. —
Versetzt? Wie ein Pistolenschuß
Fuhr es mir freudig durch den Kopf:
Heut ist ja Semesterschluß!
Dann bin ich armer alter Tropf
Wohl endlich versetzt zur höheren Klasse!
Daß ich Träumer solche Eröffnung verpasse!

Zu einem Klassengenossen trat ich,
Klopfenden Herzens um Auskunft bat ich.
Der aber höhnte mit Geträtsch:
„Nee — du bist sitzengeblieben — ätsch!“

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Entsetzen durchschlotterte meine Glieder.
Sitzengeblieben! Schon wieder — schon wieder!

Da wandte der Bengel sich lachend um:
„Ist der aber dumm!
Ist schon längst in der obersten Klasse
Und will noch versetzt werden!
Wie kannst du versetzt werden?
Es gibt ja keine höhere Klasse!“
Gibt keine höhere Klasse?
Das Unbegreifliche, grob wie ein Sparren,
Ließ alle Gedanken und Sinne erstarren.
Gibt keine!

Auf dem Schulhof stand ich in wirrem Traum
Schließlich allein mit dem Kästenbaum,
Der im Herbstwind brauste und stöhnte,
Sich dörrender Blätter entkrönte.
Ich blickte hinan, durch Gittergezweige:
„Sonne, wo bist du? Enthülle dich! Zeige
Den Höhenpfad für mein Aufwärtstrachten!
Den Quell, dahin meine Geister schmachten —
Aus dessen überirdischem Rauschen
Sie unerhörte Kunst erlauschen;
Zeige die höhere Klasse mir!“

Ich schaute mich um und — sah die Mauern —
Und mußte schluchzend zusammenschauern,
Schüttelnd das Haupt — wie König Lear:
„Es gibt ja keine!“

So bin ich erwacht. Ich zittre und weine.
Es war nur ein Traum!
Doch — gibt es denn eine?

Im Sarge

Aus schwarzem Sarge starrt,
Von Morgengrau erhellt,
Ein Toter bleich und ernsthaft
In die verlassne Welt.

Ein müdes Schluchzen irrt
Umher im Beigemach;
Im starren Totenantlitz
Wird keine Rührung wach.

In Wonne bricht der Morgen
Herein mit roter Glut,
Begrüßt von Vogelzwitschern;
Tief ernst der Tote ruht.

Digitized by Google

Er starrt empor und grübelt,
Wie es nur möglich war,
Daß er von Luft und Leide
Gebebt so manches Jahr.

Rundschau

Allgemeineres

Ästhetische Aphorismen

Symbolisches Wesen der Kunst. Ein einmaliges Besonderes drückt das sich ewig Wiederholende, Allgemeine, nach irgendeiner seiner wesentlichen Seiten verstärkt und deutlicher gemacht, aus. Es wird ein Epigramm auf dies Allgemeine. Ein besonderes zufälliges Geschehen erscheint dem eindringenden Blick geradezu als ein Spiel des Gesetzes, in dem das Spiel zerfällt und das Gesetz, hüllenlos, vor dem Auge stehenbleibt. Dieser symbolische Vorgang ist um so reizvoller, je seltsamer das Besondere ist, welches als eine Auswirkung, als ein Spiegel der Idee erscheint. Alle stofflichen Gestaltungen der Kunst sind durchscheinend und geben den Blick auf den Hintergrund des Letztmenschlichen frei.

⧈

Unsichtbare Forderungen. Man hat einen Wertmesser von untrüglicher Sicherheit für den schöpferischen Organismus eines Künstlers, der Art nach, wenn man die Zahl der unsichtbaren Forderungen kennt, die er fühlt und stellt, die ihn unbeachtet umgeben und die er doch alle erfüllen muß, ehe er die Hand von einem Werk nehmen kann. Ich sage mit Bedacht: die Zahl. Jede höhere Forderung umschließt konzentrisch die vorangegangenen und nimmt sie in sich auf. Sie mehren sich, wie Jahresringe am Baum, mit jedem Zeitmaß des Reifens. Die letzte, vielleicht unerfüllbare Forderung, zu welcher sie das gestaltende Gefühl treiben, ist: der in sich zurückkehrende, allein auf sich ruhende Organismus, reine Beziehung des Werkes auf sich selbst.

⧈

Formen, die im Künstler ruhen. Wir sehen sich wandelnden Wolkengebilden zu, sehen in die schattenhaft ziehenden Nebel, von Teilen ihrer Umrisse angeregt, Gestaltungen hinein: Menschen, Tiere, Schlösser, Wagen, Schiffe. Formen aus unendlicher Anschauung ruhen in uns, der menschliche Körper in allen Bewegungen, Verkürzungen und Überschneidungen, Gesichter mit jedem Ausdruck. Es unterscheidet das künstlerische vom wissenschaftlichen Abbild, daß sich beim künstlerischen Bilde das einmalige Modell in den Formen der unendlichen Anschauung gespiegelt, sich in ihre Licht-Atmosphäre getaucht, sich in ihnen zu einer, viele Erlebnisse sammelnden, Gestalt gewandelt hat.

Wenn Dürer z. B. ein ihm ungewohntes Tier zeichnet, so ist das Blatt technisch deutlich unterschieden von solchen, auf denen er ihm geläufige Tiere bildet; es ist aus dem Einzelnen, dem Kleingefüge des Eindrucks zusammengesetzt, das sich nicht bis zur ruhigen Einheit der Kontur aneinanderschließt.

⧈

Reinheit. Der Künstler, der alle bewußte Arbeit darauf richtet,

Digitized by Google

daß die geringeren Schöpfungen der Zwischenzeiten jedenfalls höchste, klarste Reinheit erreichen, der schafft damit die Reinheit des nächsten großen Werks, das mit Fülle hervorbrechend keine Zeit zu ruhiger Arbeit läßt.

◘

Das Einfache. Rings um den reifenden Menschen wächst die Vielheit drängend, verwirrend, berückend auf; lockt ihn nach allen Seiten. Da muß er zum Grundhaftesten gehn, auf dem die Vielheit ruht. Nur das bewahrt ihn vor dem Zerfließen und Zerrissenwerden, ohne ihn zu verengen. Das Einfache wird das Einzige, Notwendige.

◘

Scheideweg. Irgendwann muß sich jeder von dem unruhigen, hastigen, irrtumvollen — von keinem Beteiligten klar und zielbewußt gelenkten, vielmehr von allen übersichtslos in der drängenden laufenden Menge mitgemachten — Sichfolgen der geistigen Zeitmoden abwenden. Dann bleibt er entweder stehen, bleibt stehen in der letzten Mode, die er noch mitmachte, ein Abergangener der Entwicklung. Oder er steigt ins Zeitlose hinauf und betrachtet lächelnd das Schauspiel der wiederkehrende Folge.

Wilhelm von Scholz

Hans Hoffmann †

Draußen auf den Weimarer Straßen liefen die frischen Jungen herum, die der Schillerbund aus ganz Deutschlands Gymnasien zusammengerufen hatte, um ihnen zum ersten Male in Deutschlands Mekka Festvorstellungen nach unsern Klassikern zu zeigen, — da machte der ehemalige Gymnasiallehrer die Augen für immer zu, der ausweislich seiner Bücher für solcherlei Jugendgenüsse ein Herz wie wenige gehabt hat. Er war freilich jetzt schon lange kein „Pauker“ mehr, er lebte als Generalsekretär der Schillerstiftung nützlich vermittelnd und taktvoll helfend in Ilm-Athen. „Lebte“? Je nun, sein eigentliches Leben war allerdings doch eigentlich weder das des Lehrers, noch des Generalsekretärs, noch des Redakteurs, mit seinem Besten war er allezeit eben Poet gewesen.

Es ist mir ganz unmöglich, noch dazu so mit schnellem Federzug nach der überraschenden Todesnachricht, Hans Hoffmanns literarisches Bild mit ein paar wirklich bezeichnenden Strichen zu umreißen. Man hat ihn zu den Münchnern gezählt. Die waren in seiner Werdezeit die eigentlich feinen unter den lebenden Erzählern, und so ging er von ihnen aus, zumal auch das Südliche und das Antikische seiner Neigung lieb war wie der ihren. Aber er blieb bei ihnen nicht, oder richtiger: er verheiratete das angenommene Münchnerische mit dem eingeborenen Pommerischen in sich, das Kulturelegante mit dem niederdeutsch Gemütswarmen und Humorigen. Ein ganz Starker, der zu seinen eigenen zwei Beinen niemals einen Wanderstock gebraucht hätte, war ja Hoffmann ohnehin nicht, er nahm auch sonst Anregungen, woher sie kommen mochten. Nur: nicht unter irgendwelcher Suggestion der ästhetischen Mode, auch nicht, um irgendwelcher Theorie entsprechend sich dadurch literarisch zu bilden, nie nach dem „Meister, lehre mich, wie ich in meinem Fach was leiste“, sondern immer einfach: weil der Träger der Anregung oder seine Sache ihm lieb war, und nur, wenn er das war. So kommt

Digitized by Google

aber kein Epigonentum zustande, denn was ich aus Liebe zu mir pflanze, das pfleg ich auch, daß es bei mir wächst. In Hans Hoffmann ist alles, was er von andern annahm, gewachsen. Und so merkten allmählich nach den „Laien" die „Kenner" auf und erfreuten sich bei seinen Schriften eines feinen Künstlertums, das um so wohltuender war, als es sich so gar nicht aufdrängte.

Mit dem prachtvollen historischen Roman „Der eiserne Rittmeister" werden Hoffmann auch eine ganze Anzahl seiner Novellen lange, lange überleben. Dieser Poet ist ganz ohne Reklame und ganz ohne Clique allmählich zu einem großen Hörerkreise gekommen. Daß der Mensch, der durch seine Dichtungen sprach, warmherzig, frohsinnig und in seinem sittlichen Ich kerngesund war, das läßt besonders wünschen: es möge in puncto Bekanntheit im deutschen Volk noch eine gute Weile so weitergehen, wie es mit Hoffmanns Ruhm in den letzten Jahrzehnten gegangen ist. A

Zwei Romane von Otto Stößl

„In den Mauern" (Berlin 1907, Verlag von J. Bard) — **„Sonjas letzter Name"** (München 1909, Verlag von G. Müller)

So sonderbar es klingt, eine Dichtung als Frucht literarischer Studien zu bezeichnen, man kann doch sagen: Die schönste Frucht seiner Gottfried Keller- und Konr. Ferd. Meyer-Studien legt Otto Stößl mit dieser Schilderung österreichischer Landschaft, österreichischer Geschichte und österreichischer Menschen vor uns hin. Kaum ein Anklang an die Schweizer Meister schwingt mit, aber auf dem Grunde des Schaffens lagert die sittliche Verantwortlichkeit als gemeinsames Gut aller drei Erzähler. Wer in die Vorzüge und Schwächen des Wieners unsrer Tage Einblick gewinnen will, der lese dies Buch, das nun freilich nicht einmal den Anspruch erhebt ein Wiener Roman zu sein, in Wirklichkeit aber bis jetzt einer der ganz wenigen Wiener Romane ist. Dabei wickeln sich seine Vorgänge um die Wende des 18. Jahrhunderts und nicht allein in der alten Kaiserstadt ab; sie greifen bis an Bayerns Grenzen hinaus und ziehen Linz und Brünn, vorübergehend auch Paris in ihr Netz. Kapitel für Kapitel jedoch hat eine gleichnishafte Wirkung, als gelte es für das moderne Wien und für unsre Hausnachbarn. Für Schnitzler decken sich („Der Weg ins Freie") die jüdischen Kreise in Wien fast vollkommen mit den wienerischen Kreisen, Stößl mußte nicht nur das Judentum beiseitelassen, das um 1809 noch im Ghetto seufzte und weder im Großkaufmannsstande noch in den Salons zu finden war, er erkannte wohl auch in der Zähigkeit der eingewanderten Rasse das Gegenspiel zu rein-österreichischen Eigenschaften. Zwar versucht jeder typische Österreicher einmal in energischem Anlaufe ein Ziel zu nehmen, Kraft und Talent unterstützen ihn sichtbarlich. Hat er es aber erreicht, so gibt er sich gemächlicher Ruhe hin und geht im Wohlgefühl des bescheidenen Erfolges auf oder gar — unter; bleibt das Ziel ihm versagt, so wagt er keinen neuen Angriff, sondern übt sich im Raunzen, wenigstens im Schwatzen und Tratschen, das elegant über das Mißgeschick hinwegtragen soll. Des Wieners Müdigkeit bereitete ja dem quecksilbernbeweglichen, tatsüchtigen Judentum

Digitized by Google

den Weg, auf dem es — einer zahlenmäßig überlegenen, politisch-mächtigen klerikalen Partei zum Trotz — seine gesellschaftlich und wirtschaftlich einflußreiche Stellung erobert hat.

Johann Bilgeri, ein vaterloses Kind, wird durch die recht sparsame Güte eines reichen Webermeisters aus dem bäuerlichen Stande genommen und einer Art von besserer Bildung überantwortet. Seine Kindheit mit ihren nicht gewöhnlichen Unbilden und ihren bescheidenen Freuden hat Stössl anmutig vor uns ausgebreitet und mit so viel Sonne durchtränkt, daß wir noch am Ende des ins Dunkel armseligen Todes verebbenden Romans auf ihre Gloriole mit wonnig-wehmütigem Blicke zurückschauen. Er heiratet die Enkelin seines Gönners und wird schließlich der Erbe des Kaufmannshauses, das er von der Peripherie des Landes nach Wien verpflanzt. Aber sobald die wirtschaftlichen Schwierigkeiten ein kleines Maß übersteigen, steckt er den Kopf in den Sand: er flieht ernste Auseinandersetzungen, flieht den Konkurrenzkampf und verbringt Tage und Nächte in schöngeistiger Gesellschaft mit Reden und Zuhören. Der Zauber wienerischer Plauderkunst und eine Kurtisane umstricken ihn mehr und mehr, er läßt Weib und Kind im Stich und kehrt als Schwindsüchtiger zurück, um im allgemeinen Krankenhause zu sterben. Auch ihm hat einmal im Leben ein Lorbeerzweiglein gegrünt: er ist dem großen Napoleon, der Wiens Vororte belagerte, mit einer freimütigen Bitte gegenübergetreten: und sie wurde erfüllt.

In dem Buche lebt eine wundersam feine Frau, Johann Bilgeris Gattin, die den Nebennamen „Schnee" trägt; in ihr ist Stössl sein Meisterstück gelungen. Wir sehen sie als zartes verwöhntes Kind heranwachsen und sich dann dem blühenden jungen Manne und Schützer leisjauchzend in die Arme werfen; als dann das Unglück kommt, trägt die Schwache es mit Ergebenheit und Tapferkeit, die den Flüchtigen, Starken beschämen müßte, wenn er nicht ganz in die Mauern des Wienertums eingepreßt wäre.

Mit Sorgfalt wacht Stössl über dem sprachlichen Ausdruck, und nur selten melden sich Austriazismen wie „beiläufig" im Sinne von „ungefähr", oder „zeitlich" für „früh". Vielleicht dehnt sich auch die Lehrhaftigkeit des jungen Felser etwas poloniushaft in die Breite, aber die Lebensweisheiten, die ausgesprochen werden, verdienen es wohl, vernommen und beherzigt zu werden. Wer im Herbst den Wienerwald durchstreift, spürt etwas von der schweren süßen Luft, die wie eine leichte Wolke auch über dieser Erzählung ruht. Ferdinand Gregori

Künstlerisch genommen scheint mir das neueste Buch Stössls einen wesentlichen Fortschritt zu kennzeichnen. Der Stil ist satter und gedichteter, der Gang der Handlung weniger abrupt, die Psychologie sicherer und anschaulicher. Wenn auch der nachdenksame Essayist und Betrachter dem Dichter in Stössl wohl immer die Wage halten, wenn nicht ihn übertönen wird, so ist doch eben dies Buch ein Zeugnis, wie nahe ehrliche Arbeit und kluges Erfassen künstlerischer Gesetze an ursprüngliche Begabung herankommen können, wie weit sie vielleicht höheres aber ungezügeltes Talent überholen, wenn sie auch nur mit einem Teil davon sich paaren. „Sonjas letzter Name" ist ein

Digitized by Google

Roman, der in weit höherem Maß als viel anspruchsvollere Werke diesen Namen verdient. Einen Schelmenroman nennt ihn der Dichter; und dazu berechtigt ihn nicht nur der gute Humor, womit er sich mit den Weltläuften staunend oder zufrieden, tadelnd oder bedauernd auseinandersetzt, immer gern zu einem verstehenden Lächeln bereit, dazu berechtigt ihn vor allem die wunderliche Begebenheit, deren er sich als Stoff bemächtigt hat. Das krause Leben eines jüdischen Mädchens aus Galizien, die als Kind ihren Eltern entflieht, von einem prächtigen Leutnant, den sie liebt, aufgenommen und aufgezogen wird, die nacheinander die Geliebte des Leutnants, Klosterschülerin, Erzieherin, Gesellschaftsdame und Ballkönigin wird, um zuletzt im Hafen einer glücklichen Ehe ihren vierten und letzten Namen und die ersehnte Ruhe zu finden — dies ist in groben Umrissen der fesselnde Vorgang. Reizvoll ist daran freilich mehr das Zufällige, das ewig sich hindernd Einschiebende, das überwunden werden muß mit Schlauheit, Scheinheiligkeit, Trug und lachender Lebenslust. Vor allem die Geldnot und die Namennot plagen den guten Leutnant und seine Sonja, und veranlassen sie zu den gewagtesten Experimenten, also daß er wie sie längst schon mit Emphase aus der „guten Gesellschaft“ ausgestoßen wären, verstünden sie es nicht, im rechten Augenblick immer ein Mäntelchen der Treuherzigkeit, Wohlerzogenheit, Vornehmheit oder dergleichen anzulegen. Und als zuletzt alles nicht mehr helfen will, da hilft ein ehrliches Bekenntnis der kleinen Lea Weinrausch, alias Sonja Podchmielska, alias Kobierska über alle Abgründe hinweg den Sprung in die lang betrogene gute Gesellschaft vollführen. Man wird nicht verkennen können, daß dem Verfasser an dieser Stelle etwa der Atem ausging und er mit dem Geständnis ein wenig eilig den Schluß heranzwingt. Wäre er nicht so zartsinnig geschrieben, er wäre das Schwächste am Buch, da die ausbrechende Verzweiflung des Mädchens allzu unvorbereitet kommt. Eine weniger wichtige Schwäche scheint mir darin zu liegen, daß Sonjas Geschichte als Rahmenerzählung gegeben wird. Der Vorteil, daß der Erzähler am Anfang launig über Höhen und Tiefen der Gesellschaft philosophieren und damit seine Stellung zu den exorbitanten Begebnissen schon als die eines freundlichen, romantisch angehauchten Lebenskünstlers festlegen kann, wiegt die gelegentlichen Störungen der Erzählung durch die „überraschende“ Ichform und die Beziehungen zum Erzähler nicht auf, — und wo steckt überhaupt der objektiv künstlerische Grund dieser „Distanzierung“?

Doch, wie gesagt, wer sich diese kleinen Schwankungen der künstlerischen Haltung nicht verdrießen läßt, wird in dem Büchlein nicht nur einem anregsamen und liebenswürdigen Geist, heiterer, verwunderlicher Gesellschaft, sondern auch einem beachtenswerten Künstler begegnen. Imm. Ernst Anders

„Kriminal-Preisausschreiben“

Unter der Überschrift „Verschlungene Spuren“ veröffentlicht wohl das verbreitetste Volksblatt, das es in Deutschland überhaupt gibt, Scherls „Allgemeiner Wegweiser“, ein „Kriminal-Preisausschreiben“, das „über einen Zeitraum von 15 Wochen“ „die männlichen und

Digitized by Google

weiblichen Bewerber" „in den Geist und die Lage von praktischen Kriminalisten zu versetzen suchen" soll. Die Preisbewerber sollen der Redaktion von Etappe zu Etappe mitteilen: „was ist nun zu tun?", immer mit drei Wochen Zeit, um über die neueste Sachlage nachzudenken. „Erster Abschnitt: An der sächsisch-böhmischen Grenze, auf königl. sächsischem Gebiet, ist in den ersten Tagen des September ein grausiger Fund gemacht worden. Arbeiter, die zur Fabrik gingen, passierten in der Nähe der Mulde eine schräg abfallende, mit vielem Strauchwerk bewachsene Wiese. Sie sahen in der Nähe des Fußsteiges, den sie benutzten, mehrere große Blutflecke. Die später veröffentlichte Anklageschrift meldet: »Bei Verfolgung der Blutspuren fanden die Arbeiter im Schilf (Rohr) der Mulde die Leiche eines Mannes ohne Kopf. Etwa fünf Schritte von dem Fußsteig entfernt, nach dem Wasser zu, steht ein mannshoher Strauch. Hinter demselben befanden sich zwei etwa tellergroße und mehrere kleinere Blutflecke auf dem rasigen Erdboden. Bei dem Strauch steckte ein kleiner, gelb- und braungestreifter, oben schwach gekrümmter Spazierstock in der Erde. Etwa einen Schritt davon entfernt, und zwar hinter dem Strauche, lag eine graue Mütze am Boden. Zehn Schritte von dieser Stelle entfernt, dem Ufer zu, lag die Leiche auf dem Bauche, die Füße dem Lande zugekehrt, in dem dichten, $2^1/_2$ bis 3 Meter hohen Schilfe (Rohr). Sie war mit Hemd, Unterjacke, Vorhemdchen, Weste, Hosenträger, Unterhosen, Hosen, Strümpfen und Stiefeln bekleidet, jedoch ohne Rock, und war dergestalt mit Schilf und Blättern bedeckt, daß man sie erst nach Entfernung derselben deutlich sehen konnte. Der Kopf war glatt abgeschnitten, der Stumpf zeigte noch frisches Blut. Fünfzehn Schritte von der Leiche lag ein fast ganz zerschmetterter und bis zur Unkenntlichkeit entstellter Menschenkopf, mitten im Schilf. Eine Spur führte nicht dorthin. Er war dem Anschein nach in das Schilf geschleudert worden. Alle Blutspuren, welche man fand, waren frisch und rot.« Das Gesicht des Kopfes war durch Stiche, Schnitte und durch zwei Schrotschüsse, die aus nächster Nähe abgefeuert sein mußten, total unkenntlich gemacht. Der in der Erde steckende Spazierstock war, wie die Messungen ergaben, für den Ermordeten zu kurz, also wohl nicht sein Eigentum. Wertsachen fanden sich nicht bei der Leiche vor. An der linken Hand befand sich ein goldener Trauring ohne Gravierung. Nach dem Gutachten der Gerichtsärzte hatte das Abschneiden des Kopfes eine Persönlichkeit vorgenommen, die mit dem Zerlegen von Menschen- oder Tierleichen vertraut war. In der Gegend gibt es viel Schmuggel und Wilddieberei. Nach der Bekleidung war die Leiche nicht zu rekognoszieren, trotzdem sie Hunderte von Menschen gesehen hatten.

Die beiden ersten Fragen lauten nun: 1. Welches Motiv kann für das Verbrechen in Betracht kommen? 2. Welche Maßnahmen resp. Recherchen wären zuerst vorzunehmen?"

Ich habe mehr als einmal bewiesen, daß ich das allgemeine Partei- und Konkurrenzgezeter über Scherls Unternehmungen nur eben für Partei- und Konkurrenzgezeter und daß ich diesen Mann für eine sehr bedeutende Kraft halte, dessen Ehrlichkeit in dem Bemühen, in größtem Stile gemein-

Digitized by Google

nützig zu wirken, noch nicht widerlegt ist. Auch die Weiterbildung seiner Volksbibliothek ist nach den Einblicken, die dem Dürerbunde gewährt worden sind, eine vortreffliche Leistung ernstesten volkserzieherischen Willens. Und nun dieses Preisausschreiben, über dessen Verwerflichkeit gar kein Wort zu verlieren ist! Wir alle, einschließlich der Leiter der Scherlschen Bücherei, wir alle mühen uns auf den verschiedensten Wegen ab, der Schundliteratur entgegenzuarbeiten, und Scherl setzt im verbreitetsten deutschen Volksblatte ein raffiniertes Preisausschreiben, nein, ein ganzes System von Preisausschreiben in die Welt, das geradezu darauf ausgeht, die Phantasie möglichst vieler Menschen künstlich in die Bahnen einzufahren und sie gleich Monate über Monate lang darin festzuhalten, die uns allen als die verderblichsten erscheinen! Es ist ja wahrhaftig, als schwebe ihm als Ideal der nationalen Entwicklung die Erziehung des Deutschen zum Detektiv vor.

Welchem Scherl sollen wir nun glauben? Der „Allgemeine Wegweiser“ wird zurzeit redigiert „i. V. von Walter Steinberg“. Ist Scherl für diesen Unfug verantwortlich, oder ist's Herr Walter Steinberg? Im Interesse aller, die an unserm öffentlichen Leben beteiligt sind, vor allem aber im Interesse August Scherls liegt die rückhaltlose Aufklärung dieses Falles. Aber darüber hinaus: Scherl ist es sich und uns allen schuldig, die wir bei seinen guten Unternehmungen mit ihm gehen: daß er dieses Preisausschreiben auf irgendeinem Wege zurückzieht oder sonst unschädlich macht. A

Musik

Theater

Münchner Theater

Ein Ensemble-Gastspiel im Münchner Volkstheater brachte u. a. auch die Uraufführung eines einaktigen Dramas „Der Jünger“ von Rudolf Presber. Man war berechtigt, von Presber etwas literarisch Wertvolles zu erwarten, wurde aber enttäuscht; sein neuer Einakter könnte jeden beliebigen Theaterstückschreiber zum Verfasser haben, so schematisch pikant und sentimental ist seine Entwicklung und so grell sein auf Nervenerregung berechneter Schlußeffekt. Der Attaché, jugendliche Doppelgänger und vielfach verpflichtete „Jünger“ des ehrenfesten Botschafters einer südamerikanischen Republik hat dessen lebenslustige junge Gattin zur Geliebten gewonnen. Der Betrogene entdeckt das Verhältnis, will aber als Staatsrepräsentant jeden öffentlichen Skandal vermeiden und stößt den Dieb seiner Ehre unter vier Augen für immer von sich. In seiner reuigen Zerknirschung erfährt der Ex-Attaché von einem bevorstehenden politischen Attentat auf den Botschafter; schnell entschlossen nützt er seine täuschende Ähnlichkeit mit ihm und erwartet in heroischer Sühnung seiner Schuld selbst die mörderische Kugel. — Wie gesagt: den Dichter Presber sucht man in diesem Stücke vergebens, und auch bühnentechnisch ist es trotz seines routinemäßigen Haupteffekts kein Meisterwerk, namentlich erscheinen und disputieren mehrere Nebenpersonen recht überflüssig. Harry Walden spielte indessen die Rolle des Attachés so geschickt, daß die Neuheit beim Publikum einen Erfolg davontrug.

Hanns von Gumppenberg

Nietzsche und die fröhliche Tonkunst

Der jetzt im Insel-Verlag veröffentlichte Briefwechsel des Philosophen mit dem Komponisten Peter

Digitized by Google

Gast verdient die Beachtung der Musiker, da er viel über Angelegenheiten der Tonkunst handelt. Gast war in den achtziger Jahren nicht nur Nietzsches Freund und Gehilfe, sondern auch sein musikalischer Abgott, dem er die Kraft zutraute, den Wagnerismus aus dem Sattel zu heben und seine musikalischen Ideale zu verwirklichen. Diese letzteren kennzeichnet er einmal durch den Satz: „Man muß dem bornierten deutschen Ernst das Genie der Heiterkeit entgegenstellen." Freilich, diese Heiterkeit sollte von besonderer Art sein. In Rossinis „Barbier" zum Beispiel fand er „die ungeheure Gelenkigkeit dieser Musik" sogar als peinlich, „wie den Anblick eines Clown". In Gasts Opern aber glaubte er die ersehnte, göttlich heitere, auf zarten Füßen einhertänzelnde neue Musik erreicht.

Für diese Werke ist er darum unermüdlich tätig. Er korrespondiert darüber mit Bülow, Levi und Mottl. Er spricht persönlich bei Nikisch vor und betreibt die Einreichung der Partituren am Leipziger Stadttheater. Er setzt Privatauditionen und Konzertaufführungen durch. Auch bei dem damals ganz jungen Kunstwart hat er für Gast gewirkt. Er besucht Theater, um geeignete Kräfte für seinen Schützling zu entdecken. Und die Sehnsucht nach Gast führt ihn in Nizza zum „Boccaccio". Die Operette ergreift ihn bis zu Tränen. „Die große Heiterkeit ist das, was mich jetzt am meisten rührt."

Aus dieser Stimmung heraus entwickelt Nietzsche dann mit sprühendem Feuer sein ästhetisches Programm als Richtschnur für den schöpferischen Freund. „Ein antiromantisches Bekenntnis über Musik tut not. Nicht mehr »Moral« und »Volkserhebung« w o l l e n mit Musik, sondern Kunst, ars, Kunst für Künstler, etwas göttliche Indifferenz, etwas unerlaubte Heiterkeit auf Kosten aller »wichtigen« Dinge: Kunst als Überlegenheitsgefühl und »Berg« gegenüber der Niederung von Politik, Bismarck, Sozialismus und Christentum." Es ist klar, daß er von diesem Standpunkt aus für die deutsche, die Wiener Operette, der er vor einem Jahr noch Talent „für weibliche Ausgelassenheit und Grazie" nachgesagt hatte, nur mehr Verachtung finden konnte, wogegen ihn Offenbach bezauberte und entzückte.

Nietzsches Interesse für die Operette steigert sich, als er nach Turin übersiedelt. Die beiden Operettentheater dort zählten ihn zu den fleißigsten Besuchern. Er schwärmte für Auhrans „Mascotte" und lief „voll Ekel" davon vor den „zwei Arten der deutschen Gemeinheit, der animalischen und der sentimentalen". Als Gast ihm beschämt gesteht, daß er selber, um Geld zu verdienen, unter die Operettenschreiber gegangen sei, da verteidigt Nietzsche das Genre gegen seine Gewissensbisse. „Solange Sie in dem Begriff Operette irgendeine Kondeszendenz, irgendeinen Vulgarismus des Geschmacks vermuten, sind Sie — verzeihen Sie den starken Ausdruck — nur ein Deutscher . . . Sie sind jetzt in Frankreich darin wahre Genies von geistreicher Ausgelassenheit, von boshafter Güte, von Archaismen, Exotismen, von ganz naiven Sachen. Es gibt bereits eine wahre Wissenschaft von Finessen des Geschmacks und des Effekts. Wien ist ein Schweinestall. Für unsre Leiber und Seelen ist eine kleine Vergiftung mit Parisin einfach eine Erlösung. Vergeben Sie mir, aber deutsch schreiben kann ich erst von dem Augenblick an, wo ich mir

Digitized by Google

Pariser als Leser denken konnte. Mein »Fall Wagner« ist Operettenmusik."

Wir werden uns diesen Ausspruch merken. Denn er ist zum psychologischen Verständnis dieses glänzenden Pamphletes unerläßlich, das ästhetische Lebemannstum Nietzsches in dieser Periode zu erfassen, wie es in seiner Schwärmerei für die französische Operette zum Ausdruck kommt. Zarathustra als Operettenhabitué! Ein Umwerter aller Werte, der — „Fatinitza" zitiert! Auf den Fall Wagner fallen überhaupt manche hellen Lichter. Wie bricht die Liebe zum Meister durch alle Polemik bisweilen siegreich durch! Wie schwer muß Nietzsche die persönliche Trennung geworden sein! Zwar erklärt er, daß er ein Singspiel seines Gast viel lieber hören möchte als den „Parsifal", zwar bezeichnet er diesen, als er seine Schwester auf die Premiere vorbereitet, als „Cagliostrizismus". Aber dann hört er in Monte Carlo das Vorspiel und wird so mächtig gepackt, daß er einen Hymnus als Kritik darüber schreibt. Freilich, das sind nur „Rückfälle". Im übrigen scheint Nietzsche damals kaum mehr die Kraft besessen zu haben, sich in großzügige musikalische Organismen einzuleben. Beethovens letzte Quartette erscheinen ihm „undeutlich und launenhaft". Daher seine Sehnsucht nach der Musik der von selbst verständlichen Formen, die ihm lediglich „Sensationen" gibt, daher seine Tendenz zur Operette. Und in diesem angenehmen Nervenrausch ruft er begeistert: „Das Leben ohne Musik ist einfach ein Irrtum, eine Strapaze, ein Exil." Für die Geschichte des großartigen Feldzuges, den Nietzsche gegen das deutsche Kunstideal für das romanische begann, sind diese Briefe jedenfalls von großer Wichtigkeit. B

Die Musikbibliothek Peters

hat mit dem fünfzehnten Jahrgang ihres Jahrbuchs allen Freunden der Musikwissenschaft wieder eine wertvolle Gabe beschert. Ist es schon interessant, aus der Statistik des Bibliothekars des Instituts, des bekannten Musikgelehrten Professor Rudolf Schwartz zu entnehmen, wie groß die Bedeutung dieser Schöpfung eines Privatmannes für die musikalische Kultur von Leipzig ist, ist es ferner außerordentlich lehrreich, sich aus der Zusammenstellung am Schlusse des Bandes darüber zu orientieren, was an Büchern und Schriften über Musik im Laufe des Jahres 1908 erschienen ist, so erweitern die vier großen Aufsätze des Jahrbuchs die Kenntnisse ihrer Leser wieder ganz beträchtlich. Die Jahrbücher der Musikbibliothek sind eben als Sammlungen wertvollen Materials für die Musikgeschichte ganz unentbehrlich geworden.

In dem ersten Aufsatz: Über Heterophonie gibt Guido Adler einen Überblick über eine primitive, bei allen Völkern zu beobachtende Art der Mehrstimmigkeit, die nicht auf Konsonanz und Stimmführung Rücksicht nimmt, sondern einfach aus der Freude an der Zusammenstellung verschiedener Tonweisen entstanden ist. Vielleicht lohnte es sich, noch genauer darauf einzugehen, wie auch in der Entwicklung des kindlichen Musizierens diese Heterophonie eine große Rolle spielt.

Die Arbeit Hermann Aberts über „J. G. Noverre und seinen Einfluß auf die dramatische Ballettkomposition" sollten nicht nur Musikhistoriker, sondern auch alle diejenigen studieren, denen an

Digitized by Google

einer Erneuerung und Verbesserung unseres Ballettwesens liegt. Die Grundgedanken Noverres sind so modern und vertragen sich so gut mit den Anforderungen, die Wagner an ein Bühnenkunstwerk stellt, daß man an sie bei praktischen Versuchen zur Verbesserung des Balletts anknüpfen sollte. Jetzt, wo das Verständnis für die Ausdrucksfähigkeit der Körperbewegung wieder zu wachsen beginnt, wo auch bildende Künstler Teilnahme für die Reform des Bühnenbildes zeigen, wäre der rechte Zeitpunkt, auch Noverres Ideen wieder aufleben zu lassen.

Ob die Hoffnung, die Kretzschmar in seinem Aufsatz: Zwei Opern Nicolo Logroscinos ausspricht, sich verwirklichen wird: daß nämlich die ältere italienische Buffo-Oper im Spielplan der ständigen Bühnen unsrer Zeit einen festen Platz erhalten und das Überwuchern der seichten Operette aufhalten könne, das freilich muß leider sehr bezweifelt werden. Ich glaube, nur außerhalb des Theaterbetriebs Stehende können noch so hoffen. Belebt werden sollen allerdings solche alte Kunstwerke, aber in Aufführungen, die alljährlich die Freunde der Musikwissenschaft und einer reichen musikalischen Kultur zu Festaufführungen an eine besonders geeignete Bühne laden. Hier wäre eine Aufgabe für Bühnen vom Range des Leipziger Stadttheaters, das unter den zahlreichen Interessenten, die aus Leipzig, Dresden, Halle, Jena, Berlin sich zusammenfinden würden, das geeignete Publikum hätte.

Weit mehr als von diesem Vorschlag Kretzschmars wird die Praxis von den Anregungen Nutzen ziehen, die er in seinem Aufsatz über die Jugendsymphonien Joseph Haydns gibt. Durch seine wertvollen Hinweise auf die Eigentümlichkeiten der bedeutendsten dieser zum größten Teil erst jetzt in der Haydn-Gesamt-Ausgabe veröffentlichten Werke werden viele Dirigenten auf das aufmerksam gemacht werden, was bei Aufführungen Haydnscher Jugendsymphonien zu beachten ist; die Laien aber werden in Kretzschmar wieder den trefflichen Führer zu Kunstwerken begrüßen, die gerade der großen Menge der schlichten Musikfreunde Stunden unmittelbarsten künstlerischen Genusses bereiten werden.

Mögen die Anregungen, die in diesem Jahrbuch wieder die Musikwissenschaft der Musikpraxis zu geben sich bemüht, von dieser recht eifrig ausgenutzt werden!

Georg Göhler

Richard Muther

Bildende Kunst

Mit Richard Muther ist vielleicht der meistumstrittene moderne Kunstschriftsteller zu den Toten gegangen. Der meistumstrittene — ach, trotz der Dutzende von öffentlichen Angriffen wußte das große Publikum noch nicht einmal, wie umstritten er war, denn Muther war nun einmal Breslauer Universitätsprofessor, gehörte also zur Gilde, und ohne Not greift ein deutscher Hochschullehrer seinen Amtsgenossen öffentlich doch nur ungern an. Das Publikum irrte auch, wenn es meinte, es seien vor allem Muthers „Plagiate“, wegen denen man ihn „verfolgte“. Eine weit bösere Sache noch waren die hochbezahlten Gutachten, von denen eins einer Galerie von Schmarren und Kitschen beinah den Ankauf durch eine große Stadt verschafft hätte, ein Gutachten, über das im Kunstwart zur Rede gestellt, Muther eine Aufklärung zusagte, dann aber nicht gab. Als Kenner

Digitized by Google

alter Bilder, über die er doch autoritativ sprach, kam er den Fachgenossen schließlich überhaupt nicht mehr in Betracht, die Kunsthistoriker nahmen seine Bücher nicht mehr ernst und vielleicht der angesehenste von ihnen allen bezeichnete Muthers Arbeiten rückhaltlos als „eine Schande für den ganzen Stand“. Wenn es dem in seinen Urteilen immer sich wandelnden geistreichen Mann auf „Erfolge“ ankam, so waren ihm aktuelle Beziehungen, sensationelle Effekte, überraschende Pointen sicherlich wichtiger, als ein Nacherlebenlassen des hier Erlebten auf dem Nährboden der Sache. Raffael als Commis voyageur mit dem Musterkoffer seiner Kollegen, Rembrandt als polternder Schnapsbruder, die musizierenden Engel des Melozzo da Forli als die Barrisons ihrer Zeit — das waren wirklich keine Vergleiche von großer Tiefe. Es war weder der Geist der Wissenschaft, noch der Kunst, es war der Geist des Feuilletons, der ihnen den Odem einblies. Aber sie amüsierten und verblüfften, sie schillerten und kitzelten, sie versetzten den Hörer oder Leser, der eigentlich auch nichts bei Raffael, Rembrandt und Melozzo „finden konnte“, in das Bewußtsein: Der Kaiser hat eigentlich keine Kleider, wenn du sie nicht siehst. Kurz, Muthers „Blitze“ waren Seligkeiten für den Snob.

Und doch! . . .

Erinnern sich die Leser noch der Zeit, da Muthers „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ erschien? Erinnern sie sich daran, wie froh nicht nur, wie warm sie uns damals die Herzen machte? Für die Sache, die sie vertrat, nicht für die Person, die da sprach, nicht für Richard Muther, sondern für die Meister von Fontainebleau und für all den andern Adel von der Kunst Gnaden, den sie uns kennen lehrte? War das nicht, als wenn auf einmal vor uns zu einem Blick in den Frühling der Vorhang fiel? Nach und nach kamen erst die Einwände. Und wurden die Schwächen uns allen bewußt. Das war ja gar keine abwägende, nach Menschenmöglichkeit alle Seiten erfassende, nach Gerechtigkeit doch wenigstens strebende Kunstgeschichte. Es war vielmehr das gerade Gegenteil aller Kunst-Geschichte überhaupt, war die Beurteilung einer Kunst unter dem Gesichtswinkel einer Gruppe von Künstlern. Künstler dürfen, sie müssen vielleicht sogar einseitig sein, denn ihr Gewicht liegt im Schaffen, und das wird durch die Überzeugung von der alleinseligmachenden Kraft der eignen Richtung gestärkt — des Forschers Gewicht aber liegt im Erkennen. Muther sprach da einfach, wie die Künstler sprachen, die für ihre Ideale gegen die Herrschaft der alten Raum verlangten. Die Menge von „Anlehnungen“ kam hinzu, das seitenlange Zitieren ohne Anführungsstriche und Verfassernamen. Ja, das Übertragen von fremden schönen Beschreibungen auf andere Gegenstände, als mit diesen Worten beschrieben waren. Muthers Werk verschwand bekanntlich aus dem Buchhandel. Sein Verfasser hat auch seine eignen Urteile später für ganze Kapitel revidiert.

Nochmals: und doch! Die Erinnerung an das damals Erlebte bleibt: Muthers erstes großes Buch war trotz alledem eine segensreiche Tat. Vielleicht gehörte die Schnell-, die Leichtfertigkeit dieses Mannes dazu, diese Tat zu wagen. Dann war er eben der Mann, den die Zeit damals brauchte. Eine alles

Digitized by Google

begreifende, alles erklärende Geschichte der Malerei, auf allergründlichsten Quellenstudien aufgebaut, wäre ein sehr nützliches Buch geworden (wir haben es bis auf den heutigen Tag noch von keinem), nie aber hätte sie mit Flammenzeichen in den Tag geschrieben. Wer Muther gerecht werden will, darf ihn eben nicht als Professor der Kunstgeschichte, darf ihn überhaupt nicht als Gelehrten ansehen. Muther trug vom eigentlichen Ethos des Denkens zu wenig in sich, er machte sich's auch sonst in mancher Weise mehr als erlaubt leicht. Aber seine Leidenschaft zur modernen Kunst, insbesondere seine Leidenschaft für moderne Bilder, die war echt. Da lebte er mit, und das gab ihm ein Übergewicht über hundert bedächtige und ehrliche Fachmänner, die sich mit Kunst nur „kritisch beschäftigen". Da lebte er mit seinem ganzen Ich mit. So verlieh er diesem seltsamen literarischen Gemisch von Eigenem und Hergeholtem doch wieder eigenes Leben, das überreden konnte. Das wuchs wie ein neuer Bergkegel über die Zeit. Es hat allem Wind und bösem Regen so lange standgehalten, wie die junge Menschheit es zur Orientierung brauchte. Es wäre sehr schlimm, wenn wir viele „Muther" hätten, aber dem einen schulden wir doch wohl ebensoviel Dank wie Scheltwort zur Grabrede.

Das „Sposalizio", das „Vermählungsbild"

Man kennt die wunderschöne Episode aus der Marienlegende: Die Freier um Maria, unter ihnen Joseph, der weitaus älteste, haben vor dem Altar auf den Knien gelegen und das Wunder erfahren, daß von all den dürren Stäben einzig der des Joseph als eine Willensäußerung Gottes ergrünte, das Zeichen, daß jener zum Gemahl Mariens ersehen sei. Nun wird vor dem Tempel von dem Hohenpriester die Vermählung vollzogen. Joseph steckt der Maria den Ring an den Finger, er, gefolgt von den enttäuschten Jünglingen, sie, von ihren Freundinnen umgeben.

Wir zeigen heute zwei Auffassungen des Themas, um zum Vergleichen anzuregen, wie diese Bilder seit je zu Vergleichen gelockt haben. Vortrefflich ist — wenn auch unvollständig — die Analyse Wölfflins in seiner „Klassischen Kunst". Das jetzt in Caens befindliche Bild Pietro Peruginos ist nur etwa vier Jahre älter als die 1504 entstandene Tafel seines Schülers Raffael in der Brera zu Mailand — und doch liegt eine Welt zwischen beiden Werken. Wer glaubt, im Bildersehen schon geübt zu sein, versuche sich einmal hier. Man wird sofort finden: der Tempel ist bei Raffael anders geworden, ein Sechzeneck statt des Achtecks bei Perugino, die Männer und Frauen sind bei Raffael in ihrer Stellung vertauscht, die Bewegungsmotive feiner als bei Perugino. Dann aber wird das eigentliche Suchen erst angehen.

Schon das Bildformat ist bei Raffael verändert: aus dem Quadrat mit flachem Rundabschluß nach oben wird ein Rechteck mit hochgeschwungenem Halbrund, eine an sich schon harmonischere Bildform. Dadurch aber erhält Raffael zugleich Raum, den Tempel höher hinauf und nach hinten zu rücken. In sanftem Zuge wird nun der Blick unwiderstehlich auf das Tempelchen gelenkt, das als ein Symbol heiterster Feierlichkeit wirkt. Wie jäh bei Perugino die durch die

Digitized by Google

geringe Höhe des Bildes bedingte Verkürzung der Streifen des Fliesenfußbodens, wie hart stoßen wir uns an den Ecken und Kanten des Baues, der an Ausdruck wenig genug hergibt. Dazu brauchte es allerdings einen Raffael. Es mag reizen, die Architektur Raffaels mit der Peruginos zu vergleichen. Hier Staffage, eine in den Ateliers gangbare Ware, beliebtes Mittel zur Belebung oder Füllung des Hintergrundes. Dort baut der Jüngling eine hochfeierliche Stätte mit der Andacht und Liebe eines Architekten von Geburt. Hier eckige Frührenaissance, eine gewisse menschliche und künstlerische Trockenheit, dort feinste Blüte des reifen Zeitstiles, sinnvolle Einfachheit und aus Raffaels eigenstem Besitz dann noch jene Harmonie des einzelnen, die ihn uns so göttlich macht. Weich fließen bei Raffael die Massen des Hintergrundes in den leise aufsteigenden Diagonalen der Landschaft nach beiden Seiten ab. Keine vertikalen Betonungen mehr, stark genug spricht schon das Senkrechte in der Architektur. Perugino verdarb sich mancherlei durch die paar dünn belaubten Bäume links — übrigens in gedankenloser Ausübung einer Ateliergewohnheit.

Neben der Haupthandlung etwas menschliche Staffage bei beiden. Wie bedachtsam nutzt Raffael da diese Gruppen zu allmählicher Überleitung des Vordergrundes zum Hintergrund aus, betont in erwogenem Parallelismus noch einmal das Sanftgelagerte der Landschaft durch die beiden Menschentrüpplein rechts und links. Bei Perugino auch hier unbedenklicher Atelierjargon; wo er die Figuren des Mittelgrundes gerade hinsetzte, scheint er dem Zufall anheimgegeben zu haben. Und nun die Hauptgruppe des Vordergrundes, der Träger der Handlung. Hören wir darüber Wölfflin: „Was das Thema für den Maler schwierig macht, ist das Minutiöse des Vorganges. Man muß denn auch ganz genau hinsehen, wenn man auf Peruginos Bild erkennen will, worum es sich eigentlich handelt. Hier setzt Raffaels selbständige Arbeit ein. Er schiebt Maria und Joseph weit auseinander, er differenziert ihre Stellungen, Joseph hat seinen Zug gemacht, der Ring ist bis in die Bildmitte gebracht, an Maria ist es nun, vorzugehen und die Aufmerksamkeit sammelt sich auf die Bewegung ihres rechten Armes. Dieser ist der eigentliche Knotenpunkt in der Aktion und man begreift nun, warum Raffael die Umstellung der Gruppen vorgenommen hat: er mußte das wichtige Glied vorn haben und unverdeckt zeigen können. Nicht genug: die Bewegungsrichtung wird nun aufgenommen vom Priester, der ihre Hand führt und nicht als steife Mittellinie dasteht — wie bei Perugino — sondern mit seiner ganzen Person die Aktion begleitet. Durch die Bewegung seines Oberkörpers wird das »Hinüber« auf alle Ferne deutlich gemacht.“ —

Zum Schluß noch etwas über das Kompositionsschema im Großen. Bei Perugino herrscht die Horizontale, und das scharfe Aufstoßen der Vertikalen der Architektur im rechten Winkel wirkt nur hart, vermag aber nicht die Masse des Wagerechten zu balancieren bis zu jener ruhevollen Ausgeglichenheit aller Gegensätze, die letzten Endes den Bildwert bestimmt. Nirgends bei Raffael ein rechter Winkel, nichts als Kurven und Diagonalrichtungen bis zu der wundersam reifen Kuppellinie des Tempels. Die Gruppen des Vordergrundes gleichzeitig ein Lagern und Stehen von

Digitized by Google

Körpern, bewirkt durch ein Ausgleichen aller Bewegungsrichtungen, erscheinen gegen den Tempel als ein Horizontales, gegen den Fußboden und die Landschaft des Hintergrundes als ein Vertikales — und alle Richtungen ausgewogen und beruhigt. In weiten Bogenlinien hebt sich alles bis zur Kuppel des Tempels (Komposition in Dreiecksform) — und nur ein lauterer Ton: der starke Akzent des eifersüchtigen Freiers vorn, der im Zorn den Stab übers Knie bricht. Aber daß sie nicht zu laut wird, diese jähe Kurve, gab Raffael dem Jüngling Maria und den Hohenpriester in ihrer Bewegung als Gegenspieler. Man halte einmal jene Figur rechts zu und achte dann auf den merkwürdigen Ruck, mit dem die ins Schwanken geratene Komposition sich wieder einrenkt. —

Perugino war ein Sechziger, als der junge Raffael 1504 seine Tafel malte, und sein Bestes ist das Vermählungsbild nicht. So tun wir vielleicht Unrecht, dieses Alterswerk eines begabten Mannes gegen die starke Jugendäußerung eines Genies zu setzen. Und es bliebe eine Ungerechtigkeit, wenn nicht eine höhere Absicht versöhnte: das Bemühen, sonst schwer begreifliche Größe durch die Gegenüberstellung halber Lösungen gleicher Probleme in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen. Wer Vergleichungen wie diesen nachgegangen ist, darf sicher sein, daß er nach diesen Erwägungen Raffaels Jugendwerke mit andern Augen ansehen wird als bisher. Er ist aus vielleicht stärker, aber notwendig dumpfer Empfindung zu höchst befriedigendem „Verstehen“ erweckt.

Ewald Bender

Ein heiterer Kirchenleu,

der den Pilaster einer Kirche in Heilbronn schmückt, möge uns heute ohne alle Gelehrsamkeit über „Tierhumor in der Kirche“ einiges Nachdenkliche fragen. — Die Ratsherren, die sich selber im Ratskeller humoristisch darstellen ließen, wie lange sind sie schon tot? Und wieviel ferner noch ist uns jene Selbstsicherheit, die auch im Andachtsraum nicht nur das erhaben Heitere, nein, auch das gemütlich Fröhliche mitklingen ließ, und die Zutrauen zur Ehrlichkeit und Stärke des Gefühls hatte? Die Hand, die in liebevollem Behagen dies erstaunlich drollige Tier schuf, glaubte auch ein Gott nicht ungefällig Werk zu tun, wenn sie ein Ding seiner Erscheinungswelt dem Gemüt durch den Humor so nahe brachte. Ist das steifleinen Feierliche unsrer Auffassung aller „ernsten Dinge“ wirklich ein Zeichen von Kraft? Ist diese Würde, die wir „gewahrt wissen wollen“, nicht weit eher Schwäche, kommt sie nicht aus dem instinktiven Gefühl dafür, daß wir der natürlich aus der ernsthaften Sache fließenden Stimmung nicht sicher genug sind? C. M.

Ragout-Bilder

Wie Pest, Cholera und leichtere Seuchen, so wallen in gemessenen Zeiträumen schwerere und leichtere psychische Kontagienschwärme um die Welt, stecken Hunderttausende an und verwehen wieder. Zu der ersten napoleonischen Zeit zum Beispiel waren (übrigens schon damals durchaus nicht als Neuheit dem Prinzipe nach) Spottbilder insbesondere in Form von Landkarten und Porträts beliebt, welche die ungeheure Ländergefräßigkeit und die sonstigen Untugenden des Tyrannen dadurch „anschaulich“ machten, daß man

Digitized by Google

bei näherem Hinsehen die Länder- oder Porträtkonturen usw. aus symbolischen Gestalten und Gesichtern zusammengesetzt sah. Anno 1870 kam das wieder auf, nun meist in Form von Bildnissen, welche die „wesentlichen“ Eigenschaften durch Figuren-Wülste zeigten, die dann zugleich die Bildnißzüge selbst umrissen und modellierten. Soundso viel Jahre später gab's wieder eine Handels-Welle ähnlichen Schundes, jetzt aber haben die „Ansichtspostkarten“ Gelegenheit sogar zu einer Hochflut gegeben. Sieht man das Zeug in den Schaufenstern von weitem, so denkt man: da ist ein Bismarck oder ein Wagner, dem die Haut abgezogen ist oder der an einem greulichen Ausschlage leidet. In der Nähe bemerkt man jedoch, daß sich einer bemüht hat, ein Ragout von Emblemen und Figuren, wie sie etwa Quintanern als bezeichnend für die betreffenden Männer erscheinen mögen, so ungefähr in ihre Gesichtszüge einzukleben. Die jetzigen Bilder der Art sind noch weit ungeschickter und stumpfsinniger, als ihre älteren Vorbilder.

Sie werden uns aus dem Leserkreise in großen Mengen zugeschickt. Soweit das geschieht, um uns über die Modenarrheiten und Hausgreuel auf dem Laufenden zu halten und unsre Sammlung in diesen Artikeln zu bereichern, danken wir freundlich dafür. Aber „energisch dagegen aufzutreten“, wie einige uns auffordern, dazu liegt doch wohl kein Grund vor. Unter den Kunstwartlesern ist doch sicher keiner, der in Gefahr käme, mit diesen Geschmacklosigkeiten von sich oder den Seinen aus in mehr als ganz flüchtige Berührung zu kommen. Die Mode als solche aber wird allen bisherigen Erfahrungen nach viel zu schnell abwirtschaften, als daß sich ein „Kampf“ gegen sie lohnte.

Eine Hendrich-Halle in Mainz?

Reden die Zeitungen die Wahrheit, so soll wirklich eine dort errichtet werden, eine „Richard Wagner-Gedächtnis-Halle“ oder eine „Nibelungen-Halle“, die Stadtverordneten sollen den Entwurf schon mit Freuden gutgeheißen, der Oberbürgermeister soll ihn herzlich bedankt haben. Und „die Verehrer Richard Wagners im ganzen Reich“ sollen ihn bezahlen, d. h. auch: sie sollen dafür mitverantwortlich werden. Wir unserseits lehnen für die Mitverantwortlichkeit ab. Vor fünfzehn Jahren zwar hätte uns diese Nachricht nicht sonderlich gewundert. Wer vor allem für Dichtung und Kunst empfänglich ist, wie die große Menge der Wagnerverehrer im engsten Sinn, dem ist selten das Auge gleich gut entwickelt, und so kam es, daß man bei Hermann Hendrichs Bildern, die mit so viel Vorliebe aus Wagnerschen Stoffkreisen schöpften, damals in der Tat vielfach den Willen für die Leistung nahm. In den Kreisen kritischer Betrachter freilich war über die innere Hohlheit dieser Theaterkunst von Anfang an kein Zweifel. Jetzt aber hat Hendrich an zwei Beispielen denn doch auch den blödesten Augen sein Wesen klargemacht, jetzt haben wir die beiden dauerhaften Lächerlichkeiten der Walpurgishalle auf dem Brockenplan und der Rübezahlhalle bei Schreiberhau. Wir möchten auch Hendrich nicht ohne Not kränken, möchten nicht noch einmal die Charakteristik dieser Unternehmungen hersetzen, die wir zum Teil ja auch im Bilde gezeigt haben. Wir möchten die Mainzer vorläufig nur recht dringend bitten, sich's dreimal

Digitized by Google

zu überlegen, ob sie Deutschland wirklich mit einer dritten Drahtkultur-Schaubude dieser Art bereichern wollen. Denn nach den Erfahrungen in Harz und Riesengebirge würden für solch ein Unternehmen die mildernden Umstände fehlen. A

Der Eisvogel

Naturschönheit

Ein schneller Ruf, scharf und doch von Wohllaut, das dunkle Getöse des Wildbaches grell überschneidend, ein bunter Blitz über der düstern Flut, was war das? Da ist es wieder, spiegelt sich in dem dunkeln Kolke, haftet an einer blühenden Ranke, ein lebendiger Edelstein, ein Juwel von Fleisch und Blut, ein Kabinettstück der Natur. Mit klopfendem Herzen schaut der Wanderer; viel Schönes sah er auf seiner Fahrt über Berg und Tal, dieses aber hier ist das Allerschönste. — Weiterhin am Bache liegt ein Gasthaus in Rosen und Jasmin. Im Hausflur hängt ein Schild, und darauf ist zu lesen: „Täglich frische Forellen. Proportion M. 2.50. Aal in Schelee M. 1.—." Dieses Schild ist von einem Rahmen eingefaßt, der im einfallenden Sonnenlichte smaragdgrün und azurblau funkelt und sprüht. Denn: er besteht aus einer doppelten Reihe von Eisvogelflügeln, zwischen denen Eisvogelköpfe angebracht sind. Der Wandrer wollte sich Forellen bestellen; er verzichtet; denn eine Wirtschaft, deren Besitzer den deutschen Kolibri ausrottet, läßt er nichts verdienen. Aber er tut unrecht, „denn der Eisvogel ist schädlich". Er ist zwar nicht viel größer als ein Spatz, auch wohnt höchstens auf eine Meile Ufer ein Paar, auch frißt er in der Hauptsache Wasserinsekten und zwar zum großen Teile die der Fischzucht gefährlichen Larven der Schwimmkäfer und Wasserjungfern, und wenn er Fische nimmt, so sind es zumeist wirtschaftlich wertlose, wie Ellritzen und Weißfische, oder der Fischbrut verderbliche, wie Groppen, und daß die jungen Forellen und Äschen, die er etwa erwischt, hauptsächlich geschwächte und kranke, mit Fischläusen, Fadenwürmern und Pilzen behaftete Stücke sind, das ist zum mindesten sehr wahrscheinlich. Immerhin: er gilt als Fischereischädling und wird mit Tellereisen gefangen und getötet.

Wäre er nicht so schön, wäre er nicht einer der allerschönsten unter unseren Vögeln überhaupt, fiele er infolge seiner Farbenpracht nicht so sehr auf und ließe sich sein Gefieder infolgedessen nicht zu allerhand Putz benutzen, wie zu dem des Forellen-Plakats im Wirtshause — möglich, man sähe über ihn hin. So aber wird die Fischereipresse des Schreis nicht müde „tötet ihn!" Und wieder wird einer der schönsten und eigenartigsten Belebe unsrer Landschaft ausgerottet, weil sonst vielleicht die Fischereipächter je einen Teller Fische im Jahr weniger hätten. H. Löns

Vom rückständigen Berlin

Handel und Gewerbe

spricht Friedrich Naumann in einem sehr lesenswerten Aufsatze „Berliner Gewerbekunst" in den „Süddeutschen Monatsheften" und in der „Hilfe".

„Der Berliner ist, kaufmännisch betrachtet, reell, aber kunstgewerblich angesehen hat er eine gewisse Atmosphäre von Unreellität um sich, die es schwer macht, die guten gewerblichen Eigenschaften, die er zweifellos besitzt, richtig zu würdigen. Er arbeitet tüchtig, hat

Digitized by Google

neueste Einrichtungen, versteht etwas von Materialeinkauf, aber — die Ausstellung von Berliner Wohnungseinrichtungen, die man jetzt in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten bewundern kann, ist doch im Grunde eine Ausstellung langweiligen Mittelgutes." Naumann meint, wenn er sie mit dem vergleiche, was 1906 in Dresden und 1908 in München zu sehen war, dann sei es ihm, als wenn er hier ziemlich zwecklos von Stube zu Stube wandere.

Der Ausstellungskatalog sagt sehr richtig, das Berliner Tischlergewerbe sei „mit der Zeit gegangen". Mitgegangen, aber nie vorangegangen. Man klagte nach den Erfolgen der andern deutschen Kunststädte über den „Rückgang des Geschäfts", klagte in der Reichshauptstadt Berlin, während zum Beispiel in Dresden und München der Absatz ins Reich und ins Ausland von Jahr zu Jahr zunahm. Klagte in dem alten berühmten Möbelort Berlin, daß man unter dem „neuen Stil" litte! Wie lange hat es gedauert, bis man auch nur begriff, daß die „neue Mode" mehr als eine neue Mode war, daß es nach dem alten Prinzip anonymer Musterzeichner, die sämtliche Stile nach dem Verlangen der Kundschaft klischierten, auf die Dauer nicht mehr ginge, daß man auch mit der lächerlichen Anfeindung der hereindringenden Künstler seine Sache nicht verbesserte — kurz: daß man endlich einmal ernsthaft reformieren müsse! Eine wider Willen aufgezwungene Erkenntnis ist aber noch lange kein inneres Nacherleben. Und das ist das Schlimme: die ganze junge freudige Bewegung, die Ende der achtziger Jahre einsetzte, haben die Berliner nicht miterlebt.

Naumann spricht davon, daß man von dem neuen Empfinden für Hausgestühl und Architektur in Berlin überhaupt erst dann etwas gemerkt hatte, als es zu spät war. „Ein Hauptverdienst", schreibt er, „um das Entstehen dieser neuen Stimmung hat der Kunstwart, den die Berliner Möbelfabrikanten in seinen ersten Kampfjahren nicht gelesen und später als Theoretisiererei verachtet haben." Wir glauben in der Tat nicht, daß wir in unsern ersten Kampfjahren unter den Berliner Möbelindustriellen auch nur einen einzigen Leser hatten, — selbst dann noch nicht, als sich in andern Städten schon eigene Werkstätten zur Verwirklichung der im Kunstwart vertretenen Ideen bildeten. Als dann die illustrierten Fachzeitschriften, wie „Kunst und Dekoration" und die „Kunst" kamen, setzte auch ihnen Berlin nichts einigermaßen Gleichwertiges an die Seite. Nur das Bewußtsein von der eignen Bedeutung war groß. Als Hans Herrig von Berlin nach Weimar zog, schrieb er einmal an Avenarius: „Ich halte es an der Spree nicht aus, man kommt dort mit allem erst hinterher." Wenigstens für das Kunstgewerbe hat er recht behalten. „Die Berliner sprechen alle gewerblichen Sprachen," sagt Naumann jetzt mit Recht, „die überhaupt verlangt werden, nur haben sie keine eigne. Sie bringen Stilarten zur Verwendung, da sie keinen Stil treiben. Wo es gewünscht wird, arbeiten sie in »moderner Richtung«, indem sie für geschmackvolle Verzierungen sorgen. Nachdem einmal die neue Kunst so stark geworden ist, daß man sich ihr nicht mehr entziehen kann, verwendet man die Vorlagen von Bruno Paul, Zeichnungen von

Digitized by Google

Kreis oder Niemeyer, kauft sich Stoffe und Beleuchtungskörper, die aus der andern neueren Gedankenwelt stammen, und mildert und verziert das alles. Gleichzeitig ist man aber jeden Tag bereit, sich in italienischer Renaissance zu bewegen oder in romanischer Kunst, nur daß man alles »modernisiert«. Eine modernisierte romanische Kunst, das ist echt berlinisch. Man tut so, als sei man historisch, hat aber dabei keinerlei Ehrfurcht vor der Historie. Wer Achtung vor romanischer Kunst hat, der läßt sie wie sie ist und setzt keine großen und kleinen Gedächtniskirchen in die Welt, die gar nichts sind als eine Art künstlerisches Mönchslatein. Das gilt von allen klassischen Stilen. Klassizismus mit Schokolade! Es sieht so gelehrt und vornehm aus, und ist im Grund nichts als ein unhistorischer Humbug." „Das war der große Fortschritt der Darmstädter Ausstellung von 1901 und aller seitherigen Dresdner und süddeutschen Ausstellungen, daß mit der Einheit der Wohnung Ernst gemacht wurde, und daß überhaupt mehr auf Wohnraum als auf Repräsentationszimmer gerechnet wurde. In Berlin verläßt uns das Gefühl nicht, daß die Wohnungen für die Besuchenden, aber nicht für die Wohnenden eingerichtet werden. . . . Es ist hier viel Theaterspielen bis in die Mietwohnungen hinein. Man tut so, als ob eine Sechszimmerwohnung ein Schloß sei, und als ob man hier Ahnenkultus treiben könne, indem man alte Möbel aufstellt, von denen die Ahnen keine Ahnung gehabt haben. . . . Berlin W ist der denkbar schlechteste Untergrund für eine freie nationale Wohnungskultur, und die Berliner Möbelgeschäfte passen sich diesem ihrem Untergrund an, statt mit straffer Führung die Käufer nach oben zu ziehen. Das aber wird für diese alten Möbelgeschäfte zum Verhängnis."

Nun wäre das alles nicht so schlimm, wenn Berlin nicht Berlin, wenn es nicht der „Platz" wäre, der für den deutschen Weltmarkt von größter Bedeutung ist. „Die deutsche Wohnungsindustrie kann nur dann eine Weltindustrie werden, wenn sie sich freimacht von aller bloßen historischen Stilnachahmung und den Mut gewinnt, einen eignen neuen, deutschen Charakter zu suchen und der Welt einzuprägen." Daß dies möglich sei, dürfen wir jetzt hoffen, denn durch das Auftreten und Durchdringen der Künstler, die nicht als Beauftragte von Einzelgeschäften handelten, sondern als Freischaffer, sind wir tatsächlich in ein neues Zeitalter deutschen Gewerbekönnens eingetreten. Berlin aber ist, meint Naumann, dieser neuen Gewerbekunst gegenüber jetzt noch dasselbe „sandige Nest", das es vor hundert Jahren der neuen Literatur gegenüber war. Hinterher findet es immer den Anschluß: „was aber würde es sein, wenn unser erster Gewerbeort in der neuen nationalen Leistung obenan stände!" In Berlin bilden sich Amerikaner, Engländer und Franzosen ihr Bild vom deutschen Können, und nun gewinnen sie ein mattes, farbloses, solides, aber nicht werbendes und lockendes Bild: „Alte Formen kann man zum Beispiel an der Seine immer noch besser kaufen als an der Spree." „Ästhetisch betrachtet kann es uns gleichgültig sein, ob das Neue an der Spree aufleuchtet oder an der Isar, aber wirtschaftlich ist es nicht gleichgültig."

Digitized by Google

Gesellschaft

Und bei dieser Sachlage immer noch die alte Kleinlichkeit und Ängstlichkeit, deren schönste Blüten wir letztmals gelegentlich der Kämpfe gegen Muthesius gesehn haben. Daß der Künstler sich ja nicht für gleichviel oder gar für sachverständiger halte als der Unternehmer, der doch das Geld hat! Daß man ja die Geschäfte an erster Stelle nenne, nicht die Künstler! Daß man ja immer den Anschein erwecke, die Firma sei das „Maßgebliche“ und lasse nur „ihre Leute“ arbeiten!

Naumanns Aufsatz wird vielen unangenehm klingen, zeigt aber die ganze Jämmerlichkeit dieser Berliner Entwicklung noch mit aller möglichen Zurückhaltung. Wir wünschen den Berlinern statt der wohlwollenden und vermittelnden Kritiker in ihren Leibblättern Leute, die endlich kein Blatt mehr vor den Mund nehmen, auch wenn sich's um mit Spreewasser geleimte Dinge handelt — es sind solche Leute da. Wir wünschen ihnen ferner statt der jetzigen Handelskammerberichte, durch die der Geist des engsten Banausentums weht, die Schärfe und Klarheit, die zum Beispiel aus Reuleaux' „billig und schlecht“ so aufmunternd deutlich über den damaligen deutschen Industrieklimbim wehte. Und wir wünschen den Berlinern vor allem Männer, die ihnen unmißverständlich klarmachen, daß kein Kompromiß mehr helfen kann. Es braucht für die Berliner Möbelindustrie ein offenes Übergehen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Leuten, die unser Kunstgewerbe gerettet haben, mit dem ehrlichen Bekenntnis: wir haben geirrt und wollen nun Schüler sein, lehrt und führt uns.

Wenn man auf uns Deutsche nach wie vor nicht hören will, so hört man vielleicht auf die Franzosen und jetzt auch schon auf die Engländer. Deren beste Köpfe geben bekanntlich schon den Sieg unsres Künstler-Gewerbes selbst über ihre eigne alte und jahrhundertelang herrschende Kunstindustrie trauernd, aber offen zu.

„Kommandierende Generäle“

Als Prinz Heinrich in Amerika war, hat er bekanntlich erzählt, sein Bruder, der Kaiser, habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß hervorragende Publizisten dort „wie kommandierende Generäle“ geschätzt würden. Das werden sie nun nicht nur in Amerika, sondern auch in England, Frankreich, Italien, den skandinavischen Ländern und nachgerade sogar in Deutschland. Eigentlich versteht sich's doch auch ziemlich von selbst: wer eine einflußreiche Zeitung oder Zeitschrift unter eigner Verantwortung nach eignen Gedanken so leitet, daß sie im öffentlichen Leben als starkes Rad mit eingreift, der braucht sich weder selber zu scheuen, seine Bedeutung im Leben der Zeit gleich hoch mit der eines „kommandierenden Generals“ einzuschätzen, noch wird er in irgendeinem Kulturlande von Leuten anders eingeschätzt werden, die solcherlei Leistungen und Verhältnisse überhaupt zu überblicken vermögen.

Aber wir wollen nicht vergessen, daß das kaiserliche Wort nur von den führenden Persönlichkeiten der Publizistik gilt. Wer von irgendeinem Verleger, einer politischen Partei oder einer Interessentengruppe angestellt ist, um nach vorgeschriebenem Programm die öffentliche Meinung zu bearbeiten oder gar nur, um möglichst viel Abonnenten zu „machen“, der hat auf

Digitized by Google

das soziale Ansehn eines „kommandierenden Generals“ doch wirklich keinen Anspruch. Auch der Journalist, der nach Anweisung eines wirklich leitenden Mannes einzelne Aufträge ausführt, hat ihn sowenig, wie der Offizier, der Befehlen seines verantwortlichen Chefs nachkommt. Uns scheint, darüber sehn unsre Zeitungen allerdings zu schnell hinweg, wenn sie, wie jetzt wieder gelegentlich der Vorfälle in Saßnitz, nicht nur zugunsten ihrer Leiter, sondern ihrer Berichterstatter sich auf das Wort von den „kommandierenden Generälen“ berufen. Nur entbindet das unsre Regierungen und Behörden nicht davon, den gegen früher so stark veränderten Verhältnissen bei der Presse endlich Folge zu geben, auch wenn den herrschenden Herren die betreffenden Beauftragten persönlich unsympathisch sind. Denn wie der Gesandte Vertreter des Fürsten, ist auch der abgesandte niedere Offizier der Armee wie der Presse Vertreter seines Chefs, dem ein Abglanz der Achtung zugute kommen muß, die man dem Vorgesetzten entgegenbringt. Unsre Presse hat durchaus ein Recht dazu, sich die Anerkennung ihrer Bedeutung durch gelegentliches Einstellen ihrer Tätigkeit zu erzwingen. Es ist Ehrensache für sie, daß sie auch als gewöhnliche Berichterstatter nicht Schmocks oder wilde Männer schickt, vor denen es den Reinen grauset, und es ist das Recht der „andern Seite“, auf die Entsendung gesellschaftlich präsentabler Herren in ihre Kreise zu halten. Aber zu großen staatlichen Repräsentationen gehören ihre Vertreter nicht als Zuschauer, sondern als Teilnehmer, nicht als Geduldete, sondern als Vertreter der Nation, deren Sprecher sie von Berufs wegen sind.

Zur Lage

Zu den Tagesereignissen

Wenn dieses Blatt in die Hände der Leser kommt, wird Bülow gegangen sein. „Endlich!“ sagen die einen, „leider!“ klagen die andern, dem aber, der über die politischen Dinge von anderm Standpunkte als aus der Arena her zu blicken versucht, wird sich neben Frohsinn oder Trübsal über Bülows „Fall“ vor allem das traurige Bewußtsein einstellen: wie vereinzelte nur in unserm großen Volk von den eigentlich bewegenden Mächten seiner Politik etwas wissen. Wer nicht die freilich fast allgemeine Fähigkeit hat, die Scheuklappen von seines Leibblatts Leitartikelschreiber auch an die eignen Backen zu binden, der sieht nicht viel mehr, als daß wir uns in solchen Fragen mit erstaunlichem Erfolg von allen Einblicken fernhalten lassen. Wie stand es in Wahrheit zwischen Bülow und dem Kaiser? Wie stand es in Wahrheit zwischen ihm und dem Bundesrat? Welche Bedeutung hatte bei all den Entschlüssen und Unterlassungen jetzt in Wahrheit die Furcht vor einer stark anwachsenden Linken im Fall von Neuwahlen? Wir wissen nichts von alledem. Und wenn bei näherem Zusehen Bülows immer als gar so heiter lächelnd dargestellte Gestalt mehr und mehr tragische Züge anzunehmen scheint, so ist ja auch das möglicherweise eine Täuschung.

Aber die Tatsache bleibt doch wohl: daß Deutschlands regierende Kräfte schwerlich jemals so aufgelöst in Widersprüche, so zerfallen in zusammenhanglose Stücke, so als Zufallsgewirbel von Strudeln erschienen sind, wie jetzt.

Da werden von einem Parlament, das aus allgemeinen Wahlen mit gleichem Stimmrecht her-

Digitized by Google

vorgegangen ist, Beschlüsse gefaßt von einer Mehrheit, die bei weitem in der Minderheit geblieben wäre, wenn nicht die Abgeordneten, sondern die Wähler der einzelnen Parteien direkt abgestimmt hätten. Und die Mehrheit eines so gewählten Parlamentes motiviert ihre Ablehnung damit, daß sie derartige Beschlüsse nicht der Mehrheit eines so gewählten Parlamentes ausliefern wolle! Da erklären die verbündeten Regierungen, auf keinen Fall auf Vorschläge verzichten zu können, auf die sie dann ohne weiteres verzichten. Da redet man von dem großen Werke einer nationalen Finanzreform, aber an die Einführung des natürlichsten von der Welt, der beweglichen Reichseinkommensteuer, wagt man nicht zu gehen, weil es dazu wirklich der Reform bedurft hätte; man flickt und klebt also. Und legt wiederum den schwächeren Schultern bei weitem die meisten der neuen Lasten auf, ja, die einzelnen Parteien suchen selbst in solcher Stunde noch Privatgeschäftchen für ihre Angehörigen zu machen. Mit welchen Schutzvorstellungen, mit welchen Phrasen, mit welchem Selbstbetrug! Man weiß kaum: ist es nun erträglicher zu denken, man glaubt da, was man sagt, oder man schwindelt, weil man eine pia fraus des Zweckes halber für erlaubt hält, an dessen Güte man glaubt. Und mit welcher Kurzsichtigkeit! Kurzsichtigkeit schon deshalb, weil man dem Gegner zu übelwollender Auslegung und böswilliger Agitation die Waffen geradezu arsenalweise liefert.

Ich meine: man muß es von rechts wie links aus erkennen, daß wir im politischen Leben Deutschlands auf einem Tiefpunkt angekommen sind, wie seit dem Bestehen des Deutschen Reiches noch nie. Ob das für die Zukunft das größte Unheil sei, das freilich ist eine andre Frage. Vielleicht mußte unser Volk all das, vielleicht muß es noch Schlimmeres erleben, um endlich aus sich selber heraus die Reaktion zu erzeugen, die zur Gesundung führt. Auf großen Kulturgebieten, von denen auch unsre Blätter berichten, regt sich der Drang nach Verinnerlichung und Kraftentwicklung, wird mit einem Ernste gesucht und gearbeitet, wie seit lange, lange nicht. Da sind Keime der Erneuerung, da dehnen sich unterm Boden junge Wurzeln der Kraft. Möge diese Arbeit helfen, unser Volk endlich, endlich auch politisch reif zu machen!

Vom Ausland

Aus Amerika

Die „Exhibition of German Art“ im New Yorker Metropolitain Art-Museum ist nun längst geschlossen, und stolz haben unsre deutsch-amerikanischen Zeitungen die hohe Anzahl ihrer Besucher verzeichnet. Da war den Amerikanern vor Augen geführt, was wir leisten können, und daß wir keinen Vergleich mit den übrigen europäischen Ländern zu fürchten haben. Kann man aber von einem tieferen Eindruck sprechen?

Es geht mit unserer deutschen Malerei und Plastik hier ebenso, wie mit der Musik. Jetzt gerade „führen“ Wagner und Richard Strauß. Es gehört zum guten Ton, für beide entzückt zu sein. Aber: prüfet die Herzen nicht! Sonst könnte euch ein leichtes Seufzen verraten, daß man die Drehorgelmusik gewisser italienischer Komponisten „eigentlich“ doch schöner findet.

Das Markige und Herbe unsrer besten Kunst empfindet der Amerikaner nicht, er will süßliche,

Digitized by Google

glatte, geleckte Bilder, und womöglich solche, bei denen er sich einen kleinen Roman denken kann. Und wenn er sich für modern hält, so schwärmt er für französische Werke. Denn erstens ist und bleibt sein Ideal Paris, und zweitens sagt ihm alles Leichtere, Graziösere bedeutend mehr als „Schwieriges“ zu.

Eigentümlich immerhin, daß der Amerikaner, der doch bei seinen geschäftlichen und technischen Transaktionen ganz anders fühlt, in der Kunst einen so unausgesprochenen, weichlichen und oberflächlichen Geschmack hat. Die alte gute Stuben-Anschauung, die „Schönheit“ und Leben trennt, ist hier noch fast allgemein.

Man verbindet in Europa mit Amerika immer den Begriff eines Volkes, das sich mit gewaltigen Geldopfern in den Besitz der bedeutendsten Kunstschätze setzen will, und schließt daher auf ein großes Verständnis. Allerdings werden Millionen für die Werke ausgegeben, indessen nur von dem kleinen Kreis der Milliardäre, die sich gegenseitig übertrumpfen wollen. Im Mittelstand und bei den kleinen Leuten steht's anders.

Dem Amerikaner in seiner Masse geht der Sinn für künstlerische Harmonie leider ab. Man blicke auf die Architekten. Es wird fast alles nach demselben „Stil“, in Wahrheit nach derselben Schablone gebaut. Nur rekordmäßig muß es in irgendeiner Richtung sein, zum Beispiel alles Dagewesene an Höhe übertreffen. Der Typ der Wolkenkratzer ist und bleibt immer derselbe, ein ornamentierter und sonst dekorierter Kasten mit Fenstern, das ist alles. Öffentliche Gebäude und Banken werden herkömmlich als „griechische Tempel“ gebaut. Natürlich kann man nicht verlangen, daß der „Stil“ konsequent durchgeführt werde. Bis zum Dach mag es allenfalls gehen, aber das Dach gehört in der Regel ganz wo anders hin und zerstört die etwaige Wirkung. Sofern nämlich das Gebäude nicht ohnehin von der Nachbarschaft zerdrückt wird, worauf keiner achtet.

Und die amerikanische Plastik? Fast stets dieselbe Pose bei den Denkmälern, fast stets dieselbe Schablone überhaupt, auch hier keine Rücksicht auf die Umgegend.

Das Straßenbild wird in New York hauptsächlich durch die fürchterliche Hochbahnkonstruktion mit beleidigenden Formen verschandelt. Wie elegant und zweckmäßig sind dagegen die Wiener und auch teilweise die Berliner Stadtbahnen angelegt!

Anzeichen und auch wirkliche Anfänge der Besserung sind da. Mögen sie keine tauben Blüten bedeuten! Richard Hahn

Nochmals: Hausschwestern

Mann und Weib

Also: „Ich werde meine Tochter nie eine solche Hausschwester werden lassen“, hat Frau Studienrat beim Lesen unserer letzten Bemerkungen über diesen „neuen Frauenberuf“ (Kw. XXII, 19) ausgerufen. „Möglicherweise auch noch schmutzige Arbeiten verrichten müssen und infolgedessen über die Achsel angesehen werden — nein, das ist nichts für mein Kind!“ Alle Einwände, daß die vernünftige Hausfrau selber sich im Bedarfsfalle keiner Arbeit scheut, daß die Ordens- und die Krankenschwestern schon längst jede Handreichung ohne Auswahl tun müssen, lehnte die sorgliche Mutter hartnäckig ab. „Lieber noch lasse ich meine Ella Verkäuferin werden! Zu niederer Hausarbeit aber und ihren moralischen Konsequenzen soll sie nicht verurteilt sein.“

Digitized by Google

Auf diese Worte einer durchaus nicht kurzweg als engherzig zu bezeichnenden Dame ein paar Bemerkungen. Haus und Familie erscheinen uns immer noch als eigentliche Herrschergebiete des weiblichen Geschlechts, wenn auch die Verhältnisse oft zu anderer Berufstätigkeit zwingen, und es daher töricht wäre, den Weg zu ihnen zu versperren. Wir müssen uns aber nachgerade hier davor hüten, Mode, guten Ton, Suggestion, Sensations- und Herrschsucht, Eitelkeit, Ehrgeiz und Hochmut mit innerlichem Berufensein zu verwechseln. Nicht die Art der Arbeit adelt den Menschen, sondern der Mensch adelt die Art der Arbeit. Wahrheit und Wichtigkeit dieser Worte bestätigt ein Blick in die Verwaltung unsrer hohen und niederen, öffentlichen und privaten Ämter und Würden. Werden sie stets von „Berufenen“ bekleidet, oder geben auch andere Gründe dabei oft den Ausschlag? Und wollen wir Frauen ohne weiteres die in der Männerwelt so oft begangenen und erzwungenen Fehler nachmachen?

Nehmen wir folgenden Fall. Ein gebildetes junges Mädchen, mäßig intellektuell, gar nicht künstlerisch, aber hervorragend praktisch begabt, muß sich einen Lebensunterhalt suchen. Sie hat eine freundliche Geschicklichkeit und ein liebenswürdiges Talent, im großen und kleinen Haushalt frohes Behagen zu verbreiten. Als Lehrerin oder sonst „Studierte“ würde sie eine von den vielen geistig Armen werden müssen. So leiten also Neigung und Fähigkeit zum häuslich wirtschaftlichen Beruf. Soll sie „Stütze“ werden? Nicht nur die durchschnittlich mangelhafte Vorbildung degradiert dieses mehr pflichten- als rechtereiche Amt, sein Zwittercharakter erzwingt geradezu eine Stellung zwischen Hausfrau und Dienstboten und hat daher wenig Verlockendes für ein auch gesellschaftlich wohlerzogenes Mädchen. Anders steht's mit der schon durch ihre Amtskleidung von der eigentlichen Dienerschaft klar abgesonderten Hausschwester. Ihre vorzügliche, praktische Ausbildung, ihr Organisationstalent und ihr feines Auftreten berechtigen sie, sofort Stellung neben der Hausherrin zu nehmen. Es gibt kein Mehr- oder Feinerseinwollen als Köchin oder Stubenmädchen, kein Gefühl der Zurücksetzung und Kränkung innerhalb der Familie, weil man mit der eigentlichen Dienerschaft gar nicht in Konkurrenz tritt — wieviel tut da auch schon die Zugehörigkeit zu einem großen Verbande! Die Hausschwester schafft sich durch freiwillige Übernahme und Verwaltung aller Hausarbeit ihr Amt voller Freude und Scharfsinn, aber auch in stolzer Zurückhaltung. Sie ist ohne Rivalin, dadurch die erste und meist einzige Beamtin des Hauses. Sie weiß: Rechte fordern Pflichten, oft unangenehme, „eklige“ Pflichten, aber schätzen wir einen Arzt geringer wegen etwaiger unappetitlicher Operationen und Manipulationen, die barmherzige Schwester wegen sorglicher Pflege aller Krankheitserscheinungen, den Naturwissenschaftler und Chemiker wegen seiner Beschäftigung mit übelriechenden oder fauligen Substanzen? Überwindungskraft und Berufsernst dieser Geistesarbeiter und Feinnervigen zwingen uns Achtung und Bewunderung ab. Es sind die im alten übeln Sinne frauenzimmerlichen Stimmungen, die sich in diesen Vornehmtuerei-gefühlen regen, Stimmungen, die wir überwinden müssen. Sollten

Digitized by Google

wir so töricht sein, die gebildete, geschickte Hausschwester wegen einiger niedriger Hausarbeiten (die sich übrigens durch Vervollkommnung mechanischer Hilfsmittel stetig vermindern lassen), scheel anzusehen — die Hausfrau selber verteidige und schütze dann ihr Geschlecht! Mit der Zeit muß, wie bei den Krankenschwestern, das Vorurteil unterliegen. Die Furcht einer Mutter, ihre Tochter einst als Hausschwester sehen zu müssen, bedeutet im Grunde ein Armutszeugnis für weibliche Intelligenz und Gefühlstiefe und für weibliche Autorität im Familien- oder Gesellschaftskreis. Wenn unsre Damen noch rückständig genug zu solchen Auffassungen sind, wohl, meine verehrten Agitatorinnen, so tut das Nötige, unsre Mitschwestern aufzuklären!

Wir wagen uns in immer mehr Berufsgebiete der Männer und versuchen es dort unter unsäglichen Schwierigkeiten, ihre Achtung zu erzwingen. Aber ihre und unsrer eigenen Geschlechtsgenossinnen Achtung auf einem Gebiete zu gewinnen, das in moderner Gestaltung Gelegenheit gibt, gerade weiblichen Charakter und weibliche Tugenden klug und reizvoll zu offenbaren — das scheint vielen von uns als etwas Geringes, Unwürdiges. Woher stammt diese Art geistigen Hochmuts und matter Engherzigkeit, die Überschätzung der Bücherweisheit, die Neigung zu Kunstflirt und Bildungsfirnis? Tiefe Geistesbildung ist eben bei Männern und Frauen ein selten Ding, ein häufiges aber ist diese Pseudo-Kultur, die mit Kunst und Wissenschaft spielt und ihr doch keinen Pfifferling nützt, diese Pseudo-Erzieherei, die auf Kosten menschlichen Glücks gesunde arbeitsfähige Kraft dem praktischen Wirken, das heißt hier: dem häuslichen Leben entzieht. Mir scheint, wir Frauen sollten darauf bedacht sein, gerade hier die lärmend Dienenden in leise Herrschende, in anmutige Pflegerinnen feiner Sitte und ernste Hüterinnen kraftvoller Lebensführung im Sinne edler Ausdruckskultur zu verwandeln. Daß wir Frauen auf diesem, unserm ureigenen konkurrenzlosen Feld schlummernde Kräfte wecken, dazu kann die „Hausschwestern"-Bewegung Vortreffliches beitragen. Wir wünschen ihr die ernsteste Aufmerksamkeit und die von Vorurteilen freieste Förderung. S

Die Erzählstunde

Bildung und Schule

Unser hastendes und jagendes Zeitalter ist auch deshalb so „poesiearm" geworden, weil es im Hause kein „Vertellen" mehr gibt. Wo sind die märchenerzählenden Mütter der Dämmerstunde, wo die ihren Kindern Abenteuer und Heldentaten erzählenden Väter, wo alle die unsere Phantasie und poetische Gestaltungskraft mächtig anregenden Spuk- und Schatzgräbergeschichten geblieben? Sie sind verschwunden, seit die Herdfeuer erloschen und die surrenden Rädchen zur Rumpelkammer gewandert sind. Unsre Zeit hat keine Dämmerstunde, keine Poesie mehr. Kaum ist das Tageslicht verschwunden, so flutet das „Elektrische" durch alle Winkel des Hauses. Die Wirklichkeit jagt die Poesie zum Tempel hinaus. So wird Nüchternheit und Genußsucht Signatur der Zeit.

Dennoch fehlt es nicht an opferfreudigen Volksfreunden, die unser an echten Freuden verarmtes Volk wieder zu einem sinnenden, singenden und sagenden machen möchten.

Die „Kunsterzieher" suchen durch Massenverbreitung guter Bilder veredelnd auf das Volksgemüt einzuwirken und auch durch

Digitized by Google

eine natürliche Zeichenmethode die Augen der Kinder für Natur- und Kunstschönheit zu öffnen. In Unterhaltungsabenden sucht man auch die Eltern durch szenische Spiele, durch Lichtbilder und Vorträge über das graue Einerlei des Tagwerkes hinauszuführen. Man will das Volk durch Einführung in die verschiedensten Künste wieder produktiv machen und so die Liebe zum geistig Schönen wecken. Das Prinzip ist richtig.

Von allen Künsten ist die brotloseste, die Poesie, bisher am meisten zu kurz gekommen. Daran hat die Druckerschwärze mit schuld. Die früher „erzählenden" Eltern hocken heute in der Feierstunde „stumm" hinter ihrer Zeitung. Höchstens fliegt einmal die Bemerkung: „Hast du schon gelesen?" von einem zum andern. Die Kinder verarmen dabei, sie sind sich selbst überlassen oder fallen auch über die seichte Druckkost her, studieren die „Mordtat" in all ihren Phasen und vergiften ihre Phantasie. Es gibt keine gemütlichen Familienabende mehr, wo die lebensvolle Wechselrede sprudelt. Klatsch- und Zeitungssensationsgeschichten sind heute Gesprächsstoff.

Hier muß der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden, d. h. es muß Lektüre gegen Lektüre wirken. Immer noch viel zu schwach sind in Deutschland die Versuche, gute, erhebende Lesekost der schlechten entgegenzusetzen. Während die Millionäre Amerikas wetteifern, jedem kleinsten Orte eine gewählte Bücherei nebst Leseraum zu verschaffen und in England die Städte sich eine Steuer auflegen, um Bibliotheken eröffnen zu können, begnügt man sich bei uns meist mit Wanderbibliotheken von zweifelhaftem Wert.

Vor allem sollte jede Schule eine tüchtige, das Unterrichtswissen und die Schularbeit überhaupt ergänzende Jugendbüchersammlung haben. Diese wird von den Eltern, wenigstens auf dem Lande, eifrig mitbenutzt und dadurch eine Bereicherung des gegenseitigen „Erzählstoffes" herbeigeführt. Mangelhaft in höchstem Grade ist bisher noch die Leitung dieser Jugend- und Volksbibliotheken. Mit der Auswahl und Ausgabe der Bücher ist noch wenig getan.

Aber aus dem „lesenden" Volke muß ein „erzählendes" werden, sonst fallen neun Zehnteile des Lesestoffes glatt unter den Tisch. Wie kann das befördert werden?

Durch Einrichtung von „Erzählstunden" im Unterricht, in Elternabenden, in Familien.

Doch mag dafür nicht die Theorie, sondern die Praxis reden. Als ich die Leitung einer Jugendbibliothek übernahm, fiel es mir auf, wie die Kinder drei, auch vier Bände mitschleppten und auf meine Frage bei der Zurückgabe nach dem Inhalt, mich ganz erstaunt anstarrten. Sie hatten ihre Bücher wie ihre Butterbrote verzehrt, ohne über das Genossene nachzudenken. Von jetzt an gab ich den Kindern nur je ein Buch mit und richtete eine deutsche Stunde, die letzte in der Woche, zur „Erzählstunde" ein.

Ich suchte die Verteilung der Bücher möglichst den Interessen, dem Alter — und den Individualitäten der Kinder anzupassen. Die Kinder nennen nach der Zurückgabe der Bücher ihre Themen. Nun folgt die Aufforderung: Wer will erzählen? Ein flotter Erzähler beginnt, ein schwächerer folgt, auch ein als „Drückeberger" bekannter kommt heran. Ich hüte mich, korrigierend einzugreifen und den Erzählfaden abzuschneiden. Das tue ich nur, um doch eine Reihe von

Digitized by Google

Kindern erzählen zu lassen oder um sie zur knapperen Darstellung aufzufordern. „Sage in wenigen Sätzen, wie die Erzählung verläuft und endet.“ Das schafft Gedankenklarheit, läßt das Wesentliche aus dem Beiwerk herausholen.

Interessante Einblicke in die Psyche des Kindes gewährt die „Erzählstunde“ dem Erzieher. Jedes Kind gießt die Erzählung in eine individuelle Form. Die Knaben gehen mehr der Handlung nach, die Mädchen malen gern die Einzelheiten aus und werden dadurch leicht weitschweifig. Immer fließt Eigenes, Gedachtes, Gefühltes mit hinein.

In der Erzählstunde fällt jeder Zwang weg; ich bin selbst Hörer und Erzähler der wichtigsten Zeitereignisse, um die Kinder mit dem flutenden Leben in Verbindung zu bringen. Auch sie reden und fragen über das, was ihnen im Wochenlauf zu Ohren gekommen ist.

Es ist der Kinder größter Ehrgeiz, ein gespannt lauschendes Publikum zu haben. Selbst die Trägen hüten sich, ihre Gefährten zu langweilen oder ihren Spott hervorzulocken. So ist mir und meinen Schülern die „freie Erzählstunde“ die liebste in der Wochenarbeit geworden. Alle Unterrichtsstunden, nicht zuletzt der deutsche Aufsatz, gewinnen von ihr.

Am wichtigsten ist mir das „Selbsterarbeiten“, die Gewöhnung an guten Lesestoff und die Verhütung des Obenhinlesens. Eine gut geleitete Jugendbücherei bereitet die Volksbibliothek wirksam vor. Ein gutes Buch ist ein wertvoller Lebensgefährte, aber man muß auch angeleitet werden, ihn zu verstehen und ihm zu folgen.

Wer seine Kinder an guten Lesestoff gewöhnt, sorgt auch dafür, daß sie den später an sie herantretenden Schauerroman als unwahr und lächerlich empfinden. Es schadet gar nicht, wenn man hin und wieder solch rotes Heft mit hinein in die Erzählstunde nimmt und der Oberstufe einige Stichproben des blühenden Unsinns vorliest. Nichts verleidet besser als der Spott.

Meine kleinen Erzähler werden aber auch angehalten, den jüngeren Geschwistern in den Abendstunden Märchen und Sagen zu erzählen. Vielleicht hat sich manche Mutter schon dadurch an ihre Erzählpflicht erinnern lassen. Das Buch muß besonders in den langen Winterabenden der Mittelpunkt der Familie sein. Gut ist's, wenn die Kinder auch zum Vorlesen angehalten werden. Das macht ihnen Freude und den Eltern nicht minder, besonders da sie dabei die kleinen häuslichen Handarbeiten wie Stricken, Spinnen, Nähen, Schnitzen betreiben können. Der Vater vergißt darüber wohl gar den Wirtshausbesuch und die Mutter das Klatschen. Vor allem wird aber eine Geistesgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern hervorgerufen, die über die graue Alltäglichkeit hinausführt und ihren „Erzählstoff“ veredelt. Paul Matzdorf

So macht es Paul Matzdorf, der Herausgeber der „Jugend- und Volksbühne“*, der in pädagogischen Kreisen rühmlich bekannt ist, und in dessen kleiner Schule in dem Taglöhnerdorfe Cöthen in der Mark schon so mancher Besucher treffliche Anregung empfangen hat, insbesondere durch Matzdorfs Jugendspiel- und Elternabende, Lenz-, Wald-, Märchenfeiern und ähnliches. Erzählstunden andrer Art hat Lietz in seinen Landerziehungsheimen. Allabendlich versammelt sich die „freie Schulgemeinde“ zur

* Verlag von Arwed Strauch, Leipzig. Das Heft 1 M.

Digitized by Google

„Kapelle“ im Andachtsraum. Erst kommen musikalische Darbietungen von Lehrern und Schülern und Vorlesungen, die teils der inneren Sammlung, teils der geistigen Anregung dienen. Dann aber kommen die Schüler zu Worte mit freien Erzählungen und Vorträgen. Stoffe des Unterrichts, nach Kräften durch eigene Lektüre ergänzt, aus Büchern selbständig Zusammengetragenes, auch Erlebtes und Beobachtetes, das alles gibt den Inhalt. Gewiß wird auch anderwärts Ähnliches geübt, bald mit dieser, bald mit jener Absicht. Matzdorf stellt in den Vordergrund die Mehrung und Veredelung der Erzählfreude im Volk und erhofft dabei die allgemeinere Hebung des poetischen Sinnes, das Schwinden der Phantasiedürre und Phantasieverderbnis im Volk. Bei Lietz liegt besonderes Gewicht auf dem formalen Übungswert. Ein Dritter wieder (Guggenheim in der Frankfurter Zeitung vom 5. Mai 1909) hebt wesentlich hervor, daß im Licht der Erzählstunde Indianerschwarten und andere Schundbücher, aus denen etwa der oder jener Schüler berichtet, ihren Glanz verlieren müssen, und daß überhaupt die „Erzählstunde“ trefflich den Kampf gegen schlechte Bücher führen kann. Pädagogen wie Berthold Otto und Heinrich Scharrelmann schließlich haben bei allem Unterricht „Erzählstunde“, weil bei ihnen die Kinder nicht nur unbeschränktes Fragerecht, sondern auch fast unbeschränktes Erzählrecht haben; und dabei wird sicherlich das Berichten über Gelesenes von selbst zu seinem Rechte kommen. Natürlich ist es hier nicht von vornherein auf systematische Pflege intensiver Hauslektüre abgesehen, und auch nicht in erster Linie auf die Übung im Erzählen. Aber es wird möglich sein, das, was Matzdorf mit fest bestimmten Erzählstunden will, auch zu erreichen, wenn die „Erzählstunden“ in den Unterricht eingestreut werden, wie sich gerade die Gelegenheit bietet; eine halbe Stunde, die im Lesen, im Aufsatz, im Realunterricht freigemacht werden kann, genügt das eine Mal, ein andres Mal wieder mag der gerade besonders regen Erzählfreude mehr Zeit als eine Stunde gewidmet werden. Die Hauptsache ist, daß der Lehrer selbst Freude am natürlichen Erzählen und Interesse und Verständnis für gute Jugendbücher und für besinnliches Lesen hat.

Die Form ist dann gleichgültig. Der eine richtet planmäßige, feste Erzählstunden ein, um zugleich die Regelmäßigkeit und feste Ordnung des häuslichen Lesens zu fördern; der andre will gelegentliche, verstreute Stunden, um den Anschluß an den Unterricht und das dadurch bedingte aktuelle Interesse möglichst auszunutzen und weil regelmäßige, feste Übungen einen Erzählzwang mit sich bringen, der leicht Unnatürlichkeit verursacht. Eins schickt sich eben auch hier nicht für alle, und wo für den einen Gefahren liegen, bieten sich für einen andern zuweilen besondere Vorteile.

Recht wertvoll wäre es meines Erachtens, wenn Erzählstunden ganz außerhalb des pflichtmäßigen Unterrichts vom Lehrer aus freien Stücken veranstaltet würden, etwa in der Dämmerstunde, aber Stunden, in denen der Hauptsache nach der Lehrer aus Lust und Liebe zur Sache *selbst* erzählt: Märchen, Sagen, Geschichten. R. Henseling

Unter uns

Viktor Hehn und die Schweiz

Trotz des deutlichen Hinweises in der Vorbemerkung ist der

Digitized by Google

Auszug aus Viktor Hehns Buche über Italien von einigen Lesern so aufgefaßt worden, als gäben wir hier einem neuen Mitarbeiter das Wort, damit er seine Meinung über die Schweiz gleichsam im Auftrage der Redaktion sage. Dabei wird die Welt nächstens des gefeierten Balten hundertsten Geburtstag feiern! Daß wir vom Kunstwart dieses Toten Meinungen über die Schweiz nicht teilen, haben wir durch, wir können ruhig sagen: hundert Beiträge bewiesen. „Kontrast" schrieben wir über Hehns interessante Vergleichung; als eine meisterliche Schilderung landschaftlichen Kontrastes, rein als künstlerische Gabe brachten wir sie in der Abteilung „Lose Blätter", und im übrigen, wie die Vorbemerkung besagt, zum Hinweis auf das so hoch berühmte, aber nicht entsprechend bekannte Buch über Italien. Da gerade der Kunstwart, so lange er überhaupt da ist, für das Verständnis schweizerischer Dichtung und Kunst gewirkt hat, gehört ein Mißverständnis wie dieses neueste, eigentlich doch zu den Merkwürdigkeiten.

Lebende Worte

Skeptizismus

Vom unechten läuft zu gewissen Zeiten die Welt ohnehin voll, und wir sind nicht daran schuld; bisweilen kommt er dann plötzlich aus der Mode. Vom echten könnte man nie genug haben.

J. Burckhardt

Unsre Bilder und Noten

Der Steindruck vor unserm Hefte gibt recht sorgfältig die Fülle von leisen und feinen Tonwerten wieder, die sich auf Wilhelm Claudius' Dämmerungsbild zu einer gehaltenen Symphonie der „blauen Stunde" zusammenweben. Je mehr Zeit wir uns zum Betrachten nehmen, je mehr füllt sich Fleck auf Fleck, Winkel auf Winkel im Bilde mit Leben an, und schließlich blicken wir auf die Laube mit dem Lämpchen darin wie auf unsre eigne Wohnstätte. Claudius ist einer der wenigen Künstler, in denen sich Geist aus Ludwig Richters Zeit mit modernem malerischen Empfinden glücklich verbunden hat.

Kein schärferer Stimmungsgegensatz dazu ist denkbar als Friedrich Kallmorgens „An die Arbeit". Hier ist uns, als hörten wir die Arbeitspfiffe und den Maschinenlärm, die da zu den Werften rufen, während das Wasser aufgeregt dazu plätschert. Ein Bild von sprühendem Leben. Man wolle es mit dem Zuidersee-Bild Kallmorgens in Heft 19 vergleichen, um sich der Mannigfaltigkeit in der Ausdrucksfähigkeit dieses Künstlers recht bewußt zu werden. Auch das Krahnbild und das farbig wiedergegebene „Eisgang auf der Unterelbe" (beide Kw. XXI, 5) wird man nicht ohne besonderes Vergnügen neben dieses hier halten.

Plüddemanns Heinrich IV. in Kanossa geben wir auf Wunsch noch zur weiteren Erläuterung unsres Aufsatzes im vorigen Hefte über „Erledigte Kunst".

Die beiden Reproduktionen nach den Sposalizio-Bildern von Perugino und von Raffael und schließlich die Beilage „Ein heiterer Kirchenleu" illustrieren Rundschaubeiträge.

Unsre Notenbeilage bringt zunächst ein deutschmährisches Volkslied, das ich in seiner Schlichtheit für eines der schönsten Wiegenlieder halte,

Digitized by Google

die es gibt. Der Lehrer Joseph Götz hat es aus dem Munde einer alten Frau zu Sanftleben im sangesreichen Kuhländchen aufgezeichnet und im letzten Heft der Flugschriften und Liederhefte des Wiener deutschen Volksgesangvereins im gemischten Chorsatz veröffentlicht. Wir bringen es hier für Einzelgesang mit Klavier, gesetzt von Friedrich Mayer. Der Bearbeiter hat die Melodie mit manchen harmonischen Würzen versehen, doch hüte man sich, sie beim Spielen durch Betonung aufdringlich hervorzuheben. Die dissonierenden Durchgangstöne dürfen auch wirklich nur als Durchgangstöne zum Bewußtsein kommen, als feine klangliche Nebenreize. Betont wird nur die Auflösung. Die vorgeschriebenen Piani des Klavierparts sind also sehr streng verbindlich. Die nächste Seite gibt eine Illustration zu Pommers Schrift über das älplerische Volkslied: ein altes Mähderlied aus Steiermark, gleichfalls zum erstenmal in einer der genannten Flugschriften veröffentlicht. Klingt wundervoll. Ist Chorvereinigungen sehr zu empfehlen und wird auch musikalischen Gesellschaften bei Ausflügen, Wanderungen u. dgl. willkommen sein. Das Wort „hore" hat weiter keine Bedeutung. Weiters folgt ein gemischter Chor von Rudolf Schüller über ein Jugendgedicht Friedrich Nietzsches, dem die Verwendung des Kirchentons das kennzeichnende Gepräge gibt. Die Stimmen erscheinen demnächst im Rahmen der Hausmusik des Kunstwarts. Endlich fügen wir ein der Jahreszeitstimmung entsprechendes Klavierstück von Brunetti-Pisano, einem in der Zurückgezogenheit von Salzburg lebenden, uns von Felix Mottl warm empfohlenen, in der Öffentlichkeit bisher nur wenig bekannten Tonkünstler bei. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstr. 78c — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

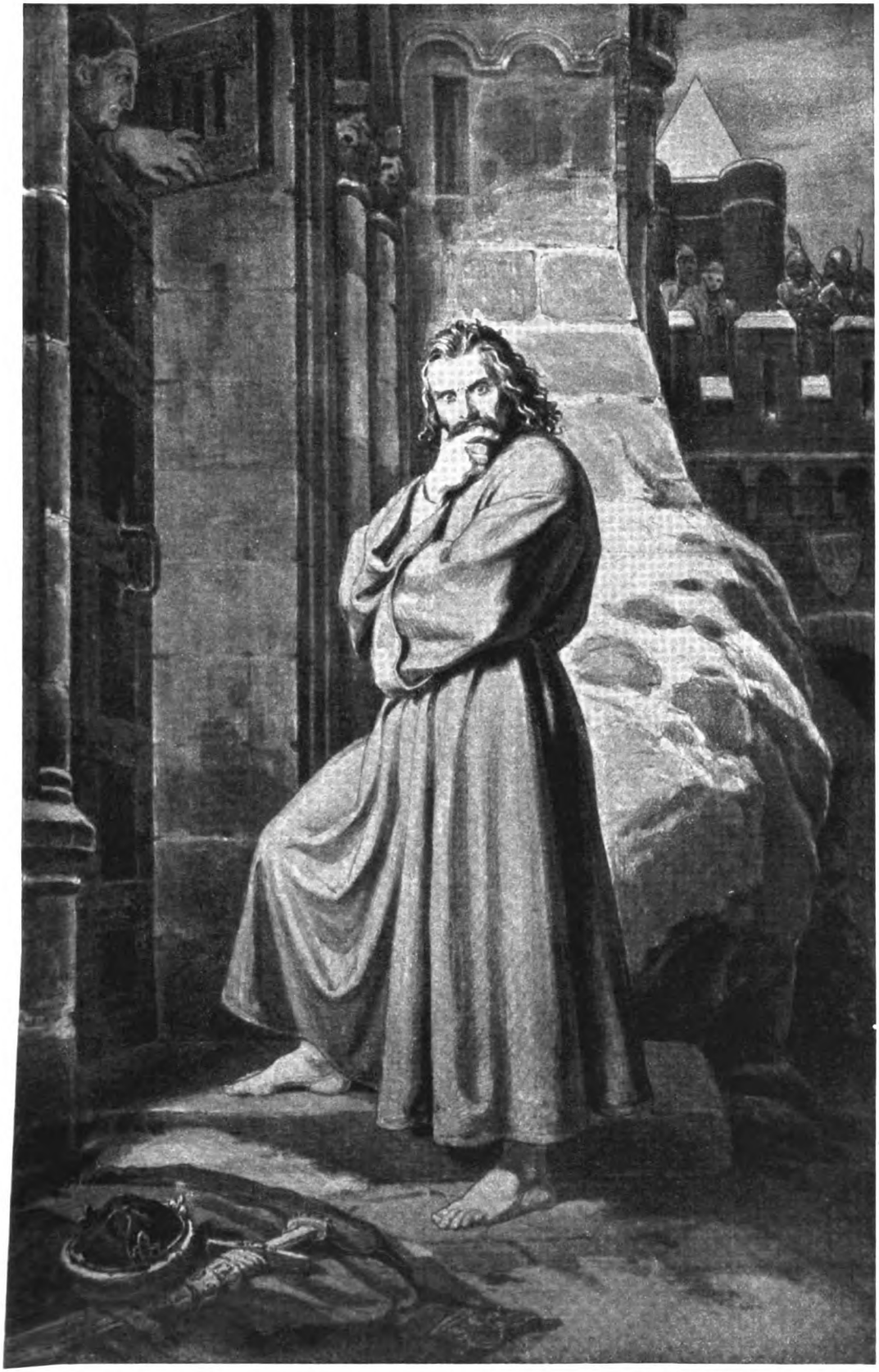
KW

FRIEDRICH KALLMORGEN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



HERMANN PLÜDDEMANN

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Digitized by Google

PERUGINO

KW

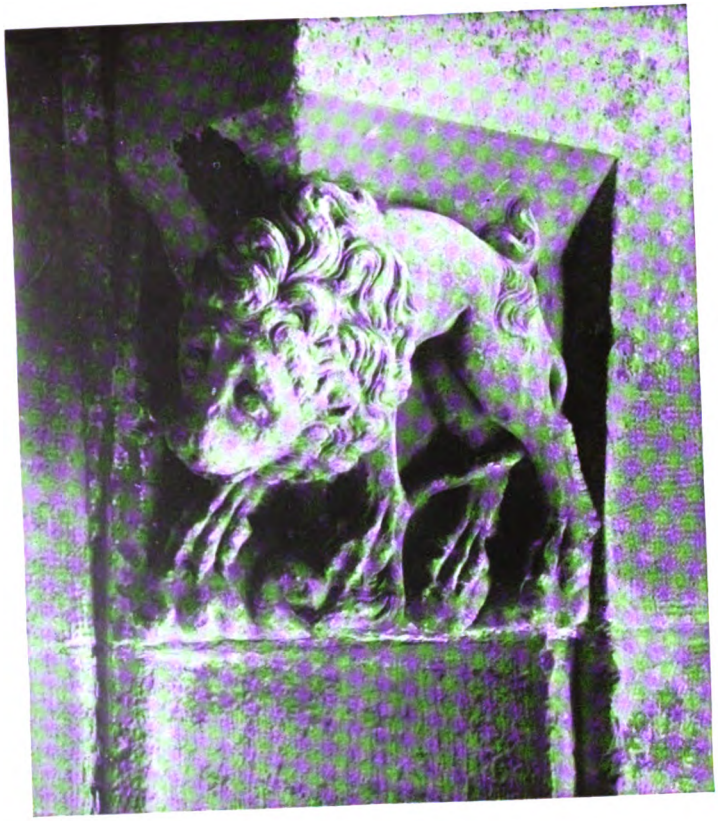
Digitized by Google

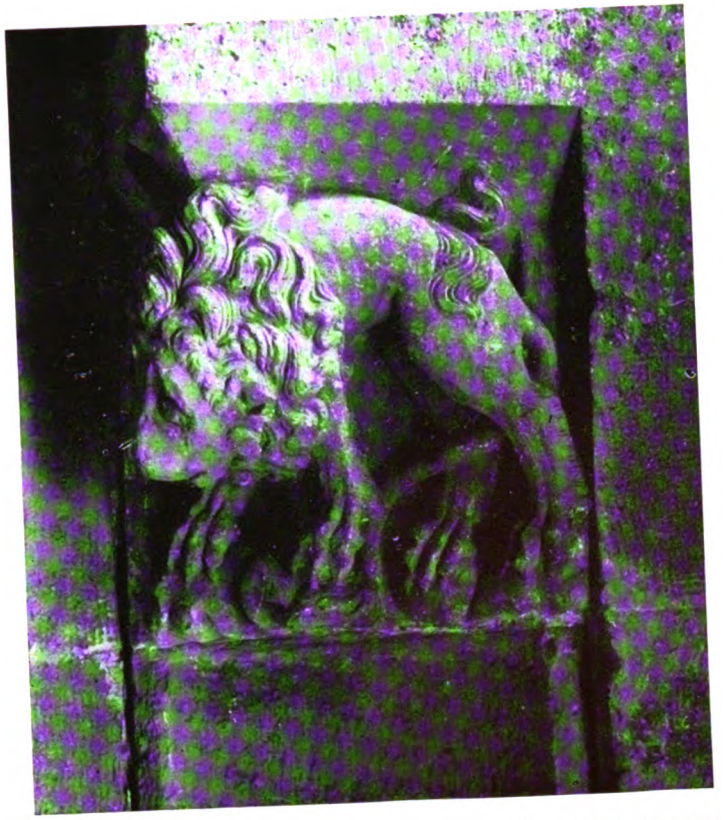
RAFFAEL

KW

Digitized by Google

Digitized by Google





AUS HEILBRONN

KW

Digitized by Google

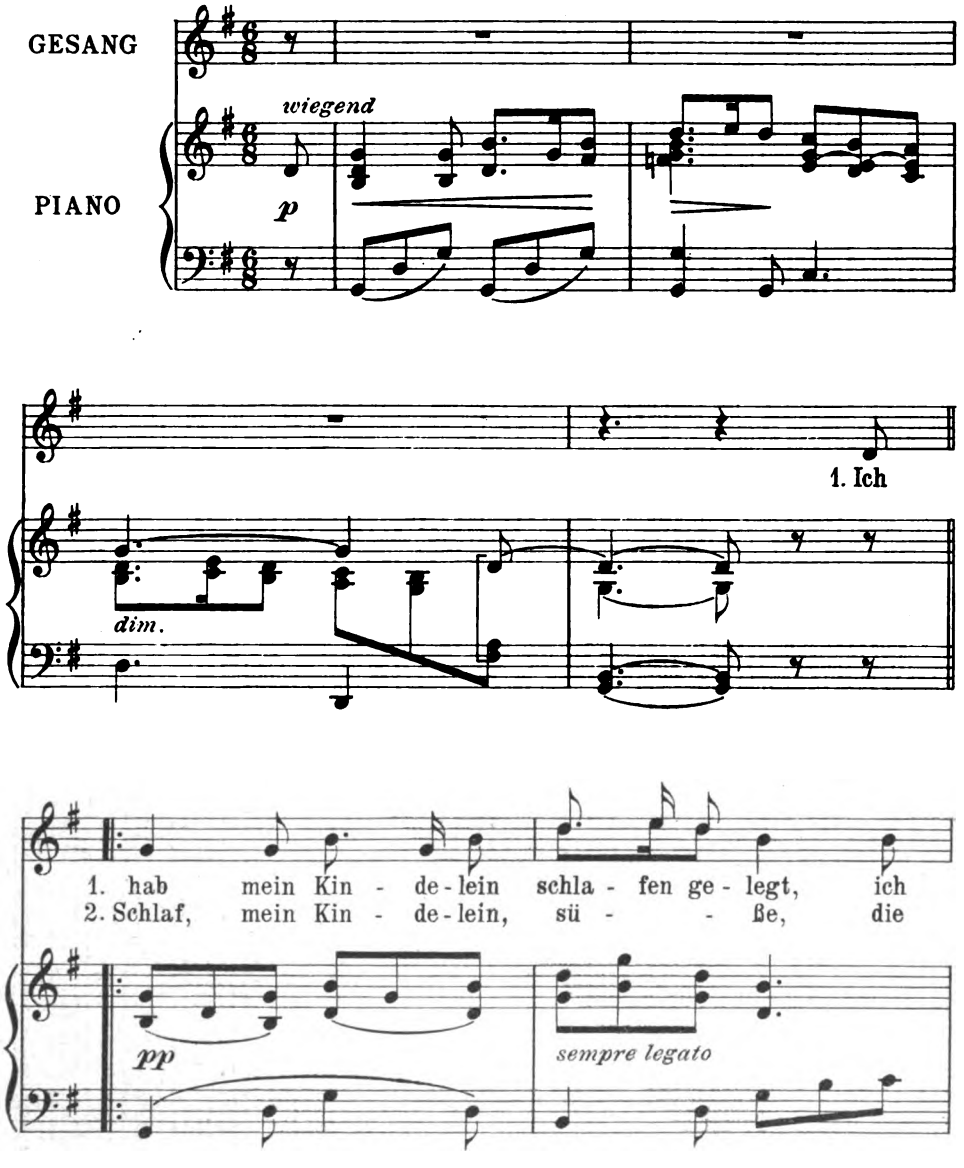
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

WIEGENLIED

(Deutsch-mährisch)

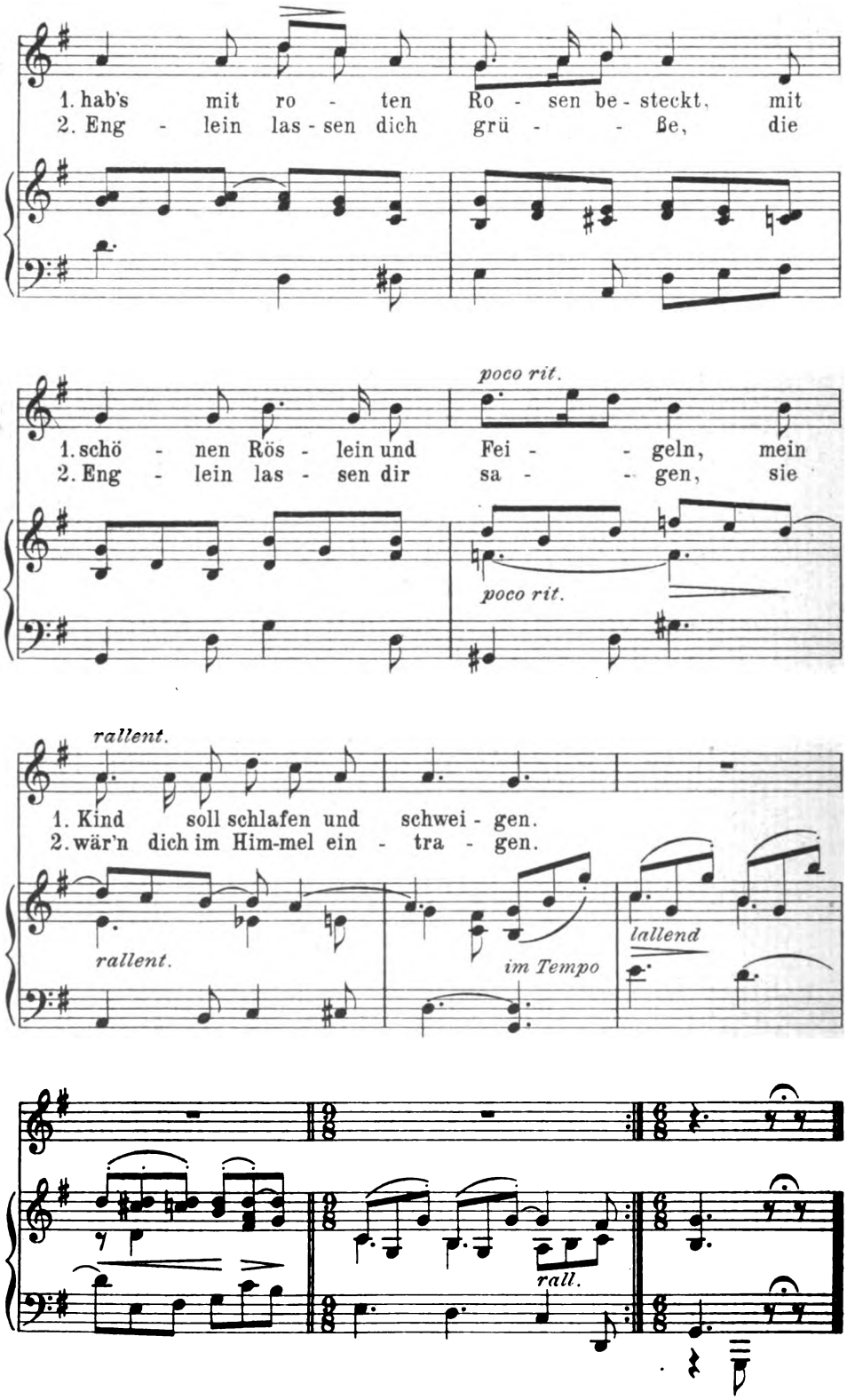
Gesetzt von
FRIEDRICH MAYER



Die Bearbeitung ist Eigentum des Kunstwartverlags

Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

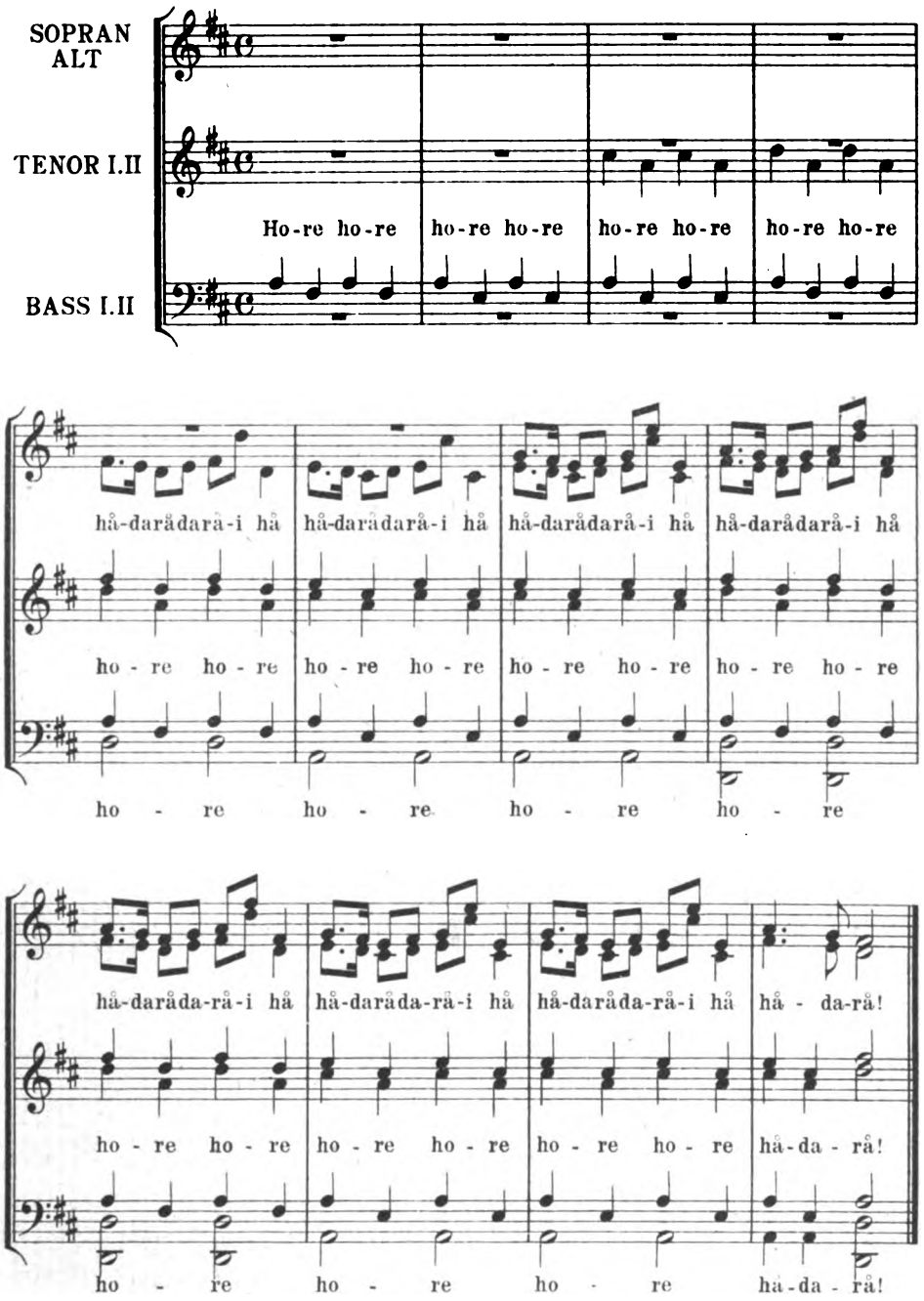
Digitized by Google



Digitized by Google

Der Hore

Aus Vorau in Steiermark

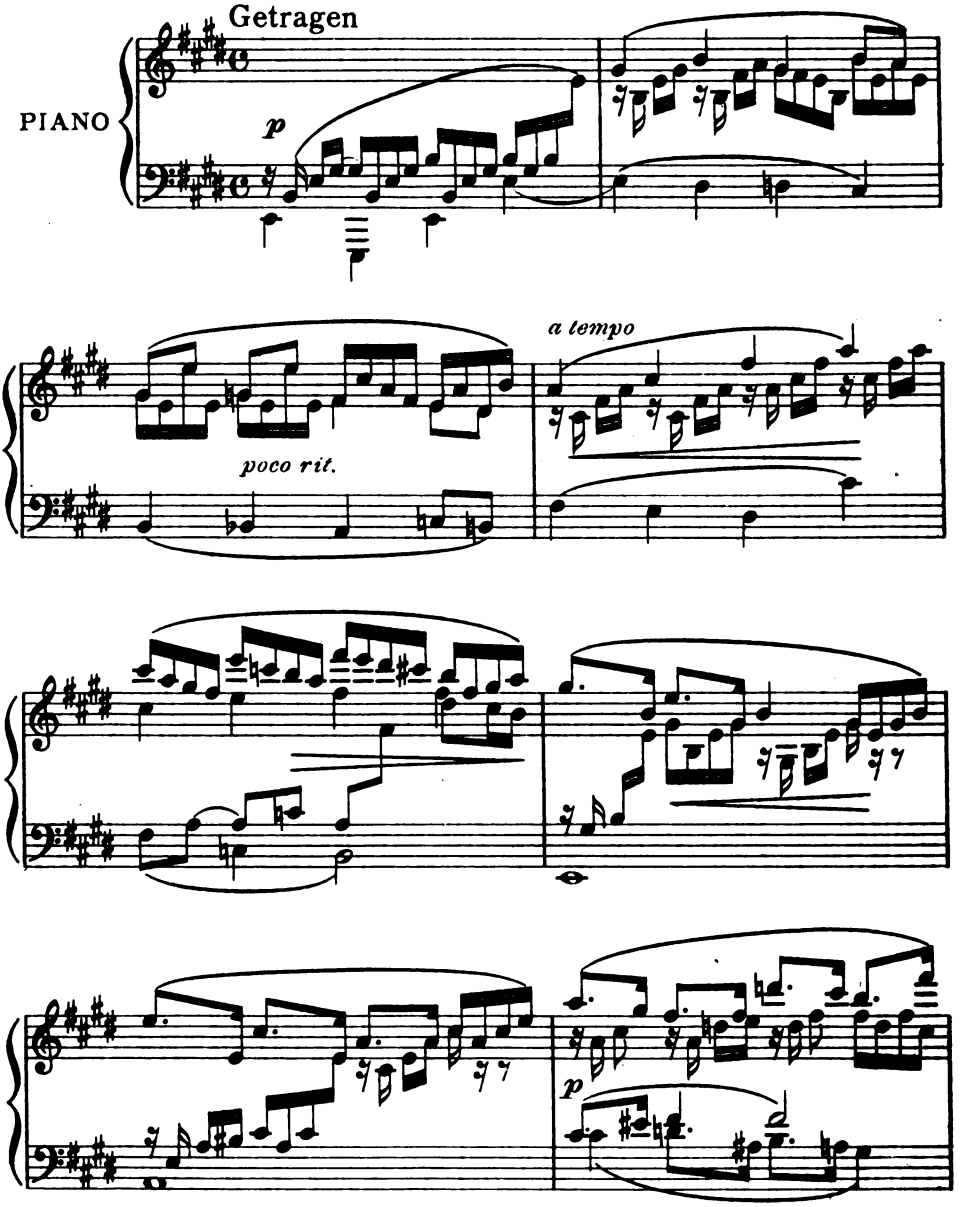


Mitgeteilt in den Flugschriften des deutschen Volksgesangsvereins in Wien nach der Aufzeichnung von Karl Liebleitner

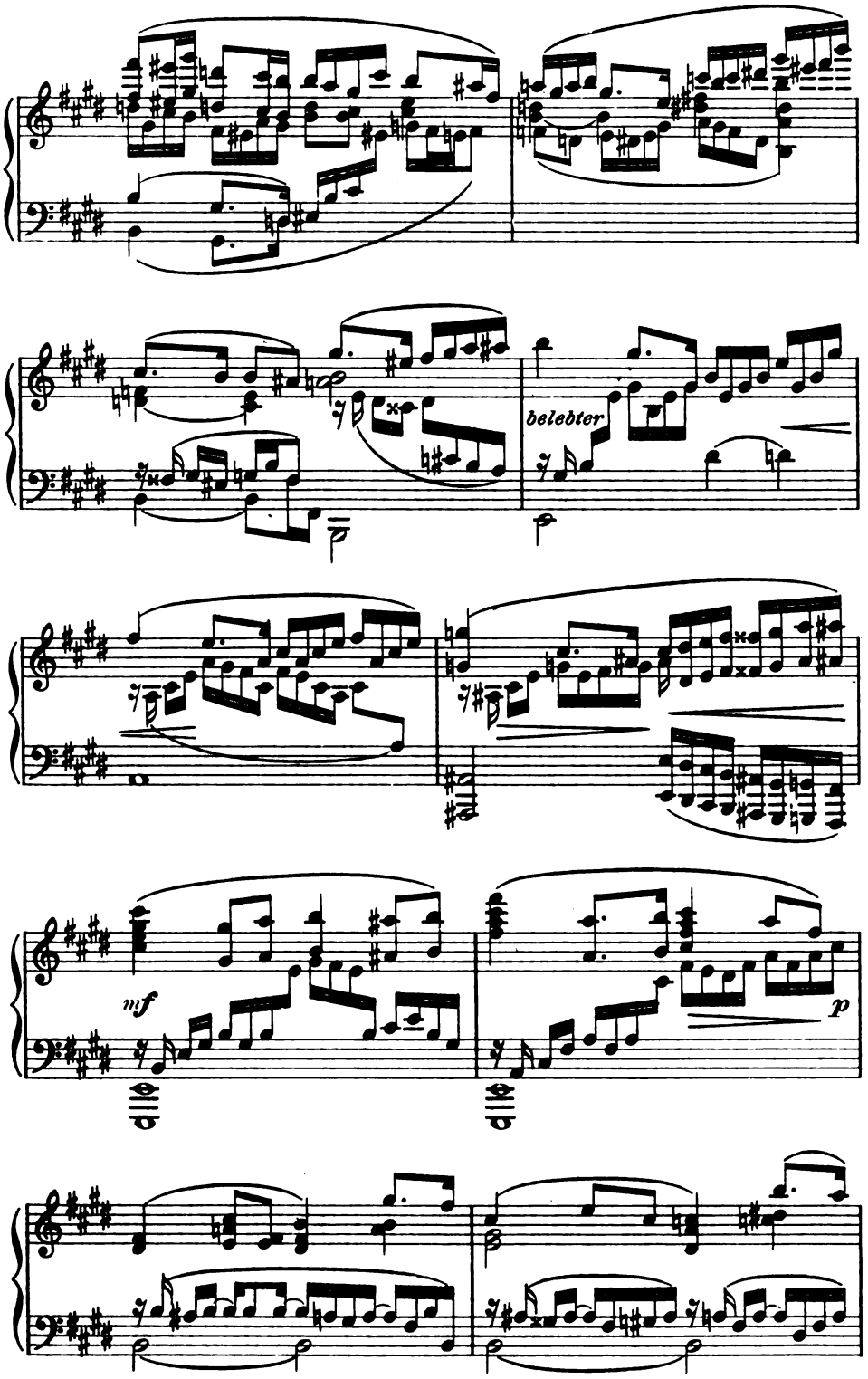
Digitized by Google

August Brunetti-Pisano

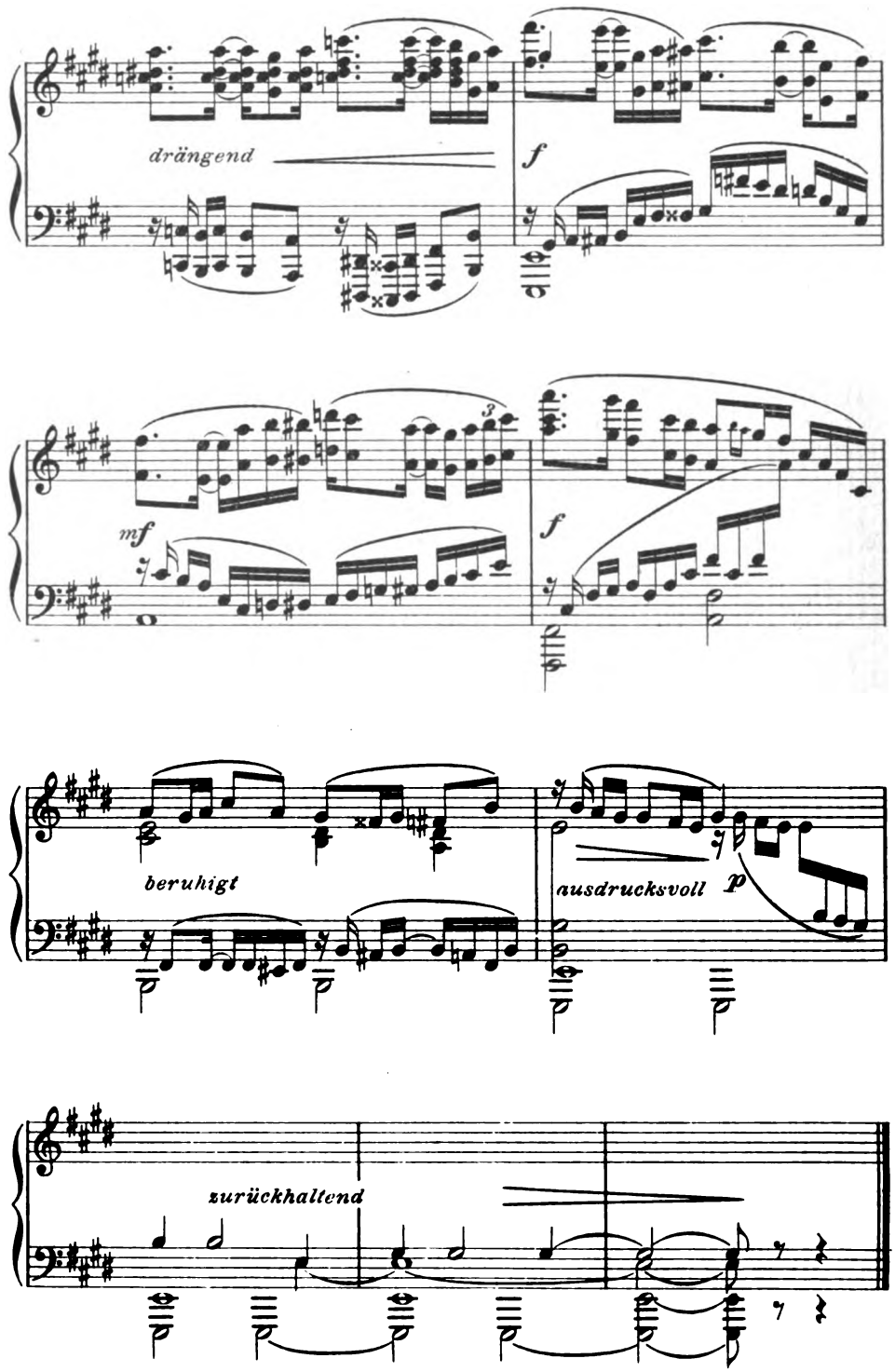
„IN EINER SOMMERNACHT"
(Nach einem Gedicht von Bruno Sturm)



Digitized by Google



Digitized by Google



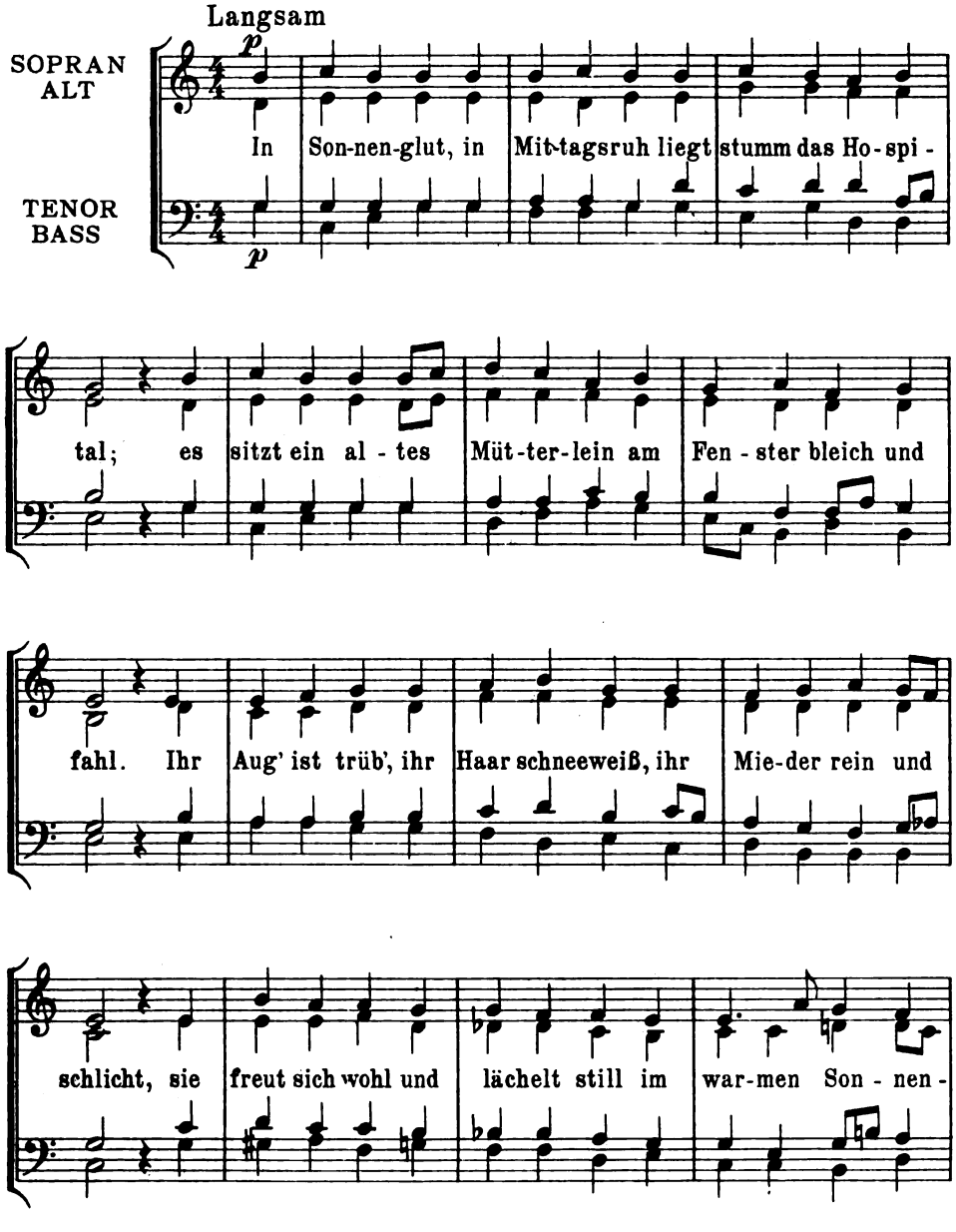
Digitized by Google

Rudolf Schüller

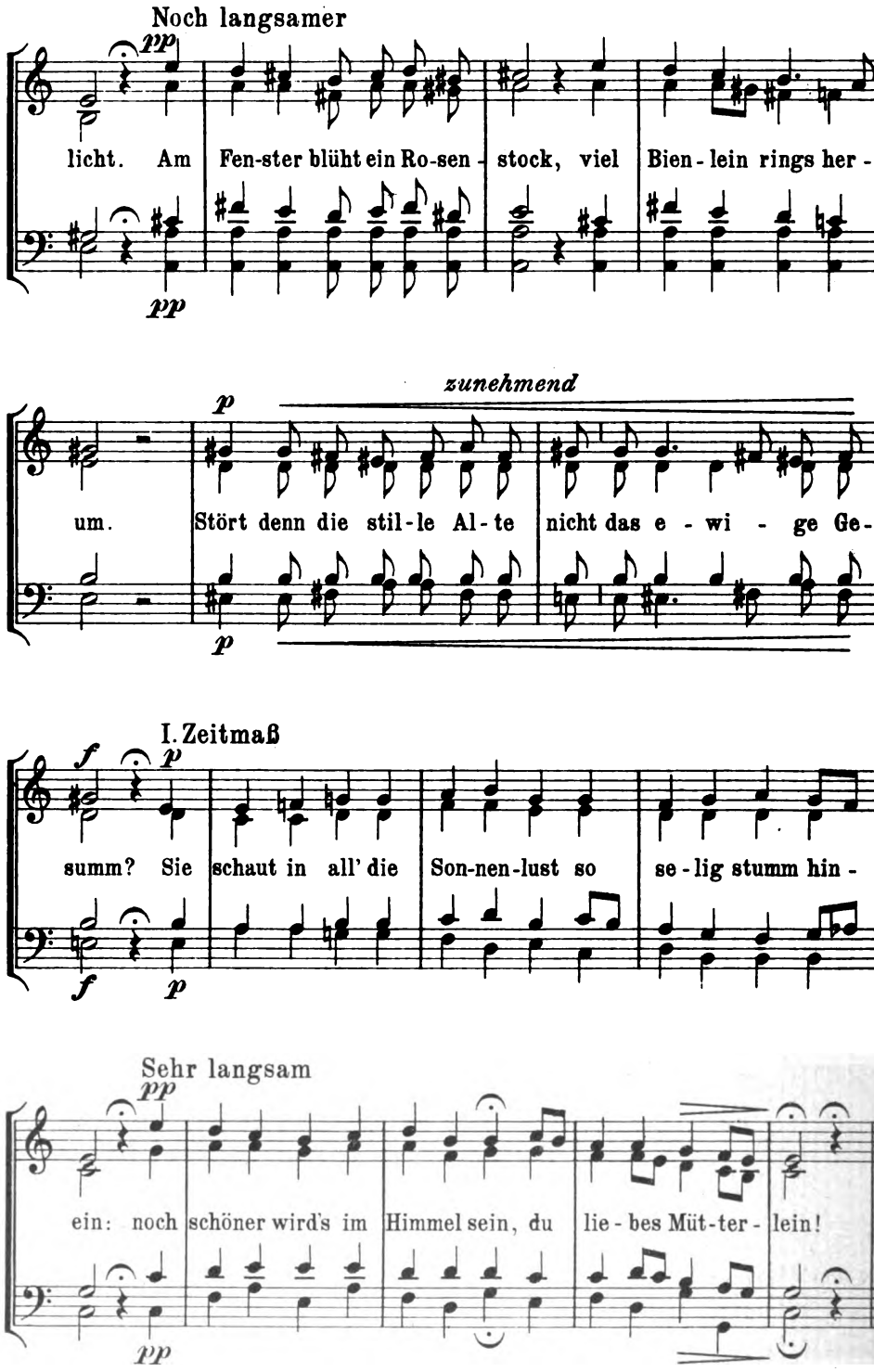
Friedrich Nietzsche

ALT MÜTTERLEIN

Langsam



Digitized by Google



Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

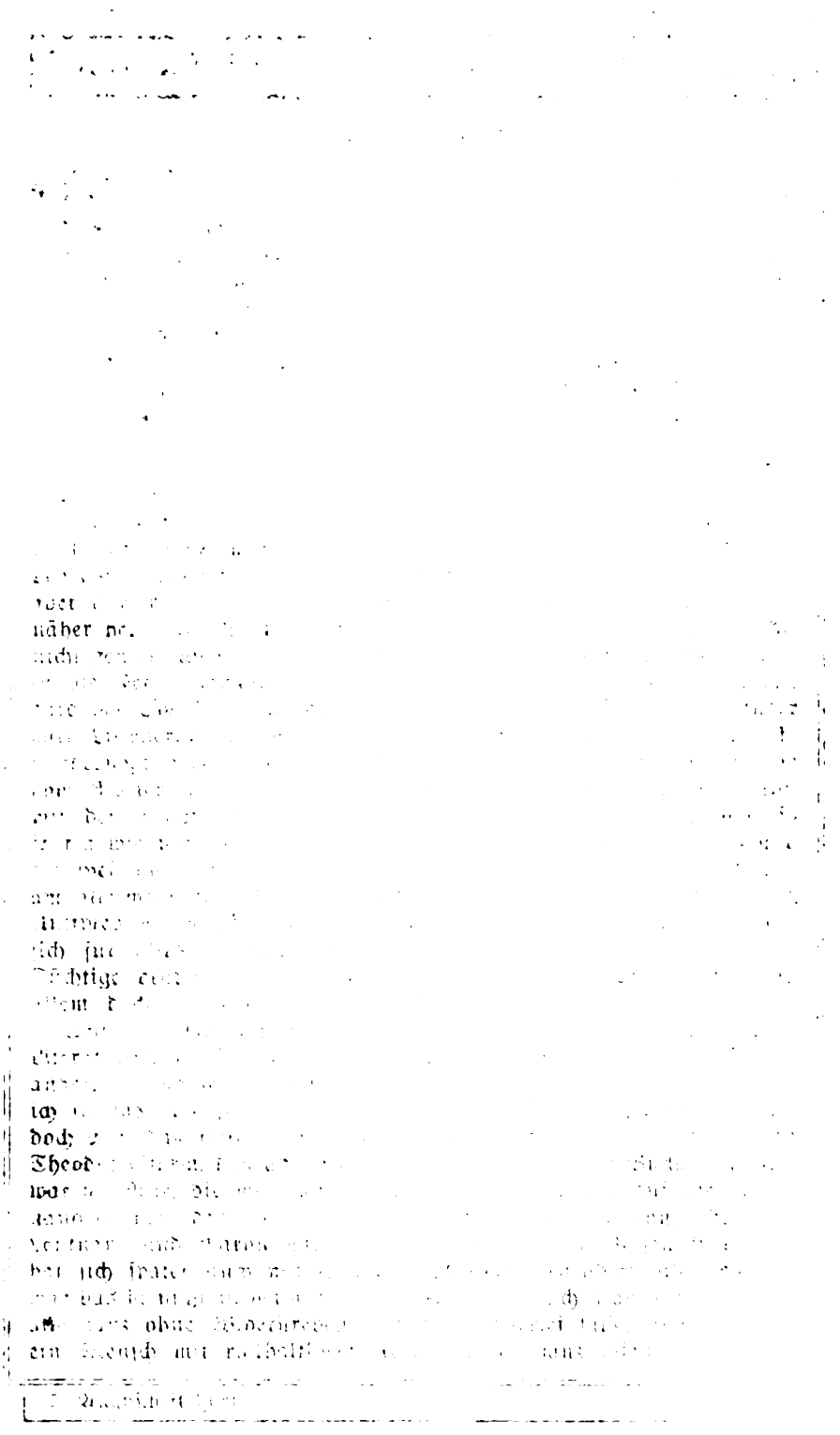
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

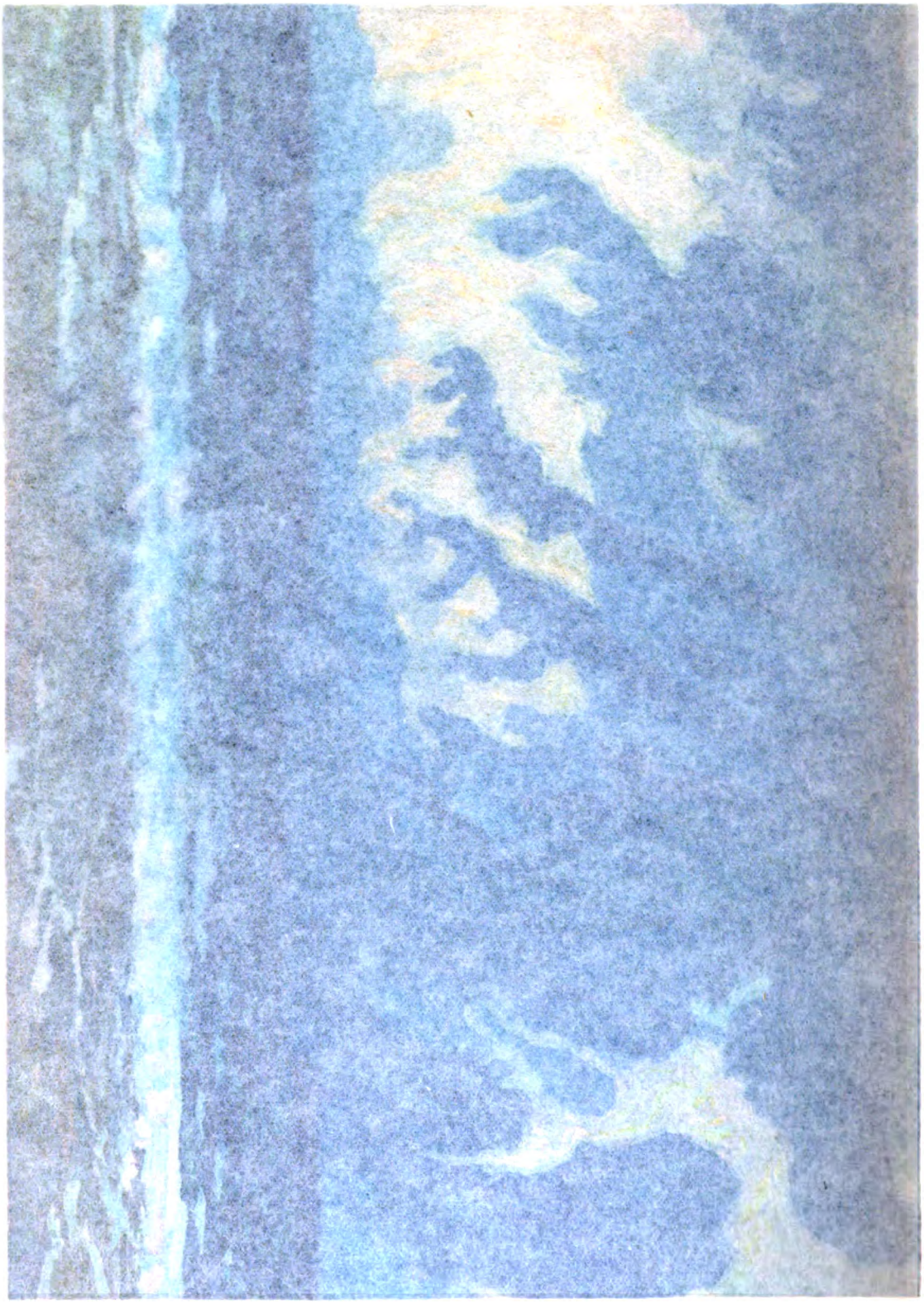
Digitized by Google

KW

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Liliencron †

Wie oft hat man's ihm gesagt: du alterst nie, wie oft noch an seinem sechzigsten Geburtstage: deine Jahre sind nur Kleid, du selber bleibst jung, bis du dich dereinst nach deinem eigenen Gedicht mit dem „Hurra das Leben!" ins Unbekannte hinüberschwingst. Und doch hatte sich in den letzten Jahren sein Wesen gewandelt; wem nicht Züge im persönlichen Verkehr davon zeugten, dem tat das sein Buch „Leben und Lüge" doch deutlich genug. Er war viel zu wahrhaftig, als daß er nicht sein Altern bemerkt und viel zu reich an innerer Würde, als daß er nicht zu altern verstanden hätte, er war kein grauhaariger Komödiant, der nach Jugendart über den Fahrdamm tänzelt, um dann in einem Hausflur nach Atem zu ringen. Sein Altern war auch ein Reifen; wo aus Blüten Früchte werden, da wurden sie's ihm. Wenn ihm diese Früchte nicht schmeckten, so nörgelte und jammerte er freilich auch nicht davon. Er konnte immer noch ausgelassen sein wie ein Junger, aber in seine Lebensstimmung war doch wie eine Schwester, die lange, lange fern, aber immer in seiner Welt gewesen war, zum Bruder Humore nun näher heran die Elegie getreten. Für die nach uns Kommenden, die nicht genau zusehn, wird sie von Liliencrons Bilde wieder weiter weg in die Ferne schwinden. Für den Liliencron der Literaturgeschichte wird der Tod des Menschen ein Verjünger sein. Für unsre Kinder wird Liliencron als der Adjutant leben oder doch als der frischstarke Hardesvogt oder doch als der Poet, der vom Leutnant so viel wie vom Poeten in sich hatte: der muskelkräftige zähe kleine Baron mit den hellen, klugen Augen, die so schneidig wie duldsam, so feurig wie verschwärmt blicken konnten, der Freund des Weins und der Gesänge und der Küsse, der doch kein Säufer, kein Ästhet und am allerwenigsten bloß ein Geschlechtstier war — der Antiphilister, Antiplebejer, Antibörsianer und Junker zugleich und Antijunker, der sich für alles Tüchtige begeisterte, das er begriff, und der alles Tüchtige begriff, das ehrlich war — er wird weiterleben alles in allem doch als der jugendliche Liliencron.

Seit 1883 hab ich ihn gekannt. Ich weiß noch, wie ich, damals Literaturberichterstatter der „Täglichen Rundschau", mit einem Haufen andrer Bücher seine „Adjutantenritte" zugeschickt bekam, wie beglückt ich sie las, wie jubelnd ich sie besprach, und wie erstaunt ich dann doch war, daß freilich nur wir Jungen und von den Alten allein Theodor Storm, daß aber wir Jungen alle von dem Buche begeistert waren. Wir, die wir doch fast sämtlich weit drüben auf der Linken standen, von den Versen eines Leutnants und Barons, der den Leutnant und Baron wie im Herzen, so in den Versen trug. Er hat sich später auch mit Sozialdemokraten verbrüdert, aber damals war das ja nicht zu vermuten, und das war's auch nicht, was uns ihm alle ganz ohne Widerstreben gewann. Dreierlei tat's. Hier gab sich ein Mensch mit rückhaltloser Aufrichtigkeit, ganz offen, wie er sich

Digitized by Google

fühlte, auch hin — und wir waren doch von den mitlebenden Berühmten gewohnt, daß sie, ehe daß sie sprachen, sich erst räusperten, die Saite stimmten, die Toga warfen und sich den Lorbeerkranz Apolls kleidsam rückten. Zweitens: der Mensch, der sich da gab, lebte im Heut, lebte mit dem zusammen, was um ihn war, nicht mit aus Büchern im Museum Erstöbertem — das hieß uns aber überhaupt erst: er lebte eben. Drittens: er war von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Ach, wie dünn ist das Wort, denkt man dabei an Liliencron! „Liebenswürdigkeit" — nein: die Liebe erzwingend, nicht nur die freundliche Gesinnung, nein: eben die Liebe — sie war der herrlichen Natürlichkeit dieses Vollmenschen Sonnengeschenk. Manche haben's nicht, die ethisch ebenso hoch stehn, den Detlev Liliencron umgab es wie ein Zauber, der zugleich Tarnkappe für seine Schwächen war. Wer wollte ihm böse sein? Ein Verwalter war er ja freilich nie, auch ein Weltkundiger eigentlich nicht. Des lieben Geldes wegen tat er gelegentlich Dinge, die nicht jedem gefielen. Wie damals, als er seinen guten Namen für die „Herausgeberschaft" des „Nord und Süd"-Ratgebers zur Reklame anwerben ließ, sobald er aber die Sachlage erkannte, zog er ohne Scheu auch vor empfindlichen Geldverlusten ritterlich die Folgen, wie er damals nach der Aufklärung diese „Herausgeberschaft" sofort niederlegte. Mann war er doch, wenn er auch einer von denen war, die als echte Künstler nach Goethes Wort das Alter noch als große Kinder findet. Er war untadelig in seiner Ritterlichkeit.

War er auch ein großer Poet?

Was ich darüber meine, davon hab ich vor fünf Jahren gesprochen (Kw. XVII, 18), ohne auch meine Bedenken und Vorbehalte irgendwie zu verheimlichen. Im Kunstwart, zu dessen Mitbegründern Liliencron gehörte, ist so oft von seinem Dichten geschrieben, sind so oft auch Proben davon gebracht worden, daß heut weder das eine noch das andre erforderlich ist. Daß die mitstrebende Jugend und die schnell geschlossene Freundschaft (Liliencron war nicht wählerisch, schien ihm der andre nur ein guter Kerl) ihn allzu lauten Tones pries, daß junge Literaten in ihm den Gipfel der Gipfel sahen, weil sie die Weitschau von andern Höhen nicht kannten, daß manche ihn gar zum Dichtergott unsrer Zeit machten, Nietzsche entsprechend, der ihnen der Gott des Denkens war — das alles ist leicht zu verstehn und verlangt nicht einmal Widerspruch. Viel besser, eine Erscheinung wie Liliencron wird über- als unterschätzt! Er konnte sich gelegentlich zu einer wundervollen Kunst des Verses und zu einer Verdichtung des fühlenden Schauens erheben, die eine Reihe seiner Gaben zu lyrischen Kristallen von Demantlichtgehalt geformt hat. Die sind sein Höchstes, aber auch im Poggfred, auch in den Romanen, besonders im letzten, auch in den Dramen sind Stellen von außergewöhnlicher Dichtkunst. Sie werden schon ihrer Gestaltungskraft wegen bleiben. Aber vielleicht war für unsre Kultur doch noch wichtiger, was sie gaben. Vielleicht lernt man jetzt endlich erkennen, daß Liliencron im deutschen Schrifttum geradezu eine Mission erfüllt hat dadurch, daß er im jungen Geschlecht die Gesundheit stärkte. In das Weltschmerzeln, Sentimentalsein, Propheteln, Großmannspielen, In-der-Fremde-

Digitized by Google

Suchen trat hier mit Feinheit und Derbheit zugleich das Natürliche, das ja nicht immer identisch mit dem Naturalistischen ist. Siegend, weil er, der doch so freundlich bei den viel angefeindeten Jungen den guten Willen für die Tat nahm, ganz voll davon war, so voll, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, die Jungen wären das etwa nicht auch; so machte er allmählich zu Gesinnungsgenossen, die er als Gesinnungsgenossen voraussetzte. Vaterlands- und Heimatliebe (übrigens auch geradezu die „Heimatkunst"), frisches Mitleben mit Wald und Feld, mit Tier und Pflanze darauf, zartere oder gröbere, jedenfalls aber nie verstiegene Gefühle zum andern Geschlecht, und dabei die pietätvolle Bewunderung auch für die großen „Alten" in Literatur und Kunst, die Gründeutschland noch nicht erfaßte, das alles gewann mit Liliencron auf einmal eine Vorburg mitten im Jungliteratenland. Unser Detlev hatte nicht einmal einen kleinen Finger Schulmeistertum an sich, und dennoch ist er tatsächlich einer der besten „Erzieher" unsrer neuen Literatur gewesen.

Es kommt doch trotz allem und allem immer wieder wie ein Segen der Kraft über unser Volk. Bedenken wir, wie leicht ein blendendes dichterisches Talent verführen kann, als welches Glück müssen wir's dann empfinden, daß auch unsre größten künstlerischen Genien, daß Dürer, Bach, Schiller, Beethoven und vor allem Goethe den Drang nach dem Gleichgewicht, das Streben zum sicheren Ankern niemals verloren haben, wie hoch sie fliegen und wie sehnend sie ausblicken mochten. Nur unter den Kleineren haben wir Zerrissene, die zerreißen, aber die großen Gesunden sorgen mit ihrer Kraft dafür, daß jene höchstens einmal einem Geschlechte schaden. Als einer der Edelsten in der Gefolgschaft der großen Gesunden bleibt uns Deutschen auch Liliencron. A

Kleine Freiheiten

In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses wurde vor einiger Zeit gerügt, daß wir viel zu viel Polizeiverordnungen hätten. Man erkannte auch schnell, daß hier eine wunde Stelle unsrer nationalen Verhältnisse liegt, die lange nicht genug beachtet wird. Wir streiten uns in Deutschland um die großen, um die politischen Freiheiten herum, um die Vereins-, die Preß-, die Versammlungs-, die Koalitionsfreiheit, und das ist ja gewiß auch sehr notwendig, aber wir vergessen darüber viel zu sehr, daß uns die kleinen Freiheiten, die wirkliche Bewegungsfreiheit in dem Auf und Ab des alltäglichen Lebens in bedenklichem Grade fehlen. Denn wenn von diesen Freiheiten oder vielmehr Nicht-Freiheiten auch jede einzelne nicht „wichtig" ist, sie sind so zahlreich, daß das Leben eines jeden von uns täglich von ihnen betroffen wird. Ihr Mangel verstimmt, und sie wirken in übler Richtung „erzieherisch", diese kleinen überall auftauchenden Nicht-Freiheiten. Sie machen uns subaltern. Das Gefühl wirklicher Bewegungsfreiheit im täglichen Leben, die nur gehemmt wäre durch einleuchtende Gründe der Vernunft und des Anstandes, kennen wir in Deutschland ja eigentlich gar nicht. Wir fühlen uns fort und fort beaufsichtigt unter „Erlaubnissen" und „Verboten". Oder vielmehr: wir fühlen das leider meist nicht einmal mehr.

Digitized by Google

Wir sind bereits so an unsern Zustand gewöhnt, daß er den meisten von uns ganz natürlich vorkommt. Nur wer vom Auslande wieder nach Deutschland hereinkommt, fühlt ihn, fühlt ihn stark und fühlt ihn beschämt, und vermag den Ausländern nicht zu widersprechen, wenn er ihre allgemeine große Verwunderung und scharfe Kritik über diese Verhältnisse bei uns zu hören bekommt. „Hier heißt es, kein Mensch darf dürfen; im freieren Auslande: kein Mensch muß müssen!"

Wenn wir aus unserm Hause hinaustreten, und unser Weg führt uns über eine größere Brücke, so werden wir polizeilich angewiesen, uns „rechts!" zu halten. Wandeln wir in unsern öffentlichen Parken und Anlagen, so erscheint es uns wie ein fernes und unglaubliches Märchen, daß man in England, Frankreich und anderswo die Rasenflächen betreten, ja sich sogar darauf lagern darf. Wir dürfen, so sehr das eigentlich der Natur eines Parks als Tummel- und Erholungsplatzes widerspricht, nur fein sittsam auf den Kieswegen gehn. Auch auf der Trambahn herrscht ein außerordentlich ausgebildetes Bevormundungssystem. Der Franzose Jules Huret zum Beispiel sagt in dieser Beziehung: „Man kann in der Elektrischen nicht die Nase aufheben, ohne wenigstens sieben Verbote zu lesen: 1. darf man nicht rauchen, 2. darf man nicht ausspucken, 3. darf man den Kopf nicht herausstecken, 4. darf man den Platz des Schaffners auf der Plattform nicht einnehmen, 5. darf man im Fahren weder auf- noch abspringen, 6. darf man die Vordertür während der Zeit vom 1. Oktober bis zum 31. März nicht öffnen, 7. darf man sein Billett nicht verlieren." Dabei ist noch vergessen, daß man mit dem Wagenleiter nicht sprechen darf. Was für ein Heer von Verordnungen und Bestimmungen hat sich nicht auf die Radfahrer ergossen! Auch auf der Eisenbahn sind wir nicht gerade sehr frei. Ein Geleise zu betreten, wie man das in England alle Augenblicke sehen kann, gilt für ein Kapitalverbrechen; trotzdem sind in England die Eisenbahnunfälle trotz des Schnellbetriebs dort nicht etwa häufiger als bei uns. In einer Schrift des Vereins für Sozialpolitik über die Lage der Eisenbahner in Preußen ist unter anderm die Rede von den „ungezählten Vorschriften, die nur der heiligen Ordnung halber ausdrücklich fixiert und zum andern deshalb bis ins kleinste ausgearbeitet sind, um für jeden denkbaren Fall einer Betriebsstörung alsbald Verstoß gegen Paragraph soundso konstruieren und jeden Vorwurf gegen die Behörde wegen Unzulänglichkeit der Betriebseinrichtungen parieren zu können". Es wird wohl auch nur bei uns vorkommen, daß man in öffentlichen Gebäuden wie zum Beispiel Postanstalten zweiteilige Klapptüren findet, die zwar nach beiden Seiten drehbar sind, an deren einer aber fürsorglich „Stoßen" steht, während an der andern angeschrieben ist „Ziehen". Gehen wir in eine Ausstellung, so finden wir nicht selten auch da die fürsorgliche Anweisung „Rechts gehen", zur Abwechslung wohl auch einmal „Links gehen". Und ebenso werden wir auf vielen Schlittschuhbahnen dirigiert „Rechts fahren".

Kann man sich bei einem so ausgeprägten Bevormundungssystem darüber wundern, daß jahraus jahrein zahlreiche geradezu köstliche Blüten der Lächerlichkeit zum Vorschein kommen, wie zum

Digitized by Google

Beispiel jene vor einigen Jahren von der Presse aufgestochene, an die Lehrer eines mittelschlesischen Kreises gerichtete Verordnung, in der u. a. vorgeschrieben wurde, daß der Gruß der Kinder an den Lehrer zu lauten habe „Grüß Gott“ und „Behüt Gott“, aber nicht etwa „Gott grüße Sie“ oder „Gott behüte Sie“, und in der es weiter unten heißt: „Beim Beten neigen die Kinder sanft den Kopf, nicht den Oberkörper.“

Genauer betrachtet ist diese ganze Sache aber mehr ernst als lächerlich.

Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ein gewisses Maß guter Wirkungen wird man ja gewiß auch dieser uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend begleitenden Vielregiererei nicht absprechen können: die große Ordnung, die wir auf diese Weise erzielen, hat sicher auch ihre nützlichen Seiten. Manches Häßliche und Üble, das wir im Ausland finden, wie zum Beispiel das laute Ausschreien der Zeitungen durch die Verkäufer, fällt weg, eine ganze Anzahl Unfälle wird vermieden, manche guten Winke werden gegeben, einer ganzen Reihe von Konflikten und auch von Sachbeschädigungen wird vorgebeugt. Aber diesem Aktivkonto unsres Systems steht ein Passivkonto gegenüber.

Zunächst entspricht der Unmenge von Vorschriften und Verordnungen natürlich auch eine Unmenge von Übertretungen, Strafen und Prozessen. Ist das ein Vorteil? Außerdem wird dadurch eine wirklich freudige Staatsgesinnung gewiß nicht gefördert. Der Staat und insbesondere die Polizei erscheinen fortgesetzt als Aufseher, Bevormunder, Vorgesetzte, ja Gegner, und nicht als Ausdruck einer heilsamen, nur die notwendigen Opfer heischenden Gemeinschaft. Dann spricht das Opfer an Lebensfreude mit, das uns dadurch auferlegt wird, daß so zahllose Dinge verboten sind, die ganz gut erlaubt sein könnten. Man denke zum Beispiel an die mangelnde Bewegungsfreiheit in den öffentlichen Anlagen. Die natürliche Ungezwungenheit, das Bewußtsein, tun und lassen zu können was man mag, wenn es nur gegen Vernunft, Anstand und anderer Leute Interessen nicht verstößt, ist ferner an sich ein hohes Gut, — es wird uns auf diese Weise verkümmert. Vor längeren Jahren bei einem Aufenthalt in England fragte ich soundso viel deutsche Angestellte, warum es ihnen drüben besser gefalle, die Antwort war regelmäßig dem Sinne nach gleich: „Die schöne Freiheit hier!“ Noch ernster aber erscheinen die volkserzieherischen Folgen. Wir sind oft verwundert, daß der Deutsche immer noch ein so gering entwickeltes politisches Freiheitsgefühl hat. Sollten wir uns nicht vielmehr wundern, daß ein in so hohem Grade durch kleine und kleinliche behördliche und nicht-behördliche Vorschriften eingeengtes und gegängeltes Volk noch so viel Empfinden für die großen politischen Freiheiten hat, wie das unsrige immerhin? Schließlich ist doch der Mensch ein Ganzes. Wer im täglichen Leben daran gewöhnt wird, sich unausgesetzt vorsichtig zwischen den „Stacheldäunen“ zahlloser Vorschriften, selbst in bezug auf sein gleichgültiges Tun, hindurchzuwinden, wie soll man von dem ein wirklich heißes Empfinden für Selbständigkeit und den Willen zu großen Opfern für freie

Digitized by Google

Betätigung seines Menschentums auch bei den großen Dingen des öffentlichen Lebens erwarten? In Zusammenhang damit steht auch die Frage des nationalen Stolzes. Wie oft ist schon geklagt worden und wird immer wieder geklagt, daß der Deutsche im Auslande so verhältnismäßig leicht und schnell seine Sprache, seinen deutschen Namen, seine Nationalität abwirft! Sicher ist der Grund hierfür zum Teil auch in dem Mangel an Freiheit im deutschen Vaterlande und an der Fülle davon im Auslande zu suchen, die jedem jenseits der Grenzen anderer hochstehender Kulturländer auffällt. In einer sehr interessanten Korrespondenz der Kölnischen Zeitung vom November 1907 aus Kairo sogar wird u. a. in bezug auf das schnelle Aufgeben der Staatsangehörigkeit durch Deutsche im Auslande angeführt: „Als Grund wird im allgemeinen die Sehnsucht nach Freiheit angegeben. In Deutschland seien dem Staatsbürger viele Schranken gesetzt, und in England und dessen Kolonien sei man frei. So gehen uns auf diese Weise viele Staatsbürger verloren. Man trachtet darnach, das Deutschtum auf die schnellste Weise abzustreifen.“ Es ist eben nicht anders: nur eine wirklich stolze Persönlichkeit wird freudig ihre Eigenart behaupten. Wie kann aber auf seine Eigenart stolz sein, wer sich daran gewöhnt hat, daß er von früh bis abend geduckt wird! Von hier aus findet sich dann leicht auch eine Brücke zu den gleichfalls bekannten Klagen in bezug auf unsre Fähigkeit zu kolonisieren. Diese Fähigkeit wird offenbar beeinträchtigt einmal durch die Unselbständigkeit, an die unser Menschenmaterial gewöhnt ist, namentlich und vor allem aber durch die von Deutschland in die Kolonien übertragene Gewohnheit, alles und noch einiges mehr reglementieren zu wollen. Das vertragen die fremden Kulturvölker, das vertragen auch die an ihre Wildnisfreiheit gewöhnten Eingeborenen nicht, und so erweist sich unsre Reglementiersucht als ein schweres Hindernis deutscher Kolonialbetätigung. Aber die Kette der Bedenken in dieser ganzen Richtung ist noch um ein sehr gewichtiges Glied länger. Das Urteil des uns umgebenden Auslandes, das Urteil zumal von England, Frankreich, Italien, Holland, Belgien, der Schweiz und Skandinavien. Sprechen wir heute nicht von der Bedeutung dieses Urteils im allgemeinen für uns, auch nicht von seinem Wert für die Selbstkontrolle unsrer Nation, wovon ja im Kunstwart schon öfter die Rede war. Es ist auch noch aus ganz besonderen Gründen für uns wichtig. Wir stehen vor der weltgeschichtlichen Aufgabe, allmählich wenigstens zu einigen dieser Staaten, namentlich zu den kleineren, in ein engeres wirtschaftliches und politisches Verhältnis, vielleicht in ein Zollbündnis oder dergleichen zu kommen. Was aber diese Länder von uns trennt, das ist nicht zuletzt ihr Gefühl, daß Deutschland nicht in dem Sinne ein freies Land sei, wie sie es sind. Und dieses Gefühl gründet sich nicht etwa nur auf die eigentlichen politischen Zustände bei uns, sondern auch auf die mangelnde Bewegungsfreiheit in unpolitischen Dingen. Jeden Angehörigen der genannten Länder, der bei uns weilt und unsre Reglementiersucht beobachtet oder gar zu fühlen bekommt, überläuft's wie mit einer Gänsehaut vor uns; und so bedeutet jedes Stück Beseitigung solcher Vielregiererei bei uns auch

Digitized by Google

die Beiseitigung einer der unzähligen kleinen aber lästigen Schranken, die uns von der Erfüllung vielleicht unsrer wichtigsten außenpolitischen Aufgabe trennen. Und schließlich handelt es sich doch bei dieser Angelegenheit um die alte große Frage, ob Freiheit oder Bevormundung, nur eben ins Alltagsleben übertragen. Wer glaubt, daß nur auf dem Boden der Selbständigkeit, der Freiheit Lebensfreude, volle Entwicklung der Kräfte und namentlich auch wirkliche sittliche Selbstzucht recht gedeihen können, wird auch für die „kleinen Freiheiten" sein müssen. Hier gilt es einfach, einen längst siegreichen Grundsatz auf ein allzulange vernachlässigtes Gebiet anzuwenden.

Was sollen wir tun, um aus dieser Misere herauszukommen? Schuld an ihr sind sowohl das Publikum wie die Behörden. Die Behörden und das Publikum, alle beide müssen also helfen.

Zunächst das werte Publikum. Es kann sehr viel tun. Vor allem muß es sich abgewöhnen, immer und bei allem, was ihm nicht gefällt, seinerseits nach der Polizei zu schreien — etwa, wenn jemand mit seinem Stock auf der Straße unvorsichtig herumfuchtelt oder sich in der Eisenbahn unangenehm benimmt. Da heißt es vielmehr zur Selbsthilfe greifen, und es gibt eine Selbsthilfe auch in angemessener Form. Eine ganze Reihe der überflüssigen Ge- und Verbote ferner kann das Publikum schon dadurch gegenstandslos machen, daß es sich einfach nicht um sie kümmert. Wir wollen doch zum Beispiel einmal sehen, wie lange die kindischen Vorschriften auf den Brücken oder in Ausstellungen und dergleichen, nur rechts zu gehen, tatsächlich noch zur Geltung gebracht werden können, wenn auch nur zehn, wenn auch nur fünf Prozent der betreffenden Passanten oder Besucher mit boshafter Folgerichtigkeit regelmäßig links statt rechts gehen, falls nicht ein wirkliches Gedränge der Vorschrift Sinn gibt. Ist das der Fall, so ordnet sich auch in freien Ländern das Publikum von selbst wie's not tut. Ein großer Fehler des Publikums ist es weiter, daß es da, wo es in seinen einzelnen Individuen oder Vereinigungen selber in die Lage kommt, Vorschriften aufzustellen (ich denke zum Beispiel an Gastwirte, Inhaber von Erholungshäusern usw.), auch seinerseits häufig viel zu viel reglementiert. Einem jeden, von uns ist doch ferner irgendwann und -wo, vielen sogar recht häufig Gelegenheit geboten, auf Abänderung, Abschaffung, Ausmerzung lästiger und unnützer Vorschriften zu dringen. Man mache nur fleißig Gebrauch von dieser Möglichkeit, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Ein besonderes Tätigkeitsfeld eröffnet sich da zum Beispiel Vereinen wie Fremdenverkehrsvereinen, Verschönerungsvereinen, Bezirks- und Bürgervereinen. Es wäre wirklich eine gar nicht so üble Aufgabe für sie, sich einmal planmäßig die in ihr Bereich schlagenden zahllosen behördlichen Vorschriften vorzunehmen und einen planmäßigen Krieg zu ihrer Abschaffung oder Abänderung zu unternehmen.

Eine unerläßliche Ergänzung aller solchen Bestrebungen wäre freilich die Selbsterziehung des Publikums. Freiheit und Verantwortlichkeit sind ja von je Hand in Hand gegangen. Wer das eine will, muß auch das andre wollen. Daß unser Publikum noch ganz anders lernen muß, Vernunft und Anstand in seiner ganzen

Digitized by Google

täglichen Bewegung zu bewahren; daß jeder einzelne in dieser Richtung viel mehr auf sich — aber auch auf die andern — achten muß, kann wohl nicht bestritten werden. Man denke zum Beispiel an die zahllosen Rüpeleien, die noch immer durch Radfahrer vorkommen, an die Mißhandlung schöner Waldgebiete durch das Publikum und dergleichen mehr. Hier heißt es sich und andre kräftig anpacken. Das ist notwendig, wenn wir freier werden wollen.

Eine wie große Aufgabe auf diesem ganzen Gebiete der Presse zufällt, braucht kaum auseinandergesetzt zu werden. Sie sollte nicht nur die besonders krassen Fälle vor ihr Forum ziehen, sondern auch die ganze Frage in ihrer hier dargelegten grundsätzlichen Bedeutung des öfteren behandeln. Ebenso stünde auch ihr eine planmäßige Durchsicht und ein planmäßiger Feldzug gegen die einschlagenden behördlichen und nicht-behördlichen Vorschriften ihres Bereiches wohl an. Die „kleinen Freiheiten" sollten überhaupt eine ständige Rubrik in ihren Spalten bilden. Auch die politischen Parteien zur Rechten wie zur Linken fänden hier zu tun. Wenn ihnen erst einmal der oben angedeutete Zusammenhang all dieser Dinge mit den Fragen des politischen Freiheitsgefühles, des Nationalstolzes, der Kolonisationstätigkeit und der auswärtigen Politik zum Bewußtsein gekommen sein wird, werden sie auch dann die Sache ihrer Aufmerksamkeit nicht für wert finden? Die Parlamente, die großen und kleinen, bis zu den Stadtverordneten und Gemeinderäten der kleinen Städte und Dörfer müßten mit der Zeit widerhallen von der immer und immer wieder erneuten Behandlung dieser Verhältnisse, die klein scheinen und wichtig sind — denn ohne eine große, andauernde, von vielen Kräften getragene Bewegung werden wir nie und nimmer eine wirklich durchgreifende Verbesserung erzielen.

Was die Behörden zu tun hätten, liegt ja auf der Hand. Sie sollten keine neue Verordnung erlassen, ohne auf die hier besprochenen Gedanken gebührend Rücksicht zu nehmen. Und sie sollten nach Möglichkeit schon von sich aus und freiwillig in eine allgemeine Revision der bestehenden behördlichen Bestimmungen und ihrer Handhabung eintreten in dem Sinne, die jetzt fehlende Bewegungsfreiheit des täglichen Lebens nach Kräften herzustellen. Eine Unmenge Verordnungen und Verbote könnten ganz fallen, andre würden weit besser durch Anregungen in der Presse, belehrende Vorträge usw. ersetzt. In vielen Fällen würde es sich auch empfehlen, an sich gute Vorschriften, die aber jetzt ohne Not obligatorisch sind, zu fakultativen zu machen, zum Beispiel beim Radfahren: daß das Nebeneinanderfahren von drei und mehr Radfahrern verboten werden kann — in besonderen Fällen, statt daß es wie jetzt öfters unterschiedslos und immer verboten wird.

Doch soll nicht geleugnet werden, daß auch einige gewichtige gesetzgeberische Änderungen notwendig sein dürften. Wir möchten nur auf zweierlei hinweisen. Einmal will es uns doch scheinen, als ob vielfach der Grundsatz der Haftpflicht bei uns bereits in einer Weise angespannt wäre, die eine verhängnisvolle Rückwirkung auf die tägliche Bewegungsfreiheit ausübt. Wer für alles mögliche haftbar gemacht wird, der wird natürlich darnach trachten, durch ein

Digitized by Google

möglichst lückenlos gewebtes Netz von Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln etwaigen Unfällen vorzubeugen, einerlei, ob damit die allgemeine Freiheit des Publikums beeinträchtigt wird oder nicht. Sollte damit nicht beispielsweis unsre Unfreiheit auf der Trambahn, auf der Eisenbahn usw. zusammenhängen? Zum andern aber haben wir den Eindruck, daß die Selbsthilfe, die ja unbedingt notwendig ist, wenn wir ein größeres Maß täglicher Bewegungsfreiheit haben wollen, bei uns durch strafrechtliche und vielleicht auch noch andre Satzungen gar zu sehr eingeengt wird. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für juristische und andre zuständige Kreise, diesen Fragen einmal näher nachzugehn.

Fast jedes von den Dingen auf dem hier in Rede stehenden Gebiete ist in seiner Einzelheit unwichtig, ist an sich klein. Manchem wird manches sogar kleinlich erscheinen. Aber täuschen wir uns nicht: nehmen wir alles zusammen, so handelt es sich hier um eine ganz außerordentlich wichtige Sache. Wir müssen zu den großen Freiheiten, den politischen, die kleinen Freiheiten des täglichen Lebens zugewinnen. Nur so wird uns die Möglichkeit eröffnet werden, allmählich eine Nation wirklich stolzer, freier und selbstverantwortlicher Persönlichkeiten zu werden. Karl von Mangoldt

Lose Blätter

Aus Rudolf Huchs „Familie Hellmann"

[Ein Schriftsteller, der schildern will, wie ein junger Mensch wird in einer Art, die typisch sein soll für ein Volk und eine Zeit, ist schon durch die Kühnheit solches Unterfangens anziehend. Das Inventar einer modernen Jünglingsseele aufzunehmen, ist schwer, auch wenn erst die Schule und das erste Semester ihre Noten in sie eingezeichnet haben; schwerer noch fällt es, aus solcher Aufnahme, die doch erst Rohstoff ist, ein Kunstwerk zu gestalten. Das Wilhelm Meister-Buch Huchs fordert danach eine Kritik der vorkünstlerischen, wesentlich psychologischen Arbeit, auf welche die künstlerische gegründet ist; danach eine der künstlerischen Verwertung des Rohstoffes.

Zuvor deute ich den Rahmen des Ganzen an: die Fabel. Die Familie besteht aus drei Mitgliedern: den Eltern, einer Tochter und einem Sohne. Der Vater, Kanzleirat Hellmann, hat nur eine Charaktergeschichte: preußischer Beamtentyp der alten Schule, der an ein System von Pflichten und an seine Stellung in diesem System glaubt. Als die Ereignisse ihn in diesem Glauben beirren, versinkt er in Mystizismus. Die Mutter ist eine Frau, die viel entsagt und viel in sich hineingeschwiegen hat. Sie begleitet die Geschichte fast nur wie eine Stimmung, und greift nirgend in sie ein. Neben die fertigen Charaktere treten die, so im Laufe der Geschichte werden sollen. Die Tochter Hilde ist verlobt mit einem reichen Fabrikbesitzer und Sportfreund Artur Schönfelder. Der Sohn, klassischer Philologe im ersten Semester, ist verliebt in die Tochter des genialen und unterdrückten klavierlehrenden Komponisten Winter. Er erhält von seinen Eltern die Erlaubnis, diese, die zwar auf den symbolischen Namen Stella hört, sich aber gleichwohl in der sublunarischen Welt sehr gut

Digitized by Google

zurechtfindet, in das elterliche Haus einzuführen. Auf der Universität erlebt Bodo neben einem Pistolenduell verschiedene normale Liebesabenteuer und entgeht einem anormalen mit einem Baron von der Klause. Daheim wird seine Zeit ausgefüllt von Schwärmerei für Stella und Verdruß über den Schwager, der seine Schwester, wie alle Frauen, die in seine Nähe kommen, anzieht mit jener Banngewalt, die mitunter von Männern, in denen das Geschlecht überstark ist, auf Frauen ohne Unterschied der Geistigkeit ausgeht und von der andre Männer ihrerseits natürlich nichts verstehen. Schließlich verleidet Vater Hellmann, dem sein Schwiegersohn gleichfalls unausstehlich ist, diesem das Haus. Stella wird Schönfelders Frau, teils um seines Geldes, teils um „des andern" willen. Hilde wird barmherzige Schwester, Bodo aber an einem Gymnasium seiner Heimatstadt Oberlehrer. Hilde verliebt sich im Krankenhaus in einen todgeweihten jungen Römer, und vergiftet sich und ihn, da es mit ihm zu Ende geht. Stella läßt sich, in einer Art von metaphysischem, nicht wirklichem, Schuldbewußtsein von Schönfelder scheiden und ruft Bodo wieder zu sich. Bodos amtliche Stellung ist in der Zeit durch den eifersüchtigen Zorn eines früheren „Verhältnisses" (jetzt der Frau eines Kollegen), untergraben, und nichts scheint ihn zu hindern, an Stellas Seite sich nunmehr sein Leben nach eignem Ermessen zu bauen. Bodo aber ist innerlich noch nicht fertig, und so schickt ihn der Autor, da Bodo in diesem Zwiespalt: Beibehaltung des Berufes oder Heirat mit Stella, nicht recht zu Rande kommt, als Oberlehrer in den gottverlassenen Ort Ostfeld. Der Roman schließt mit dem Ausblick darauf, daß das Schicksal dem f e r t i g e n Bodo Stella als Preis nicht versagen wird. — Technisch betrachtet mutet dieser Schluß nicht allzu geschickt an. Er ist ein Notbehelf, denn eine Fortführung der Geschichte hätte einen zweiten Band verlangt, und für den waren der Möglichkeiten, die in Bodos Seele angedeutet liegen, nicht mehr genug.

Die psychologische Arbeit des Buches stützt sich auf eine stark zugreifende Beobachtungsgabe und ein spezialisiertes Gedächtnis, in dem vielerlei seelische Gestaltqualitäten sorgsam aufbewahrt werden zur Verwendung an gehörigem Ort. Nur wenige Punkte deute ich an. Es ist ein feiner und diskreter Gebrauch gemacht worden von der allgemeinen bekannten Jünglingsneigung, sein eigen Sein und Schicksal in das bekannter Gestalten der Dichtungen zu übersetzen. Wieweit mag das geistiger Habitus werden? Wieweit sind wir alle Zitate aus den großen Dichtern des Wortes, der Farbe, der Musik und des Lebens (Bismarck)? Sie haben doch wohl die Formen erschaffen, in denen wir unser Schicksal erfahren. Neben diese Vorliebe für Typik der Gestalten tritt die für Typik der Handlungen. So ist es recht geschickt, daß der junge Bodo bestrebt ist, all sein Handeln am absoluten Sittengesetz zu messen, was ungefähr ebenso praktisch ist, wie wenn man die Abmessung von drei Metern Tuch mit einer neuen Erdvermessung einleiten wollte. Neben den, vom Verstande nur unsicher geleiteten Bodo tritt seine Schwester Hilde, die vom „ewigen Willen" gar sicher geführt und, da sie sein nicht schuldig zu werden vermag, auch gar sicher zerbrochen wird. Diesem Schicksal entgeht Stella durch den ihr beiwohnenden unendlichen Weibestakt, der sie äußeres und inneres Schicksal mit gleichem Geschick meistern lehrt. Was den Kanzleirat angeht, so scheint es mir eine tiefe und richtige Beobachtung,

Digitized by Google

daß dieser am Lebensabend in einen weltabgewandten Mystizismus versinkt; dergleichen findet man häufig bei den Aposteln der Pflicht, und sogar ihr Petrus: Fichte ist diesem Schicksal nicht entgangen. Ein rührender und lebenswahrer Typ ist der Baron von der Klause, den ein ständiger Kampf gegen ein verkehrtes Geschlechtsempfinden zu einem Charakter gebildet hat, der in allem, was von ihm abhängt, sittlich ungemein hochsteht. „Das schnellste Tier, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist das Leiden." Den Abschiedsbrief des schließlich doch entgleisten Barons an Bodo würde ich für das beste gedankliche Stück des Buches erklären.

Ich komme zu dem Romane als Kunstwerk. Der Weg, den eine jede vollkommene dramatische Fabel verfolgt, schlägt, wie mir scheint, dieselbe Richtung ein, der nach Boltzmann das physikalische Geschehen in der Natur folgt: er beschreibt einen Übergang aus einem unwahrscheinlicheren Seelenzustand in einen wahrscheinlicheren. Vom Standpunkt dieses Problemes aus: die unwahrscheinliche Jünglingsseele zu einer wahrscheinlicheren Mannesseele zu machen, bedaure ich es, daß Huch seinen Helden nicht auch durch die militärische Dienstzeit geführt hat, denn ich halte das Dienstjahr für die moralisch lehrreichste Zeit des ganzen Jünglingslebens, um so lehrreicher, je schwerer sie ist. Im allgemeinen setzt sich hier der Charakter, rasch und gründlich, denn hier lernt die überwiegende Mehrzahl etwas vollkommen Neues kennen: den absoluten, unerbittlichen Ernst. Hier gewöhnt sich der Schüler des Lebens den „Lyrismus" in der Auffassung seines Schicksals ab und verlernt es, sich selbst zu tragisch zu nehmen. Daß der Schluß des Romans mir über das Knie gebrochen erscheint, habe ich schon gesagt. Wenn man einmal einen analytischen Roman schreibt, dann muß man auch alle Folgen aus den Gegebenheiten ziehen und den Helden nicht in einem labilen, das heißt einem unwahrscheinlichen Seelenzustande zurücklassen, sondern in einem stabilen. — Was die Charakterzeichnungen in dem Buche angeht, so hat der Verfasser von „Mehr Goethe" gleich seinem Meister Schwierigkeiten mit den Männergestalten. Sie werden nicht recht lebendig, leiden vielmehr an einem Zuviel in der Charakteristik. Es liegt hier ein ganz besonderes Problem vor. Ein jedes der Huchschen Männerbildnisse stellt sich dem Kritiker dar als ein Verein höchst sorgfältig gewählter Charakteräußerungen, die ihm die Vorstellung eines, das Vermögen zu solchen Äußerungen enthaltenden Vereins seelischer Eigentümlichkeiten, das ist die Vorstellung eines bestimmten Charakters, durchaus aufzwingen. Und dennoch: aus dieser analytischen Einheit wird — in meinem Empfinden wenigstens — keine synthetische. Die einzigen Männerfiguren des Buches, die ich „sehe", sind Artur Schönfelder und der Hexerich, der Verleger des Komponisten Winter. Auch der unselige Baron von der Klause scheint mir künstlerisch wahr und, mindestens seiner Geistesverfassung nach, anschaulich geschildert zu sein. Dagegen bleibt der Held eigentümlich unplastisch, und auch von dem seelischen Mechanismus, der den alten Hellmann treibt, erschaue ich nicht allzuviel. Der Großvater dieser Gestalten ist Labruyère, nicht Shakespere. Die künstlerische Stärke des Buches liegt in den Frauencharakteren und -schicksalen. Da ist zunächst die Schwester des Helden, Hilde, eine unzusammengesetzte, etwas primitive Natur, deren innerer Operator eine volle, geradaus gerichtete Weiblich-

Digitized by Google

keit ist, die vom Leben keine Überschwenglichkeiten, sondern nur ein einfaches Weibesschicksal verlangt, und deren Tragik es wird, daß sie dieses nicht erhält. Das Schicksal der Hilde ist ein Kunstwerk. Huch hat es hier begriffen, daß es unendlich tiefer ist, ein Leben aufblühen und vergehen zu lassen, wie eine Blume, und soviel wie möglich von den offenbaren und doch tief geheimen Kräften, die in ihm wirken, ahnen zu lassen, wie es menschliche Kunst vermag, als interessante Trägerinnen einer sogenannten „Weltanschauung" vorzuführen, die bei Lichte besehen ja doch gemeiniglich nichts weiter sind, als ein Gemenge von literarischen Erinnerungen — mit Konfusionen. Das höchste Moment, das ich in dem Buche gefunden habe, ist dieses, daß man bei der toten Hilde ein Buch findet, in dem der Ort kenntlich ist, an dem sie zuletzt gelesen hat. Das Buch enthält Goethes Gedichte, und auf der eingeschlagenen Stelle steht die Braut von Korinth. Durchaus ebenbürtig tritt Stella neben Hilde. Das koboldartige, salamanderhafte ihres Wesens ist mit ihrem Sinne für die doppelte Buchführung geschickt und psychologisch durchaus möglich gepaart. Daß auch sie vom Zauber des Schönfelderschen Magneten angezogen wird, macht sie ja nicht gerade elfenhafter, wird aber wohl von der Wahrscheinlichkeit der Handlung gebieterisch gefordert.

Die künstlerische Einheit des Romanes ist ausgezeichnet, doch ist eine allzu flüchtige Arbeitsweise kaum verkennbar, nicht nur da der Setzer den Druckfehlerbuchschmuck mehr als billig verwandte, sondern auch da der Stil zuweilen über das Triviale ins Lexikale herabsinkt. Sollte die Vita Bodos die Zucht eines Militärjahres noch in sich aufnehmen, so müßte der Roman noch einmal umgeschrieben werden. Ich glaube, daß dadurch manche tiefer liegende Unstimmigkeit ausgeglichen werden könnte. Vielleicht bekämen wir dann statt einer „Familie Hellmann" einen „Bodo Hellmann", und das würde ein Fortschritt zur letzten künstlerischen Synthesis des Stoffes sein. Der Stoff, das Wort im weitesten Sinn genommen, ist der höchsten Durcharbeitung wert — keine geringe Empfehlung für den, der sich ihn erkor und der ihn meisterte, ohne ihn restlos zu überwinden. Schon jetzt wünsche ich dem ernsthaften Buche verstehende Leser. Friedrich Kuntze]

Wir drucken im folgenden aus dem bei Georg Müller in München erschienenen Buch einige Stellen ab, welche mit Hilfe der einleitenden Worte ohne weiteres verständlich sind.

Bodo besucht den Baron von der Klause

Es dunkelte. Bodo hatte Neigung, immerfort zu gehen bis er irgendwo umsänke und einschliefe. Aber so würde es ja doch nicht kommen. Er würde über etwas fallen und sich den Anzug verderben, oder sonst etwas Dummes und Widerwärtiges erleben.

Auf dem Rückwege dachte er darüber nach, warum er sich nicht das Leben nehme. Er wußte keinen Grund, er wußte nur, daß er es nicht tun würde. Zuletzt sagte er sich wieder: es ist das Sittengesetz. Damit war auch diese Frage abgetan; obwohl sie nicht beantwortet war. Das Sittengesetz hatte so wenig Sinn wie alles andere.

Dicht vor der Stadt ging jemand vor ihm, der ihm bekannt sein mußte. Eine schmächtige Gestalt, vornehm gekleidet, der Kopf gesenkt, der Schritt müde. Das ist einer wie ich, dachte Bodo.

Digitized by Google

Der Baron von der Klause war es. Bodo überholte ihn und grüßte. Der Baron grüßte zögernd wieder und sah ihn groß an. Es war ein sonderbarer Blick, etwas wie Erstaunen und Argwohn war darin. Auf einmal sagte er hastig, als müßte er Bodo im letzten Augenblicke anhalten: Ach, Sie sind es! Mögen Sie mit mir gehen? Ich bin jetzt immer so allein.

Bodo wunderte sich nicht, er fand dies natürlich. Der fühlte sich unglücklich in der Welt und sah es ihm an, daß er ebenso fühlte. Wozu sollte man Redensarten machen oder mit etwas zurückhalten? Er antwortete: Ja, ich gehe mit. Vielleicht ist es zu zweien besser.

Sie gingen nicht in die Stadt hinein, sondern auf den Wall. Es war dunkel und weltverlassen. Die Laternen leuchteten dürftig durch den Regendunst, einsame Lichter, die sich unnütz ausgaben. Hier ging sonst niemand.

Sie schwiegen lange. Endlich sagte Bodo: Ja, das Leben ist eine schlimme Sache.

Der Baron nickte still. Er ging immer wie ein alter Mann nach vorn übergebeugt und sah unverwandt zur Erde. Bodo sagte nach einer Pause: Ich dachte vorhin, warum man nicht ein Ende macht.

Der Baron antwortete, ohne den Kopf zu wenden und ohne den Blick zu erheben: Es wäre wohl das beste. Wenn man nur wüßte wie. Erhängen geht nicht. Totschießen ist gräßlich! Soviel Blut!

Er schauderte. Bodo bemerkte, daß er noch blasser geworden war. Dumpf und eintönig fuhr er fort: Man denkt ja immer daran. Wenn Sie damals den Hausschlüssel nicht gehabt hätten, wär es längst überstanden. Ich hätte Mut gehabt. Aber nun . . . Eine Giftschlange müßte man haben.

Diesmal schauderte Bodo. Nein, nein! Nur keine Schlange! Alles andere, aber das nicht!

Der Baron lächelte flüchtig. Ach, sind Sie kindlich! Die Kleopatra war klug, die wußte, was sie tat. Man fühlt beinahe nichts und es geht schnell. Seltsam ist es mit den Brillenschlangen. Die singen vorher.

Sie singen?

Es soll ein eigentümlicher Ton sein, so zwischen Pfeifen und Singen, wie eine Teemaschine. Man ist allein im Zimmer. Drüben im südlichen Indien, wo die Nächte glühender sind als unsere Julitage. Da ist das Leben nur ein Fieber, und es ist gar nicht wichtig, ob man stirbt oder lebendig bleibt. Man hört dies im Zimmer, dies seltsame, unaufhörliche Singen auf einem Ton. Man denkt vielleicht im ersten Augenblick an eine Teemaschine, und dann fällt einem ein, daß eine Kobra singt, und daß ihr Singen den Tod bedeutet.

Bodo schüttelte ungläubig den Kopf. Dies klang so träumerisch beschwichtigend, aber es war gewiß alles anders. Leben und Sterben war doch wohl nicht so einfach.

Sie gingen schweigend und grübelnd um den ganzen Wall. Da blieb der Baron stehen. Er fragte leise und mit zuckenden Lippen: Mögen Sie noch mit mir gehen?

Aber weshalb denn nicht? gab Bodo verwundert zurück. Weil Sie nicht mehr bei den Franken sind? Denn sonst trügen Sie wohl keinen Hut. Wenn mir alles so gleichgültig wäre wie das!

Digitized by Google

Der Baron schwieg. Endlich seufzte er tief auf und ging neben Bodo in die Stadt hinein. Es war jetzt etwas Unsicheres und Zögerndes in seinem Wesen.

Bodo hatte Mitleid. Ihm fiel ein, daß der Arzt damals mit Wolfstein über den zarten schwächlichen Herrn gesprochen hatte. Gewiß hatten sie ihn zum Austritt veranlaßt, wegen seiner Kränklichkeit und weil er bei dem Duell seine Angst um ihn so stark geäußert hatte. In welchen unzarten Formen mochte das geschehen sein! Er hätte gern etwas zum Troste gesagt, aber was war da zu sagen?

Hier wohne ich, erklärte der Baron. Wir müssen uns nun wohl trennen. Er bot die Hand, aber es sah aus, als ob er auf etwas wartete. Bodo sagte: Wenn Sie mich haben wollen, komme ich gern auf ein Stündchen mit.

Ein heller Schein flog über die kummervollen Züge. Einen Augenblick schien er sich noch zu bedenken, aber dann sagte er in einem Tone, der in der Freude zärtlich klang: Sie glauben nicht, wie froh Sie mich machen!

Sie standen vor einem alten Patrizierhause. Bodo war erstaunt, daß hier eine Studentenwohnung sein sollte.

Ein weites Treppenhaus, angelegt in der königlichen Verschwendung von Raum und Materie, die man heute nicht mehr auszudrücken versteht.

Der Baron schloß eine breite Tür auf und sagte ganz vergnügt: Introite, nam et hic dii sunt! Man ging durch eine Portiere. Bodo blieb stehen und rief entzückt: Wie schön ist das!

Es war ein großes Zimmer mit drei Fenstern nach der Straße hin, angenehm durchheizt und warm beleuchtet. Die Lampe stand auf dem Boden, eine leuchterförmige, augenscheinlich sehr kostbare Lampe, bedeckt von einem rotseidenen Schirm mit goldenen Fransen. Fenster und Türen waren unsichtbar hinter schwerfallenden Vorhängen. Auch der Fußboden war nicht zu sehen, er war ganz mit einem weichen Teppich bedeckt, dessen Farben tief und leuchtend waren. In einer Ecke stand ein prachtvoller Flügel.

Nach dem Dunkel und der Unwirtlichkeit des nordischen Spätherbstes war dieser plötzliche Eintritt in Behagen, Ordnung, Reichtum und Schönheit wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Der Baron hatte wahr gesprochen, Götter waren wirklich da, schöne marmorne Griechengötter.

Und eine Göttin. Venus Milo. Bodo lenkte den Blick gewaltsam ab und mußte gleich wieder hinsehen. Das Marmorbild war fast lebensgroß. Schauer der Wonne durchrieselten ihn, und das Herz klopfte ihm in lähmender Angst.

Der Baron stand schweigend da. Bodo fragte mit stockender Zunge: Können Sie denn das ansehen, ohne daß . . . Er wurde rot und wußte nicht weiter.

Ein kleines Lächeln flog über das Gesicht des Barons. Er sagte ruhig: Es ist ja Kunst! Ich empfinde nicht das mindeste außer ästhetischer Befriedigung. Sie müssen das auch lernen. Es ist wohl, weil ich mich seit Jahren mit Kunst befasse, und vielleicht auch, weil ich das täglich um mich habe. Lernen müssen Sie es aber auch, Sie werden sonst nie ein ästhetischer Mensch.

Digitized by Google

Muß man denn das sein? fragte Bodo. Er wußte kaum, was er sagte.

Es ist das einzige, erwiderte der Baron, das einzige, was übrigbleibt, in der ganzen großen Welt.

Er machte eine Pause. Als er weitersprach, war in seiner Stimme etwas scheu Tastendes.

Eins gibt es noch. Es ist aber wohl sehr selten. Die alten Griechen hatten es, und bei uns Goethe. Freundschaft . . .

Bodo schwieg. In dem rötlichen Lichte des Petroleums, das durch den roten Schirm noch so viel tiefer leuchtete, war der Marmor wie durchflutet von rosigem Leben. Sein Herz klopfte immer wilder.

Der Baron wartete. Endlich sagte er traurig: Bei uns gibt es wohl überhaupt keine Freundschaft mehr.

Er schwieg. Bodo hatte die Empfindung, daß er noch etwas gefragt worden sei. Er sagte abwesend: Warum soll es keine Freundschaft geben?

Der Baron seufzte leise und gab das Thema auf. Er lud Bodo ein, mit ihm Tee zu trinken. Bodo erklärte sich bereit. Der Baron machte sich mit einer kupfernen Maschine zu schaffen, klingelte und gab einem weiblichen Wesen Anweisungen.

Bodo war in einem Traum. In einem der glücklichen Träume, deren Wonne über alle Wirklichkeit hinausgeht. Und doch war dies Leben, überseliges Leben.

Da klopfte wieder sein Herz. Es pochte so gewaltsam wie es nie gepocht hatte, auch nicht in der ganzen Zeit von der Ohrfeige bis zu dem erlösenden: „Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen." Er stellte sich vor ein großes Ölgemälde, das an der Wand hing. Eine Küste ohne Baum und Strauch, eine Meeresfläche ohne Fisch und Schiff, und über allem ein bleierner Himmel. Bodo verstand nichts von Malerei, aber man fühlte ohne weiteres, daß dies in all seiner Hoffnungslosigkeit schön war. —

Er stand wieder vor der Venus, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Ein leises Singen zitterte durch den Raum. Das himmlische Bild lebte . . . daß eine Kobra singt und daß ihr Singen den Tod bedeutet . . .

Gewaltsam, mit heftiger Anstrengung riß er sich los. Er sagte entschlossen: Bitte schaffen Sie die Venus fort. Ich . . . ich kann sonst nicht bleiben . . .

Der Baron überlegte, ging in seine Kammer und kehrte mit einem ungewöhnlich großen schwarz und weiß karierten Plaid zurück. Er verhüllte die Göttin, so daß nichts von ihr zu sehen war und meinte, das würde wohl genügen. Dies alles geschah ruhig und selbstverständlich, etwa als hätte ihn Bodo gebeten, er möge die Lampe niedriger schrauben.

Bodo war es, als ob mit dem göttlichen Marmor alles Glück des Lebens auf ewig verschwunden wäre. Er empfand aber doch Dank für die zartfühlende Art, in der der Baron die peinliche Sache abgetan hatte.

Das Wasser kochte und wurde in ein schwer silbernes Teegefäß gegossen. Sie saßen auf dem breiten Diwan und tranken märchenhaft duftenden Tee aus chinesischen Tassen von wunderfeinem Porzellan. Dazu gab es appetitlich belegte Brötchen.

Der Baron sprach von den Griechen. Er war der Ansicht, das Leben der Menschheit sei nur ein einziges Mal in der ganzen Welt-

Digitized by Google

geschichte lebenswert gewesen und zwar während der kurzen Epoche des Griechentums auf seiner Höhe. Für ihn waren es besonders die bildende Kunst und die politischen Verhältnisse.

Da nun auch für Bodo das Griechentum den höchsten Gipfel bedeutete und da er seinerseits bei den Dichtern und den Philosophen zu Hause war, ergaben sich sowohl Übereinstimmung wie Austausch.

Sie plauderten im höchsten Grade angeregt, der Weltschmerz schien ganz verflogen zu sein.

Nur einmal kehrte bei dem Baron ein Anfall wieder. Er hatte seinen Tabak hervorgeholt, narkotisch duftende Zigaretten, bei denen man undeutliche Vorstellungen von allerlei Üppigem, Farbenglühenden hatte, vom Orient, von plätschernden Brunnen hinter weißen Mauern, von seltsamen Abenteuern und geheimnisvollen Paradiesen.

Bodo machte unwillkürlich die Bemerkung, mit einem entsprechenden Wechsel könnte man sich das Leben ganz leidlich gestalten.

Da legte der Baron die Zigarette weg, beugte den Kopf und versank in Schweigen. Zuletzt seufzte er aus tiefer Brust und sagte im Ton eines hoffnungslosen Leidens: Wenn man leben könnte wie andere Menschen! Einmal nur! Einmal Mensch sein wie die anderen. Dann will ich gerne sterben. Warum kann man das nicht?

Ja, warum nicht, sagte Bodo und seufzte auf. Aber es kam nicht recht natürlich heraus. Er fühlte sich verpflichtet, den Weltschmerz mitzuleiden; in Wirklichkeit war ihm so wohl wie lange nicht.

Der Baron stand auf und setzte sich an den Flügel. Er sagte nur: Sie lieben doch die Nokturnos von Chopin?

Bodo hörte zu und träumte. Es ließ sich so gut träumen zu dieser Musik. Ein weiches Klagen, zu schmachtend und zu duftig, als daß es zu einem großen Schmerz erstarken könnte. Tränen schöner Frauen, die in Champagnerschaum fallen . . .

Wie anders wirkten diese Töne als der wuchtige Ernst Beethovens! Statt allem Ringen und Schluchzen stellten sich bunte Gedanken ein, die einer strengen Kritik nicht standhalten mochten, aber ein beglückendes Gefühl müheloſen geistigen Schaffens gaben. So fand er, der Unterschied zwischen Chopin und Beethoven entspreche, vergleichsweise dem zwischen Zigaretten und schweren, dunkeln Importzigarren. Er hatte in dieser ganzen Zeit nicht aus der Brettschen Kiste rauchen mögen und empfand auch jetzt bei dem Gedanken daran einen leisen Schauer. Ähnlich erging es ihm mit der Apassionata.

Der Baron stand auf und sagte: Das gibt mir immer wieder Zutrauen. Vorhin hätt ich's nicht herausgebracht. Mögen Sie wiederkommen? Wenn Sie wollen, komm ich natürlich auch zu Ihnen. Ich meine aber, das sollte gleichgültig sein; es ist hier doch wohnlicher, als sonst in Studentenbuden.

Bodo erklärte sich gleich bereit. Der Baron hatte ja recht, seine „Bude" war eine Troglodytenhöhle gegen dies Zimmer, das man fast einen Saal nennen konnte und das so wundervoll ausgestattet war. Er hätte es kleinlich gefunden, auf einer Erwiderung des Besuches zu bestehen. Das sprach er auch aus.

Der Baron holte aus einem Schranke eine Flasche und zwei Gläser aus schön geschliffenem Kristall. Er goß die Gläser voll und stellte

Digitized by Google

die Flasche wieder in den Schrank. Am Trinken habe ich keine Freude, sagte er, und Sie auch nicht, das brauch ich Sie nicht erst zu fragen. Aber ein Glas von diesem läßt man sich gefallen. Es ist ganz alter Madeira.

Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa und stießen an. Auf gute Freundschaft! sagte Bodo.

Der Baron rief leidenschaftlich: Auf gute Freundschaft, ja! Ich danke Ihnen, daß Sie das Wort gesprochen haben. Freunde wollen wir sein und nie soll ein unreiner Gedanke unsern Bund entheiligen!

Bodo meinte erstaunt und belustigt: Gewiß nicht! Wie sollte denn das auch sein?

Der Baron antwortete nicht und sah ihn nicht an. Er saß mit geschlossenen Lippen da. Seine Miene war sonderbar ernst.

Der Abschiedsbrief des Barons von der Klause

„Es ist überstanden. Mir ist wohler als Dir. Nicht in der Stunde, da ich schreibe, aber in der, da Du liest. Das mußt Du Dir gegenwärtig halten, ich weiß ja, es ist Dir schlecht zumute.

Du hast nicht recht getan, Bodo. Lossagen mußtest Du Dich, aber es konnte mit zwei Worten geschehen oder schweigend, indem Du nicht wiederkamst. War ich so grobfühlig, daß ich das nicht verstanden hätte?

Das Leben wird noch mehr als eine Unbarmherzigkeit von Dir verlangen. Sei niemals wieder unbarmherzig in der Form! Das nennt man Grausamkeit.

Schwerer als nötig sollst Du aber nicht auch noch gequält sein. Wir stellen uns ja die Herzenspein, die wir anderen bereiten, vorher zu klein und nachher zu groß vor. Ich bin erfahren im Dulden. Nun hab ich noch dies erfahren, daß die Seele über ein gewisses Maß hinaus keine Qual mehr aufnimmt. Sie betäubt den Verstand und entführt in die Gefilde des Irrsinns, oder sie erfüllt mit dem unerschütterlichen Bewußtsein: Du wirst nun sterben.

Daß es gerade so enden mußte. Das unselige Trinken! Ich hab es von jeher gehaßt, wie einen persönlichen Feind.

Sieh, wie es waltet, das Dunkle! Woher kam Dir der Einfall, ein Trinkgelage zu veranstalten? Warum hieltest Du ihn so eigensinnig fest, da er Dir doch so fremd war?

Ich werde nun — nicht erfahren, was dies Dunkle ist; aber ich werde in ihm sein.

Wie wir es nennen, ist so gleichgültig. Es war der Wille meines Schicksals, war vielleicht mein eigener Wille, der, mit dem wir einer höheren Welt angehören.

Bodo, gestorben wäre ich auch ohnedies bald. Ich war immer ein stolzer Mensch. Selbst das war mir nicht gleichgültig, daß ich, der ich niemals Blut sehen konnte, genug Herrschaft über mich hatte, um mich auf der Mensur so zu verhalten, wie die Schneidigen. Einst war ich auch darauf stolz, daß ich einem alten Geschlechte angehöre. Dieser Stolz verhöhnt mich nun. Was die Ahnen gefrevelt haben, ich hab es gebüßt. In mir hat sich die Natur empört, deren Kräfte sie mißbraucht haben.

Mir ahnt etwas von einem Zusammenhange, den kein Lebender sieht. Es muß höhere Welten geben, Bodo, in denen Jahrhunderte wie Minuten sind. Vielleicht finden sich die Geschlechter zu Einheiten und diese

Digitized by Google

wieder zu höheren und immer so fort, bis zu der allerhöchsten, die wir zu ahnen glauben. Vielleicht werde ich zu dem Äußersten getrieben, was ein menschliches Wesen tun kann, weil ein gestörter Zusammenklang sonst mißtönend bliebe. Vielleicht ist aber auch das alles Phantasie, und es bleibt nur das alte traurige Lied von der Väter Sünde und der Kinder Buße.

Das aber bleibt auch: wenn die Buße die des Geschlechtes ist, das Ringen und Kämpfen, das Aufbäumen wider das Gemeine und diese letzte Wahl, das ist mein Eigen. In ihm werde ich beharren, auch wenn ich mich ganz den höheren Einheiten hingebe.

Es ist doch gut, daß es so gekommen ist. Gestorben wäre ich auch sonst; aber wer weiß, ob es nicht zu spät geschehen wäre. Ich mußte bei den Franken austreten, weil ich ein Ehrenwort nicht geben konnte. Das ist alles. Ob ich aber nicht doch einmal gefallen wäre, tief, tief, in Unauslöschliches? Ja, es ist gut. Aber schwer.

Glaube nicht, daß mich Euer Sittengesetz ängstigt, mit dem Ihr den Selbstmörder auch noch im Jenseits belangen wollt. Alle meine Not auf Erden war ein Verlangen nach dem Reinen. Wenn ich nun erkenne, daß mich das Unreine überwältigen wird, und ich tue das Letzte, was mir noch übrigbleibt, da sollte mir auch noch Angst sein, weil ich gegen Euer Sittengesetz verstoße?

Wäre es nur erst getan. Mich bangt doch sehr. Denke Du nur immer, daß es nun schon überstanden ist.

Ich glaube, leichter wird mir schon zumute sein, wenn ich mich der Herrschaft über dies Papier begeben habe. Man sagt ja, daß die Menschen andere sind von dem Augenblicke an, wo sie ihr Ende besiegelt wissen; es soll sein, als ob sich etwas in ihnen umböge. Wenn ich den Mut verliere, wenn ich mir vorschmeichle: bleibe am Leben, wer weiß... dann werde ich denken, daß Du diesen Brief lesen wirst und erfahren: er ist hübsch am Leben geblieben. Der Gedanke ist nicht möglich.

Sei übrigens ruhig, der Postschein soll nicht bei mir gefunden werden.

Erinnerst Du Dich, daß ich ein Experiment machen wollte? Ich wollte im Augenblicke meines Todes mit aller Kraft an Dich denken, um Dir irgendwie zu erscheinen. Ich will es nicht tun. Wenn der Versuch gelänge, würdest Du einen schauerlichen Traum haben. Was sollte das? Auch um meiner selbst willen laß ich es bleiben. Es kommt mir kindisch und ruchlos vor.

Einen Augenblick dachte ich daran, Dir etwas zu vermachen. Ich bin reich, reich, reich. Du hättest es nicht genommen und es hätte Dir Pein bereitet wie der Postschein.

Es hat keinen Sinn mehr, bitter zu werden. Ich muß ein Ende machen. Ach, Bodo, warum? Warum?

Verurteilte flehen oft um einen Tag, eine Stunde, eine Minute. Das fand ich unbegreiflich. Wer kann sagen, ich kenne mich?

Lebe wohl, Bodo. Ich denke, dies nimmt wie ein Flammentod alles Unreine von mir.

Wenn Dich meine Gedanken in den letzten Augenblicken wider Willen aufsuchen, ob Dir auch so zumute sein wird, so —

Nein, es ist genug.

Lebe wohl." —

Digitized by Google

Herr Winter erteilt Klavierunterricht und Bodo besucht den Hexerich

Nebenan ging es auch nicht vergnügt zu. Die Schülerin übte Beethovens Apassionata. Bodo kannte diese Sonate recht gut. Er hatte sie häufig in Konzerten gehört und sie hatte sich ihm besonders eingeprägt. Dies hier war nicht schön. Herr Winter fand das offenbar auch, er lief wie besessen im Zimmer umher. Plötzlich hörte man, wie eine Tür aufgerissen und wieder zugeschlagen wurde. Jemand schoß über den Flur, polterte die Treppe hinunter und stürzte aus dem Hause hinaus.

Der Tituskopf* öffnete das Fenster und rief hinaus: Wolfgang, es sind ja nur noch zwanzig Minuten! Eine zornige Antwort ertönte. Allein sie mußte doch günstig zu deuten sein. Frau Winter schloß das Fenster, öffnete die Tür zum Musikzimmer und sagte beschwichtigend: Er kommt schon wieder, Fräulein Loewenberg.

In der Tat schien sich Herr Winter in das Unabänderliche ergeben zu haben. Man hörte ihn zu seiner Pflicht zurückkehren, wobei er ein Selbstgespräch führte.

Fräulein Loewenberg spielte fort, aber nicht lange. Es war deutlich zu hören, was da vorging. Die Dame wurde irgendwie gepackt und gewaltsam von dem Klavierstuhl entfernt. Nun saß Herr Winter auf ihrem Platze. So macht man das! hörte man ihn sagen.

Frau Winter sah besorgt nach der Tür. Sie schien ihren Besuch vergessen zu haben.

Aber nun geschah ihr ein gleiches, Bodo vergaß sie. Er vergaß die Erdenwelt. Das ganze Ringen und Schluchzen eines Menschenlebens! Er hatte einmal irgendwo gelesen, daß Bismarck so von der Apassionata gesprochen hatte. Bisher war ihm der Ausdruck nicht recht passend erschienen, nicht gerade übertrieben, aber zu bestimmt; die Musik schien ihm die Worte zu überfluten.

Heute war es anders. Noch etwas Bestimmteres geschah in diesen Tönen: er war es selbst, der schluchzte und rang. Seine Seele mußte da ringen gegen namenlose, dunkle Mächte, die sich aus ihren eigenen Tiefen erhoben, Unrast, Qual und Wonne über sie bringend. Und immer blieb er es selbst, der Sieger und der Überwundene, und immer blieb es das Menschenleben in all seiner Not, die doch das höchste Glück war.

Nun setzten die dunkeln Akkorde des Mittelsatzes ein, erschütternd in ihrer tiefen Ruhe, in der man doch ein verborgenes Nachklingen des ungeheuren Sturmes zu ahnen glaubte.

Da war auch dies überwunden. Ein reiner, seliger Feierklang, zu schön, um lange zu dauern, und nur einer Seele vergönnt, die jene Stürme erlebt hatte.

Der letzte Ernst verschwand, das Leben erschien als ein liebliches flüchtiges Spiel. Wie flüchtig! Die feierlichen Töne des Beginnens verkündeten das Ende des Friedens.

Strenge Fanfaren rissen aus der Ruhe zu frischem Kampf. Abermals erhoben sich die tragischen Mächte aus den Tiefen der Seele, aber nicht mehr in ihrer früheren Überkraft, sondern geläutert und vergeistigt.

---

* Frau Winter

Digitized by Google

Kein Stürmen wider das eherne Schicksal, sondern ein tiefschmerzliches Grübeln, ein Verstehen seiner Notwendigkeit und ein stolzes Entsagen.

Man hörte keinen Atemzug. Frau Winter hatte ihre Betrübnisse vergessen und blickte verklärt nach der Tür. Auch dies Fräulein Loewenberg nebenan rührte sich nicht. Jeder kümmerliche Gedanke von heute auf morgen, jede enge Sorge für das kleine Ich war verschwunden, untergetaucht in einer Flutenwelle der Ewigkeit. Auch der am Klavier fühlte sich selbst nicht mehr. Allein das Unsterbliche war lebendig, das sich in dieser vergänglichen Welt nach den unerforschlichen Gesetzen nur in der Verhüllung eines armen Erdenlebens verkünden durfte, und das unser unzulängliches Sprachvermögen nicht anders benennen kann als mit dem zufälligen Personennamen: Ludwig van Beethoven.

Der unermeßliche, dithyrambisch-tragische Wirbel des Finale war verhallt. Man hörte das Fräulein Loewenberg irgendwelche Worte sprechen, mit einer veränderten, tiefen und warmen Stimme, die sie sympathisch machte.

Auf einmal fuhr die Stimme des Meisters dazwischen: Nix! Das nächstemal? Weiß nix von nächstesmal! Gar nix!

Frau Winter wurde unruhig. Die reichste von allen, sagte sie bekümmert. Das sollte ja nicht den Ausschlag geben, aber du lieber Gott! Man muß nur wissen, was so eine für Einfluß hat. Die ist in ihrem Kreise tonangebend.

Ja, du lieber Gott! dachte Bodo. Der arme Meister! Die Frau hat keine Ahnung von der Welt, in der ein solcher von Gottes Gnaden lebt.

Sie ist richtig beleidigt, bemerkte Frau Winter horchend und seufzend. Nun ist die letzte Hoffnung, daß Stella morgen hingeht. Die renkt so was ein. Aber wenn's ihr nicht paßt, dann tut sie's eben nicht.

Bodo machte große Augen. Dies war etwas Neues in Stellas Charakter; aber doch, es konnte stimmen. Ehe er über den Fall ganz mit sich im reinen war, kam der Meister zur Tür herein, rasch, lebendig, angeregt. Grüß Gott, Herr Doktor, rief er. Was macht der Herr Kanzelrat? Du, Alte, die Loewenberg bin ich los. Hab sie nicht schlecht nausgefenstert. Hast's gehört? Haben Sie's gehört, Herr Doktor? Hat's Ihnen gefallen? Ja, der alte Winter kann energisch sein, wo's not tut.

Bodo kam der glückliche Einfall, die Frage mißzuverstehen, indem er den Schlußsatz überhörte und sie auf die Musik bezog. Er sprach sein Entzücken in den stärksten Worten aus, die ihm nur einfielen.

Freut mich, wenn's Ihnen gefallen hat, sagte der Meister kurz ab, um mit Feuer zu rufen: Haben Sie's auch richtig gehört? Die sagt: Das nächstemal mach ich's besser. Ich, nicht faul, lege die Hand ans Ohr: Nächstemal? Ich versteh immer nächstemal? Sie . . .

Wir haben's gehört, unterbrach ihn Frau Winter gelassen. Er stutzte, sah sie an und wurde verlegen.

Bodo machte der unangenehmen Pause ein Ende, indem er wieder von der Apassionata anfing. Er meinte, es sei Herrn Winter wohl bekannt, daß Bismarck gesagt habe, in dieser Sonate sei das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.

Herr Winter fuhr auf. Was Ringen und Schluchzen! Sonat in F moll, damit holla! Das weiß heut gar niemand mehr, was die Tonart

Digitized by Google

besagt. Kommen daher mit Ringen und Schluchzen. — Wer, sagten Sie, hätt's behauptet? Schau, schau, der Bismarck! Hätt's doch nimmer gedacht. Ja freilich, der Bismarck! Sie, das war einer! Ringen und Schluchzen eines Menschenlebens. Hat er das gesagt? Hm. Ja. Wie man's nehmen will. Das heißt . . . . Ist doch eine merkwürdige Sach.

Herr Winter rückte seinen Stuhl dicht vor den Bodos, bückte sich, als wollte er ihm eine Verbeugung machen, und legte die Unterarme auf die Schenkel, so daß der Oberkörper mit diesen einen spitzen Winkel bildete. Das Gesicht hielt er in nächster Nähe unverwandt auf Bodo gerichtet. Seine Augen standen weit offen und hatten den Ausdruck der gespanntesten Aufmerksamkeit. Man konnte ihn für einen Arzt halten, der an Bodo eine bisher unbekannte, schwierig zu erklärende Augenkrankheit betrachtete. Dabei hatte man aber doch das Gefühl, der Maestro wäre mit seinen Gedanken überall anders, als gerade bei Bodo. Im ganzen erinnerte er in einer gewissen Art an eine echte, altägyptische Sphinx.

Bodo fühlte sich durch das tiefernste, stillschweigende und vollkommen unbewegliche Anstarren beunruhigt und rückte unwillkürlich seinen Stuhl zurück. Das half ihm nichts, der Maestro rückte nach, ernst und schweigend. Als dies noch zweimal geschehen war, schätzte Bodo die Entfernung zwischen seinem Stuhl und der Wand nur noch auf fünfunddreißig Zentimeter.

Auf diese Art konnte er sich keine zwei Minuten länger halten. Der Tituskopf lachte. Es war ein Lachen, das keinerlei Geräusch hervorbrachte, seinen Sitz tief unterhalb des Brustkastens zu haben schien und durchaus teuflisch war.

In seiner Not erinnerte sich Bodo an Bismarck und dachte darüber nach, ob sich der Mann der unerschöpflichen Hilfsmittel wohl jemals in einer so verzweifelten Lage befunden hätte. Da kam ihm die Einsicht, daß sein Zurückweichen sowohl unzweckmäßig wie ruhmlos gewesen war. Bismarck hätte nach der Devise gehandelt: A corsaire, corsaire et demi.

Wenn er seinerseits Herrn Winter auf den Leib rückte, so gab es einen Anprall, der ihn zwar sofort befreien würde, aber sonst in seinen Folgen nicht zu berechnen war.

Er bog nach der Seite aus und schrie Herrn Winter ins Ohr: Wie befindet sich denn Herr Brett?

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Der Maestro schnellte mit dem Stuhle zurück, sprang in die Höhe, lief hinter den Tisch und faßte Bodo mit allen Anzeichen der Furcht ins Auge. Das getroffene Ohr bedeckte er sorglich mit der Hand. Da Bodo keine Miene machte, seinen Sieg auszunutzen, sagte Herr Winter gekränkt: Sie, das war m e i n Ohr!

Bodo bemerkte bedauernd, er hätte nicht daran gedacht, daß der Gehörsinn bei Herrn Winter besonders fein ausgebildet und empfindlich sein müsse; er wolle es nicht wieder tun.

Der Maestro hielt sich mißtrauisch hinter dem Tische. Ohne Bodo aus den Augen zu lassen, verzog er sich rückwärtsgehend nach der Tür des Musikzimmers, wie sich ein Tierbändiger aus dem Käfig zurückzieht, wenn eine seiner Bestien wild wird. Endlich hatte er die Tür glücklich erreicht. Die Hand an der Klinke, sagte er mit schlauen und vergnügten Blicken: Ja so, wie's dem Brett geht? Dem Hexerich, wie Sie ihn nannten, besinnen Sie sich noch? Sie, da müssen Sie hin! Hat Sie

Digitized by Google

gern, der Hexerich! Wissen Sie was? Jetzt ist seine Zeit! Hat um die Uhr nix zu tun. Gehen Sie gleich nüber. Mich müssen Sie entschuldigen. Muß Oktaven üben, wegen dem Handgelenk, verstehen Sie?

Er riß die Tür auf und schlüpfte flink wie ein Wiesel hinaus. Einmal noch steckte er den Kopf herein und rief: Schönen Gruß an den Herrn Kanzelrat, soll nächstesmal mitkommen! Dann warf er die Tür zu und schloß von innen zweimal ab. Wie nicht anders zu erwarten war, ging im nächsten Augenblicke ein betäubendes Geprassel von Oktaven nieder.

Der Tituskopf wackelte vor Lachen. Bodo verabschiedete sich. Das verstand sich von selbst. Frau Winter hatte auch nicht das mindeste einzuwenden. Sie versprach, seinen Gruß an Stella auszurichten und fügte hinzu: Was hab ich Ihnen gesagt? Sind Künstler! Jetzt ahnen Sie wohl, was das heißen will.

Bodo ging in guter Laune. Er freute sich, daß er das bizarre Wesen des Meisters humoristisch genommen und sich mit Geistesgegenwart aus der Schlinge gezogen hatte. Unternehmungslustig wie er sich fühlte, beschloß er, der schalkhaften Aufforderung des Meisters nun gerade nachzukommen.

Bretts Notenhandlung, Eiermarkt Nummer zwölf, war ihm bekannt. Wie oft hatte er als Schüler in dem engen, dunkeln Laden gestanden und die Konzertkarten für sich und die Mutter in Empfang genommen! Herr Brett war niemals sichtbar gewesen.

Nun stand er wieder vor demselben alten Ladentische. Der Herr, der ihm stets die Karten ausgehändigt hatte, war immer noch da. Er lächelte ungläubig und zögerte, als ob es weder leicht zu bewerkstelligen noch wohlgetan wäre, den Hexerich in seiner Behausung aufzusuchen. Er versprach nur mit entschiedenem Achselzucken, Bodo anzumelden.

Während seiner Abwesenheit dachte Bodo daran, wie er in jedem neuen Winter mit einer veränderten Art des Denkens und Empfindens hier gestanden hatte, heute hier stand und vielleicht noch oft hier stehen würde. Dann fiel ihm ein, daß er neulich in seinem Elend beschlossen hatte, Herrn Brett auf der Straße ohne Gruß stehen zu lassen. Man müßte nach guter alter Sitte ein Tagebuch führen, dachte er. Das würde den Sinn des Lebens vertiefen, seine Poesie erhöhen und eine geordnete Selbsterziehung eigentlich erst ermöglichen.

Der Herr kam lächelnd zurück, sagte lächelnd, Bodo wäre Herrn Brett willkommen, führte ihn eine dunkle Treppe hinauf, öffnete eine Tür, lächelte und ging hinunter.

Bodo stand in der Höhle des Hexerich. Ein weitläufiges, aber niedriges, viereckiges Gelaß; weiter konnte man zunächst vor Tabaksqualm nichts wahrnehmen. Endlich unterschied man den Hexerich. Er grinste freundlich, gab die Knochenhand und winkte nach einem Plüschsessel hin. Was er sagte, war nicht zu verstehen, er hüstelte. Der Qualm wogte. Man hatte das Gefühl, sich in einem fremdartigen Fluidum zu befinden. Vielleicht wohnte der Hexerich nur zum Schein an dem Eiermarkt Nummer zwölf, in Wahrheit aber auf dem Grunde des Meeres oder in der Tiefe der Erdkugel, und wer über diese Schwelle trat, war dorthin gezaubert.

Bodo unterschied des ferneren ein gelb angestrichenes Etwas, das wie die kindliche Vorahnung eines Flügels anmutete. Im übrigen schienen sowohl die Möbel wie der Herr des Gelasses eine untergeordnete Stellung

Digitized by Google

einzunehmen. Vorherrschend waren Zigarrenkisten, Notenbündel, Zigarrenkisten, Notenhefte, Zigarrenkisten.

Der Hexerich kramte. Da hatte er, was er suchte. Er hielt Bodo eine geöffnete Kiste hin und sagte feierlich, in einer künstlich vertieften Lage der Stimme: Upmann.

Bodo rauchte mit Genuß. Der Hexerich sah ihm ernst und befriedigt zu; er hatte es nicht anders von ihm erwartet. Nun erfuhr er, daß Bodo von seinem Freunde Winter kam. Er sagte mit einer gewissen ironischen Bitterkeit: Winter hat Ihnen natürlich keine Zigarre angeboten? Da Bodo seinen Verdacht bestätigen mußte, schüttelte er den Kopf und seufzte gramvoll. Zuletzt sagte er im Tone eines Mannes, der sich in das Unabänderliche ergeben hat: Ja, ja.

Bodo legte sich das dahin aus, daß es sich hier nach der Überzeugung des Hexerich um ein ernstes und betrübendes Manko in dem Charakter seines Freundes handelte, und daß man das an einem Künstler von seinen Verdiensten wohl oder übel in Kauf nehmen müsse.

Um ihn ein wenig aufzuheitern, berichtete Bodo, wie sehr ihn der wunderbare Vortrag der Apassionata beglückt und erschüttert habe.

Der Hexerich nickte zustimmend. Er stand auf und suchte abermals nach Noten oder nach einer Zigarrensorte; eins von beiden mußte es sein, weil nichts anderes da war.

Diesmal waren es Noten. Der Hexerich setzte sich an den Flügelembryo und schlug einen Akkord an. Es war wirklich eine Art Schlagen. Der Ton, der entstand, war indessen nicht hart, nur seltsam dünn. Etwas Kindliches klang heraus, etwas Zurückliegendes, das doch ein unnennbares, der Ehrfurcht verwandtes Gefühl erregte. Ein Gefühl, wie wenn man uns ein altes Pastellbild in zarten, wenn auch etwas bunten Farben vorlegt, das eine liebe, wenn auch etwas empfindsame junge Dame in altmodischer Tracht darstellt, und uns berichtet: Das war deine Urgroßmutter als Mädchen.

Der Hexerich spielte. Offenbar das Vorspiel eines Liedes. Verträumte Töne, die sich zu verlieren schienen und aufhörten. Nun kam das Lied. Wie sich von selbst verstand, behielt der Hexerich auch beim Singen die Zigarre zwischen den Lippen. Das konnte den musikalischen Genuß nicht eben erhöhen. Auch die Stimme an sich war nicht so, daß man sie sich gerade zum Vortrage eines bisher unbekannten Liedes ausgesucht hätte.

Dennoch war nicht daran zu denken, daß der Vortrag etwa komisch gewirkt hätte. Herr Brett hütete sich, laut herauszusingen, er gab gewissermaßen eine qualitätlose Mitteilung der Melodie; von dem Texte verstand man nichts.

Bodo fühlte sich wunderbar ergriffen. Was er da hörte, klang nicht altmodisch. Auch Bodos ungeübtes Ohr hörte heraus, daß Herr Winter, denn der war natürlich der Komponist, in allem, was gelernt werden kann, von den Vorteilen der Entwicklung vollen Gebrauch machte. Modern klang die Musik aber auch nicht, der Geist war ein anderer, als der modische. Bodo wußte ihm keinen Namen zu geben, vielleicht, weil ihm die musikalische Bildung fehlte; vielleicht aber auch, weil hier einer für sich sprach, eine Seele, die sich aus ihrer Natur heraus eine Welt schaffen mußte.

Herr Brett setzte sich wieder zu ihm und sagte mit einem wirklichen

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Ernst in Miene und Stimme: Es ist nicht schön, wie sie ihn niederhalten. Die Nachwelt wird ihnen häßliche Namen geben. Die Gilde kennt ihn nämlich ganz genau, aber der paßt er nicht. Weil er nicht mitmacht wie die andern. Und weil er mehr kann. Sie lassen ihn nicht hoch kommen. Gerade so einer wird aber zuerst nur von den Kennern verstanden. Die müssen es den Leuten sagen, das ist etwas. Statt dessen machen sie dem Publikum weis, er lieferte allenfalls Mittelware. Auf die Dauer lassen sich seine Werke natürlich nicht totmachen. Ob er seinen Erfolg aber noch erleben wird?

Der Hexerich zuckte unzufrieden die Achseln. Es fehlte nicht viel, und er hätte die Zigarre ausgehen lassen. Man sah, daß er hierüber erschrak und sich über sich selbst ärgerte. Er rauchte jetzt mit einer gewissen Wildheit.

Bodo fragte, ob sich denn nicht vielleicht durch Reklame etwas tun lasse.

Der Hexerich wiegte mißbilligend den Kopf. Das dürfe man nicht tun, so dürfe Winter nicht auf die Nachwelt kommen. Bodo möge sich nur vorstellen, wie es wäre, wenn man heute von Beethoven sagen könnte oder müßte, er hätte Erfolge durch Reklame erzielt.

Bodo konnte sich das nicht vorstellen. Er ging mit ganz andern Gefühlen, als er gekommen war. Wie hatte er sich erdreisten können, einen Mann wie Winter humoristisch zu nehmen! Ehrfurcht war das einzig angebrachte Gefühl. Er war doch ein rechtes Sonntagskind! Durfte bewußt erleben, was dereinst für die kultivierte Menschheit wichtig und bis in die kleinste Einzelheit wissenswert sein mußte, und woran die Mitwelt außer ihm und Herrn Brett dumpfen Sinnes vorüberging.

Auch Herrn Brett gegenüber fühlte er sich nicht frei von Schuld. Den Mann, der die Reklame verschmähte, die doch auch ihm als Verleger unermeßliche Vorteile bringen mußte, den durfte man auch in den geheimsten Gedanken nicht einen Hexerich nennen. Bodo nahm sich fest vor, es niemals wieder zu tun.

In dieser Begeisterung blieb für Stella nur ein verhältnismäßig beschränkter Platz. Bodo mußte das zuletzt selbst auffallen. Zum Trost erinnerte er sich daran, daß Lessing seinen edeln, gräflichen Liebhaber der Emilie Galotti Liebe, dem alten Odoardo aber fast Anbetung zollen läßt. Er hatte also ein klassisches Vorbild.

Hildes Tod. Bodo und Stella sehen sich wieder

Eines Morgens im Oktober war der Wind umgeschlagen. Eine Regenzeit begann.

In den Häusern war die Luft noch warm und trocken. Die Feuchtigkeit drückte gegen sie und ließ sie nur ganz allmählich entweichen.

Die Kranken warfen sich hin und her und hatten viel zu klagen.

Der junge Fabio machte eine Ausnahme. Er lag unbeweglich und starrte mit seinen großen schwarzen Augen zu der weißen Decke hinauf. Er nahm an nichts Anteil und schien nichts zu hören. Nur wenn Schwester Hilde in der Nähe war, horchte er auf und wurde unruhig; er kannte ihren Schritt von weitem aus allen andern heraus. Wenn sie zu ihm kam, wandte er mühsam den Kopf und lächelte sie an und sie lächelte wieder. So blickten sie einander an und sie sprach zu ihm, bis sie gestört wurden.

Digitized by Google

Man sah, daß sich die beiden lieb hatten. Es wurde aber nicht gelästert noch gespöttelt. Man wußte, daß der schöne Italiener sterben mußte. Der Leib, von Natur nervig und sehnig, war durch die Krankheit abgemagert und erschien wie Gestalt gewordene Herbheit. Das braune Gesicht war fahl geworden. Der Todesengel schwebte allen sichtbar über dem Lager. Der sterbende Jüngling und die unnahbare Schwester Hilde, die den Spitznamen die Heilige führte, und die ja übrigens soviel älter als der Italiener war, wer dachte da an eine andere Liebe als eben eine heilige?

Landsleute des Fabio hatten Geld aufgebracht, um ihn in der Dietelschen Klinik unterzubringen. Sie hatten eine sonderbare Scheu vor dem Krankenhause. Heute erfuhr Hilde, das Geld sei zu Ende. Die Schwestern meinten, der arme Junge käme nach dem Krankenhause, vor dem er sich so fürchtete. Da ging Hilde zu dem Chefarzt und sagte ihm, der Fabio würde das nicht überleben und wenn er ihn nicht umsonst behalten wollte, so würde sie für ihn bezahlen. Sie sagte das völlig unbefangen und sah den Chef ruhig an.

Der antwortete eine Weile nicht, denn er hatte keinen andern Gedanken als: Was hat sie für schöne Augen! Da sich dieser Gedanke aber für ihn nicht schickte, ging er auf die Sache ein. Es würde nicht den Grundsätzen entsprechen, nach denen er dies Institut von jeher geleitet habe, wenn er einem Kranken das Bett sozusagen vor die Tür setzte, dessen Lebensdauer im medizinisch günstigsten, menschlich aber gar nicht wünschenswerten Falle nach Wochen bemessen sei.

Sie sah ihn immer noch an und rührte sich nicht; ihre Augen schienen größer geworden zu sein.

Der Chefarzt sagte, und es lag eine seltsame Ergriffenheit in seiner Stimme: Schwester Hilde, wo hatten Sie Ihr medizinisches Genie? Dieser Fall war vom ersten Tage an traurig einfach.

Sie war schon ruhig geworden. Ihre beiden Hände preßte sie auf ihr Herz, aber davon wußte sie nichts. Sie sagte still vor sich hin: Nichts merken, er darf nichts merken, und ging hinaus, ohne sich um den Chef noch zu kümmern. Er ließ sie gehen und sah ihr traurig nach.

Der Italiener lag seit zwei Tagen in einem Zimmer allein, er mußte viel aushalten und stöhnte oft, so daß er einen Zimmergenossen im Schlaf gestört hätte.

Als Hilde kam, sagte er mißtrauisch: Sorella Hilde, warum sind Sie so blaß?

Es ist die Beleuchtung, antwortete sie ruhig. Heut ist der erste Regentag, seid Sie hier sind. Wenn die Sonne wiederkommt, werd ich wieder Farbe haben.

Sie legte ihm die Kissen zurecht und fragte, ob er so besser liege. Er nickte flüchtig und flüsterte: Am ersten Tag sagte einer von den jungen zu einem andern, der Fall wird einen letalen Ausgang haben. Der dumme Mensch dachte, ich würde nicht verstehen. Sorella Hilde, ich werde bald einen letalen Ausgang haben. Es tut so weh.

Sie setzte sich zu ihm und erzählte ihm, wie sie es schon oft getan, von dem großen Geschlecht der Fabier, mehr Dichtung als Wahrheit. Von goldenen Rüstungen war die Rede und milchweißen Rossen. Sie taten beide, als wäre es unumstößlich gewiß, daß er in gerader Linie von dem altrömischen Heldengeschlecht abstammte.

Digitized by Google

Das half sonst immer, aber das feuchte Wetter mußte wohl ungünstig einwirken. Das falbe Gesicht sah verzerrt aus und er flüsterte immer: Es tut so weh.

Zuletzt konnte sie es nicht mehr ansehen und holte ihm Morphium. Das sollte er nur zur Nachtruhe haben, allein sie konnte ja schalten wie sie wollte und wurde nicht gestört.

Er küßte ihre Hand in seiner leidenschaftlichen Dankbarkeit. Als er einschlummerte, flüsterte er schon halb ohne Bewußtsein: Sorella Hilde ist Unsinn. Ducheſſa Hilde.

An diesem Tage war Schwester Hilde unnahbarer als je. Sie tat ihre Pflicht wie immer, es war aber, als wandelte sie im Schlafe.

Um den Italiener kümmerte sich niemand, er war ja gut aufgehoben. Zuweilen ging sie schweigend zu ihm hinein und kam schweigend zurück, mit einer Miene, so unbeweglich wie ein Marmorbild.

Am Nachmittage merkte sie, daß er bald aufwachen würde. Sie setzte sich an sein Bett und wartete. Als er die Augen aufschlug, fiel sein Blick auf ihr schönes Gesicht, das lächelte zärtlich. Ducheſſa Hilde, flüsterte er und sah verklärt aus. Aber bald verzerrten sich seine Züge wieder. Sie blieb an seinem Bette sitzen. Wenn die Anfälle kamen, gab sie ihm ihre Hände und duldete es still, daß er sie in seiner Qual krampfhaft quetschte. Ließen die Anfälle los, so sprach sie zu ihm. Er hatte manchmal gesagt, wenn ihn die Madonna doch wieder gesund werden ließe, wollte er heim wandern und sie sollte mit ihm gehen, statt noch länger in diesem schrecklichen Deutschland zu leben. Sie hatte immer nur gelächelt und den Kopf geschüttelt. Aber heute sprach sie von nichts anderem, als daß sie im Frühling zusammen nach Italien reisen wollten, und er glaubte ihr alles.

Der Chefarzt öffnete einmal die Tür und stand lange auf der Schwelle. Die beiden merkten es nicht.

Gegen Abend brachte eine Schwester für den Kranken die Abendkost und wollte Hilde ablösen, aber sie mochte nicht essen und wollte nicht abgelöst sein.

Die Anfälle wurden heftiger, die Pausen kürzer. Fabio verlangte Morphium. Sie sagte, sie dürfe nicht, da sie ihm vorhin gegeben habe.

Sorella Hilde, flehte er. Wenn Sie wollen, dürfen Sie. Sorella Hilde, warum wollen Sie nicht? Es wird nicht sein, wie Sie sagen. Ich werde einen letalen Ausgang haben. Oh, Sorella Hilde, warum soll ich nicht schlafen?

Ja, warum nicht?

Warum nicht?

Sie ging hinaus und kam nach einer Weile mit einem Glase Wasser zurück, in das sie Morphium gerührt hatte. Er trank es begierig aus.

Nun wurde er still und atmete langsam. Plötzlich hob er den Kopf und starrte sie an, mit einem Blicke namenlosen Entsetzens.

Der Kopf sank zurück, und die Augen schlossen sich. Sorella, Sorella, lallte er. Sie kniete an seinem Bette nieder und legte den Kopf auf das Kissen. Er fühlte ihre Wangen und dann ihre Lippen. Ein seliges Leuchten flog über seine Züge. Mia Ducheſſa! rief er laut. Dann lag er still und horchte. Die weiche Stimme flüsterte an seinem Ohr. Worte voll Zärtlichkeit und Glück.

Nun ritten sie auf milchweißen Rossen und in goldenen Rüstungen

Digitized by Google

unter der Sonne Italiens, und vor ihnen lag das ewige Rom und sandte ihnen zur Begrüßung eine Reiterschar entgegen. Sie aber schwangen sich auf, der Sonne entgegen, hinein in das unermeßliche Blau . . .

Ehe Hilde in ihr Schlafzimmer ging, begab sie sich zum Chefarzt und sagte, um Fabio brauche sich niemand zu kümmern, sie habe ihm noch einmal Morphium gegeben, und so viel, daß er die Nacht durchschlafen würde.

Der Chefarzt sagte mit düsterer Miene: Schwester Hilde, das hatte ich verboten. Sie haben mein Vertrauen wie keine andere. Wenn Sie es sich erhalten wollen, darf so etwas nicht wieder vorkommen.

Sie lächelte ihn an und sagte sanft: Es wird nicht wieder vorkommen. Gute Nacht, Herr Doktor.

Er hat das Lächeln niemals vergessen. Es war ein unendlich freundliches Lächeln, das Lächeln eines Menschen, der sich geborgen fühlt und allen Geschöpfen Gutes wünscht. —

Als der Morgen graute, ging ein Geraune durch das Haus. Jeder wußte, daß sich etwas Entsetzliches begeben hatte, und bald, was es war. Fabio war tot und Schwester Hilde auch, und sie hatte ihn und sich vergiftet.

Man hatte den Chefarzt bloß in ihr Zimmer eilen sehen. Die Assistenten hatte er zu der Leiche des Fabio gesandt. Er kam eine Ewigkeit nicht wieder heraus. Eine Schwester, die in der Stille für Hilde geschwärmt hatte, wagte es endlich, die Tür zu öffnen.

Der Chef wandte sich um. Er hielt sein Tuch in der Hand und man sah, daß er geweint hatte. Die Tote sah sehr schön aus, aber die Züge trugen den Ausdruck des Herzwehs.

Neben dem Bette lag das Buch auf dem Fußboden, in dem sie so oft gelesen hatte. Gewiß hatte sie in den letzten Augenblicken zum Schöpfer um Erbarmen gefleht und der sterbenden Hand war das Buch entglitten.

Unwillkürlich wollte die Schwester es aufheben. Der Chef kam ihr zuvor und öffnete das Buch an der Stelle, wo es sich von selbst aufschlug. Er war sichtlich betroffen. Dann versank er tief in Gedanken und schließlich legte er das Buch mit einer seltsam ruhigen und traurigen Miene beiseite.

Es war ein Band Goethe, und es war die Braut von Korinth.

⊡

Im Dom zu Köln liegt ein junger Bischof begraben. Auf seinem Grabstein hat ihn eine Künstlerhand nachgemeißelt. Die Füße sind ausgestreckt in der gotischen Form, die den Körper so todmüde aussehen läßt. Ein schöner Jüngling. Auf den edeln Zügen aber liegt ein unheilbares Weh. Man vernimmt aus dem steinernen Antlitz eine stumme Klage wider ein trostloses und vernunftwidriges Lebenslos.

Bodo kannte das Grabmal nur aus Abbildungen, und doch mußte er immer daran denken. So schön und so traurig sah seine tote Schwester auch aus.

Er hatte in diesen Tagen viel zu tun. Alles mußte er allein besorgen, diesen Wust von Formalitäten, der einem vor der Majestät des Todes so wichtigtuerisch vorkommt, so bösartig, als ob der polypenarmige Despot Amt sich nicht dabei beruhigen könnte, daß ein armes Menschlein jenseits des Bereiches seiner Vorladungen gelandet sei.

Der Kanzleirat, dem alles dies keine Mühe gekostet hätte, war zu-

Digitized by Google

sammengebrochen. Die erste Benachrichtigung hatte ein Assistent in jener schonenden Form gebracht, die wie eine ausgeklügelte Folter wirkt. Da war der Zusammenbruch buchstäblich erfolgt. Der Kanzleirat hatte erst ohne Bewegung dagestanden und war dann plötzlich zu Boden gestürzt. Seitdem hatte er kaum noch etwas anderes geäußert, als ein leise gemurmeltes: Mein Kind, mein Kind.

Bodo hatte geglaubt, er würde den Anblick der Toten nicht ertragen, aber am Nachmittage hatte er plötzlich einen Wagen verlangt. Daß Bodo mitfuhr, ließ er stumm geschehen. So schrecklich der Auftritt vor der Leiche auch gewesen war, der Kanzleirat konnte doch endlich weinen.

Der Geistliche, der an dem Sarge der Mutter gesprochen hatte, kam auch diesmal. Er hatte sich ohne Zögern bereiterklärt. Leider konnte er es aber nicht lassen, die Hoffnung auf eine Vergebung der zweifachen großen Sünde auszusprechen, mit der die Tote aus dem Leben gegangen sei, in der grob zupackenden Art vieler Pastoren, die darauf angelegt zu sein scheint, auch den letzten Rest der Gebildeten der Kirche zu entfremden. Bei dieser Stelle mußte Bodo seinen Vater stützen, sonst hielt er sich aufrecht.

Der Kanzleirat ging auch zu Fuße mit hinaus. Er schüttelte stumm den Kopf, als ihn Bodo in einen Wagen nötigen wollte. An dem offenen Grabe sah er ihn taumeln. Er sprang zu und hielt ihn. Der Kanzleirat biß die Zähne zusammen, machte sich los und hielt sich von nun an starr aufrecht.

Als die Bestattung vorüber war und man in dem totenstillen Hause saß, dachte Bodo mit Grauen, wie das werden sollte. Etwas Unausgesprochenes war zwischen ihm und seinem Vater, ein böses Etwas, das nie ausgesprochen werden durfte, und das doch unüberhörbar mitredete, bei jedem Wort und jedem Blick.

Am zweiten Tage wurde es dennoch ausgesprochen. Nicht unmittelbar natürlich. Bodo empfand es als etwas Entsetzliches, als ihm sein Vater mit leiser Stimme und scheuem Blick sagte: Laß uns den Garten verkaufen. Ich kann hier nicht mehr sein. —

Der Blumenschmuck war so reich gewesen, wie bei der Mutter. Noch immer wurden Kränze aus der Stadt gesandt, von Familien, mit denen man kaum irgendwelche Beziehung hatte. Bodo hatte das Gefühl, als bedeuteten sie den Widerspruch feinfühliger Menschen gegen jene groben Worte des Geistlichen.

Die Schwestern der Dietelschen Klinik sandten einen Myrtenkranz, nachdem sie schon eine Palme gesandt hatten. In der Abenddämmerung trug Bodo ihn hinaus.

Eine graue Gestalt kauerte an dem Hügel, unbeweglich wie eine Grabfigur. Eine Dame in grauem Regenmantel. Ohne Acht auf Nässe und Schmutz lag sie auf den Knien und neigte sich über den blumenbedeckten Hügel.

Bodo machte sich im Herankommen bemerkbar. Sie wandte sich um und erhob sich. Es war Stella. Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen an und sagte wie geistesabwesend: Du bist es, Bodo?

Langsam ging sie zur Pforte hinaus und verschwand im Dunkel des Herbstabends.

An der Stelle, wo sie gekniet hatte, lag zwischen all den großen welkenden Palmen und Kränzen ein frischer Strauß Vergißmeinnicht.

Digitized by Google

Rundschau

Vom Ertrag des Bibel-Babelsturms

Die schlimmste Zeit des Bibel-Babelsturms ist vorüber: Man muß nun suchen, den Ertrag hereinzubringen.

Was in solchen Zeiten die Gemüter erregt, das sind gewöhnlich nicht so die eigentlichen Werte, als gewisse Vorurteile, die sich verletzt oder auch ermutigt fühlen. Was macht es im Grunde für den Wert einer Religion aus, wenn sich erweist, daß ihre sämtlichen Elemente schon vorher da waren, ja, auch schon vorher zu großen und starken Schöpfungen geführt hatten! Wird etwa ihre Wahrheit dadurch geringer? Höchstens doch einleuchtender!

Es ist immer wieder derselbe Phantasiefehler, dem die Menschen verfallen: sie stellen sich die wahrhaft großen Dinge als vorbereitungslos und plötzlich aufstrahlend vor. Und die immer wieder gemachte Erfahrung, daß kein Meister und auch kein Meisterwerk „vom Himmel fällt", beängstigt sie immer wieder von neuem. Sei es, daß Shakesperes Quellen entdeckt oder daß die deutschen Märchen bis nach Indien zurückverfolgt werden, oder gar der Mensch selbst bis in die Tierwelt, jedesmal erhebt sich dasselbe Schreckens- und Triumphgeschrei.

Im Falle der Religion sind es noch besondere, recht besehen, sehr unreligiöse Menschlichkeiten, die sich verletzt fühlen, wenn sie denken sollen, daß das wahre Leben keine Privatabmachung zwischen Gott und einer bestimmten Gemeinschaft ist, und wenn sie solchergestalt den augenscheinlich süß schmeckenden Trost verlieren, daß alle andern Menschen einmal in die Hölle kommen.

Dem Protestantismus ist es jahrzehntelang eine Hauptfreude gewesen, den reichen, bunten Kult des Katholizismus auf das Heidentum zurückzuführen, aus dem er entstanden ist, wogegen er, der Protestantismus, auf das Buch allein zurückgehe; man kann also denken, daß da mancher erschrickt, wenn er sich nun der Behauptung gegenübersieht, daß dies Buch selbst ebenfalls aus dem Heidentum stamme. Denn daß alles beides im Grunde nur eine große Selbstverständlichkeit ist, sieht man in der Eile nicht, — woher sollte es denn stammen, als aus dem Heidentum, da es doch vorher nichts anderes gab! Und wenn das Christentum die höhere, das Heidentum die niedere Religionsform ist, so mußte ja wohl das Höhere hier wie überall sich aus dem Niederen entwickelt haben.

Das Christentum hat mit ungeheurer Energie den Anspruch vertreten, daß sein Gott der Gott der ganzen Welt sei. Aber es hat zumeist diese große Anschauung für den kleinlichen Einfall ausgenutzt, daß demnach Seligkeit und Leben für uns Christen monopolisiert seien. Nur wenige unter seinen Größten haben den religiös ja eigentlich näherliegenden Schluß gezogen, daß ein solcher Gott sich nie und nirgends kann „unbezeugt gelassen haben, denn in ihm leben, weben und sind wir". Daß demnach alle Menschen, die aus dem Odem dieser Kraft hervorgingen, aus eben dieser Kraft auch leben, und eben ihr auf mancherlei und wunderlichen Wegen — auch die unsern sind wunderlich! — ent-

Digitized by Google

gegengehen. Daß also die verschiedenen Religionen verschiedene Arten und Stufen des Verständnisses für die an alle andringende Offenbarung dieses Einen sind. Diese trotz allem allein würdige Anschauung, wie sie die häßlichen Zänkereien in achtungsvollen Wettbewerb verwandelt — denn wenn es viele Wege gibt, so muß man doch einen wählen, sei es auch einen selbstgebahnten, und niemand braucht also die Frömmigkeit zu verlassen, in der er seine Heimat hat — so befreit sie auch von der unwürdigen Angst vor jedem neuen Fündlein oder auch großen Gedanken, die etwa irgendwo auftauchen.

Wenn die protestantische Theologie diese Anschauung sich auch nicht angeeignet hat, so ist sie doch die unausgesprochene Voraussetzung ihrer Arbeit und muß sich als solche ins Bewußtsein bringen. Auf jeden Fall hat diese Forschung in der Bibel-Babelfrage den einzig richtigen Weg gefunden: Den nämlich, das gesamte Material in genauer und doch lesbarer Übersetzung den Laien unmittelbar vorzulegen: „Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament".*

Gewiß melden sich angesichts des Gebotenen sofort weitergehende Wünsche. Vor allem möchte man, daß das Gilgamesch-Epos vollständig gegeben wäre und nicht nur im Referat mit Ausdruck allein der Stellen, die für das alttestamentliche Schrifttum etwas besagen. Dann möchte man, daß von den Psalmen und Beschwörungsliedern viel mehr gebracht wäre; denn hier hat man den Eindruck, daß die Frömmigkeit selbst und nicht nur der aus ihr entstandene Mythus ihre verwandten Züge zeige. Ich erinnere mich, in alten assyrischen Beschwörungsliedern Klänge angetroffen zu haben, die dem Tonfall einiger biblischer „Bußpsalmen" vielleicht noch näher kamen, als die hier gebotenen. Ferner würde man gern auch die Perser vertreten finden. Inzwischen ist das Gegebene (zu dem in einem zweiten Bande auch Abbildungen von höchstem Interesse gekommen sind) bedeutend genug, um ein eigenes Urteil zu ermöglichen: die von der Diskussion bestrichenen Partien und zwar nicht nur der babylonischen, sondern auch der ägyptischen Quellen dürften lückenlos zum Abdruck gekommen sein.

Der Eindruck ist ein doppelter: Es steht einerseits lange nicht so „schlimm", als mancher wohl angenommen hat, anderseits viel „schlimmer".

Mit Ausnahme der Sintflutsage, von der man schon lange wußte, gibt es eigentlich nichts als vereinzelte Ähnlichkeiten, die gemessen an den viel stärkeren Ähnlichkeiten, die Mythologien verwandter Völker sonst zu zeigen pflegen, geradezu enttäuschen. (Von den juristischen Texten, die — besonders Chammurabis oder Hammurabis vollständig abgedrucktes Gesetzbuch — als sehr bedeutend anmuten, sehe ich hierbei ab: ich habe sie nicht verglichen. Mit den Träumereien aber des Marburger Assyriologen Jensen, der überall, wo ein Mensch übers Wasser fährt, Gilgamesch sieht, der nämlich auch übers Wasser fuhr, kann man sich unmöglich ernsthaft auseinandersetzen.)

Anderseits steht es sehr viel „schlimmer": denn wer diese Zeug-

* In Verbindung mit A. Ungnad und H. Ranke von H. Greßmann, Tübingen 1909, Mohr, zwei Bände je 7.20, zus. geb. 17 M.

Digitized by Google

nisse unbefangen liest, kommt nicht um den Eindruck herum: die ganze Religion des Alten Testamentes befindet sich hier bereits auf dem Marsche.

Freilich stecken wir noch tief im vielgöttrigen Heidentum mit ausgebildetstem und sehr ernst genommenem Zauber- und Beschwörungskult. Und wenn gar unsre Assyriologen recht hätten darin, daß die ganze babylonisch-assyrische Religion wesentlich in Gestirnberechnung aufgehe, so müßte man damit natürlich von Religion im engeren und ernsten Sinn überhaupt schweigen. So gut, wie man von einer Religion der Germanen schweigen mußte, so lange man mit den älteren Germanisten die Mythen aus der Naturallegorese erklärte, welche späte und überkünstliche Skaldenkunststücke in sie hineingewebt haben. Oder wie das Christentum nicht Religion wäre, wenn es das wäre, was die spekulative Metaphysik der alten Kirchenväter oder der neuen Hegel- und Hartmannianer aus seinem Mythus gemacht hat. (Es ist mir ganz gewiß, daß spätere Jahrtausende die Versuche unsrer Theologen- und Philosophenschaft, die „Religion" zur Philosophie zu machen, in derselben Linie sehen werden, wie diejenigen der babylonischen Theologenschaft, ihre Religion zur Astronomie zu machen.)

Indessen dies ist gerade ein Hauptverdienst des in Rede stehenden Buches, daß es einen Einblick in die eigentümliche und wirkliche Religion jener älteren semitischen Völker ermöglicht — und damit in diejenige der sumerischen Urbewohner, deren Erbe die Semiten antraten.

Wenn in dem leider nur arg zerstört auf uns gekommenen Weltschöpfungsmythus die Chaosmächte Rat halten gegen die Götter, ihre Kinder, die durch die Ordnung, die sie in die Welt zu bringen versuchen, die Ruhe des Chaos stören, wenn da eine lange Strecke hindurch alle die Klagen der Chaosmächte immer wieder in den Kehrreim münden: „daß wir uns zur Ruhe legen können", „daß wir uns zur Ruhe legen können". — Oder wenn Gilgamesch nach dem Tode seines Freundes Eabani von dem Entsetzen über die Vergänglichkeit gepackt, das Leben zu suchen sich entschließt, wenn er Rat bei den Verschiedenen sucht und ihm immer wieder die Auskunft wird:

„Gilgamesch, wohin läufst du?
Das Leben, das du suchst, findest
du nicht!" — —

Auch bei dem babylonischen Noah, der das Leben erreicht hat, (bei dieser Gelegenheit die berühmte Sintfluterzählung der Babylonier, die, rein künstlerisch betrachtet, die biblische vielleicht noch übertrifft) findet er keinen Trost; schließlich beschwört er seines gestorbenen Freundes Eabani Geist:

„Sag an, mein Freund, sag an,
mein Freund,
Die Satzung der Unterwelt, die du
schautest, sag an!" —
„Ich kann es dir nicht sagen, mein
Freund, ich kann es dir nicht
sagen.
Wollte ich dir die Satzung der
Unterwelt, die ich geschaut, an-
sagen,
Dann würdest du dich den ganzen
Tag lang weinend hinsetzen
müssen." —
„So will ich mich denn den ganzen
Tag lang weinend hinsetzen!"

In solchen Stellen muß ja wohl auch der Stumpfeste etwas von dem Zittern und Zagen lebendiger Menschenherzen verspüren, die halb in die Ruhe des noch willenlosen Chaos zurück, halb zur Herrschaft

Digitized by Google

über Welt und Schicksal hinaus streben, jene innere Erregung, die, wie sie Religion ist und Religion schafft, so auch die eigentliche und alleinige Schöpferin des Mythus ist, den dann Naturbeobachtung, Gestirnkunde oder Metaphysik des weiteren zu färben oder zu entfärben unternehmen mögen.

Geschweige in den Psalmen, in denen die Frömmigkeit sich unmittelbar in Klagen, Seufzen und Bitten ausspricht, ohne sich in die von ihr geschaffenen Gestalten einzuhüllen:

„Herr, wirf deinen Knecht nicht nieder!
Ins Wasser des Morastes ist er geworfen, — fasse ihn bei der Hand!
Die Sünde, die er gesündigt, wandle zum Guten!
Die Verfehlung, die er begangen, möge der Wind wegtragen!
Meine zahlreichen Freveltaten zieh aus wie ein Kleid!

Mein Gott, sind meiner Sünden auch siebenmal sieben, löse dennoch meine Sünden!
Meine Göttin, sind meiner Sünden auch siebenmal sieben, löse dennoch meine Sünden!
Gott, den ich kenne, nicht kenne, sind meiner Sünden auch siebenmal sieben, löse dennoch meine Sünden!
Göttin, die ich kenne, nicht kenne, sind meiner Sünden auch siebenmal sieben, löse dennoch meine Sünden!
Löse meine Sünden, so will ich dich huldigend preisen!
Dein Herz möge sich dem Herzen der Mutter gleich, die mich geboren, beruhigen!
Der Mutter gleich, die mich geboren, dem Vater gleich, der mich erzeugt, beruhigen!“

Hier ist Religion. Hier ist auch schon die spezifisch semitische Religion, diese stete Konfrontation des Menschen mit der unendlichen Schicksalsmacht, diese überstarke Empfindung für das Ungenügen des menschlichen Willens, gemessen am ewigen Ideal, will sagen, an dem, was er als den ewigen Schicksalswillen seinem eigenen egoistischen Einzelwollen entgegengestellt sieht. Das hat sich dann in die beiden Zweige gespalten, den der bei den Arabern im absoluten Fatalismus der Mohammedaner endigte, und den, der im hellenisch beeinflußten Christentum eine aktivere Überwindung der entgegenstehenden Natur- und Schicksalsmächte fand. Es ist immer dasselbe eine Drama des menschlichen Herzens, das hier wie in allen Religionen den Mythus schafft, indem es zwischen prometheischem Trotz und stumpfer Unterwerfung gegen Tod und Vergänglichkeit ankämpfend, den Zusammenhang mit dem welt- und naturüberlegenen eigentlichen Leben sucht, demselben, von dem jenes vielleicht älteste Epos der Menschheit, das Epos vom König und Helden Gilgamesch noch gänzlich negativ sagt:

„Gilgamesch, wohin läufst du?
Das Leben, das du suchst, findest du nicht!
Als die Götter die Menschen schufen,
Setzten sie den Tod für die Menschen ein,
Das Leben aber nahmen sie in ihre Hand!“ Arthur Bonus

Universalität und Spezialistentum

Wie unsre Leser wissen, ist vor einiger Zeit in Leipzig Lamprechts Institut für Kulturgeschichte und Universalgeschichte eröffnet worden. Das gab Max Kemmerich den

Digitized by Google

Anlaß, sich über das Thema der Aberschrift in den Münchner „Neuesten“ auszusprechen. Wir lassen's dahingestellt, ob er die Zustände an unsern Universitäten nicht doch schwärzer sieht, als sie sind, von den grundlegenden Gedanken müssen wir aber an dieser Stelle schon deshalb berichten, weil sie sich sehr nahe mit unsern früheren Betrachtungen „Vom Abkürzen“ (XX, 24) berühren.

Die Naturwissenschaften und was mit ihnen zusammenhängt läßt der Verfasser aus dem Spiel, aber von Geisteswissenschaften, insbesondre von den historischen, behauptet er: sie litten aufs schwerste unter dem Spezialistentum. „Jede Initiative, jeglicher Zug ins Große, jegliches Streben zum Ganzen“ fehlt nach ihm, denn er findet an Stelle der alten umfassenden Ideale neue, falsche und enge aufgekommen. Noch im vorigen Jahrhundert hätten z. B. Comte und Spencer die Möglichkeit einer Universalität bewiesen, „allerdings unter der Voraussetzung, daß man nicht im Wissen von zahllosen Nichtigkeiten seine Aufgabe sieht, sondern in der Vertrautheit mit den Forschungsmethoden und den wichtigsten Resultaten der Wissenschaften“.

Jetzt aber fehlt uns eben die Kunst, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, und so hat sich das niedrige Ideal der „Vollständigkeit“ herausgebildet. „Es ist, als ob alles sich verschworen hätte, in einer Zeit, die an Wissensfülle alle andern weit übertrifft, nicht etwa Methoden zu ersinnen, die es dem einzelnen erleichtern, sich auf diesem Weltmeer zurechtzufinden, sondern im Gegenteil selbst dort Schwierigkeiten aufzutürmen, wo keine sind.“

Kemmerich entwirft nun ein drastisches Bild von der, sagen wir (Gnade fürs Wort!): Spezialistifikation, der der junge Student auf den Seminarien ausgesetzt werde, bis er, meist nur mit der Kenntnis eines Winkelchens der Geschichte ausgerüstet, über die Malerinnung in X-dorf oder das Jahr 1264 in der Regierung Manfreds oder das Verhalten Ys. in der Schlacht von X-stadt doktoriert. Damit man von diesem Operibus überhaupt etwas erfahre, sei dann der Rückversicherungsvertrag des Zitierens eingerichtet, bei dem wieder mit Heranziehung alles Erreichbaren „Vollständigkeit“ ambitioniert werde. „Dieses Aufhäufen von Stoff, das Verbeißen in Nichtigkeiten und das Schwelgen in Kommentaren, Parallelstellen und Schriftzeugen heißt aber Alexandrinertum, und an dem kranken wir.“ Es drückt sich besonders auch in der Überschätzung des unbekannten und ungedruckten Materials aus, von der wir übrigens auch auf andern Gebieten singen können: was noch nicht „publiziert“ ist, ist eben deshalb schon bedeutsamer. Die hier skizzierte Gelehrtensorte braucht nur Fleiß. Das Material der Bibliographien und Kataloge als Grundlage zu weiteren Arbeiten zu gebrauchen, ist man gar nicht genötigt. Wir brauchen aber neben der Analyse doch wahrlich auch die Synthese, wenn wir nicht für immer bloß „die Teile“ in unsrer Hand haben sollen ohne das geistige Band. Man verstehe recht: Nicht die gründliche Untersuchung jeder Frage, sondern die Anmaßung ist zu tadeln, mit der der Spezialist, der im besten Fall einen brauchbaren Stein liefert, den Universalen begegnet, als sei der eigentliche Hauptkerl er. Sozusagen theoretisch wird zwar mancher Spezialist zugeben, daß die Synthese ja etwas sehr Verdienstliches sei, aber er wird hinzufügen, unsre Kenntnis der Einzelheiten reiche zur Synthese in

Digitized by Google

gegenwärtiger Zeit eben noch nicht zu.

Darin sieht Kemmerich von allen Einwänden den gedankenlosesten. Wann soll denn eigentlich diese Zeit kommen, da sie zureicht? Und was geschieht denn, um aus dem immer weiter differenzierenden Betrieb überhaupt zum Integrieren zu kommen? Jetzt wagen sich überhaupt nur Outsider an das Zusammenfassen, denen dann freilich oft die nötige Schulung fehlt.

Die Fachmänner, meint Kemmerich, treiben es so, daß nach den Monographien über Genies die über Talente, nach Monographien über die Maler, die über die Farbenreiber als die Aufgaben hingestellt würden, die zu lösen seien, daß man also den wissenschaftlichen Betrieb von allen Seiten her immer mehr verkleinliche und verenge. Dem entgegen müßte man schon dem Studenten klarmachen, daß jede monographische Studie, jede Landesgeschichte oder Geschichte einer Malschule ganz allein dadurch wertvoll werde, daß sie sich einer größeren Einheit angliedert. Wir werden Vergangenheit und Gegenwart nie erfassen, wenn wir den Strom der Geschichte in immer dünnere Rinnsäle auflösen. „Wie er zum Meer drängt, so muß auch jede Disziplin der Universalität zustreben, sonst verschwindet sie wirkungslos im Sande." Man erzieht dadurch allein noch nicht zur Oberflächlichkeit, daß man den Blick auch in die Weite schweifen läßt.

Literatur

„Der Ausgang der Moderne"

Neben den unheimlich raschen Männern, die heute schon eine „Geschichte" der modernen Literatur schreiben oder geschrieben haben (es ist unerfreulich, diese Tatsache auch nur zu erwähnen!) steht ein Betrachter unserer Zeitläufte und ihres Schrifttums, der — selbst eine starke, gestaltenschaffende Begabung — nicht diese für den Zeitgenossen fast immer lächerliche Gebärde des außenstehenden, entfernten, objektiven Historikers annimmt, sondern recht aus dem Lager der jetzigen Literatur selbst spricht und sein im Grunde essayistisches Werk, den „Ausgang der Moderne" (Dresden, Carl Reißner) ein „Buch der Opposition" nennt, Samuel Lublinski. Ich bin dem Verfasser und seinem Werke gegenüber vielleicht nicht ganz objektiv, da Lublinski sich sehr zustimmend zu meinen praktischen Anschauungen vom Drama äußert und meine, in der Arbeit gewonnene Überzeugung vom Ursprung des Dramas teilt. Anderseits hat sich mein Interesse von der dramaturgischen Theorie weit genug entfernt, um mir in diesen Fragen wohl eine neue Objektivität zu geben — auch mir selbst gegenüber, der in diesem Buche Anerkennung findet.

Mir scheint, im Gegensatz zu jenen „Geschichten", das Lublinskische Buch, das seinen zeitgenössischen Charakter (schon im Untertitel und später noch oft!) durchaus betont, viel mehr im Anblick des Jahrhunderts geschrieben zu sein, den jene zu haben vorgeben, während sie doch nur die, für den beschränkten Blick, dem Jahrhundert vorgelagerte Saison, den Erfolg und die Mode, sehen. Der mitten in der Bewegung stehende, an ihr seinen Teil nehmende, um die Entwicklung (nicht um deren äußere Anerkennung!) ringende Kritiker muß ja offenbar mehr vom Wesen der Zeit und ihres Geistes sehend erkennen, als der Außenstehende, zu dem nur dringt, was sichtbaren Publikumserfolg hatte. Das gibt dem Lublinskischen Buche, das nicht die erste, wenn auch natürlich bis jetzt die

Digitized by Google

reifste seiner Zeitkritiken ist, seinen Dokumentwert. Den wird es für die späteren haben, wie es für uns den einer mahnenden Stimme, eines Gewissens hat. Diesen ethischen Gehalt seines Buches, der ausgesprochen oder unausgesprochen auf jeder Seite zu finden ist, seine Forderung, sein Verlangen nach Höhe und Größe, nach Sich-nicht-begnügen mit dem Gegebenen sehe ich für noch bedeutsamer an als seine interessanten psychologischen Analysen, das Hinzeichnen von Entwicklungslinien, seine Erkenntnisse. Von seiten allerjüngster Schriftsteller ist das Buch kürzlich einmal versteckt angegriffen und seiner immanenten Forderung nach Zucht, Strenge, Selbsterziehung das junge, brausende Leben entgegengehalten worden. Sehr töricht und zu Unrecht! Das junge brausende Leben ist da oder nicht da — es kann nicht künstlerische Überzeugung, nicht Problem der Erziehung sein; aber die strenge Zucht, die Vermehrung und Erhöhung, der Weg, der das junge brausende Leben zum Aufstieg führt, ist die Aufgabe der Bewußtheit.

Der Überblick über die Moderne, den Lublinski gibt, zeigt eine gewisse Vollständigkeit: er zieht die Linie vom Naturalismus zur Neuromantik und von dort weiter nach Keimen der Zukunft; er spricht von Lyrik, Drama, Erzählung, bildender Kunst, Philosophie. Aber das Herz des Buches schlägt in dem einen, dem Drama. Es ist das bei einem ethisch betonten Manne, der nach Klassik, nach höchster, reinster Notwendigkeit in der Kunst sucht, nicht verwunderlich. Das Drama hat, gemäß seinen Daseinsbedingungen, das sichtbarste Ideal, die strengste Form, das höchste Maß an Notwendigkeit; es verlangt die größte Zucht und, als Menschheitskunstwerk in der Art seiner Darstellung und seines Aufgenommenwerdens, die unpersönlichste allgemeinste Sachlichkeit. Vielleicht gilt dem Drama heute auch mehr Ringen um Vollendung als irgendeiner anderen Kunst. In diesen Teilen des „Ausgangs der Moderne“ möchte ich nur ganz selten dem Verurteiler oder dem Fordernden und Wegzeiger widersprechen. Ich wünschte wohl, daß diese strengen Anschauungen, diese durch Äußerlichkeiten unbeirrte Urteilskraft allgemeinere Güter würden. Das müßte auf das Werden neuer Kunstwerke einen umringenden Zwang zur höchsten Vollendung üben. Aber man verkenne nicht: was hier gesagt ist, vermag — wie alle Bewußtheit — zu erziehen, zu entwickeln, nicht zu zeugen. Dann wird man auch den törichten Widerspruch von seiten des brausenden Lebens aufgeben.

Schließlich habe ich einige Bemängelungen an dem Buche zu machen. Ich teile nicht überall den Geschmack des Verfassers, halte Maß und Schärfe seiner kritischen Opposition öfters für viel zu gewaltig gegenüber dem Objekt — ja, ich kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch seine Widerlegung manchen Erscheinungen eine Bedeutung erst künstlich gibt, die ihnen nicht zukommt. Überhaupt dürfte des ausdrücklichen Verneinens, so sehr es aus „Ja zu anderem“ entspringt, weniger sein: das äußerlich im Vordergrund stehende müßte dem Verfasser, der ja das Dauernde sieht, gleichgültiger sein. Ich könnte mir ein „Buch der Opposition“ denken, das nur positiv wäre, nur sich selbst mit seinen Werten dem Verworfenen entgegensetzte.

Aber das ändert an der erfreulichen Tatsache nichts, daß hier ein Buch ist, das in unserer in der Breite kritiklosen Epoche das Ephemere der lauten Erfolgmoden,

Digitized by Google

ihren inneren Unwert, erkennen und Dauernderes suchen lehrt.

Wilhelm von Scholz

Nochmals: deutsch-französischer Verlag

Auf die Ausführungen W. Raths im 2. Maihefte des Kunstwarts schreibt uns Franz Blei:

W. Rath erhebt den Vorwurf, einige Verlage brächten zu viele Übersetzungen und zu wenige deutsch originale Bücher. Da nun nicht anzunehmen ist, daß diese Verlage mit Absicht schlechte fremdländische Bücher besseren deutschen Büchern vorziehen, was ja etwas irrsinnig wäre, so bleibt der Schluß: es gibt eben diese besseren deutschen Bücher nicht. Ich für meinen Teil wüßte auch in der Tat keinen deutschen Roman der letzten dreißig Jahre, der sich auch nur im entferntesten mit der Bedeutung der Romane von Meredith und Flaubert vergleichen ließe, so vortrefflich auch Knoops Sebald Söcker, so interessant auch Musils Verwirrungen des Zöglings Törleß sind. Sei es aber auch anders, sei es sogar so, daß unsre heutige deutsche Literatur von ausbündiger Größe und bedeutender ist als irgendeine, so wäre zu bemerken: daß das Eindringen fremder Literaturen in das deutsche Schrifttum immer stärker dann festzustellen ist, wenn sich der Geist der deutschen Literatur stärker regt. Lessing, Wieland, Goethe, Herder, Schlegel waren auch Übersetzer. Das Gefühl für die eigene Sprache stärkt sich an der Übung in der fremden, und die stilistische Sauberkeit und Prägnanz der Schweizer hat nicht zuletzt darin ihren Grund, daß die Schweizer aus ihrem lebendigen Dialekt übersetzen müssen, wenn sie deutsch schreiben. Nun wagt sich eine wiedererworbene Kultur des Wortes an das schwerste: die Verdeutschung des Fremden. Gundolf an Shakespere, Borchardt an Dante, Schröder an Homer. Ohne Übersetzungen war etwa die Zeit von 1850—1880, trotz Keller, Fontane, Storm und Mörike die sterilste Zeit der deutschen Literatur, denn diese vier kannten nur wenige, und herrschend waren Ebers, Dahn, Hackländer, Baumbach und derlei. Diese Zeit hat den Zeitgenossen Flaubert nicht übersetzt und nicht Swinburne und nicht Baudelaire und hätte es auch nicht können, denn ihr Schrifttum war verrottet und auf das Minimum des Ausdrucks gesunken. Fremdes aufzunehmen ist dem seiner selbst bewußten deutschen Geiste eigentümlicher als irgendeinem; er verträgt Fremdes nicht nur vortrefflich (was dem französischen Geiste nie gelingt), weiß was daraus zu bilden und bleibt doch deutsch im besten Sinne, der allerdings nicht der der Heimatkunst, des hausgemachten Schinkens ist. Und noch eins: die Einheit unsrer okzidentalen Kultur gegenüber dem Slavischen und Amerikanischen zu betonen und über politische, so verderblich ausgenutzte Verschiedenheiten geringeren Grades unter den okzidentalen Völkern wegzusehen, dies scheint mir nötiger als Französelei und Deutschtum gegeneinander auszuspielen, als lebten wir in den demagogischen Zeiten der Befreiungskriege. Daß eine deutsche Armee die französische Armee besiegt hat, verleitet auch im Geistigen zur Verachtung des Besiegten zum Schaden des Siegers. Solches gutzumachen, dürfen und müssen wir schon eher ein bißchen mehr tun, denn es ist im Letzten zu unsrem Vorteil.

Rath meint, die besseren Leute seien heute der Originalsprache so mächtig, daß sie auch beste Übersetzungen verschmähen. Abgesehen davon, daß eine beste Übersetzung

Digitized by Google

eben ein deutsches Buch und nur ganz zuletzt ein Ersatz für das Original ist, müßte man wieder die betreffenden Verleger für irrsinnig halten, die Bücher drucken, nur damit sie niemand liest. Es muß also immer noch eine beträchtliche Zahl Deutsche geben, die Übersetzungen lesen, entweder weil sie der Originalsprache unkundig sind oder weil sie sich für die so in Übersetzungen geschaffene deutsche Literatur interessieren. Ein deutscher Verlag brachte bis nun vierzig Bände Marcel Prevost, ein andrer dreißig Bände Ohnet — das ist Unterhaltungslektüre. Ein dritter Verlag gab zwanzig Bände Maupassant, das ist bessere Unterhaltungslektüre. Dann kann man oft lesen: „Der französische Roman wird immer gemeiner." Ja, wenn man nur den deutschen Prevost kennt und die lüderlichen Umschlagbilder nichtübersetzter Boulevardschmarren in deutschen Buchläden! Gegen eine solche falsche Vorstellung heutiger französischer Literatur durch Übersetzung des Bedeutenden zu protestieren, ist ein schöner Idealismus ein paar deutscher Verleger, denn geschäftlich sind die nichtigen Schreiber Ohnet und Prevost besser als die Dichter Gide und Claudel, die mindestens neben den besten Dichtern des heutigen Deutschland stehen. — Wir sollen schon um unser Deutschtum nicht ängstlich sein. Versehen wir es mit einer Schutzmarke, so haben wir nur allzuoft eine recht mindere Ware damit gestempelt. Die guten deutschen Bücher — wären es nur mehr! — werden jedem Verleger willkommener sein, als die aus dem Französischen übersetzten. Aber wenn er es vorzieht, von einem Buche Gides lieber 600 zu verkaufen, als von einem Buche Frenssens oder Stilgebauers 50000, so gereicht ihm das zu hoher Ehre, denn er nützt dem deutschen Schrifttume auf Kosten seines Heiligsten, als welches der Geldschrank ist. Ganz abgesehen davon, daß der von Rath besprochene Hyperionverlag außer einer großen und einer kleinen deutschen Zeitschrift genau so viele deutsche Bücher als ins Deutsche übersetzte verlegt hat, wobei ich allerdings im Gegensatz zu Rath die Puderquaste immer noch zu den deutschen Büchern zählen muß, weil ich von ihrem Autor genau weiß, wie sehr sich der um den deutschen Ausdruck dessen bemüht, was er zu sagen hat.

Franz Blei

Willy Rath antwortet darauf:

Der sachliche Ton von Franz Bleis Erklärung würde eine weitere Unterhaltung über „Französelei" und „Deutschtümelei" erlauben. Wenn aber ein deutscher Schriftsteller mit allen Zeichen des Ernstes erklärt, er wüßte „keinen deutschen Roman der letzten dreißig Jahre, der sich auch nur im entferntesten mit der Bedeutung der Romane von Meredith und Flaubert* vergleichen ließe", wenn er im Zusammenhang mit der Besprechung meiner Besprechung moderner Franzosenromane anführt, auch Lessing, Goethe, Herder, Schlegel seien „Übersetzer" gewesen, wenn er ferner über die unüberbrückbare Kluft zwischen deutschem und romanischem Empfinden mit der eleganten Wendung „unsre okzidentale Kultur" hinwegspringt, wenn er schließlich meint, „eine beste Übersetzung" sei „eben ein deutsches Buch und nur ganz zuletzt ein Ersatz

* Flauberts immerhin von den Begeistertsten stark überschätztes Meisterwerk erschien 1857. Bei den Franzosen also greift Blei fast doppelt so weit zurück, als er's beim armen deutschen Roman tun will. Das heißt mindestens allzu ritterlich gegen die Nachbarn sein.

Digitized by Google

für das Original", so ergibt sich aus alledem für mich, daß seine und meine Anschauung der hier wesentlichen Dinge allzu gründlich verschieden sind. Ohne ungeheuerlichen Zeit- und Zeilenverbrauch könnten wir uns wohl nicht zu Ende erklären. Ich muß mich damit begnügen, auf meinen Artikel „Deutsch-französischer Verlag" zurückzuverweisen und denjenigen Lesern, die genügend Zeit und Luft haben, eine Nachprüfung des dort Gesagten an den besprochenen französischen Neuheiten zu empfehlen. Das eine gebe ich Franz Blei bereitwillig zu, daß deutsche Verleger, die zum Beispiel vierzig Bände Prevost ins Deutsche importieren, erheblich schlimmer fehlen als zum Beispiel der Verlag H. v. Weber, dem ich künstlerischen Ernst durchaus nicht abgesprochen habe.

Von „Verachtung" des französischen Geistes weiß ich mich frei, finde auch in meinem Artikel nichts, was auf solche Torheit schließen ließe. Im Gegenteil, ich wußte von frühe an die Reize der romanischen Welt und der romanischen Sprachen so sehr zu schätzen und fürchtete sie so wenig, daß ich ein paar meiner ersten Studiensemester in Italien, der französischen Schweiz und Frankreich zubrachte, da wie dort fast ausschließlich die Landessprache studierend, und zwar durch Hören, Sprechen, Lesen und tunlichst liebevolles Übersetzen. Aber solche private Übungen haben mit massenhafter Einführung verdeutschter Auslandsbücher nichts zu tun, und die genauere Kenntnis romanischen Wesens muß meines Erachtens einen unbefangenen deutschen Sinn gerade zur genaueren Erkennung der beiderseitigen Anlage, der beiderseitigen Gemütsbedürfnisse und Fähigkeitsgrenzen und darnach zur reinlichen Scheidung des Unvereinbaren weiterführen. Die Betrachtung der fremden Schwächen (zum Beispiel Rhetorik, Sexualmanie) ebenso wie die Betrachtung des fremden Nationalitätstolzes kann uns lehren, das eigne nationale Sonderwesen läuternd zu erhalten und die Überschätzung der Romanenkultur, der wohlklingenden Romanensprachen und gewandt geschriebener Romanenbücher dauernd zu meiden. Wo gegenwärtig in unsrer Öffentlichkeit irgendein Hauch von einer sträflichen Unterschätzung des Romanischen, von einer Verachtung des weiland besiegten Franzosentums zu finden sein soll, das suche ich vergeblich. Alles in allem muß ich daher, im Gegensatz zu Franz Blei, bei der Ansicht verharren, daß wir in der Beachtung französischen Schrifttums vom Tage lieber ein bißchen zu wenig tun sollen, als so arg viel zu viel.

Willy Rath

„Der Morgen" †

Das Eingehen des „Morgens" ist recht geeignet dazu, wieder einmal auf den Unterschied von Sein und Schein in unserm Zeitschriftenwesen hinzuweisen, den das Publikum auch der literarisch Gebildeten meist erst hinterher erkennt. Was war das für eine „Sensation", als der „Morgen" auf den Plan trat: „die Zeitschrift aller wahrhaft Modernen", mit gleich fünf „Herausgebern" auf einmal, und was für welchen: Georg Brandes, Hugo von Hofmannsthal, Richard Muther, Werner Sombart und Richard Strauß! Von was allem redete die Reklame! Und hatte man denn nicht wirklich über all die andern Zeitschriften im Fluge gesiegt: in jedem Buchhändlerladen, in jedem Zeitungskiosk, auf jedem Bahnhof lag ja der „Morgen" aus, man mußte an eine ganz unerhörte, an eine Auf-

Digitized by Google

lage von fünfzig-, von hunderttausend Abzügen denken! Da hieß es ganz plötzlich: er habe sich mit der „Neuen Revue“ (übrigens einem sehr anständig geleiteten Blatte) verschmolzen — und nun sind sie alle beide tot. Tot das Fünfzig- und Hunderttausend-Auflagenblatt — mangels Abonnenten.

Die große Auflage des „Morgens“ wurde gedruckt, ohne daß sie abonniert war: man gab sie den Buchhändlern, Bahnhofsverkäufern usw. umsonst, nur die dann wirklich im einzelnen abgesetzten Exemplare wurden bezahlt, und das waren eben lange, lange nicht so viel, daß sie die Kosten decken konnten. Ein Zeitschriftenunternehmen von der „Morgen“-Art ist einfach ein Kapitalgeschäft: ein Kapital setzt mit Pauken und Posaunen ein, um durch große Namen, reiche Ausstattung, imponierende Verbreitung und vor allem gewaltige Reklame das Publikum zu suggerieren. Und dieser, mit Verlaub zu sagen: kapitalistische Raudau wirkt im Anfang auch stets. Nach und nach erst beginnen die ernsteren Mitarbeiter wie die ernsteren Leser ihren Rückzug, und nach längerer Zeit erst kommt, was nicht Snob ist, dazu, nahrhafte Gerichte den geistreichsten vol au vent-Pasteten vorzuziehen. Dann erkennt das Kapital: hier ist nichts zu „machen“, und zieht sich zurück.

Dabei war der „Morgen“ trotz seines halben Dutzends sogenannter „Herausgeber“ nicht eigentlich eine schwindelhafte, er war nicht einmal eine unanständige Gründung. Aber er war typisch für unsre Zeit. In der wollen und können sich auch literarische Unternehmungen nur selten noch aus dem Kleinen entwickeln, Gesinnungsverwandte zu Gesinnungsverwandten, Gedanken zu Gedanken und Erfahrung zu Erfahrung sammelnd, wachsend, indem sie aus dem Boden der Zeit an Ideen aufsaugen, was wachsen macht. Sondern das Unternehmergeld ist von der Geburtsstunde an die regierende Macht. Geld will „Namen“, „Ausstattung“, „Sensation“, „Rekord“ von Anfang an, Geld braucht Masse als Leserschaft von Anfang an, fragt deshalb nicht nach den Tüchtigsten und Besten, sondern nach den Meistbeguckten, Meistbeklatschten und Modischsten. Bedauerlich ist dabei eigentlich nur, daß es regelmäßig gelingt, mit Geld und großen Worten auch soundso viel Tüchtige und Ernste wenigstens eine Weile in den Kapitalsdienst zu spannen, weil sie das eigentliche Wesen der Sache nicht durchschauen. Im übrigen sind alle diese großartigen und großartigsten Unternehmungen unsrer Kultur selten gefährlich, denn die eigentliche Wirkung wird, soweit sie überhaupt durch Zeitschriften geht, doch von solchen ausgeübt, die all jene Reklame aus dem einfachen Grunde nicht brauchen, weil sie das, was sie verschaffen soll, schon haben.

Über das älplerische Volkslied und wie man es findet* Musik

hat J. Pommer bei Ad. Robitschek in Wien eine Flugschrift herausgegeben, die man allen Freunden des Volksgesanges, die in den deutschen Alpen wandern, empfehlen kann. Pommer war einmal gleichzeitig mit Hanslick den Sommer über im Pustertal, und als er ihm das Heft mit Volksliedern zeigte, das er gesammelt hatte, da wunderte sich Hanslick sehr. Denn er habe kein Lied, keinen Jodler, selbst keinen Juchschrei gehört und gemeint, das

* Dieser Beitrag gehörte der Noten wegen eigentlich ins vorige Heft. Kw-L

Digitized by Google

Volkslied sei ausgestorben. In den Kurorten erklingt es nämlich nicht, man muß es abseits von der Straße suchen. Aber da lebt es noch, ja es hat da nicht einmal seine schöpferische Kraft verloren. Noch immer entstehen neue Volkslieder. Aber wie die Alten geschichtliche und örtliche Ereignisse festhalten, wie die Juchzer und Jodler in immer neuen improvisierten Formen aus den Kehlen der Bergbewohner erschallen, wenn man sie herauszufordern weiß, wie die Schnadahüpfl aus dem Stegreif entstehen, welche charakteristischen landschaftlichen Unterschiede die Volkstänze aufweisen, welche schlichte, aber durchaus echte, unsentimentale Lyrik im Volke lebt, wie in den Liederlisten der sogenannten Tiroler Volkssängergesellschaften fast gar kein urwüchsiges Volksgut, sondern nur Talmi-Alplerei zu finden ist und welchen Täuschungen insbesondere die norddeutschen Touristen unterliegen, — das muß man in dem sehr flott geschriebenen Schriftchen schon selbst nachlesen, das einen Mann zum Verfasser hat, der das feinste Ohr für das Echte und Urtümliche des deutschen Volksgesanges sein eigen nennen kann.

Vielleicht schreibt uns nach den Ferien jemand eine Ergänzung dazu: über das älplerische Volkslied und wie man es unterbindet. Vielleicht erzählt er uns da, wie die Operetten- und Tingeltangellieder nun auch abseits der Heerstraße mit der Grammophonplatte in die entlegenen Wirtshäuser dringen, wie die Alm sogar vor ihnen nicht mehr sicher ist und wie die Leute sich ihrer schönen, bodenständigen Lieder zu schämen beginnen, sich dem Städter gegenüber als Kenner der neuesten „Schlager“ ausweisen wollen usw. Hier muß der Städter selber helfen, indem er seine Geringschätzung für diese Stadtmelodien auf dem Lande recht deutlich bekundet, hingegen mit Liebe und Interesse von den echten Alpenliedern spricht. Dann ist's oft, als sei ein Bann von den Leuten genommen, die nun mit wahrer Herzenserleichterung ihre alten lieben Lieder anstimmen. Mit der Belehrung der Städter muß also eine kluge Volksliedpolitik beginnen. Wenn der Städter auf dem Lande erst wieder das Land sucht, wenn er das „Orpheum“ dort nicht als das Ideal verehrt, dann haben wir Hoffnung, daß auch das Volkslied wieder gesund werde, weil seine Verseuchung von der Stadt her aufhört. B

Zur Kunsterziehungsfrage

In der Frankfurter Zeitung zieht Walter Niemann mit Fanfarentönen wider die zu Feld, die an eine „Erziehung zur Kunst“ glauben. Er sagt, daß alle die stilreinen Programme, Musikführer usw. nur den Bildungsschwindel großziehen, daß Kunsterziehung, Kunsterziehungstage, Kunstverstand keine Kunst schaffen, die mangelnde Anlage nicht ersetzen können usw. Wer hat denn je etwas anderes behauptet? Wer hat zum Beispiel in der Kunsterziehung ein Mittel gegen die Talentlosigkeit erblickt? Ohne die gewisse Anlage geht es wirklich nicht. Aber diese gar oft nur durch Mangel an Anregung verkümmernde Anlage, wo sie vorhanden, durch Übung und Erziehen zu stärken und zu entwickeln, und sei es nur durch Fernhaltung geschmackverbildender Einflüsse ist nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert. Und nicht darum handelt sich's, die Entwicklung des einzelnen zu reglementieren. Nicht einmal darum, ihn vor Irrungen zu bewahren. Denn gerade sie fördern die Reife, die ohne innere Krisen nicht zu gewinnen ist. So wie

Digitized by Google

jeder seine Periode der Indianergeschichten durchmacht, so hat zum Beispiel jeder junge Musikus seine Zeit, wo ihm die Lautheit und Drastik des Tonausdrucks über alles geht, und diese Neigung doziert ihm kein Schulmeister weg. Was der Erzieher tun kann und tun soll, das ist: diesen Vorgang abzukürzen und das Steckenbleiben in einer Phase des Entwicklungsprozesses durch seine Anregungskraft zu verhindern. Nicht anders steht es mit der Erziehung des Publikums. Täglich stürmt eine Menge von Eindrücken auf die Leute ein. Gutes und Schlechtes bietet sich um die Wette an. Ich acht es nicht für Raub, zu Hilfe zu kommen einfach dadurch, daß man deutlich dahin weist, wo das unzweifelhaft Gute steht, und daß man den Zugang dazu möglichst erleichtert. Ob das jetzt schon immer auf die rechte Art geschieht, ist eine andre Frage, ich bin weit davon entfernt, dies zu bejahen. Eine Kritik des rechten Weges tut uns not und wird willkommen sein. Das Ziel selbst steht im wesentlichen fest. Wer die Möglichkeit einer Erziehung zur Kunst leugnet, hat nie die Wirkung eines echten „Erziehers" an sich erlebt. Gerade was Niemann als wär's etwas Neues, verlangt, die Unmittelbarkeit des Kunstgenusses, die primäre Kunstauffassung durch das Gefühl, die Unzulänglichkeit des künstlerischen Verstehens — gerade das vertritt zum Beispiel der Kunstwart seit zwei Jahrzehnten, es ist aber mit dem Begriff der Erziehung, die wir scharf von Hofmeisterei unterscheiden, sehr gut zu vereinen, ja es ist eigentlich unzertrennlich davon. Kunsterziehung und Kunstdrill sind zweierlei. Dem Kunstdrill mit das Halali zu blasen, ja, da wären wir auch gern mit dabei.

B

Bayreuth und die „Illustrierte"

Die alte, ehemals so berühmte Webersche „Illustrierte Zeitung" hat ein Heft „Bayreuth 1909" herausgegeben. Als Titelblatt ein kläglich schlechtes plakatmäßiges Aquarell, das die Straße zum Festspielhaus zeigt, als sollte für irgendeinen Wagenkorso Reklame gemacht werden. Dann nach der Wiedergabe einer Wagnerbüste als Hauptstücke: eine farbige Kulissenreißerei „Wotans Abschied" von Hendrich, eine auf Hendrichs Höhe stehende doppelseitige farbige Gralsburg von H. R. Schulze, eine ungewollte Karikatur: „Der Wanderer" nach Guhr (es ist schon zum Grauen, was für „Phantasiemalerei" sich im Anschluß an Bayreuth entwickelt!), ferner: eine selbst in dieser Umgebung überraschend schlechte Zeichnung „Siegfried Wagner in seinem Arbeitszimmer" als Vollbild, „Im Hotel des Gartens zur Post", gleichfalls als Vollbild, eine „Gartengesellschaft bei Siegfried Wagner", eine Anzahl Bildchen von Mitwirkenden usw. Dazu Artikel: der längste in Briefform („Verehrte gnädige Frau!"): „Im Hause Wahnfried", ferner „Kundry", „Werden und Widerfahrnisse eines Wagnerianers", „Siegfried Wagners dramatisches Schaffen" (mit Notennachbildungen), „Wagners Wotan und die Lehre von der Vorherbestimmung", „Bayreuth im Alltags- und im Festkleid" usw.

Daß für dieses Sammelsurium nicht das Haus Wahnfried verantwortlich ist, versteht sich von selbst, es wäre aber sehr zu wünschen, daß klar bekanntgemacht würde, wer das durch Richard Wagner geweihte Bayreuther Werk zum Gegenstand einer solchen Spekulation auf die Masse gemacht hat. Bevor die

Digitized by Google

„Illustrierte“ ihr Rhein-Heft herausgab, wurde in einem großen rheinischen Interessenverbande mit erfrischender Offenheit über die Bezahlung der „Illustrierten Zeitung“ für diese Reklame verhandelt. Man denkt nach solchen Erfahrungen, auch ohne sich erst des „Ungarn-Hefts“ zu erinnern: wer hat diese Bayreuthreklame bezahlt? Vielleicht ja niemand, vielleicht ist die Redaktion der „Illustrierten“ auf dem Wege bergab jetzt von sich aus bei dem hier bekundeten Geschmack angekommen. Jedenfalls aber ist's am Platze, daß die Bayreuth nehmen, wie es Wagner nahm und wie es seine Witwe und sein Sohn nehmen, hörbar von solcher „Propaganda“ abrücken. Denn sie führt vom Wesen und vom Segen der Festspiele so weit wie nur möglich seitab. A

Angewandte Kunst

Peter Behrens einst und jetzt

Vor einem halben Jahre etwa (es war noch im Winter) stieg ich die Ziegelstufen der breiten Treppe hinauf, die zum Ernst Ludwig-Haus der ehemaligen Darmstädter Ausstellung führt.

Da war es wie ein Gefühl des Aschermittwochs, das mich fröstelnd beschlich. Olbrichs breites, niedriges Haus, dessen großes flaches Dach nach südlicher Sonne, nach schweren Schatten bangte, mutete mich entsetzlich kahl und nüchtern an, und Habichs schöne Figuren davor sahen sich an wie verraten und verkauft. Die Oleanderbäume fehlten. Der blaue Himmel fehlte. Die Sonne fehlte. Deutschland machte sich geltend am Werke des Wieners Olbrich, in der Spanne von sechs Jahren, die zwischen heute und damals liegt.

Ein Haus nur, eines nur von den Neu-Kunstversuchen hatte nicht das ernüchterte Aussehen eines gestern kostümfrohen, heute verkaterten Festgenossen — und das war Behrens' Haus. Die blauroten Eisenklinker, die die Wände fassen und halten, in ihrem Streben stark an gotische Absichten erinnernd, waren dieselben gesunden, lebendigen Bauglieder von ehedem geblieben, und die Wände selbst, wenngleich im Putze nicht mehr so jungfräulich schön, nicht mehr so im Festgewand wie 1902, vertrugen den bürgerlichen Habitus ebensogut wie das etwas beschmutzte Dach. Diese Werkeltagsnote schadete dem Behrenshaus gar nicht, während Christiansens Rosen grabduftig-welk, sein Adam und Eva an der Wand mit Zementklößen elendiglich „verkeuscht“ aussahen.

Behrens war „damals“ wohl einer der tüchtigsten der Kolonie. Japan war zwar auch für ihn die lux — aber das Studium des Materials, die Befolgung der Zweckforderung brachten ihn zu schönen, anmutigen Formen — wenn auch das geometrische Ornament in möglichst ausgebreiteter Wiederholung ihn als Rhombus, als Quadrat und Rechteck zu allerlei Schäkereien verleitete, die der Konstruktionsabsicht hier und da arg zuwiderliefen. Auch das Kirchenfeierliche, das Anhängen des Bäffchens über den Alltagsschlips — wie er's in der getriebenen Haustür seines Hauses gezeigt hat — konnte damals schon bemerkt werden — immerhin, im Ganzen fiel das alles nicht auf. Wie sollte es auch, inmitten des Trubels und Jubels auf der Mathildenhöhe!

Es war ja eigentlich auch gar nicht zu erwarten gewesen, daß nun schier wie auf einen Ruck die Früchte der neuen Kunst einer staunenden Mitwelt in den Schoß fallen sollten — wenn's einige auch erwartet hatten. Jedenfalls war

Digitized by Google

es erstaunlich, wieviel Schönes und Neues (das ist Zweierlei!) die Darmstädter Ausstellung als „deutsche Kunst“ zeigte. Freilich: als deutsche Kunst? Eigentlich wohl nicht! Olbrichs Ernst Ludwigs-Haus ist ganz Otto Wagner-Schule, also Wien — aber Behrens, Behrens hatte viel Deutsches in sich, als er sein Haus schuf, seine Möbel — und dann auch jene Schrift — die als Behrensschrift jede größere Offizin führt. Das ist Mode. Überhaupt — seitdem die Behrensschrift sich in die Bücher hineinsetzte — meist in große Bücher, mit schweren Sätzen, denn man kann sie nur langsam lesen, gleichsam lautbuchstabierend —, war der ganze Behrens Mode. Und gar erst, als das Delmenhorster Linoleum gleichsam durch ihn im Plakate, und 1906 im Pavillon der Ankermarke in Dresden — einem priesterlichen Kuppelraum — „geadelt“ wurde, war Behrens aus dem Namen zum Begriff gewandelt: das Quadrätchen im Quadrat, der Kreis im Viereck, die Spirale, der Halbkreis — der Rahmen. Ein Witzbold erfand, wohl auch im Gedanken an den architektonischen Garten, den Behrens aus allerlei weiß gestrichenen Latten schuf, den Namen „Lattenpeter“. — 1902 las man über Peter Behrens den Satz: Er hat sich laut zu der Vereinheitlichung der Künste, lauter noch zu der Verbindung und Durchdringung von Leben und Kunst bekannt, hat sie als einer der ersten bewußt gefordert.

Hat dieser Satz heute noch seine wahre innere Begründung?

Vor kurzem hat die Probeverbrennung im Krematorium in Hagen in Westfalen stattgefunden. Dieses Krematorium ist eine der jüngsten Behrensschen Bauten.

Ich bin keiner von denen, die Ritterburgen wieder aufbauen — oder gar neu bauen lassen würden, oder welche die deutsche Renaissance auch im zwanzigsten Jahrhundert als modern empfinden können — aber Behrens' Krematorium in Hagen versetzte doch dem Heimatgefühl in mir einen derben Stoß. Es wird so viel von Bodenständigkeit geredet, daß das treffliche Wort abgegriffen ist — aber hier drängt sich dieses Wort einem mit Gewalt auf, als Ankläger, im Namen der deutschen westfälischen Erde, ihres Waldes, ihrer prächtigen Höhen — als Ankläger gegen jene Form, die Peter Behrens dem Hause gegeben hat, das bestimmt ist, von Tausenden als Ort trauernder Andacht aufgesucht zu werden.

Es ist kein griechischer Tempel, aber doch so etwas, es ist nicht gerade ein sargartiger Kasten mit einem Tubus daneben — aber doch so etwas. Ein kräftig schöner Unterbau, eine breite Rampe, und quer davor eine breite Treppe aus heimatgebrochenen Steinen führt zum Krematorium. Ein schöner Unterbau — aber wie häßlich, „schal und flach und unersprießlich“ mutet der Oberbau, das Haus selber, an!

Gewiß, der ornamentale Reichtum der Antike, besonders der Dorik, war auch beschränkt, aber die Art der Flächenbelebung der Tempelwand oder des Frieses war doch lebendig; lebendig in Farbe und auch in Form. Und doch ging das Vornehm-Ernste dabei nicht verloren. Das Hagener Krematorium aber ist zunächst zweifarbig: schwarz und weiß. Vielleicht, daß Behrens damit die ernste Weihe treffen wollte — erhebend ist sie nicht, tröstend nicht, sondern nur mittraurig. Und der Ernst wird gähnende Langeweile, wie die Rede eines Predigers, der den Ruhm seiner Trauerrede darin sucht, die Gemeinde zu Tränen zu

Digitized by Google

bringen, anstatt tröstend sie zu erheben.

Aber ganz abgesehen von den ethischen Eigenschaften muß der Bau auch als „Haus“ an sich, rein ästhetisch begriffen, abstoßen.

Man spricht heute so viel von Raumkunst. Behrens hat im Speisezimmer seines Darmstädter Hauses selber ein Musterbeispiel der Raumkunst gegeben — 1902.

Aber sein Werk von 1908 sieht aus, als ob es lediglich für die großen Blätter einer Prachtmappe mit Zirkel und Lineal entworfen sei (wie es tatsächlich auch eine gibt), so wenig — nein: so gar nicht ist Rücksicht auf die Gegend, das heißt eben den Raum genommen worden, in dem es steht.

Der tüftelnde Ästhetiker mag die Konsequenz bewundern, die in der Teilung der Bauglieder herrscht, mag sich freuen, wie die Quadrate alle famos ausgerechnet zueinander stimmen, wie das Giebeldreieck die kleine runde Öffnung geometrisch scharf umschließt. Dem Menschen gilt so etwas nichts. Und der Schornstein daneben — ja, ist es ein Schornstein — oder ein Aussichtsturm? — wirkt er nicht wie ein Fernrohr, das man oben am Okular nehmen und nach Gutdünken noch ein bißchen länger ausziehen könnte? (Dem Vernehmen nach ist noch ein Holzrohr mehr aufgesetzt worden, als bei der Probeverbrennung der Schlot nicht ziehen wollte.)

Und das Innere? Da kontrastiert ein warmleuchtend musivisches Bild hart zu der kalten schwarzweißen Rechteckkunst des übrigen Raumes, der kurze Raum läßt kein volles Genießen zu, und die beabsichtigte, aber gänzlich mißlungene Lichtdämpfung mittels durchscheinender, aber in Wirklichkeit recht schmutzigtrübe wirkender Marmorrechtecke kommt gar nicht zur Geltung.

Vom technischen Standpunkte aus beurteilt, nimmt es zunächst Wunder, daß der ganze hintere Gebäudeteil in heimischem Quadermauerwerk hergestellt ist, während — abgesehen von Sockel und Futtermauer — das Vorderhaus marmorverkleidet ist.

Dann ist schwer zu begreifen, daß in einer Gegend, wo herbes Wetter, bergfeuchtes Klima, langer schnee- und eisreicher Winter, ein für Kohlensäure so empfindliches Material wie Marmor zur Außenarchitektur gewählt worden ist — wo bleibt da die Bodenständigkeit! Wo bleibt da der Behrens von 1902, der sich „lauter noch zu der Verbrüderung und Durchdringung von Leben und Kunst bekannt hatte“!

Sehen wir nun die Konstruktion der Verkleidung aber genauer an und ihre Folgen, so staunen wir geradezu über die technische Unfähigkeit, mit der hier vorgegangen ist. — Der Steinschnitt der runden Fenster im Friese ist so gewählt, daß die Spitzen der Platten, die die Peripherie der Öffnung rechts und links als Punkte fassen, abbrechen müssen. Von diesem Rechte haben sie zum Teil denn auch just schon Gebrauch gemacht, man kann heute schon die „Ausbesserungen am Neubau“ erkennen. Auch die Vorhalle mit dem Fliesenboden ist ähnlich bautechnisch fehlerhaft hergestellt.

Die alten Ägypter haben das Pathos durch dichtgedrängte, lastende Massen erzielt, die Griechen fanden es in der Flächenteilung, die Römer und Gotiker in der Raumentwicklung. Behrens greift zum viereckigen Pfeiler, aber er setzt darauf keine lastenden Massen, sondern: Flächen. Er erreicht das Pathos nicht.

Paul Klopfer

Heimatpflege

Snob und Heimatkunst

Duderstadt, die Hauptstadt des Untereichsfeldes, ist wegen seines

Digitized by Google

schönen gotischen Rathauses mit dem reichen Fachwerkoberbau berühmt. In letzter Zeit fing man nun an, auch um die übrigen Zeichen der künstlerischen Vergangenheit des Städtchens sich zu kümmern. Die vernachlässigten Häuser mit den vorzüglichen Holzschnitzereien wurden aus Mitteln der Provinz und privater Kunstfreunde restauriert und bemalt; ja, es schien, als ob die zeitgenössische Bautätigkeit den Anschluß an die Orts-Tradition finden würde. Und nun schreibt einer der Neuen Hamburger Zeitung aus Göttingen: „daß neuerdings mehrere Besitzer solcher Bauten mit auswärtigen, besonders Berliner Händlern in Unterhandlungen stehen, um die prachtvollen Schnitzereien zu verkaufen. Von einem Hause sind sie bereits verschwunden. Der betreffende Hausbesitzer läßt bei einem auswärtigen Kunsttischler Nachahmungen anfertigen, die an Stelle der Originale wieder eingesetzt werden sollen. Die Originale selbst sollen zur Verzierung in Berliner Villenvierteln dienen". Ist das nicht schön? In die Heimat, wo man sie gestaltet hat, die Kopien, nach Berlin W und WW aber zu Kommerzienrats die Originale deutscher Hauskunst. Und Snob dürfte sich schwerlich mit buderstädtischen Schnitzereien begnügen.

„Alkoholisches"

In Berlin agitieren jetzt die „Gärungsgewerbe" samt ihren Verbündeten so eifrig und erfolgreich gegen den Alkohol, wie das an der Spree noch gar nicht geschehen ist. Sie sagten sich: Gründe wirken beim Durchschnittsbürger nicht, entflammen wir seine Begeisterung für die gute Sache durch den Griff ans Portemonnaie, und das taten sie denn auch mit schwer übertrefflicher Energie. Während das Reich den Liter Bier mit 1⅓ Pfennig besteuert, soll das Publikum künftig 10, schreibe: zehn Pfennige mehr dafür zahlen, trotzdem der Preis für das Berliner Bierfabrikat schon jetzt sozusagen „stark" ist. Der Folgen werden dreierlei sein: Vorschreiten der süddeutschen Bierkonkurrenz, Vordringen des Weines, aber auch des Schnapses und, allerdings, Vordringen der Abstinenten. Vielleicht braucht es in Berlin tatsächlich solcher Alkoholkapital-Raubzüge, um die Massen überhaupt zum Hinsehen auf eine Bewegung zu bringen, deren Wohltat über andre Länder schon in breiten Strömen fließt. Hier ist ja nicht der einzige Punkt, wo Berlin trotz seiner heiligen Überzeugung, immer voran zu sein, im Hintertreffen marschiert. Vielleicht auch, daß die Mitteilungen vom Londoner Kongreß gerade zur rechten Zeit kommen, um soundso viel Köpfe heller zu machen — haben doch sogar die Amerikaner der Vereinigten Staaten im letzten Jahre allein nicht weniger als 11 000 Alkoholläden geschlossen. Möglicherweise kommt doch mit der Zeit auch die ostelbische Anschauung vom „Kulturseg en der Kartoffel" nach und nach ins Wanken.

„Was die Leute sagen"

Gesellschaft

Handel und Gewerbe

Bei dem Prozesse gegen Ganter sind eine ganze Menge von Zeugen über die Wirkung der „berühmten" Briefe verhört worden. Bei einigen war's ja anders, bei den allermeisten aber immer dasselbe: Angst vor der „Anfechtung" der „Ehre". Der Gedanke, daß wir nicht etwa in einem ernsthaften Buch, sondern in einem Lüge mit Wahrheit zusammenbrauenden Skandalroman „verunglimpft" werden könnten, bringt uns ganz aus dem Häuschen. Warum eigentlich?

Digitized by Google

Regen wir uns auf, wenn Nachbars Scheuerfrau mit Portiers Liese dunkle Andeutungen über die Gründe raunt, weshalb wir dies Jahr acht Tage früher wiedergekommen sind? Nehmen wir an, daß diese ihre Meinungen auch von unsern „Freunden“ gehört und geglaubt werden? Nehmen wir an, daß diese unsre „Freunde“ Skandalromane lesen? Freilich nehmen wir das an, das eine wie das andre, sonst hätte die ganze Angstmeierei bei des braven Ganters Tat ja gar keinen Sinn. Und wenn wir annehmen, daß unsre „Freunde“ das Schreckliche glauben, so lachen wir sie deshalb nicht aus oder freuen uns, über die Minderwertigkeit von Minderwertigem nun aufgeklärt zu sein, sondern wir ächzen und barmen ob unsres beschmutzten guten Rufs. Sind wir denn eigentlich, was wir sind, oder, wofür uns die andern halten? Freilich, wir haben vielleicht praktischen Grund zur Sorge, wenn irgendwelche Herren Vorgesetzten aus Fäden von derselben Nummer gesponnen sind. Auf jeden Fall: Wir sind eine imponierliche Gesellschaft heutzutag, denn wir sind stolze und freie Menschen, die nur Gott fürchten und sonst nichts auf der Welt. A

Rechtspflege

Verschleuderung von Kunstwerken

Im 10. Hefte dieses Kunstwart-Jahrgangs beschwert sich Hans Schmidkunz in einem Beitrage: „Schutz des künstlerischen Berufs“ darüber, daß ein Gerichtsvollzieher bei einem Künstler zwei von dessen Werken, deren Material- und Ausführungswert etwa 2000 M. und deren künstlerische Arbeit einige Tausende betragen hätte, gepfändet und deren Wert mit je 60 M. in seinem Pfändungsprotokolle vermerkt hätte, sowie, daß das Amtsgericht auf des Künstlers Beschwerde den Gerichtsvollzieher nur angewiesen hätte, vor der Versteigerung einen Sachverständigen zuzuziehen. Schmidkunz tadelt dann heftig die Ungerechtigkeit der Gesetze, wodurch „Produkte . . . im Werte von mehreren tausend Mark in die Gefahr kommen, zu einem Zwanzigstel ihres rein materiellen Werts dem Künstler aus der Hand zu gleiten“.

Nun werden aber künstlerische Erzeugnisse weder durch die Unkenntnis des Gerichtsvollziehers verschleudert noch hat die Gerichtsvollziehereinschätzung das Gewicht und die Folgen, die ihnen Schmidkunz beilegt.

Der Gerichtsvollzieher hat nach seiner Geschäftsordnung die Pfandstücke sofort bei der Pfändung abzuschätzen. Das geschieht, damit er sich einen Überschlag machen kann, ob der Wert der gepfändeten Sachen die Schuld deckt. Hierin besteht der einzige Zweck dieser Schätzung. In den weitaus meisten Fällen wird die Erfahrung des Gerichtsvollziehers hierzu ausreichen und wird seine Schätzung im allgemeinen zutreffen, weil die gepfändeten Sachen in den allermeisten Fällen Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens sind. Etwas anders aber ist es, wenn sogenannte „Kostbarkeiten“ gepfändet werden. Diese abzuschätzen wird dem Gerichtsvollzieher regelmäßig die nötige Erfahrung und Sachkenntnis abgehen, und es wird seine Schätzung häufig arg danebengehn. Eben deshalb aber schreibt § 814 der Zivilprozeßordnung ausdrücklich vor, daß bei solchen Sachen sich der Gerichtsvollzieher nicht mit seiner eigenen Schätzung begnügen darf, sondern daß er die Kostbarkeiten, und zwar vor der Versteigerung, durch einen Sachverständigen abschätzen lassen muß. Diese Schätzung des Sachverständigen ist nun-

Digitized by Google

mehr die allein maßgebende, sowohl für den Gerichtsvollzieher, wie auch namentlich für die Versteigerung. Dahingegen kommt die eigene, im Pfändungsprotokoll vermerkte Schätzung des Gerichtsvollziehers gar nicht mehr in Betracht; sie hat nunmehr jede Bedeutung verloren. Zu den „Kostbarkeiten" gehören nach der Rechtswissenschaft und der Rechtsprechung auch „Kunstwerke", wie Gemälde, Bildwerke, ferner Antiquitäten usw. (Siehe Entscheidung des Reichsgerichts vom 7. März 1885, Bd. XIII. 38. und Gaupp-Stein: Zivilprozeßordnung § 808 Anm. III. Abs. 1.) —

Das Amtsgericht hat also einen durchaus sach- und gesetzmäßigen Bescheid gegeben, als es dem Künstler eröffnete, daß der Gerichtsvollzieher mit einer „richtigen, sachlichen Schätzung gar nichts zu tun habe", und daß „statt dessen ein Sachverständiger zugezogen werden würde". Wenn der Künstler trotz diesem Bescheid Verschleuderung seiner Werke befürchtete, so hätte er sich persönlich an das Amtsgericht wenden sollen, das ihm zweifelsohne gern weitere Aufklärung und Beruhigung gegeben haben würde. Das wäre besser gewesen, als der gänzlich wirkungslose Protest beim Kultusminister.

Davon, daß Kunstwerke infolge unrichtiger Einschätzung seitens des Gerichtsvollziehers verschleudert werden könnten, kann also keine Rede sein. Der „Sachverständige" muß auch in diesem Falle den wahren Wert der Kunstwerke festgestellt haben und dadurch muß verhindert sein, daß diese Produkte im Werte von mehreren tausend Mark für nur 2×60 M. hätten verschleudert werden können.

Hansen

Hans Schmidkunz antwortet darauf:

Es tut mir leid, daß diese sachlich jedenfalls dankenswerte Entgegnung zum Schaden auch noch das Jus hinzufügt: Wenn die Behörde den Gerichtsvollzieher nicht einmal anweist, rechtzeitig genügenden Aufschluß zu geben, und wenn der Protest beim Kultusminister „gänzlich wirkungslos" ist: so bestätigt dies nur eben, was ich damals über die typische Behandlung des Künstlers gesagt habe, und was ich jetzt über die typische Behandlung derer zu sagen habe, die sich für Künstler einsetzen.

Hans Schmidkunz

Vom Ausland

Nochmals: Volkskunst in Schweden

Im Anschluß an den Aufsatz von Agnes Harder (Kw. XXII, 19) möchten wir ausdrücklich betonen, daß die jetzt eröffnete Stockholmer Ausstellung den besten Wünschen der Verfasserin recht gegeben hat. Insbesondere zeigen die Gaben der Textilindustrie in sehr interessanter Weise, wie sich der wertvolle Schatz kulturhistorischer Überlieferung nun mit modernem Stilgefühl und modernem Farbenempfinden verbindet. Ähnliches läßt sich auch von der Metallverarbeitung und der Keramik sagen: auch hier spürt man deutlich die unmittelbare Berührung ursprünglich volkstümlicher Elemente mit der verfeinerten internationalen Geschmackskultur, spürt sie aber nicht als eine Verweichlichung und Verwässerung, sondern tatsächlich nur als eine anregende Verfeinerung des Volkstümlichen. Es ist höchst erfreulich, wie die Bewegung der Künstler und Kunstfreunde die Talente im Volke angeregt hat. Sieht man die prächtige Ausstellung durch, so scheint es, als sprößten an allen Enden neue Begabungen. Also decken sich auch hier die Erfahrungen ganz mit

Digitized by Google

denen, die wir in Deutschland gemacht haben. Es kommt überall da Gutes heraus, wo man nicht altertümelt und volkstümelt, aber auch nicht mit Zivilisationsformen oder gar mit „historischen Stilarten“ der Volkskunst aufzuhelfen versucht. Sondern wo man frisch die natürlichen Begabungen im Volke anregt, sich als das zu betätigen, was sie sind: als Menschen von heute und Glieder ihres Volkes die Aufgaben tiefer zu erfassen aus Material und Zweck heraus. Material, Zweck und Technik überhaupt gründlich kennen und lieben zu lernen; auch das Alte dort heraus begreifen zu lernen, — das ist das beste, was der „Erzieher“ geben kann, der in solchen Fällen vor allem doch ein Anreger bleiben muß.

Mann und Weib

Jugenderziehung und Volkswohlfahrt*

Der Titel vorliegenden Buches bezeichnet zwei Gebiete, die heutzutage des wärmsten Interesses aller Denkenden und Strebenden sicher sind. Jeder fühlt sich verpflichtet, nicht nur zur Sorge ums eigne Behagen, sondern auch ums Wohl der Gesamtheit. Mann und Frau kämpfen hier Schulter an Schulter. Gesetze, eine reiche Fachliteratur, Bildungsanstalten wetteifern darin, vorbeugend, aufklärend und erziehend zu wirken. Neben der Forderung, daß Staat und Gesellschaft ihre Pflicht tue im Großen und Weiten, ertönt immer deutlicher die Forderung an den kleinen Staat, die Familie, ihre Aufgabe im engeren Kreise zu erfüllen. Ruht doch in ihr die Wurzel des gesunden und kranken Baumes, der gepflegt und veredelt werden soll. In der Familie ist's die Frau, als Mutter und Gattin, die in erster Reihe Fluch oder Segen ausbreiten kann. Mit gutem Willen, andächtigem Schwärmen oder überlegenem Theoretisieren allein ist hier aber wenig getan, Sachkenntnis, erworben durch Studium, Beobachtung und Erfahrung, Herzenswärme und ein kräftiges Glückverlangen bilden und wecken allein noch unkundige, noch schlafende Hilfskräfte. Allen, die hier eines Führers bedürfen, empfehlen wir Elsbeth Krukenbergs Buch. Daß die Verfasserin in den darin besprochenen Fragen sich ganz besonders dringlich an die Familie und ihr Wirken wendet, besagt schon das Inhaltsverzeichnis: „Unsere Söhne und Töchter“, „Die soziale Erziehung der Jugend“, „Mutter und Sohn“, „Unsere schulentlassenen Töchter“, „Sexuelle Aufklärung, die Aufgabe der Mutter des Hauses“, „Wie gewinnen wir das Elternhaus der Aufklärungsarbeit?“, „Vorbeugende Wohlfahrtspflege“, „Schaffensfreude“. Ein Anhang bringt die Kapitel „Soziale Frauenschulen“ und „Kursus für Säuglingspflege“.

Sachkenntnis, sittlicher Ernst und Reinheit der Gesinnung paaren sich hier mit freundlichem Streben nach Unparteilichkeit. Da ist kein Aufhetzen und keine einseitig schroffe Besprechung bestimmter „Frauenfragen“. Überall spürt man weibliches Fühlen und Denken in vornehm klarer, herzlicher Ausdrucksform. Eine Frau, die für ihre Familie und ihr Volk arbeitet, wendet sich ganz besonders an ihre Geschlechtsgenossinnen.

Wir geben ihr zum Schluß selber das Wort:

„Ich weiß, wie unendlich schwierig es ist, auf diesem Gebiete zu bessern, zu ändern, unser Urteil zu klären. Ich weiß, daß viele mit dem,

* „Jugenderziehung und Volkswohlfahrt“ von Elsbeth Krukenberg (Tübingen, Mohr)

Digitized by Google

was sie anstößig nennen, weit über das Ziel hinausschießen und das verdammen, was einfach gottgewollt und natürlich ist. Aber etwas ernster sollten wir doch alle an diese Dinge herantreten und — einerlei, ob andre darüber witzeln und lachen — unseres Volkes, unserer Jugend Hüter zu sein versuchen. Und mehr und mehr sollte es Geltung bekommen, daß der Wertmesser aller Arbeit nur die Höherentwicklung unsres Volkes, nicht aber möglichst skrupelloses uneingeschränktes Geldverdienen sein darf. Der Gedanke, daß wir mit unsrer Arbeit beitragen, reinere, klarere, gesundere Verhältnisse für die Gesamtheit des Volkes, ganz besonders auch für unsre Jugend zu schaffen, kann aber auch bescheidener Arbeit Glanz und Schimmer verleihen. Auch wenn wir alle zunächst nur Bausteine zusammentragen, aus denen größere Meister dann ein festes, weithin leuchtendes Gebäude zusammenfügen, auch dann, bei solch bescheidenem Helfen, können wir Schaffensfreude empfinden. . . .

Ob und wieweit freilich unser Tun das richtige ist, wieweit die von uns geweckten Kräfte unserm Volke dauernd Gutes bringen werden oder nicht, das zu beurteilen und zu beeinflussen, geht über unser Vermögen hinaus. Wir können nichts andres, als uns selbst und die Reinheit unsrer Gesinnung immer wieder prüfen, nichts andres, als glauben und vertrauen, nichts andres, als andern, auch Andersgearteten neben uns Raum lassen zu freiem Wirken, nichts andres als treu bleiben in unsrer eignen Arbeit."

Für den Kunstwart hat dieses Buch den Anlaß gegeben, Elsbeth Krukenberg um ihre ständige Mitarbeit an unserm Blatte zu bitten.

E. S.

Nochmals: Schülerselbstmorde

Bildung und Schule

Man schreibt uns:

Wenn Herr Professor Dr. Tönnies (Kw. XXII, 12) durch selbständige Berechnungen zu dem Ergebnisse geführt worden ist, daß in Preußen unter den höheren Schülern der Selbstmord fast doppelt so häufig vorkommt als in der Gesamtheit der übrigen Jünglinge, so dürfen weder er noch seine Leser diese Berechnung ohne weiteres für einwandfrei halten. Eine im Anfange dieses Jahres in der Vossischen Zeitung veröffentlichte Statistik kommt wenigstens zu dem Ergebnis, daß unter den Schülern der höheren Lehranstalten der Selbstmord bei weitem nicht so häufig vorkommt, wie bei der gleichalterigen Gesamtbevölkerung.

Anderseits wird man dem beipflichten müssen, daß die Lösung des Problems, das hier in Schmerzen erregender Weise zutage tritt, nur durch Feststellung der von Tönnies herausgestellten Daten (Geburts- und Erziehungsort usw.) wesentlich gefördert werden kann. Je verdienstvoller aber die Betonung der Notwendigkeit dieser soziologischen Aufgabe ist, um so auffallender ist es, daß Tönnies die Schülerselbstmorde als „für die ganze Pädagogik schmachvolle Vorkommnisse" bezeichnet. Wenigstens wird der größte Teil der Leser bei diesem Vorwurf an die Pädagogik der Schule, nicht aber des Elternhauses denken, zumal Tönnies einleitend von den Opfern der Schülerselbstmorde sagt: „Mit wenigen Ausnahmen stammen sie aus gebildeten und wohlhabenden Familien, haben also doch wohl eine nicht geringe häusliche Erziehung genossen."

Von den sonst noch vorhandenen

Digitized by Google

angreifbaren Stellen des Aufsatzes (Stabilität der Ziffer der Schülerselbstmörder, „es lastet auf vielen jugendlichen Gemütern ein zu hoher Druck der Schulerziehung“ usw.) sei nur noch eine hervorgehoben. Tönnies sagt von den Schülern, aus denen sich die Selbstmörder rekrutieren: „ihre Intelligenz muß doch wohl mehr als mittelmäßig sein“. Das ist ohne weiteres aus der Erreichung der oberen Klassen leider nicht zu folgern. Denn es wird allgemein sehr milde versetzt. Bei genauerer Betrachtung stellt sich freilich diese Milde als eine Härte heraus. Denn der versetzte schwache Schüler wird auf der höheren Stufe vor Aufgaben gestellt, die er nur mit Anstrengungen ohnegleichen bewältigen kann, wenn ihm dies überhaupt gelingt. Aber selbst zugegeben, daß die Intelligenz dieser Schüler die Mittelmäßigkeit übersteigt — was hat die Intelligenz mit dem Selbstmord zu tun? Dummköpfe gibt es unter den Selbstmördern wohl überhaupt nur wenige. Vielmehr liegt dem Selbstmorde wohl meistens ein moralischer Defekt zugrunde. Die Widerstandsfähigkeit nämlich gegen die Unannehmlichkeiten des Lebens ist nicht stark genug. Und wenn wir hineinblicken in die Lebenshaltung gerade der „besseren“ Kreise unsres Volkes, dann können wir uns über die geringe Widerstandsfähigkeit gerade ihres Nachwuchses nicht wundern. Zu Hause verzärtelt, vielleicht an die ausgesuchtesten Genüsse des Lebens frühzeitig gewöhnt — man sehe sich das geckenhafte und gezierte Wesen so vieler Primaner und Sekundaner an! — ist der Junge oder Jüngling wenig geneigt, sich mit den unangenehmen Seiten des Lebens näher bekannt zu machen. Häufig liegt auch gar nicht einmal ein Verschulden des Hauses vor. Das Erwerbsleben der Gegenwart greift vielmehr nicht selten so störend in die häuslichen Verhältnisse ein, daß die Kinder niemals ein ruhiges, ungestörtes, die aufgeregten Nerven beruhigendes Familienleben kennen lernen.

Also bitte: keine Schmach der Pädagogik! Hans Haefcke

Ferdinand Tönnies antwortet darauf:

Auf mein Ersuchen ist die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ entgegenkommend genug gewesen, mir das Blatt zu schicken, auf das mein Herr Kritiker sich zu beziehen scheint. Es ist vom 5. März. Darin schreibt man „von unterrichteter Seite“ zur Frage der Schülerselbstmorde 26 Zeilen, an deren Schluß es heißt: „Die Statistik weist ferner nach, daß unter den Schülern der höheren Lehranstalten der Selbstmord bei weitem nicht so häufig vorkommt wie bei der gleichalterigen Gesamtbevölkerung“. Ist dies die „im Anfange dieses Jahres in der Vossischen Zeitung veröffentlichte Statistik“? Oder was meint der geehrte Einsender damit? oder meint er, daß jede von irgend jemandem in irgendeiner Zeitung „veröffentlichte Statistik“ ausreichender Einwand oder gar Widerlegung gegen meine wohlerwogene Rechnung sei?

Die von mir zugrunde gelegten Daten waren folgende. Im Wintersemester 1885/86 gab es an sämtlichen höheren Lehranstalten Preußens 31996 Schüler der Prima und der Sekunda. Zum größten Teile decken sich diese mit den 15- bis 20jährigen, das heißt über 15 und unter 20 Jahre alten Schülern. Indessen sind Schüler dieser Altersklasse auch in der Tertia und einige sogar in tieferen Klassen

Digitized by Google

vorhanden; wiederum aber unter den Primanern und Sekundanern auch solche, die über 20- und unter 15jährig sind. Allgemeine Daten darüber lagen mir nicht vor. Aus dem Berliner Statistischen Jahrbuch, worin sich leidlich genaue Angaben über die Lebensalter der Schüler finden, erschließe ich, daß zur Gesamtzahl der Primaner und Sekundaner ein Zuschlag von zirka 20 Prozent zu machen ist, um die Gesamtheit der Altersklasse zu gewinnen. Dies ist aber auch das Maximum, denn in der oben angegebenen Zahl sind schon Sekundaner der Progymnasien enthalten, die den Obertertianern der Vollanstalten gleichzustellen sind. So würde sich die Summe von 38400 ergeben, die ich, um nur ja den Quotienten, das heißt das Prozentualverhältnis, nicht zu hoch werden zu lassen, auf 40000 erhöht habe. Auf diese Ziffer beziehe ich die bekannt gewordenen Selbsttötungen von 15- bis 20jährigen Schülern 1883—1887: es sind in den fünf Jahren 56, also im jährlichen Durchschnitt 11,2 oder von 10000 **2,80**. Nun sind bei der Volkszählung am 1. Dezember 1885 1348517 männliche Personen in Preußen gezählt worden, die 1870 bis 1866 geboren waren; das sind, mit einem ganz geringen Irrtum, die 15- bis 20jährigen Jünglinge. Ich ziehe jene 40000 Schüler davon ab, dann bleiben (in Tausenden, rund) 1308; darauf sind die Selbsttötungen männlicher Personen der gleichen Altersklasse zu beziehen, nach Abzug derer von Schülern; es sind in den gleichen Jahren (1883/87) 1125, oder im jährlichen Durchschnitt 225: auf 10000: 1,72. **Die Ziffer der Schüler verhält sich zu dieser Ziffer wie 162:100.** In den spätern Jahren sind diese Verhältnisse fast unverändert geblieben, haben sich aber eher zugunsten der Schüler leise verschoben. Wenn ich geschrieben habe, der Selbstmord der Schüler dieses Alters komme in Preußen „fast doppelt" so häufig vor, als unter anderen gleichaltrigen Jünglingen, so war das wohl ein wenig zu stark ausgedrückt; es hätte genügt zu sagen: mehr als $1^1/_2$ mal so häufig.

Herr Oberlehrer Haefcke nimmt Anstoß daran, daß ich die Häufigkeit der traurigen Begebenheit eine Schmach für die Pädagogik nenne. Und zugleich gibt er selber einen Beitrag zur besseren Begründung dieses Vorwurfs. Er sagt, es werde allgemein sehr milde **versetzt**. Damit will er mein Urteil widerlegen, die Intelligenz der höheren Schüler müsse doch wohl mehr als mittelmäßig sein. Diese Milde stelle sich bei genauerer Betrachtung als **Härte** heraus, denn der versetzte schwache Schüler werde auf der höheren Stufe vor Aufgaben gestellt, die er nur mit Anstrengungen „ohnegleichen" bewältigen kann, wenn ihm dies überhaupt gelinge! Und doch rechnet der Einsender zu den angreifbaren Stellen meines kleinen Aufsatzes, daß ich von einem zu hohen Druck der Schulerziehung, der auf den jugendlichen Gemütern laste, gesprochen habe?! Ist denn, was er gegen mich anführt, etwas anderes als ein von den Schulleitern verschuldeter „zu hoher Druck"? Und soll diese Verschuldung etwa der Gymnasialpädagogik zur Ehre gereichen? Mein Herr Kritiker hat ganz recht, daß ich an diese, und nicht an die Pädagogik des Elternhauses gedacht habe, wenngleich ich gar nicht zu bestreiten geneigt bin, was er über die Schäden, die von dieser herrühren, ausführt; unsere Kenntnis der Fälle und ihrer Umstände ist nur viel zu ungenügend, um solche plausibeln Vermu-

Digitized by Google

tungen hinlänglich wahrscheinlich zu machen — eben dies habe ich ja besonders betonen wollen. Ich möchte für die meisten Fälle weder der Schule noch dem Hause eine direkte Schuld an dem Unheil zuschreiben. Aber ich glaube, daß in nicht wenigen Fällen Lehrer, die mit gutem psychologischem Blick und auch mit dazu gehörigen Kenntnissen ausgerüstet wären, rechtzeitig erkennen würden, daß gewisse Schüler eher in eine Nervenheilanstalt als in die Sekunda oder Prima gehören; und daß es eine Sünde ist, blutarme und beinahe schwachsinnige Knaben in eine Klasse zu versetzen, deren Anforderungen sie nur mit „Anstrengungen ohnegleichen“ (oder aber gar nicht) zu erfüllen vermögen. Wie oft die auffallendsten Selbstmorde aus solcher Qual und Marter entspringen, wissen wir eben nicht; es wäre aber zu verwundern, wenn sie nicht unterweilen daraus entsprängen. —

Was die Intelligenz mit dem Selbstmord zu tun habe? Mehr als mein Herr Gegner zu ahnen scheint, wenn er die Sache mit dem „moralischen Defekt“ so einfach zu erklären glaubt. In ungefähr einem Drittel aller Selbstmordfälle, und vielleicht in mehr als der Hälfte der jugendlichen, lassen sich Störungen der Intelligenz konstatieren, die in offiziellen Statistiken kurzweg als „Wahnsinn“ charakterisiert werden. In sehr vielen dieser Fälle liegt, wie jeder Psychiater weiß, psychopathische Minderwertigkeit zugrunde, und Personen, die damit behaftet sind, ragen „in manchen geistigen Leistungen, ja nach dem ganzen Wert ihrer geistigen Persönlichkeit über viele normale Menschen mit »rüstigem« Gehirn — weit empor“ (Koch, Aber psychopath. Minderwertigkeiten). Nicht die Intelligenz, aber die mit einem mehr als gewöhnlichen Maß von Intelligenz möglicherweise konkurrierende Minderwertigkeit disponiert zum Selbstmord. Der nicht einsichtige Pädagoge nennt die Minderwertigkeit „Faulheit“, „Trotz“ und meint, durch Tadel, Vorwürfe und Vorstellungen solche krankhafte Beschaffenheit heilen zu können; er wird sie oft verschlimmern. Hätten alle praktischen Pädagogen bessere psychologische Kenntnis und Erkenntnis, so würden sie selber die Häufigkeit der Schülerselbstmorde als eine Schmach für die Schule empfinden. Und ich weiß, daß es viele gibt, die allerdings so empfinden und denken, und die folglich auch mit Ernst sich angelegen sein lassen, dem Übel zu wehren.

Ferdinand Tönnies

Zur Schundliteratur

Seit die vereinigten Prüfungsausschüsse der Lehrer die „Deutsche Jugendbücherei“ herausgeben, die für 10 Pfennige das Heft Gutes in die Hand gibt, wie der Schundverlag Schlechtes, haben wir wieder eine Waffe mehr im Kampf gegen den literarischen Schmutz. Aber wie betreibt man diesen Kampf im einzelnen praktisch? Heute ein Beispiel. Der Prüfungsausschuß in Chemnitz hat in einer geschlossenen Versammlung über die Schundliteratur und ihre wirksame Bekämpfung berichtet. Er veranstaltete dabei eine Ausstellung von Jugendschriften („Deutsche Jugendbücherei“, „Wiesbadener Volksbücher“, „Schatzgräber“ vom Dürerbund u. a.) und wandte dabei das an dieser Stelle schon mehrfach geforderte Gegenüberstellen von Beispiel und Gegenbeispiel an, stellte also auch die üblichen „Nick Carter“- und Detektiv-Geschichten aus, diese natürlich

Digitized by Google

unverkäuflich. Was nun hier im begrenzten Umfange sich bewährte, sollte es nicht auch im öffentlichen durchführbar sein? Sollten sich nicht (oft zum Beispiel innerhalb der Volksbildungskurse, die in manchen Städten abgehalten werden) mit öffentlichen Besprechungen und damit verbundenem Verkauf guter Bücher Erfolge erzielen lassen? Versucht werden sollte es, wer beginnt mit ernsthaft vorbereiteten Versuchen? W. Dietzel

Isartal-Mappe, herausgegeben vom Dürerbunde

Es gibt bekanntlich und gottlob eine ganze Menge Menschen, die sich von der gewöhnlichen Ansichtspostkarte nicht befriedigt fühlen, aber was gibt es statt ihrer? Echte Photographien sind teurer, aber gewöhnlich auch nicht viel besser. Gute Künstlerpostkarten, die nicht nur ein genialisches Herumfahren mit Aquarellfarben, sondern wirklich liebevolle Darstellungen wären, sind herzlich selten. Eigentliche Kunstblätter größeren Formates aber, die wirklich als Reiseerinnerungen gebraucht werden könnten, sind nur in verschwindender Zahl da, und wenn sie sich etwa auftreiben lassen, so sind sie sehr teuer. Die moderne Kunst geht nicht auf Veduten aus, hat auch als Hauptaufgaben gewiß ganz andre. Aber eine „Gebrauchs-Malerei" fehlt uns doch, denn die Photographie kann bei weitem nicht alles geben, was das Malerauge auch von Dingen sieht, die für den Ort charakteristisch sind. Hier wäre eine gute und nützliche Aufgabe für Kunstjünger neben ihren eigentlichen malerischen „Problemlösungen" usw. Und sie sollten sich ebensowenig zu vornehm dafür halten, wie das die Künstler getan haben, die der angewandten Kunst aufhalfen.

So hat sich der Dürerbund der „Landschafts-Mappen" angenommen, die sich bemühen, dem Reisenden aus einem schönen Stück Welt für billiges Geld aus Künstlerhand eine Anzahl farbiger Steindrucke mitzugeben, die ihm nicht nur vom Rock und Anputz, sondern von Leib und Seele der betreffenden Landschaften erzählen. Bisher erschienen waren „herausgegeben vom Dürerbund" bei Scheffer in Leipzig zwei solche Riesengebirgs-Mappen mit je vier farbigen Steindrucken ungefähr in Meisterbilderformat und mit Text zu je 3 Mark. Die neueste Publikation, die nun bei Georg D. W. Callwey in München erschien, ist noch stattlicher geworden. Sie heißt „Das Isartal", umfaßt acht Original-Steinzeichnungen von Müller-Bernburg und einen (auch noch illustrierten) Text von Fritz von Ostini. Der Dürerbund bittet, auch diese seiner Unternehmungen freundlichst zu beachten.

Unter uns

Maler, Musiker und Dichter in Deutschland

Der Maler hat seine Ausstellungen, seine reichen Abnehmer, seine Gönner. Der Musiker findet offene Häuser, wo ein Flügel steht; er gibt seine öffentlichen Konzerte. Und der Dichter? Die Dame des Hauses kündet an, daß der liebenswürdige Dichter, Herr Schwappenvers, heute die Güte haben wird, einige seiner neuen „Sachen" vorzutragen. Allgemeines Entsetzen — bei den Backfischen ausgenommen — in der Gesellschaft. Herr Schwappenvers gibt einige Strophen zum besten. Mit wenigen Ausnahmen: Tau — Au und die Hetze der übrigen bekannten Schlagworte und Schlagreime. Er endet. Beifalls-

Lebende Worte

Digitized by Google

gemurmel, dazwischen durch die Zähne: Ich kann den Unsinn wirklich nicht mehr aushalten; ferner Gedichte zu hören oder zu lesen, ist mir unmöglich; hol der Teufel dies ewige Einerlei, diesen Wischwasch, dies ewige Spülwasser, ich werde noch krank . . .

Ganz natürlich. Es ist so weit bei uns gekommen, daß der Dichter verachtet ist, daß er eine lächerliche Figur ist. Ist das zu scharf gesagt?

Die sogenannten Familienblätter tragen viele Schuld. Wann wäre es je vorgekommen, daß ein Gedicht in ihren Spalten stünde, das nicht so „gemacht" ist, daß selbst der Säugling es ohne Gefahr lesen könnte? Säuglingspoesie. Die ganze große Welt mit ihren Kämpfen und Leidenschaften ist ausgeschlossen. Es bleibt also das Lämmergemecker.

Auch klage ich unsere Seelsorger — beinahe hätte ich gesagt: die Hofpredigerpartei — an. Sie merzen in ihrer sicher liebevoll gemeinten Aufsicht zu stark aus. Vortrefflich, sagen sie, vortrefflich; die Tau-Au-Gedichte schaden den lieben Seelchen nicht.

Sind wir uns klar darüber, wie diese Unsumme von Tau-Au-Gedichten den Geschmack am wirklich Schönen, Kraftvollen, an der Dichtung überhaupt zugrunde richtet? Und die Folgen? Allmählich hört jedes Verständnis auf. Kaum ist die Hoffnung mehr, daß selbst ein unermüdlicher Leser den Band an den Ofen wirft. So ist das Leben nicht, wie es da steht.

Der Maler hat seine Ausstellungen, der Musiker seine Konzerte. Wann und wo — ich nehme vereinzelte Fälle (Reuter) aus — haben wir angekündigte Vorlesungen aus unsern paar — wieviel sind's denn — wirklichen Dichtern? Keiner wagt solche Vorlesungen anzukündigen, weil kaum ein Mensch erscheinen würde.

Der Kunstmaler unterscheidet sich vom Stubenmaler, der Musiker vom Musikus: wenn auch dieser Unterschied in den breiten Schichten des Volkes verwischt, ja, ungekannt ist. Und der Dichter? Ob vor der Menge ein Poem von Gottfried Keller gelesen wird oder der Nachruf des Herrn Schwappenvers in gebundener Rede an seine Großmutter — alles wird über einen Leisten geschlagen. Es ist unbeschreiblich, welcher Wirrwarr über den Begriff „Dichter" in Deutschland herrscht. Viele, behaupte ich, halten ihn für verrückt, „förn dwatschen Kierl", wie die Holsteiner sagen, für einen, der sich nur begraben lassen soll; andere für einen Gelehrten; wieder andere für den Bajazzo, der ihnen Lachstunden bringen soll, der sie mit seinen „Döntjens" amüsieren muß.

Viel zur Verkennung des Dichters tut heute die einseitige Verstandesausbildung; und gewiß sind auch die Lehrer der Literaturgeschichte schuld: Schiller und Goethe, Goethe und Schiller. Jeder weiß, wie ich die beiden erlauchten Namen hier meine.

Schuld auch haben wir alle. Jeder von uns dichtet. Jeder möchte sein Erzeugnis gedruckt sehen. Und das ist jetzt so leicht, so leicht . . . Armer Dichter.

Habe ich übertrieben? Welche Freude wäre es für mich, wenn mir dies vorgeworfen würde.

Detlev von Liliencron
im ersten Kunstwart-Jahrgang (I, 12)

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Heute machen wir die Leser wieder mit einem ganz neuen Manne bekannt und mit einem, über den die meisten den Kopf schütteln werden (was ja keinem werdenden Künstler schadet): mit Wenzel Hablik, einem Deutschböhmen, der gegenwärtig zu Itzehoe der Nähe seines lieben Meeres sich freut. Wer Bilder wie den farbigen Steindruck vor unserm Heft genießen will, der tut vor allem gut, alle Erinnerungen an irgendwelche „Abmalungen" zurückzuscheuchen. Das ist keine Abschilderung des Meeres, es ist ein Gesang auf das Meer, wenn man will: ein Leidenschaftsausbruch, der dem Überschwang der Begeisterung über die ungeheure Großwelt dort Form und Farbe als Ausdruck verschafft. Ungefähr, wie das Lenau in der Sturmesmythe versucht hat, wo Mutter, Töchter jauchzend sich umschlingen. Wer das Meer nicht bloß aus sanftem Sommerbadeaufenthalt, wer's aus wirklichem Bei-ihm-leben auch in Herbst- und Winterstürmen kennt, der kennt auch dieses Zueinandersinken und -steigen, dieses Eines-werden von droben und drunten, von Wolken und Wogen, bei dem es oft so ist, als lockten die Wassergeister in den Lüften mit Gigantenarmen die Wassergeister vom Meere herauf und griffen nach ihnen und zögen sie, bis in feierlichem Aufschweben die Nebelgesellen sich heben. Auch in der Farbe ist Habliks Bild ungemein charakteristisch, aber freilich nicht wirklichkeitsbänglich treu. Wie Böcklin und die Malerpoeten sonst steigert auch dieser nach den Seiten hin, wo seine Erregung an der Natur ihm zu steigern befiehlt.

Vielleicht als ein noch absonderlicherer Herr, jedenfalls aber wieder als ein ganz eigner „Kerl" stellt sich Hablik in der Radierungsfolge „Schaffende Kräfte" dar, die demnächst erscheinen soll. Schade, daß gerade das erste und sehr wichtige Blatt wegen seines fast quadratischen Formats zur Wiedergabe im Kunstwart so ärgerlich verkleinert werden mußte, es hat dadurch viel von seinen Reizen verloren. Unten sehen wir noch flutende Massen, dann fährt der Geist hinein, die Kraft, das Gestalten: da wendet sich's, da ballt sich's empor, aus dem Runden eckt sich's und wird ein Kristallen, und in den Kristallen formt sich's wieder, immer mehr dem Bewußten zu, mit Fenstern und Hallen. Auf dem zweiten Blatt ragt aus dem Wolkenmeer solch eine Spitze allein: Felsen, der Architektur wird, und bewachsen doch mit Wettertannen zur Höhe hinauf. Auf dem dritten ein riesiger Märchenast mit Märchenvögeln darauf hoch über einer Traumküste aus Jenseits-Land. Auf dem vierten ein Ausblick, der uns überm Wunderfelsland das Aufbäumen wieder einer neuen Schicht von Schaffenskräften zu neuen Wolkenhöhen zeigt. Unsre Meinung über Hablik fühlt sich zum Prophezeien lange noch nicht sicher genug. Da ist großes Können, da ist kecke Phantasie, aber da sind auch Hemmungen

Digitized by Google

und wohl auch Leeren, von denen wir noch nicht wissen, ob sie überwunden und ob sie ausgefüllt werden mögen. Käme aber dieser Mann da nicht zur Entwicklung — schade wär es schon um ihn.

Das Liliencron-Bildnis von des Dichters Landsmann Momme Nissen hat der Kunstwart in geringerer Technik früher schon einmal gebracht, uns schien, es dürfe heute nicht fehlen.

Die Illustrationsbeilage gehört zu dem Aufsatz über Peter Behrens. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal ein Frauenterzett, um den gelegentlich laut gewordenen Wünschen nach einer Komposition dieser Art zu entsprechen. Richard Stöhr hat bereits mehrere gut wirkende Lieder für Frauenensemble (Chor) veröffentlicht. Auch diese zeigt den feinen Kenner der Klangwirkungen eines solchen Ensembles. Im übrigen erklärt die einfache Komposition sich selbst. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstr. 78c — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

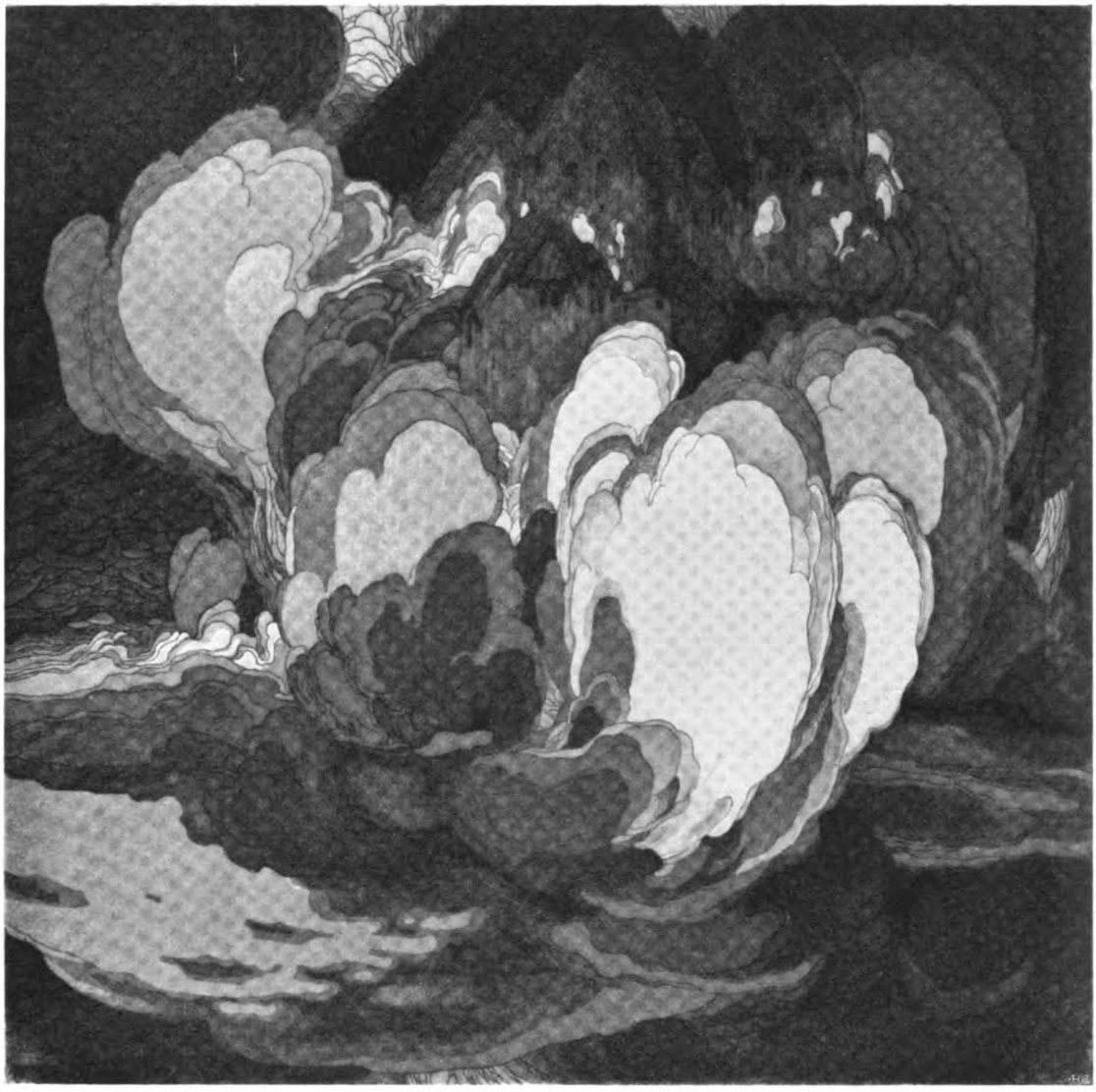
KW

MOMME NISSEN

Liliencron

Digitized by Google

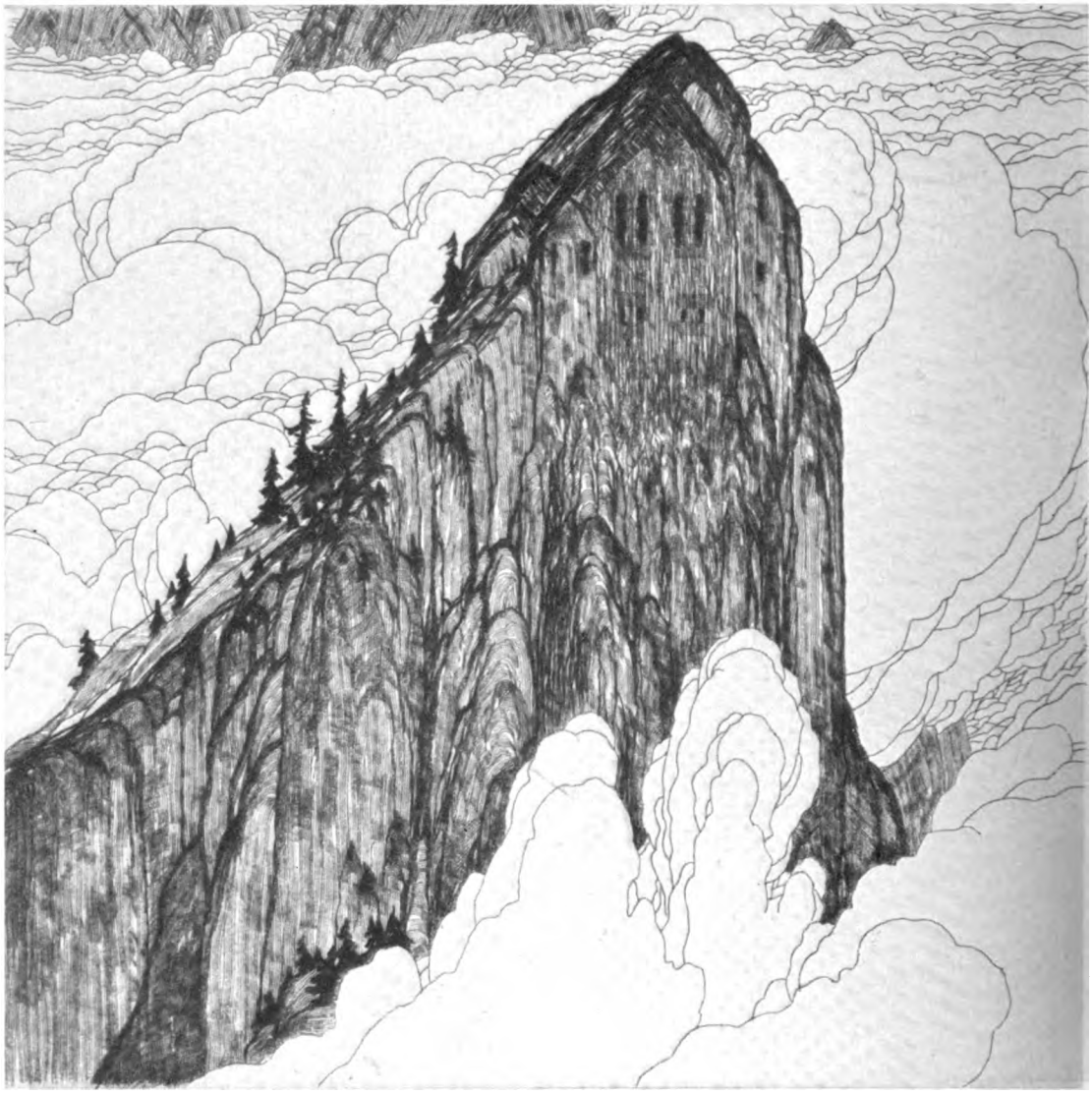
Digitized by Google



KW

W. HABLIK

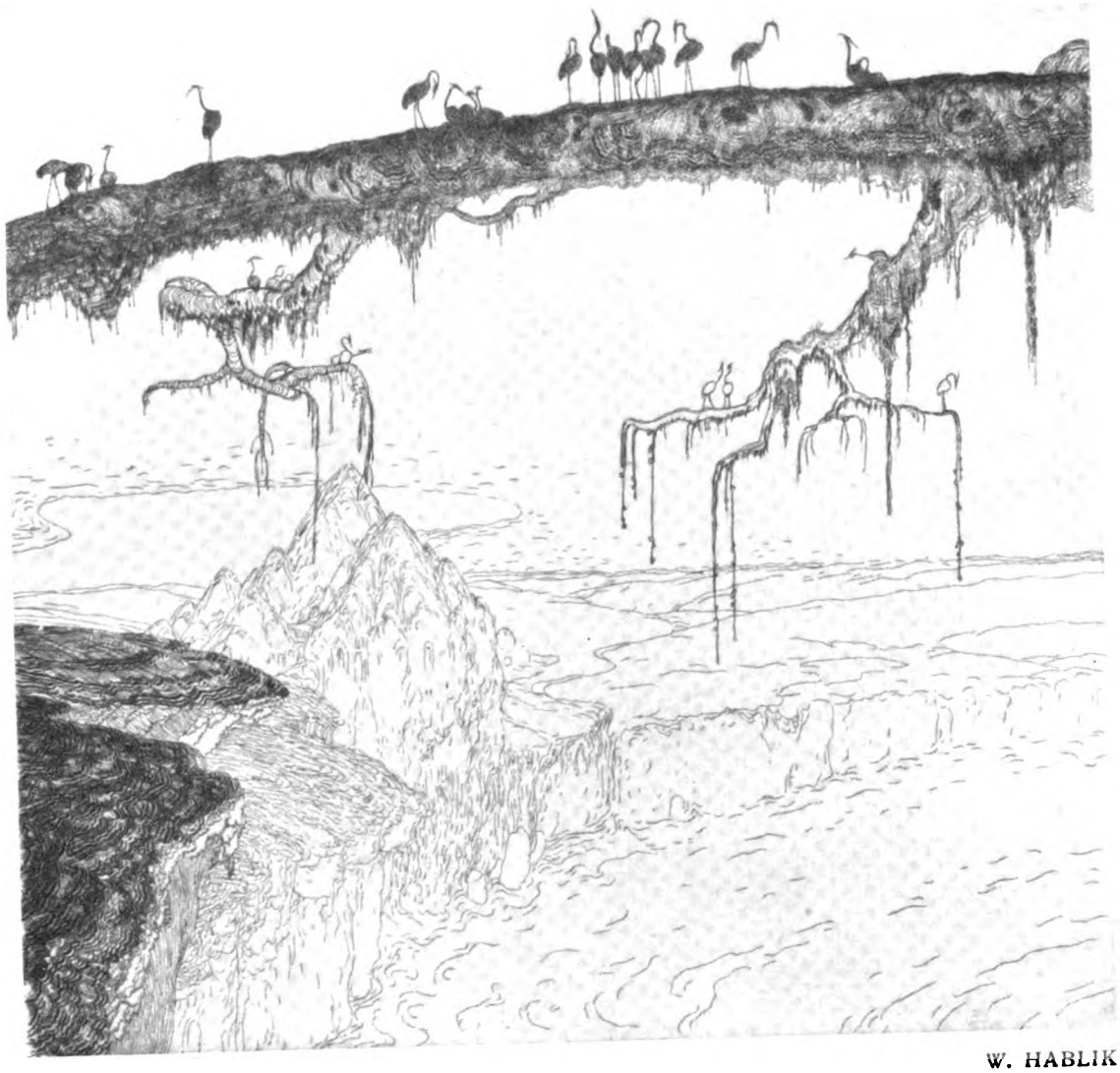
Digitized by Google



KW

W. HABLIK

Digitized by Google



W. HABLIK

KW

Digitized by Google

KW

W. HABLIK

Digitized by Google

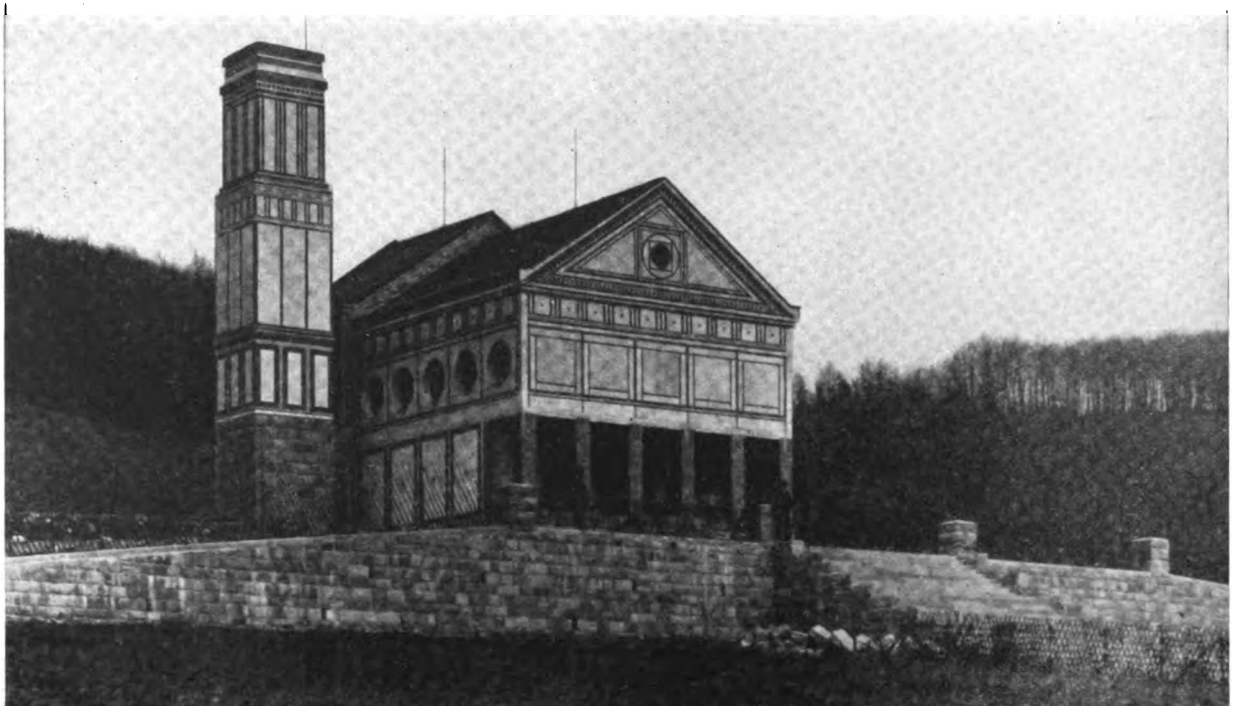
ZU DEM AUFSATZE: PETER BEHRENS 1902 UND 1908

PETER BEHRENS: WOHNHAUS IN DARMSTADT

KW

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: PETER BEHRENS 1902 UND 1908



PETER BEHRENS: KREMATORIUM IN HAGEN

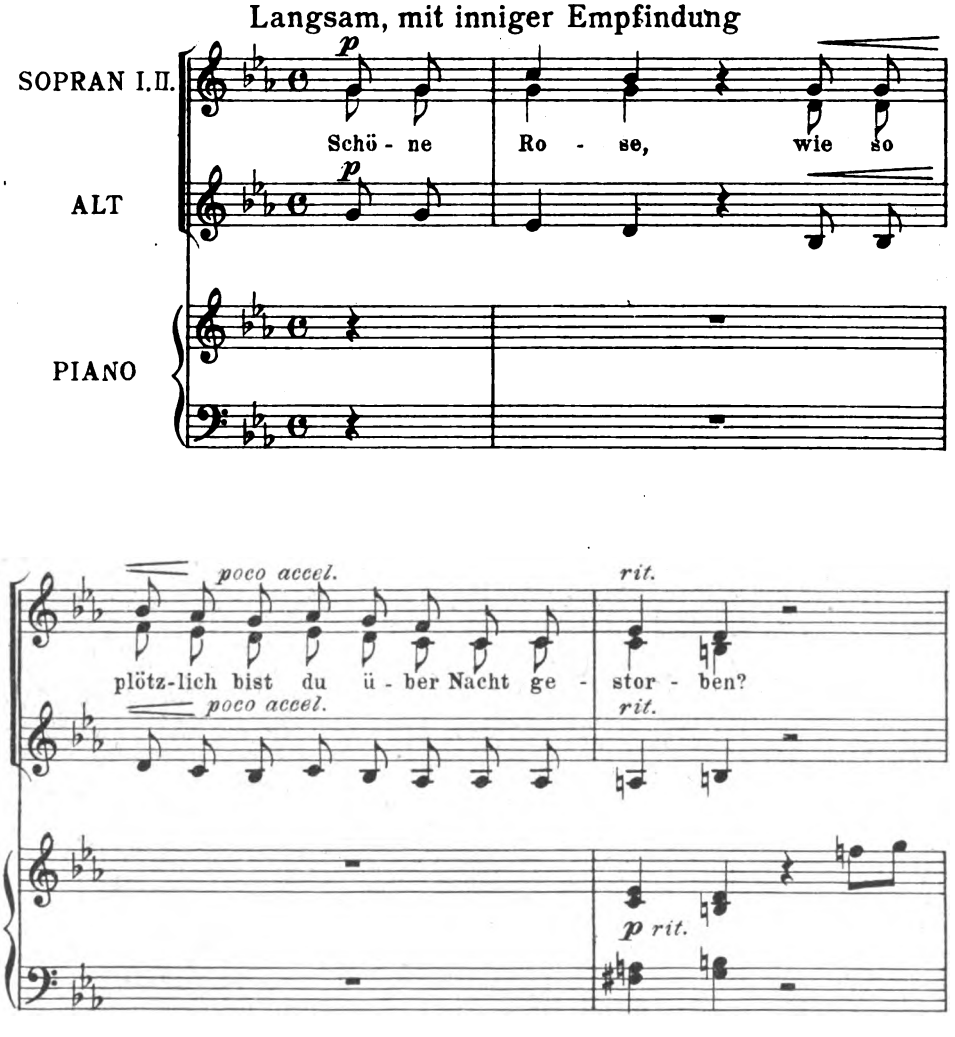
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

RICHARD STÖHR

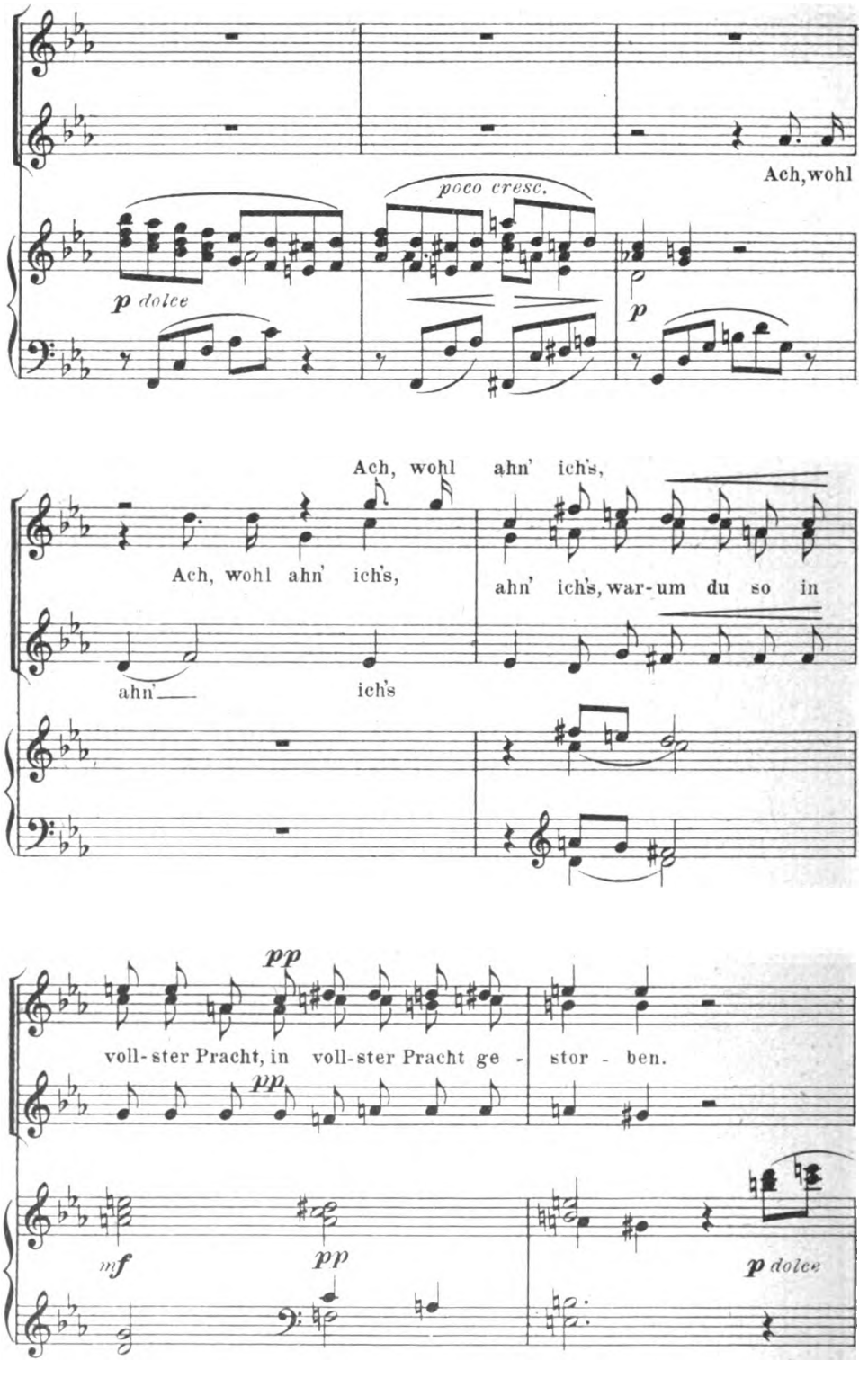
DIE GESTORBENE ROSE

Langsam, mit inniger Empfindung

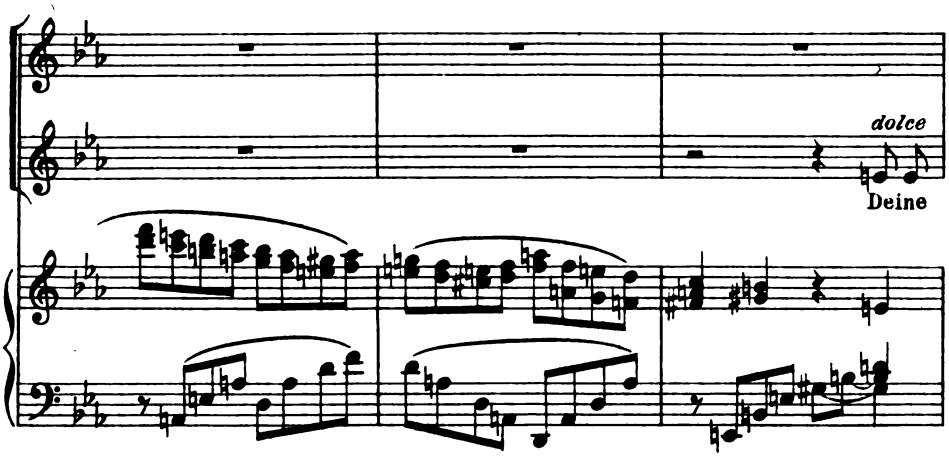


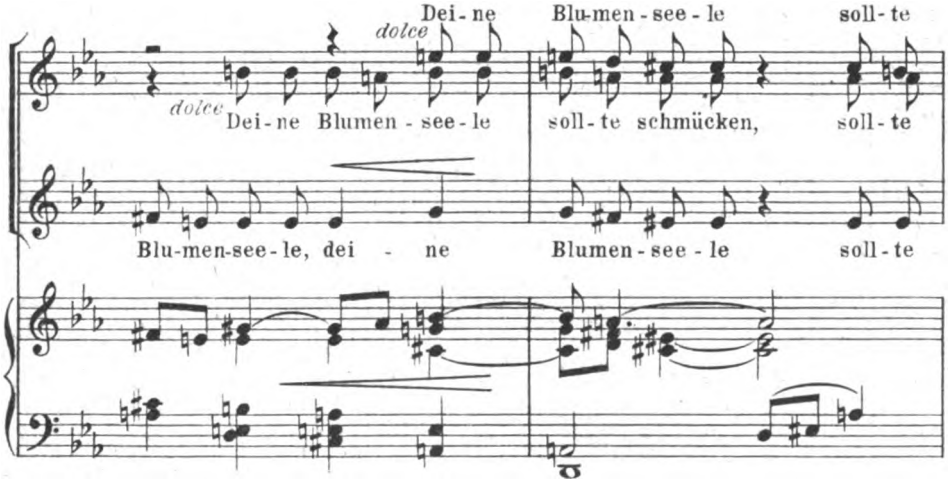
Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

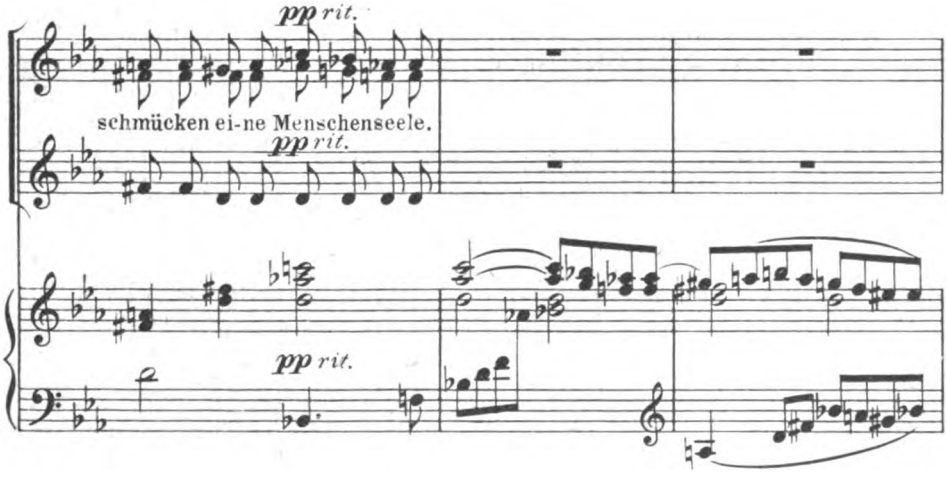
Digitized by Google



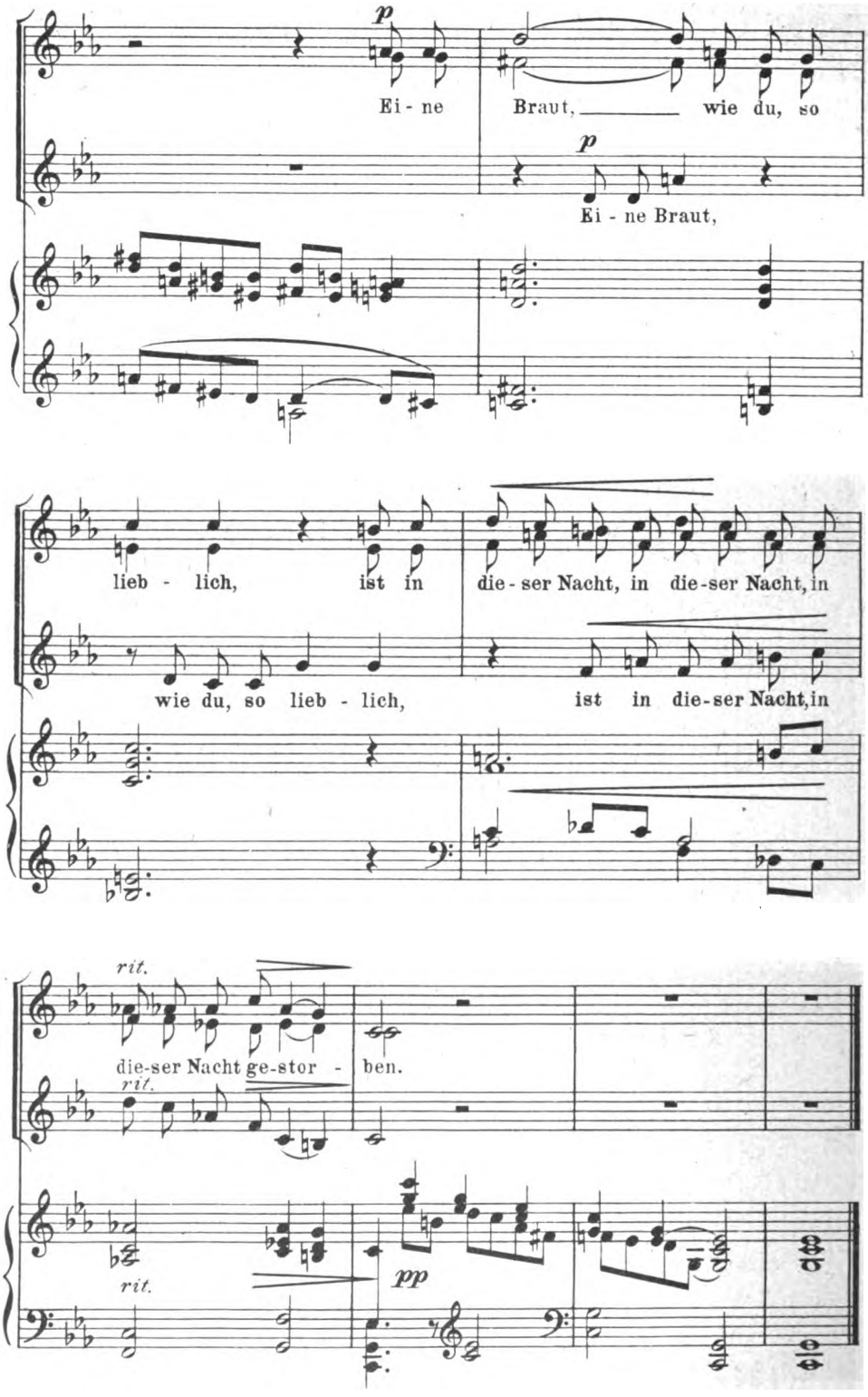
Digitized by Google







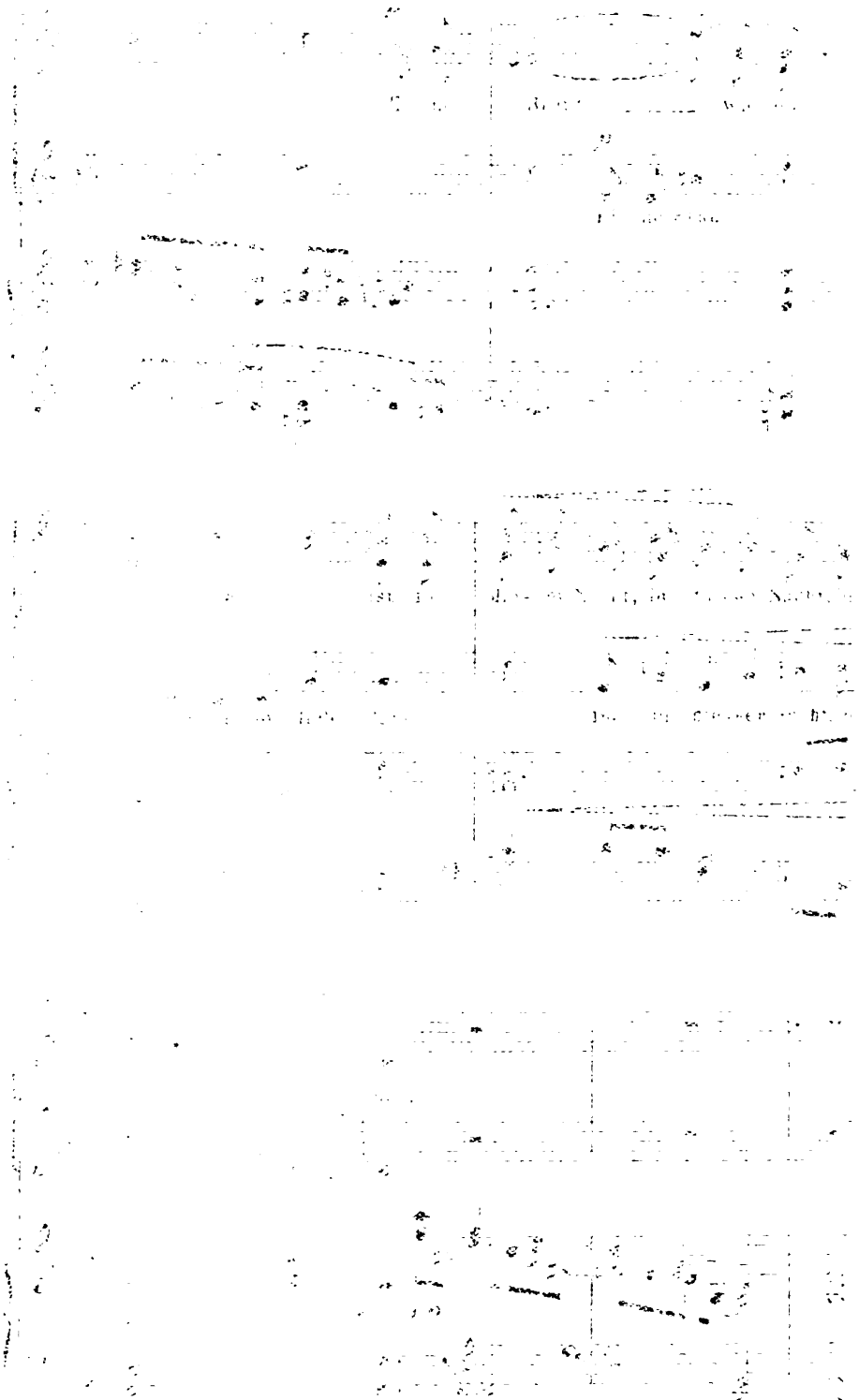
Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Technik und Natur



Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Septemberheft 1909 Heft 23

Technik und Kultur

Immer stärker wird die Reaktion wider die ungewöhnlich rasche und glänzende Entwicklung der modernen Technik. Zuerst der scheinbar nicht ganz gegenstandslose, aber nun oft genug widerlegte Einwand, daß die Maschine „die Arbeit entgeistige“* und nun neuestens gar Zweifel, ob die Technik überhaupt Kulturwert habe.

So sagte Werner Sombart in einem Vortrage: „Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir soviel Licht in der Welt? Weil wir in den Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsre wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute nicht um einen Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsre Zufriedenheit, unsre Tiefe geleistet.“

Und Dr. Möller fragt im „Türmer“ bei dem Thema „Technik, Kultur und Kunst“: „Kann man sich heute in jenem durch die Technik aufs reichste ausgestatteten öffentlichen Leben reichere Geister denken als einen Homer, einen Dante, einen Shakespere, einen Goethe oder Schiller?“

Soweit sich in diesen Ausführungen eine Warnung gegen die kritiklose Überschätzung der modernen Industrie ausspricht, sind sie sicher berechtigt. Denn da sieht es manchmal wirklich aus, als wäre die Industrie um ihrer selbst willen da, als müßten ihr alle andern menschlichen Einrichtungen dienstbar sein und als müßte ihr alle persönlich-menschliche Kultur geopfert werden.

In Wahrheit ist auch der Industrie und Technik nur eine Teilrolle in der menschlichen Entwicklung zu größerer Kultur und größerer Harmonie zugewiesen. Um seine Bedürfnisse, körperliche und geistige, zu befriedigen, muß der Mensch arbeiten. Diese Arbeit zu erleichtern und zu vervollkommnen, ihren Wirkungsgrad zu erhöhen, ist Aufgabe der Technik. *Die Technik ist die Kunst der Arbeit.*

Dank der Technik vermag der moderne Mensch mit weniger Zeit- und Kraftaufwand ein Brot zu backen, ein Gewand zu fertigen,

* Verf. in der „Welt der Technik“, Nr. 4, 1909

Digitized by Google

eine Wohnung zu bauen und sie zu schmücken, als der mit der Hand und dem scharfen Stein arbeitende Urmensch. Die Kamtschadalen brauchten zur Herstellung eines Bootes drei Jahre, zur Anfertigung einer hölzernen Schüssel ein Jahr, ehe moderne Werkzeuge bei ihnen eingeführt wurden. Und wenn des Naturmenschen ganzes Dichten und Trachten und Tun auf die Herbeischaffung des zum Lebensunterhalt Notwendigsten, der Nahrung und der Kleidung, gerichtet sein muß, so gewinnt der „technische Mensch" immer mehr Muße zum Sinnen über die Dinge und über sich selbst, und Kraft und Zeit zum Schaffen von Gütern und Werten, die nicht dem rein tierischen Bedürfnis dienen, sondern den Geist erfreuen und bereichern. Mit einem Wort: Zeit zu dem, was wir Kultur nennen.

Richtiger gesagt: so k ö n n t e es sein, wenn nicht neben der Technik noch andere Faktoren ins moderne Leben eingriffen. Das ist zwar bezweifelt, aber nicht widerlegt worden. Alles menschliche Handeln und erst recht das technische, wird beherrscht vom Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Immer trachtet der Mensch danach, die zum Dasein notwendige Arbeit mit dem Minimum von Kraft und Zeitaufwand zu erledigen, mit dem sie sich jeweils erledigen läßt. Es ist schlechtweg Selbstbejahung, Erfüllung eines Grundtriebes, so zu handeln. Und eben darum hat der Mensch sich überhaupt Werkzeuge geschaffen und eine Technik entwickelt. Die Werkzeuge sollen ihm die zu seiner Selbsterhaltung notwendige Arbeit rascher, leichter, besser, mit höherem Wirkungsgrade leisten als seine natürlichen Organe Hände, Füße, Zähne. Tut ein Werkzeug das nicht, so hat es seinen Zweck verfehlt und es verschwindet wieder, sobald das durch Erfahrung erkannt ist. Das ganze Werkzeugschaffen, die ganze Technik ist von diesem Prinzip beherrscht. Ihren exakten Ausdruck findet das darin, daß das Grundmotiv aller technischen Entwicklung und alles technischen Fortschritts ist: Erhöhung des Wirkungsgrades, das heißt Erhöhung der Ökonomie, der Werkzeuge und Maschinen.*

Übrigens kann es für viele Fälle auch ziffernmäßig dargetan werden, daß mit Hilfe der Maschine tatsächlich Kraft gewonnen wird. So betrug nach einer Statistik im Jahre 1888 die Gesamtleistung aller Dampfmaschinen der Erde 46 Millionen Pferdestärken, was etwa der Leistung von 1000 Millionen Menschen entspricht. Das ist aber mehr als das Doppelte der Arbeitskraft der gesamten arbeitenden Bevölkerung der Erde. Heute nach zwanzig Jahren hat sich dieses Verhältnis schon wieder ganz erheblich zum Übergewicht der Maschinenkraft hin verschoben.

Natürlich schaffen die Maschinen die Kraft nicht aus dem Nichts, sondern machen nur die von der Natur in der Kohle, im Wasser, im Winde, im Sonnenschein usw. dargebotene Energie der menschlichen Arbeit nutzbar.

So ist also die Technik nicht selbst Kultur in dem Sinne, daß Technik und Kultur Synonyma wären, aber die Technik ermöglicht die Kultur, hilft Kraft und Zeit gewinnen f ü r Kultur. Und das

* Näher ausgeführt findet sich dieser Gedanke in meinem Aufsatz „Organ und Werkzeug" in Nr. 966 und 967 des „Prometheus".

Digitized by Google

kann man allerdings behaupten, daß ohne Technik keine Kultur, wenigstens keine ausgebreitete und allgemeine, möglich sei. Es ist also kein Zufall, daß im großen und ganzen die Entwicklung der Technik und die Ausbreitung der Kultur parallel gehen.

Wir sagen, die *Ausbreitung* der Kultur. Denn wenn man bezweifeln mag, ob heute reichere Geister denkbar sind als ein Homer, Dante, Shakespere oder Goethe, so kann man jedenfalls nicht bezweifeln, daß es heute eine größere Anzahl verhältnismäßig reicher Geister geben kann als zu Goethes, Dantes, Shakesperes oder Homers Zeiten. *Höchste* Kultur ist etwas, das immer nur wenige Auserwählte erlangen. Aber wie stand es zu Dantes, Shakesperes und auch noch Goethes Zeiten mit der Kultur im Bürgerstande, wie gar erst bei der großen Masse des übrigen Volkes, das zum Teil noch hörig war und sein Leben in Elend und Finsternis dahinbrachte? Heute ist eine gewisse Kultur nicht bloß im sogenannten Bürgerstande sondern auch im Arbeiterstande da.

Und das ist der Technik zu danken. Diese hat es allmählich der großen Mehrheit der Geister ermöglicht, Homers, Dantes, Shakesperes, Goethes reichen Geist *kennen zu lernen* und von ihnen allen Kultur zu erhalten. Daß heute jeder Arbeiter für vierzig Pfennig oder noch weniger Goethes Faust lesen und dadurch seinen Geist bereichern kann, daß er sich für fünfundzwanzig Pfennig eine gute Reproduktion einer Radierung Rembrandts kaufen kann, das dankt er der fortgeschrittenen Technik.

Also, die Kultur, die sich früher auf wenig Bevorzugte beschränkte, ist dank der Technik allgemeiner, ist demokratischer geworden.

Ja, es ist nicht einmal ausgemacht, daß die Kultur bloß allgemeiner und nicht auch tiefer geworden, daß sie bloß in die Breite und nicht auch in die Tiefe gegangen ist. Wir glauben durchaus, daß es heute Geister gibt, die zum Beispiel Goethes wesentliche Kultur in sich aufgenommen haben und noch etwas mehr. Mag Goethes Kultur im rein Menschlichen vielleicht niemals übertroffen werden können, die Weite und Freiheit seiner Weltanschauung erscheint uns doch nicht immer die denkbar höchste. Über die *Dinge* mag heute mancher klarer und freier denken. Und das nicht zum wenigsten dank der Technik. Was Homer, Dante, Shakespere, Goethe vor jedem Heutigen voraushaben, und was uns blendet, das ist das *Schöpferische*. Wir brauchen uns nur einmal diese begnadeten Geister in unsre heutige Zeit hineinzudenken. Sollte zum Beispiel ein Goethe da wirklich nicht noch reicher und tiefer werden können als im achtzehnten Jahrhundert?

Doch wie dem auch sei, wenn die Kultur nicht reicher geworden ist, so doch sicher allgemeiner. Hat sich nicht ihre Qualität erhöht, so doch ganz gewiß ihre Quantität. Und uns, die wir die Menschheit neben dem einzelnen sehen, will auch das ein Fortschritt scheinen.

Dazu aber, die Quantität der Kultur zu vermehren, haben alle Erfindungen der Technik ihr Teil beigetragen oder werden es noch einmal tun.

„Wozu wir soviel Licht brauchen? Weil wir in den Städten zusammenwohnen." Ja, warum wohnen wir nicht einzeln, sondern in

Digitized by Google

Gesellschaft? Weil nur der Mensch in innigem Verkehr mit dem Menschen zu Kultur kommen kann. Man kann das erkennen, ohne für die Schattenseiten, die die Übertreibung des Gesellschaftsprinzips mit sich bringt, blind zu sein. „Was brauchen wir das Telephon?" Darauf frage ich nur, was brauchen wir Nahrung und Kleidung, Bücher und Bilder und Häuser, die mit Hilfe des Telephons sparsamer und billiger hergestellt und verteilt werden? Was brauchen wir überhaupt zu essen, wozu sind wir eigentlich in der Welt? Sombart weiter: „Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen?" So ungefähr fragten unsre Urgroßväter auch, als man anfing, Eisenbahnen zu bauen, die dreimal schneller fahren sollten als die Postkutschen. „Welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons?" Noch ist das Grammophon allerdings kein Kulturvermittler; aber wer weiß denn, ob es das niemals werden, oder ob das heutige Grammophon nicht die Grundlage werden kann für ein wirkliches Hilfsmittel der Kultur, zum Beispiel für eine Maschine, die unsre Worte gleich lesbar niederschreibt? Was heute noch schlecht und für die Kultur wertlos oder gar schädlich ist, braucht es nicht für alle Zeiten zu sein. Daß der „Dämon Erfindungsgeist sich nicht um unser Wohlbefinden kümmere", wird auch ohne besondere Widerlegung als rednerische Hyperbel erkannt werden.

Und die Wissenschaft, hat sie wirklich nur der Technik genützt, nicht aber auch diese der Wissenschaft und hat nicht diese wieder unsre wirkliche Einsicht in das Wesen der Dinge vergrößert, unsre Weltanschauung freier gemacht? Wer gab denn der Wissenschaft ihre modernen Laboratorien, ihre atomtrennenden, ihre von Stern zu Stern reichenden Beobachtungsinstrumente? Wer ermöglicht ihren immer regen Gedankenaustausch und gegenseitige Befruchtung durch billige Bücher, Zeitschriften, Kongresse? Und ist unsre Erkenntnis wirklich nicht tiefer und freier als ehedem? Denken wir doch nur an die Bibel. Ihr Altes Testament zeigt uns ja eine Weltanschauung, eine Weltanschauung von vor 2000 Jahren. Ist unsre Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der natürlichen Erscheinungen wirklich nicht größer als bei den Verfassern der Bibel, deren eifrigste Priester doch die Sonne nicht mehr um die Erde kreisen lassen? Freilich über das letzte Woher? Wohin? Wozu? wissen wir ebensowenig oder ebensoviel wie man damals wußte. Weniger, als man damals zu wissen *glaubte*. Aber liegt nicht auch in der Erkenntnis vom Nichtwissen eine Vertiefung der Weltanschauung und Kultur?

Die Grenzen aber, wo das positive Wissen aufhört, liegen immer da, wo den Forscher die Instrumente im Stich lassen, die ihm die Technik gegeben hat. Der Forscher kann die Materie nur soweit trennen, als das Ultramikroskop sie auseinanderhält, nur soweit sie verbinden, als das Teleskop die Sterne zu erreichen vermag; er kann den Organismus nur soweit befragen, als seine physiologischen Instrumente auf das Leben reagieren. Die Entwicklung und der Fortschritt der Technik ist also eine notwendige, wenn auch ganz gewiß nicht die *einzige* notwendige Voraussetzung für den Fortschritt der Wissenschaft und die Vertiefung und Befreiung der Weltanschauung.

Digitized by Google

Aus dem allem geht hervor, daß die Technik als solche, nämlich als Kunst aller Arbeit, geradezu eine Voraussetzung der Kultur ist und daß sie allein niemals kulturfeindlich auftreten kann.

Die Schattenseiten der modernen Kultur, die die erwähnte Reaktion gegen die Technik erzeugt haben, sind denn auch nicht der Technik zuzuschreiben. Sondern der Industrie. Das heißt: der Verbindung des kaufmännischen Kapitalismus mit der Technik. Der kaufmännische, nicht der technische Geist trägt die Schuld daran, daß die Technik nicht immer ihre reine Rolle als Kulturfördrerin durchführen kann.

Es sei ferne von mir, gegen den Kapitalismus und seine Verbindung mit der Technik zu eifern. Niemand kann die Notwendigkeit dieser Verbindung für unsre Zeit besser begreifen als wir. Ohne die Mitarbeit des Kapitalismus würde die Technik nimmermehr zu so rascher Entwicklung gekommen sein und ihre Rolle als Kulturverbreiterin haben durchführen können. Zwar der technische Erfindungsgeist braucht nicht die Goldhaufen des Kapitalismus; er schafft wie der künstlerische auch ohne großen gemünzten Lohn; schafft wie dieser, weil er muß, und ist zufrieden, wenn nur so viel der Güter dieser Welt auf ihn kommen, daß er ohne die Sorgen des Tages schaffen kann. Das Glück, das andre im Besitz suchen, findet der technische Erfinder wie der wissenschaftliche Denker und der künstlerische Gestalter im Schaffen.

Aber mit dem Erfinden ist's noch nicht getan. Was erfunden ist, ist damit meist noch nicht in den allgemeinen Strom der Kultur eingeführt. Die Erfindung muß erst „verwertet", „kapitalisiert", das heißt mit Hilfe des Kapitals für die Allgemeinheit brauchbar gemacht und ihr zugeführt werden, muß fabriziert, propagiert, verkauft werden. Selbst mit den sehnlichst erwarteten Erfindungen ist es nicht so, daß diese alsbald, nachdem sie dem Erfindergeist gelungen sind, von der Allgemeinheit dem Erfinder gleichsam aus den Händen gerissen werden. Ach nein, die Allgemeinheit wartet ruhig, bis das Kapital sie ihr mundgerecht gemacht hat. Und der kaufmännische Kapitalist muß das tun. Ganz abgesehen davon, ob der Erfinder auch über das nötige Geld verfügt, er ist schon seiner Begabung nach selten auch dazu geeignet; ihm „liegt" wie allen Schöpfern diese Arbeit des Kaufmanns und Unternehmers nicht. Also notwendig ist der kaufmännische und kapitalistische Unternehmer der Technik durchaus.

Aber nun ist der Grundzug des kaufmännischen Wesens ein ungewöhnlich starker Erwerbstrieb, der leicht zu rücksichtslosem Egoismus führt. Wir sind ja allesamt Egoisten und denken allesamt meist an uns selbst, aber der Egoist sozusagen von Fach ist doch der Kaufmann. Er kommt am leichtesten dazu, über dem eignen Nutzen die Allgemeinheit zu vergessen. Das hat er auch in der Industrie als Unternehmer getan. Ihm ist die Technik nur willkommenes Ausbeutungsobjekt gewesen, ein gutes Mittel, Besitz zu erwerben. Dazu hat er sie genutzt, wo und wie es ging. Ob er dabei der Allgemeinheit schadete oder nützte, das galt ihm, mit Ausnahmen natürlich, gleich. Ob das Land von Wäldern entblößt und das Klima ungünstig verändert wurde, ob die Naturschönheiten unter seinen Tritten verdarben, ob die Menschen mit neuem Elend und neuen Plagen beschenkt wurden,

Digitized by Google

das kümmerte ihn wenig. Er verfolgte seinen Gewinn so weit, bis der Zaun des Gesetzes ihm endlich den Rock zu zerreißen und die Haut zu ritzen drohte.

Und das geschah nicht leicht. Denn gerade auf der Seite, wo er vorwärts stürmte, da hatte der Zaun noch gar viele und weite Lücken, wo sich's ganz bequem hindurchschlüpfen ließ. Das eben ist die letzte Ursache des Schattens, den die industrielle Entwicklung geworfen hat: unsre Gesetzgebung hat mit ihr nicht gleichen Schritt gehalten. Die technisch-kapitalistische Entwicklung war rasch, sehr rasch, und die Entwicklung unserer Gesetzgebung langsam, sehr langsam. Sie hinkt hinter jener um mehrere Jahrzehnte hinterher. Arbeiten die modernen technischen Maschinen rasend schnell, so arbeitet unsre Gesetzgebungsmaschine schleppend langsam, wo sich ihr Interessen des Kapitals entgegenstellen. Dort das unablässige Streben nach Erhöhung des Wirkungsgrades und nach Verminderung der inneren Reibung, hier knarrende Reibung in allen Gliedern. Dort Schnelligkeit, Leichtigkeit, Eleganz, hier Schneckengang und eine Schwerfälligkeit, die wir beileibe nicht mit Gründlichkeit verwechseln wollen. Zwar kann die Gesetzgebung mit der technischen und wirtschaftlichen, überhaupt mit der Entwicklung des Lebens niemals völlig Schritt halten, da sie ja ihre Motive erst aus dem Leben entnehmen muß, aber so groß wie bei uns braucht der Abstand zwischen beiden durchaus nicht zu sein. Nicht braucht man zu warten, bis erst hundertmal derselbe Exzeß geschehen, es genügt doch wohl auch, zehnmal das Unrecht erkannt zu haben. Aber wie lange hat es zum Beispiel gedauert, bis unsre Gesetzgeber erfaßt hatten, daß die elektrische Energie etwas sei, das man stehlen könne. Wie lange, ehe das Elend der industriellen Heimarbeiter auch nur bescheidene gesetzliche Maßnahmen erzwang. Und wie lange wird es dauern, bis man das Automobilwesen unter Berücksichtigung der Interessen auch derer, die es *nicht* benützen, in unsre Kultur sozusagen einbändigen wird?

Nach dieser, der sozialen und eigentlich kulturellen, Seite sieht es mit unsrer Gesetzgebung überhaupt noch schlimm aus. Soweit das Eigentum in Frage kommt, arbeitet diese Maschine noch leidlich, aber sobald es sich um den Menschen und menschliche Kulturgüter handelt, die nicht in das Schema Eigentum passen, so versagt sie — man möchte sagen: dafür hat sie keine Räder. Unsrer Gesetzgebung vornehmstes Objekt ist nicht der Mensch selbst, wie es sein sollte, sondern sein Besitz, die Sache. Wie schlimm hier die Dinge auf einem gerade für die höchste Kultur so wichtigen Gebiet, wie dem modernen Urheberrecht liegen, darauf ist im Kunstwart zuerst mit Entschiedenheit hingewiesen worden. Die Bevorzugung des Besitzes vor dem Menschen aber hat sich auch besonders beklagenswert bei der modernen industriell-wirtschaftlichen Entwicklung gezeigt.

Die Menschenmassen, dem Namen nach frei und gleichgestellt im Kampf ums Dasein, in Wirklichkeit aber in ihrer Unbildung und Armut unfrei und schwach, standen dem mächtigen Kapitalismus schutzlos gegenüber. Es gab anfangs überhaupt kaum ein Gesetz, das sie dem ausschreitenden Erwerbstriebe gegenüber in Schutz genommen hätte. Wo dann die Gesetzgebung dem Kapitalismus zu

Digitized by Google

folgen suchte, da tat sie's, indem sie das Eigentumsrecht ihm anzupassen suchte, aber nicht indem sie ihm gegenüber die Menschenrechte wahrte oder gar mehrte. Erst als der Druck unerträglich geworden war und zur Selbsthilfe getrieben hatte, verstand die Gesetzgebung sich, fast schien es: widerwillig, zum Menschenschutz.

Aber was wir brauchen ist ein Recht und eine Gesetzgebung, denen Menschenschutz, Menschenrecht und Menschenkultur das Höchste sind. An solchem Zügel wird auch der kaufmännische Industrialismus, der die Technik beherrscht, Kultur schaffen helfen.

Otto Schulz-Charlottenburg

Von den Wirkungen großer Natur

Ich hebe aus der Erinnerung heraus eine meiner Wanderungen durch das bayrische Hochgebirge, die mir in seltener Art zu einem Erlebnisse vor der Natur geworden ist. Ich ging mit einem der wenigen Menschen, die man viele Stunden um sich haben kann, die einen nicht stören, vielmehr durch das Echo der eigenen Empfindung, das man bei ihnen spürt, die Kräfte des Gemütes erhöhen. Und ich erinnere mich noch gut jenes Gefühls einer großen Resonanz, eines einzigen Zusammenklangs von Natur und Mensch. Dieses endlose Wandern auf schmalem Weg, bergauf, bergab, rechts und links die zurückfliehenden Flächen der hohen Berge, mächtige Bäume und stürzende Wasser und die weiten Wellen jener grüngelben Matten. Wie hochgemut ging ich meinen Weg, was war das für ein musikalisches Erlebnis: die Klänge des stürzenden Wassers; man hörte sie aus der Ferne, tausende von Stimmen wurden stärker und mischten sich dem Ohr immer mehr zu einem fast tonlosen Rauschen. Nun überschritt man die Brücke, die das Wasser überspannte, und mit diesem Augenblick änderten sich Höhe und Zusammensetzung des Geräuschs, es bildete sich ein anderer Akkord, tonvoller und leiser, und wie man weiterzog, verloren sich die Stimmen bis zu einem Summen. In diesen ungeordneten Klängen wohnt ein Zwang, sie als musikalische Elemente zu hören; das sind Bausteine für eine künstlerische Seele, Handwerkszeug für einen Musiker, ein Stachel für die Phantasie, der sie zur Arbeit treibt, zu jener beseligenden Tätigkeit des Schaffens, die für den aktiven Geist so notwendig ist, wie das tägliche Brot. —

Wie man so dahinzog, bald schneller, bald langsamer, änderte sich mit jeder Krümmung des Weges der Charakter der Landschaft. Es war einem so zumute, wie wenn man fremde Menschen kennen lernte, sympathische, aber von einer ganz anderen Struktur der Seele, als der eigenen. Immer neue Elemente zu aktiver Betätigung. Denn immer wurde man gezwungen, Stellung zu nehmen zu dem Bilde. Kein „Panorama", kein „Fernblick", keine „schöne Aussicht", sondern ein Stoß durch das Auge in die Seele und von da der Impuls an das wandernde Bein, der es weitertrieb; eine Steigerung der Lebenskraft, nicht anders im Grunde als die Mahlzeit, die man des Mittags einnimmt, nur von einem feineren Stoffe; eine Möglichkeit mehr, die Kräfte von Körper und Geist zu erhöhen, die der kultivierte Mensch vor dem unkultivierten voraushat. Dem dient ja letzten Endes auch die Kunst. Nichts anderes wirkt sie in unserm Gesamtorganismus, als daß sie uns die Lust und

Digitized by Google

den Willen erzeugt, „weiterzuleben“. Und immer noch hat eine große Kunst jenen eigentlichsten Sinn der künstlerischen Werte verstanden.

„Die Kunst an sich?“ Sie ist ein totes Ding — und nur für jene sterilen Seelen geschaffen, die zu ewiger Abhängigkeit geboren sind; die sich dem „Mittel“ dienstbar hingeben und nie das „Leben“ begreifen. Aber die Kunst als ein Element alles umfassender Kultur, sie ist eben dann jene feinste Nahrung der Seele und durch sie des Körpers, ein Reiz zur Erhöhung des Lebenswunsches und der Freude am Leben, eine wahrhafte „Speise für edle Seelen“.

Aber ich kam von meinem Thema ab. Ich sprach vom Wasser und von den wechselnden Bildern der Landschaft und von ihrem eigentlichen Wert für uns Menschen. Aber wie darf ich jener mit kurzem Gras bewachsenen Matten vergessen, die unsere schwäbischen und fränkischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts mit solcher Freude zu den landschaftlichen Hintergründen ihrer Tafeln verwandten, jener für das Auge lebendigen Wellen des Geländes? Wie stark wirkt doch, im Verein mit dem stürzenden Wasser, das Auf und Nieder der Bewegung. Man hat das Gefühl, als liege dort ein atmender Körper und sei bedeckt mit einem grüngelben, anschließenden Gewand, oder einem Mantel mit grandiosem Faltenwurf, bei dem jede Linie und jeder Bausch mit lebendigster Empfindung getränkt sei. Und dann die großen und starken Bäume, hier im Gefühl ihres stolzen Aufstiegs zum Himmel, dort das Bild eines gefallenen Helden: jene Stümpfe und zu Boden geschleuderten, gebleichten Stämme und Äste, Totengebein, wie es Kreidolf einmal in einem Aquarell sehr eindrucksvoll fast als einen Friedhof darstellte. —

Und nun will ich versuchen, das alles zusammenzufassen: Man kommt den ureigenen Werten einer großen Natur nicht nahe, wenn man rein als passiver Mensch und nur mit dem Auge etwa die Silhouette der einzelnen Bergzüge aufnimmt, ihre in endloser Verschiedenheit abfallenden Flächen, oder den farbigen Zug des Lichtauffalls oder die Schönheit der von den Bergen scheidenden Sonne. Nichts wäre dann die Natur als Ornament und Farbe, ein Teppich voll schöner Arabesken, ein „Fest für das Auge“ — aber *nur* für das Auge. Ich will nichts gegen jene ästhetischen Entzückungen der Seele sagen, sie sind unschätzbar. Aber wir tun der Natur Unrecht, sie will weiter erfaßt sein, mit viel mehr Organen, mit Auge und Ohr. Ach und die Gerüche des Waldes und die Luft freier Höhe! Und der stolze Aufschwung der Seele und das titanische Kraftgefühl des Körpers, dem es gut geht. —

Gewiß verführt besonders die Landschaft des Hochgebirges dazu, sie rein als formales Gebilde zu nehmen. Die Umrisse der Berge gegen den Himmel, ihre rückwärts geneigten Flächen, ihr Bewuchs und die farbigen Wirkungen des Lichtes, sie sind zu „schön“ im Sinne des künstlerisch Geformten. Die vereinfachten Formen an sich, ihre Entfernung vom Auge, lassen nur das erkennen, was Wesentliches an ihnen ist, und so besorgt die Natur schon das, was sonst dem Kunst ausübenden Menschen vorbehalten ist: das *Stilisieren*, d. h. das Weglassen des Unwesentlichen, so daß das Bedeutsame einzig und um so stärker sichtbar ist. Man sollte sich doch füglich wundern, daß fast alle unsere größten Maler der Hochgebirgslandschaft aus dem Wege gingen. Gerade den schöpferischsten Naturen mußte das Gebirge als rein optisches Gebilde die Phantasie

Digitized by Google

ärgerlich beengen. Da war ja bereits alles „geformt“, aber immer noch empfanden es die edeln Köpfe als den größten Reiz, aus dem Vielfältigen, dem Chaos *selbst* die letzten Formen herauszureißen. Der Schweizer Arnold Böcklin füllte sich in den Bergen seiner Heimat die Seele mit großer Empfindung, ging hin — und malte das *Meer*. —

Mit *allen* Sinnen will die Natur erfaßt sein, soll sie dem Menschen sich ganz offenbaren — und nirgends mehr als da, wo die Formen einfach, geordnet und von großen Verhältnissen sind. Da rasen die Menschen durch die Schweiz, vom berühmten See zu dem noch berühmteren Berg, machen Abstecher in dieses oder jenes Tal, „besteigen“ sogar einen der Riesen, die sich nicht dagegen wehren können, schauen und schauen. Nun haben sie „alles gesehen“ und dampfen vergnügt wieder ab. Mit dem Gefühl: Es war ja ganz schön, aber im Grund war es doch eine Hetz, und *so* erstaunt hat mich die Sache nicht. Ich will gewiß nichts gegen den kühnen Mann sagen, der die berühmten Aufstiege macht kraft dauerhafter Beine, von Schwindel frei und Todesmut im Herzen. Ich kann ihm sein Siegergefühl gut nachempfinden, werde die Stimmung der Einsamkeit in Eis und Schnee und über den Wolken nicht geringschätzen und am allerwenigsten die sittlichen Werte verkennen, die der Kampf auf Leben und Tod zu erzeugen vermag. Und doch braucht es der gefährlichen Aufstiege nicht, es muß nur ein „Mensch“ der großen Natur in Größe gesellt sein. Ich bin nicht schwindelfrei und werde wahrscheinlich nie einen „schwierigen“ Berg „besteigen“ — aber was das Gebirge einem kultivierten Menschen zu geben vermag, das habe ich doch einmal gehabt. Der Kampf mit dem Element in Kälte und Einsamkeit, das Kraftgefühl errungener Siege, ich schätze sie deshalb nicht gering. Aber wer mit der Fähigkeit begnadet ist, aus der Natur, als einer willig daliegenden Materie Empfindungen höchster Art herauszuheben, der besiegt die Natur auch dadurch, daß er sie, die doch so gewaltige, aus einer ewig unbegreiflichen Kraft seiner Seele zu einem Stoffe macht, aus dem er erst das noch viel Gewaltigere, als selbst sie: das künstlerische, das religiöse Erlebnis gestaltet. Er unternimmt jenen Kampf mit der Natur kraft ureigener menschlicher Waffen, mit dem seltensten Werkzeug in einer höchst edeln Form — mit seinem Geiste, in einem ähnlichen Sinne wie jener Johann Sebastian Bach es tat, als er aus den Milliarden von Klängen, die uns umgeben, just jene wenigen Töne hervorsuchte und dem Chaos der tönenden Welt die Strenge der G-Moll-Fuge entgegensetzte, ein Größeres schaffend aus dem Großen. Und was ist es anderes, jenes Genießen des ewigen Kommens und Gehens der Wasser, die Variationen des Lichts und der Farben auf dem ruhigen Meer, das befreiende Blicken auf die endlose Fläche, was der Reiz jener Seegerüche und das Fassen der Welle mit der Hand — was ist es anderes als die Gebärde des Grandseigneurs, der mit edlem Anstand seinem Geiste höchste Nahrung schafft, und dafür das Element liebt, weil es ihm dient. Und so wären wir denn die nobelsten Sieger über die Erde.

Ewald Bender

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus J. J. Davids Werken

[Jakob Julius David hätte heuer sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Er starb 1906, ohne daß eine lautere Anerkennung zwischen seine letzten Leiden geklungen hätte, und ohne das Gefühl, als Künstler sein Bestes gegeben zu haben. Man wird heute, wo seine „Gesammelten Werke" zu München im Verlage von R. Piper & Co. erschienen sind, trotzdem sagen dürfen, daß er das ihm gegebene Maß von Begabung voll ausgeschritten hat. Es war nicht allzu umfassend. Am wenigsten bedeutet wohl David als Lyriker. So festgefügt seine Sprache war, die er in knappe Formen und, wohl unter Meyers Einfluß, in aufs äußerste gekürzte Sätze zu binden liebte, so sehr zeigen diese Gebilde, daß es ihm an der Unmittelbarkeit dichterischen Schauens und an Ursprünglichkeit des Ausdrucks gebrach. Seine Bilder sind Gleichnisse statt Anschauungen, klug gewählte, aber nicht aus dem Unbewußten gebannte; seine Rhythmen haben nicht den beweglichen Fluß des lyrisch Erlebten, sondern die Härte des peinlich Durchgeführten. Selbst Entgleisungen ins Triviale sind nicht so vereinzelt, daß sie für lapsus calami gelten könnten.

Aber auch in den wenigen Gedichten bewährt David, was unter anderm seine Epik zeigt: er hat Kunstgeschmack im besten Sinn. Im allgemeinen, das heißt wo ihn nicht der etwas aufdringliche Hang, über sein Schicksal zu reflektieren, hinreißt, weiß er einen Stoff zu finden, und auch das rechte Maß ergibt sich dazu. Darüber hinausstrebend hat er aber an jedem seiner Entwürfe gearbeitet und gefeilt — man sieht es (manchmal etwas zu deutlich) den fertigen Versen an, daß keine Flüchtigkeit, kein blindes Selbstvertrauen sie vorzeitig ans Licht ließ.

Zwischen dem Lyriker und dem Prosaisten steht der Essayist David. Der siebente Band der Gesamtausgabe vereinigt als „Essays" einige Aufsätze, von denen die über Grillparzer, Ibsen, Hartleben zu dem Besten gehören, was über diese Themen gesagt worden ist. Von vornherein verzichtet David hier auf Vollständigkeit; aber die Fülle der Gesichtspunkte und die Schärfe des psychologischen Blickes fesseln an diese eigenartigen Randbemerkungen. In den Schauspieler-Porträts desselben Bandes erweist sich David als Meister stimmungsvoller, aber zugleich durchaus wirklichkeitsgetreuer Schilderung. Soweit die schwere Aufgabe des Journalisten überhaupt lösbar ist, die: etwas vom Wesen einer darstellerischen Individualität auf kleinem Raum einem nicht von vornherein gesammelten, sondern zufälligen Publikum zu übermitteln — so weit scheint sie hier gelöst. Leider steht infolge der sehr reichhaltigen Auswahl der Herausgeber neben diesem Guten manches in dem Band, das nicht über das Weichbild Wiens, ja manches, das kaum über den engeren Bekanntenkreis des Verfassers hinaus heute noch Teilnahme erweckt. Ein kleines Bändchen wirklicher Essays von David ist unter dem Titel „Vom Schaffen" bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. David versucht hier aus der Schule zu plaudern. Vom Journalismus, von dem Philisterium, das notwendig auch der höchsten Begabung beigegeben sei, vom Schaffenden und seinen Büchern, endlich vom Schaffen

Digitized by Google

und seinen Bedingungen berichtet hier ein „Augenzeuge". Augenzeuge, soweit es sich nicht um das eigentlich Schöpferische handelt, denn dieses war dem überkritischen Beobachter versagt. Was aber der Sammler im weiten Land der Stoffindung, des Aufbaus, der Sprachkunst an realistischen Erkenntnissen mitnehmen konnte, davon hat David eine beträchtliche Menge zusammengebracht. Der Trieb zur Vollständigkeit hat hier sichtlich mitgewirkt. Teilweise vielleicht sogar auf Kosten des Triebes zur Tiefe, denn daß David stilistisch jeden Bildeinfall oder jede Vergleichung zur Klärung im Ausdruck seiner Gedanken benutzt, vertieft diese im Grunde nicht, sondern verbreitert sie. Und so wird die Lektüre dieser mühsamen Arbeit — gerade ihre Mühsal betont David stark, und er hat selbst ein Gefühl ihrer Unfruchtbarkeit — doch ein Luxus derer bleiben, die sich gern aphoristisch anregen lassen.

Auch ohne Davids Prosa zu lesen, könnte man aus der Kenntnis des Lyrikers und Essayisten schon mit einiger Sicherheit schließen, was ihre charakteristischen Merkmale sein werden. Da ist zunächst eine syntaktisch und ornamental geistvoll durchgebildete Sprache zu nennen, deren Kürze nach und nach Manier wird. Ferner ist der Rahmen des Gemäldes und sind seine konstruktiven Grundlinien außer in den Jugendarbeiten von überzeugender Sicherheit in den Proportionen. Psychologisch ist alles mit gewissenhafter Treue ausgeführt, was eine feinfühlige, reflektive, scharfsichtige und vielerfahrene Natur irgend aus dem Leben erholen kann. Der Intuition aber, die dieses in Wahrheit ungeheure Material zusammenhielte und ursprünglich aus sich neu schüfe, ihrer werden wir nicht gewahr. So sieht David auch kaum wirklich tragische Konflikte, wie sie aus dem Urgrund des psychischen Lebens aufsteigen, sondern im wesentlichen „Probleme", wie eines seiner Bücher heißt. Um die Lösung der Probleme ist er eifrig bemüht, aber dabei verursacht der Mangel an Intuition bei ihm nun wieder einen unschöpferischen Skeptizismus. Hier scheint ein Wort über die beiden Dramen am Platz, welche die Herausgeber in die „Gesammelten Werke" aufgenommen haben. Sprachkünstlern wie David und Skeptikern wie er „liegt" das Drama nicht. In einer Zeit, wo höchste Stilkunst herrscht, könnten wir darüber vielleicht wegsehn, nun aber war der Zeitgeist voll unersättlicher Sucht nach Naturalismus. David, der in seiner Prosa der direkten Rede sichtlich aus dem Wege geht, versucht umsonst, mit ihm seine durchaus naturlautfremde Anlage zu amalgamieren. Die Führung der Handlung, das Reflektierte des Fühlens, das geradezu auszudrücken ihm nicht gegeben war, verraten für diese besondere Aufgabe keine Begabung.

Was nach der Seite des Menschlichen hin Davids Prosabücher achten und ehren läßt, ist neben der melancholischen Nachdenksamkeit dieses sehr einsamen Geistes seine unerschöpfliche Liebe zu den Gestaltungen seiner Phantasie. Dieses warme Mitleiden, diesen ernsten und rührenden Ausdruck des verzeihenden Verstehens, dieses forschende und fragende Auge — das sind menschliche Werte, die in solcher Ruhe gerade bei den Modernen selten genug waren. Es ist vieles in diesen Büchern erarbeitet, erklügelt, berechnet, aber nichts ist kalt, sondern alles vom Hauch feinfühliger Empfindung umwittert. So stehen denn von seinen Werken die am höchsten, deren lebendige Vorbilder solcher Liebe den weitesten Spielraum gaben. Wo er das Erlebte und Erschaute mit möglichst wenig

Digitized by Google

phantastischer Zutat geben konnte, war der Künstler David am freiesten. Sein Wiener Roman „Der Übergang“ ist zu Unrecht vergessen. Darin steckt Bleibendes und vom Individuellen her ins Typische Geschautes, unter einem kräftigen Leitmotiv zu einer energischen Handlung verbunden. Hierher gehört auch die „Troika“, die Psychologie eines Schauspielers enthaltend, voll von Geist und voll anschaulichem Leben. Als höchste und in gewissem Sinne wahrhaft bedeutende Schöpfung ragt aber unter diesen Werken „Die Hanna“ hervor. Hier verbindet sich mit menschlicher Wärme auch die innige Heimatliebe des Dichters zu seiner mährischen Hannalandschaft. Ein „verwunschener Maler“ kommt darin vor; man irrt kaum, wenn man David selbst in ihm sucht. Die virtuose Schilderung des einförmig-reizreichen Landes ist nicht minder bewundernswert als ihre organische Verknüpfung mit dem Schicksal der aus dem Boden erwachsenen Gestalten. Fast zu tragischer Höhe erhebt sich hier der berufene Interpret, mag sein grüblerisches und leicht etwas sentimentalschwarzseherisches Temperament dem sonst widerstreben. — Noch einige Novellen sind hier anzuschließen, welche zwar nicht so ursprünglich realistisch und überzeugend wirken, vielmehr historische oder sonst entfernte Stoffe behandeln. Hier kam David die Prägung und Eindringlichkeit seiner Wortkunst zugute, die sich leicht zu einer schlichten freskohaften Monumentalität steigern ließ. Das Schicksal eines strengen Henkers und Vogts, der sein eigenes, in Kriegsunruhen verlorenes Kind unwissend fast zum Tode bringt, um, erkennend, alle Qualen der Angst und Demütigung durchzumachen („Der Bettelvogt“), ein furchtbares Geschick aus der Zeit des Glaubenskrieges, wo das Opfer des eigenen Glückes, Weibes und Kindes für die reine Lehre nicht für unerschwinglich gelten durfte, Blutschande und Wahnsinn, geboren aus wilder Verwirrung des Krieges („Verstörte Zeit“, „Der neue Glaube“) — solche herben Gemälde gelingen David fast noch besser als die Studien aus dem Journalistenleben Wiens („Ein Poet?“) oder dem Kaffeehaus („Das königliche Spiel“). — Es liegt ein Problem darin, daß David in der Prosa so hoher Wurf gelang, demselben, dem man die Urbegabung des Poeten absprechen muß. Erinnern wir uns einer Bemerkung Spittelers, daß es eine spezifische poetische Begabung im prägnanten Sinne überhaupt nicht gebe — man wird über diese allgemeine Fassung mit ihm rechten, aber mit einer Einschränkung des Gebiets sie annehmen können: eine spezifische Begabung zur Prosa wird sich „psychographisch“ kaum festlegen lassen. Es kann natürlich aus der Prosa eines Dichters seine schöpferische Menschenkraft besonders machtvoll sprechen; aber gerade auf diesem Gebiet vermag Kunstverstand, Sprachkunst und weises Maßhalten genug, um die Kluft zwischen Dichter und Schriftsteller dem ungeübten Auge fast zu verdecken. Mehr noch wird das geschehen, wo der Schriftsteller die menschlichen und sittlichen Vorzüge mitbringt, die einen Jakob Julius David auszeichneten.

Wir bringen im folgenden außer zwei Gedichten und Proben aus den Aufsätzen Stellen aus dem „Bettelvogt“ und der „Hanna“. Der „Bettelvogt“ gehört in die Sammlung „Frühschein“, in welcher auch die „Verstörte Zeit“ zu finden ist. Die „Hanna“ gab einer eigenen Sammlung mährischer Novellen den gemeinsamen Titel. „Der neue Glaube“ gehört zu den „Wiedergeborenen“. Alle diese Sammlungen sowie der Roman „Der Übergang“ sind auch einzeln zu haben.]

Digitized by Google

[Grillparzer] Aber nicht in dem, was bisher ausgeführt wurde, ruht Grillparzers eigentliche Größe, so bedeutsam es immer sei und so stolze Ruhmestitel es bedinge. Eher schon in einer Kunst, mit den einfachsten Mitteln die schönsten und reichsten Wirkungen zu erzielen, die nur durch eine Sprache von ungemeinem Wohllaut und glücklicher Sinnlichkeit, die sich jedem Gedanken willig zu Dienste gibt, begreiflich werden. Auch nicht in seiner Meisterschaft des Aufbaus, die so groß ist, daß der erste Akt des „König Ottokar" selbst nach Wilhelm Scherer, sonst keinem Freunde des Dichters, seinesgleichen nicht mehr hat in deutscher Sprache als Exposition betrachtet, noch auch in jener eigenen Begabung, die ihn das Zufällige symbolisch machen läßt, wie ihm das im „Goldenen Vlies" so trefflich geglückt ist. Das alles haben mehr oder minder andere auch gekonnt; er aber war mehr: er hat die historische Entwicklungstragödie der Deutschen geschaffen, die Schiller ohne allen Zweifel im „Wallenstein" und im „Demetrius" erstrebte. Das eine Mal hat er sein Ziel nicht erreicht, das andere Werk blieb Bruchstück. Hier nun setzte Grillparzer ein, und so erst wurde abgeschlossen, was die klassische Schule gewollt.

Diejenige seiner Tragödien, die den Typus der Entwicklung am klarsten darstellt, ist wohl „Das goldene Vlies". Der Charakter Medeens in all seinen Wandlungen verknüpft die Teile der Trilogie in eins, und nicht ein Übergang wird flüchtig abgetan. Jedes äußere Erlebnis wirkt nach innen und fördert bestimmend; bis aus dem übermütigen, der Jagd frohen Mädchen voll herber Wahrhaftigkeit das verdüsterte und von Ahnungen eines unentrinnbaren Unheils gepeinigte Geschöpf der „Argonauten" erwachsen ist, das dann sicher zu schreckhafter Größe in der Rächerin ihrer Verwandten, der Kindsmörderin Medea, emporgehoben wird. Nichts ist zufällig. Die Art, wie ihrer Amme Gora Erzählung vom traurigen Ende aller Genossen des frevelnden Zuges in der Brust des tiefgekränkten Weibes wurzelt und wuchert, bis es entschlossen ist, Jason die Buße aller zu bereiten, wie er die Sünden aller gehäuft, — ist mit das Höchste, was je einem Tragiker gelungen ist. Und auch diese Szene ist wieder nichts als die Vorbereitung eines Schlusses, der den Hörer bewegt und dennoch mit einem Rätsel entläßt. Ähnlich im „Ottokar"; es gehörte schon mehr als gemeine Kunst dazu, jene Entwicklung des herrischen Böhmerkönigs bis dahin begreiflich zu machen, wo er, der die Menschen zu Tausenden hingeworfen, um einen Einfall, um ein bloßes Nichts, sich daran erinnert, welches Wunder der Menschenleib ist, bis er am Vorabende seines Todes den Schlachtengott anfleht: „Geh als ein Gott der Gnade zu Gericht." Es mußten beiden Gestalten, der Kolcherin wie dem streitbaren Fürsten, ganze Welten versinken und wieder neue auftauchen, ehe sie zu solchen Entschlüssen oder zu so tiefer Einkehr gelangen konnten. Und wie endlos ist der Abstand zwischen dem Leon und der Edrita aus dem Anfang von „Weh dem, der lügt!" und denen am Schlusse dieses Lustspiels, das auch erst langsam in seinem vollen, einzigen Werte erkannt wird und vielen — trotz Laube, der bei all seinen großen Verdiensten um die Wiederbelebung Grillparzers diesem Stück nicht gerecht werden konnte — für sein Höchstes gilt, wie weit der Weg in sich, den Hero durchlaufen mußte und den zu durchmessen der Esther

Digitized by Google

ohne allen Zweifel bevorgestanden hätte. Für seine reifsten Gestalten, die ausgenommen, die nach spanischem Muster sprunghaft angelegt sind, gilt das Wort des dunklen Heraklit von Ephesus: „Alles fließt"; alles bewegt sich nach unergründlichen Gesetzen in geheimnisvoller Bewegung einem bestimmten Ziele zu, das erreicht werden muß, mit jener Naturnotwendigkeit, die überhaupt die Geschicke der Menschen vorherbestimmt und sie mit geheimen Rätselworten, die bei jeder Entscheidung anklingen, uns in die Seele grub.

[Ibsen] Es hat sich aber manch einer von ihm abgestoßen gefühlt, an dessen Fähigkeit, Kunstwerte zu begreifen und nach Gebühr einzuschätzen, sonst sicherlich nicht der mindeste Zweifel gestattet ist; und so haben schlechte Propheten sich mit wohlfeilem Mut über Männer hermachen dürfen, denen zu dienen sie noch allzu gering gewesen wären. Er ist im Grund eben gar zu unliebenswürdig und unbiegsam. Es ist kein Lächeln in seinem Werk, keine Anmut in seinem Tun. Er übt Suggestion; wer sich ihr entziehen kann, den dürfen wir darum nicht schelten; wer sich dagegen wehrt, dem können wir's nicht verargen. Es ist aber auch die große Kühle in ihm, die befremdet und durchfröstelt; es weht durch ihn nur zu oft, selbst, wo man sich's gar nicht erwarten sollte, von jener Gletscherluft, in der einer seiner frühesten Helden, bezeichnend genug Brand geheißen, sein Ende findet. Bei ihm wie bei Hebbel kommt gern der Augenblick, da man stutzt, da man die Reflexion am Werk spürt statt der Intuition — Gedankenarbeit für den innigen Herzschlag — und sich versucht fühlt, die Richtigkeit dessen zu überprüfen, was man eben vor sich gesehen oder von der Bühne herab verkündigen gehört hat. Es stimmt hernach immer; aber die Unmittelbarkeit des Eindruckes ist denn doch, wo nicht zerstört, mindestens gelöst; man muß sich mühsam wieder in ihr zurechtsuchen, und ein gut Teil Frische und Freudigkeit ist dahin. Er ist so gar nicht naiv, daß man es den Naiven durchaus nicht verargen kann, wenn sie sich gegen ihn sperren, auch da, wo er nicht mit vollem Bewußtsein verblüffen und befremden will, was wohl öfter geschehen ist. Der sich gegen so vielen und allgemeinen Widerspruch durchsetzen mußte, weiß die stimulierende und stimmende Macht des Widerspruches sehr gut zu schätzen und ruft ihn wohl manchmal bewußt auf, damit er ihn nutze. Dem erfahrenen Steuermann ist eben jeder Wind recht, der ihn zum Hafen treibt.

[Zola] Das macht, mir ist sein Malerroman so teuer. Es ist hier ausgesprochen, was jeder Schaffende empfindet: wie unsäglich mühevoll es ist, einen neuen Weg zu gehen, und sei er noch so klar bestimmt und erkannt. Ein Schatten mag das best und klarst Geschaute trüben und zerstören. Eine Erinnerung aus brandenden Jahren ins Gewöhnliche hinabziehen, was durchaus neu empfunden wie ersonnen war. Ein rastloses Ringen steht vor jedem Erfolg; es frißt die beste Kraft, so daß die Voranschreitenden, die Bahnbrechenden sich nicht einmal dann des Sieges erfreuen können, würde er ihnen nach der Wahrscheinlichkeit und Erfahrung jemals zuteil. Aber nicht sie ernten, hinter ihnen kommen Gewandtere und Behendere. Was neu war, verschmelzen sie geschickt mit dem Alten, Gewohnten, so daß eine Art Neues entsteht, dem die Menge, urteilslos

Digitized by Google

und unfähig, etwas wirklich Originales zu begreifen, zujauchzt. Die Claudes sterben, die Tagerolles gedeihen. Der den Weg gebrochen, dem reißen die Dornen die Kleider vom Leib, daß er sich seiner Nacktheit schämt und in Verzweiflung endet. Der sich kläglich hinter ihm hielt, pflückt reife und goldene Früchte. Dies ist die wahre und tiefe Tragik jedes Menschen, der völlig voraussetzungslos, ganz auf sich und seine eigensten Kunstbegriffe gestellt, sein „Werk" beginnen möchte. Die ihn liebten, werden von ihm abfallen oder mit ihm den bösen Weg beschreiten, da kein Stern leuchtet. Ein „Armer Teufel!" eben derer, die mit ihrem Pfunde wuchern, wird ihr Nachruf sein. Diese hohe, eigentümliche Tragik des modernen Künstlerlebens begriffen, sie mit einer unheimlichen und zweifellosen Sicherheit uns vor die Seele gestellt zu haben, wird immer einer der schönsten und stolzesten Ruhmestitel Emil Zolas sein und bleiben.

[Prosa] Es leidet durchweg keinen Zweifel, daß der Höhepunkt der erzählenden Prosadichtung fast immer mit dem Niedergange der Literatur zusammenfällt. Haben sich alte Kunstformen überlebt und ist niemand da, der sie mit neuem Leben anzufüllen vermöchte, dann gewinnt das ein selbständiges Sein und allgemein Anteil und Geltung, was minder beachtet würde, so lange eine wirkliche Blüte der Poesie statthatte. Man wird auch nach der bequemen und mundgerechten Form langen, wenn ungeheure Ereignisse ihre unmittelbar und durch das Tatsächliche ergreifende Gestalt gewinnen. Zersetzung oder Gärung sind der eigenste Boden, auf dem die Erzählung erblühen kann, und der Novellist des Alltags ist nicht mehr als der Märchenerzähler des Abendlandes; was er hervorbringt, gleicht der zweiten Saat, mit der der Bauer seinen Acker nach dem Schnitt bestellt, um sie unterzupflügen, sobald sie recht frech und grün in Halme geschossen ist, und die dennoch nicht ganz fruchtlos getrieben hatte: sie lockerte den Boden und machte ihn empfänglicher für die kommende Ernte. So fand Shakespere seine Stoffe bei italienischen Fabulisten, so bereitet die kleinere Begabung überhaupt unbewußt die Wege für die größere, die hinter ihr kommt. Das Genie ist selbstherrlich und Vollender; es mag Brauchbares finden für seine stolzeren Flüge in dem, was heute uns noch ziemlich zwecklos erscheint.

Soll aber die Erzählung einen Wert erhalten, der über den Tag hinausreicht, dann muß eins von vieren statthaben: entweder der furchtbare sittliche Ernst, mit dem Russen und Skandinavier an ihre Arbeit gehen, die Überzeugung, das, was sie sagen, müsse gesagt werden zum Heile der Gesamtheit. Das wird fast nur dort geschehen können, wo die Literatur noch jung, fast alles also noch neu ist. Oder aber ein reicher Born latenter Lyrik muß in ihr schlummern — das Stimmungselement überwiegt wie bei Eichendorff, bei Storm und bei Raabe. Oder eine tüchtige und ganze Persönlichkeit, die ja überhaupt das Maßgebende für die Bewertung eines Poeten ist, muß sich allenthalben bemerkbar machen und alles mit dem Stempel ihrer Eigenart prägen, wie es vornehmlich unser alter Meister Gottfried vermag. Endlich kann ein ausgesprochener und sehr großer Kunstverstand das Ganze ordnen und aufbauen — es ist dies das ausgesprochenste Kennzeichen K. F. Meyers.

Digitized by Google

[Kritik] Denn nicht wie er ſein ſollte, — wie er iſt, hat die Kritik das Recht und die Pflicht dem Autor zu ſagen. Ihr ſteht es zu, die Grenzen ſeines Könnens zu umſchreiben; ſeine Sache iſt es, ob er ſie erweitern will oder kann.

[Stoffe] Ich glaube, es geht jedem ſo, der ſich ſchaffend betätigt. Ihm drängt das Leben mehr auf, als er zu geſtalten vermag; ihm bringt jeder Tag eine Frage, die er gern nach ſeiner Weiſe beantworten möchte. Das iſt nun unmöglich; denn das Reifen dauert immer länger als der Schnitt. Dazu ſtöbert man in Büchern manches auf, was einen lockt. Freunde teilen mit, wovon ſie meinen, es läge einem. Man langt danach, formt daran; andere Arbeiten werden wichtiger und lenken ab; oder, man findet auch nur nicht die Zeit, den Dingen mit jener Hingebung nachzugehen, die dafür notwendig wäre. Und dabei wird man doch nichts mehr ſo recht los, mit dem man ſich durch eine Weile geſchleppt hat. Denn nicht bloß Goethe mußte ſich die Sachen von der Seele ſchreiben. Gerümpel ſammelt ſich ſo in der Phantaſie; manchmal muſtert man's durch und bleibt vor dem einen oder dem anderen bedauernd und ſogar mit der Empfindung ſtehen, als läge in der Trödelkammer Beſſeres und Wertvolleres, als was man reinlich gefaßt den Leuten vorgelegt.

Aus den Gedichten

Du biſt allein...

Du biſt allein und dir wird bang.
Du ſinnſt und träumſt in Dämmerungen;
Da bringt zu dir verwehter Klang,
Geboren nun und nun verklungen.

Das iſt der Nachhall, iſt der Ton
Der Leiden, die du durchgelitten.
Du biſt ſo müd, weißt nicht, wovon?
Und kaum, warum du haſt geſtritten.

Verweinter Augen will dir nahn
Das Glück, das einſt dein Herz begehrte —
Du biſt ſo ſchwach, weißt nicht, woran
Sich deine beſte Kraft verzehrte...

Entſühne mich

Und iſt ein Herz vom Wege abgeirrt —
Im Buch der Bücher ſteht es ſo geſchrieben —
Ein jeder Fehl und jede Sünde wird
Vergeben um ein ſtarkes, volles Lieben.

Und ward ein Mann vom Pfade je gedrängt
Durch Fügung oder eigenes Erkühnen,
Das Weib, das liebend ihn zuerſt umfängt,
Im Kuſſe darf's ihn prieſterlich entſühnen.

Digitized by Google

Du bist die Priesterin, das Heil. Wie lang
Ersehnt ich dich, die längst mein Herz verkündigt —
Umfasse mich! Ich bin so müd und schwank ...
Entsühne mich! Ich habe viel gesündigt ...

Aus dem Bettelvogt

Erst im Schummern ging er heim, und zu Einbruch der Nacht, nach einem Rundgang um Wall und Mauern, stand er vor seiner Wohnung. Ein Licht, ihm verwunderlich, leuchtete durch das offene, niedrige Fenster. Er zuckte ein Weilchen zusammen, faßte alsdann seinen Stab fester; denn niemand suchte ihn heim, so daß er einen Anschlag wider sich witterte. Erregter und vorsichtiger war nämlich selbst er worden. Niemand konnte er gewahr werden, denn die Helle war sehr ungewiß. Nur da er näher hinzutrat und durch das Fenster einen spähenden Blick warf, erkannte er, daß sich ein Weib auf sein Lager hingesetzt hatte. Ein Kopftuch hing ihr tief ins Gesicht; unordentliches, zausiges, doch reiches und blondes Haar quoll darunter hervor. Er stieß die Tür auf; sie schrak vor dem Geräusch zusammen und sah ihn an. Die Stube war von flacher und niedriger Wölbung: fast stieß sein Scheitel an die Decke. Eine dumpfige Kellerluft war in ihr. Er holte mächtig Atem: „Wer bist? Was willst bei mir?“

„Guten Abend, Franta“, entgegnete die Fremde und blieb müde sitzen.

„Noch einmal: wer bist und was willst? Mach fort! Schläfrig bin ich, schlafen will ich, mein Bett ist's. Wirst fort? He?“

Sie erhob sich und stand nicht um vieles kleiner vor ihm. „Wirst mich heute doch nicht fortschicken, Franta!“

„Was frantat die? Der Bettelvogt Urbanek bin ich für dich. Siehst mir just so aus, als gehörtest du mein. Fort, oder mein Stecken kommt über dich!“

„Wirst mich heute doch nicht schlagen, Franta? Hast's mich früher oft genug. Muß nicht gleich wieder sein, nach sechzehn Jahren!“

„Wer bist? Eine Verrückte? Geh zum Teufel!“

„Das werden wir beide. Aber zusammen, Franta. Sieh mich an!“ Und mit der Linken schob sie das Kopftuch beiseite, die Rechte hielt den Kienspan hoch, und das rötliche Leuchten glitt dem Weibe übers Gesicht. „Schau mich an und besinn dich, Franta!“

Er starrte sie an wie einer, der in sich sucht und sucht und nicht recht finden kann. „Du bist ... bist nicht ...“ und immer vor dem Namen weigerte sich die Zunge.

„Ich bin's, Franta! Dein eheliches Weib bin ich, Christiana Urbanek!“

„Ah!“ Und in seiner Faust zuckte der Stock. „Ah! und alt bist du geworden und willst dich auswärmen bei mir? Nichts ist's! Mach fort zu deiner Bande!“

„So alt bin ich noch nicht, daß ich mich auswärmen möchte bei dir. Ich komme wegen der schwarzen Christinka, die ihr nach Samstag henken wollt.“

Er sah sie höhnisch und boshaft an. „Und nun — willst vielleicht zuschauen dabei? Ist sie vielleicht von deiner Bande?“ Und er trat nachdrücklich und hastig mit dem Fuße den Boden, wie wenn man ein übel und ekelhaft Gewürm zertritt.

Digitized by Google

„Bei meiner Bande ist sie, seitdem sie lebt. Aber zuschauen werd ich übermorgen nicht. Ich nicht und du auch nicht, Franta!“

„Ich schon; wüßt nicht, warum ich nicht sollte dabei sein!“

„Weil du vielleicht doch noch so viel Mensch bist, nicht die Leiter zu halten, auf der dein Kind zum Galgen steigt!“

„Herr Jesus! Herr Christus! Du lügst wieder einmal!“

„Ich lüge. Ja, und oft. Aber diesmal nicht. Frag die Christinka, ob sie mein Kind ist. Frag sie, ob sie noch von einem Kinde weiß. Frag sie, wie alt sie ist — weil du sie gerade bei der Hand hast. Und paß auf, ob's nicht stimmen wird, alles!“

„So wollt ich, ich hätte dich liegen lassen im Schnee. Weißt noch? Wo ich dich hab gefunden, vor Jahren, halb schon tot und verfroren.“

„Da sagst mir nichts Neues damit. Das kann ich mir ausdenken, ohne daß du mir's sagtest, daß du's dir wünschtest. Und kann auch sein, es wär besser für alle.“

„Oder so wollt ich doch mindestens, ich hätt dich niemals zu mir genommen oder geheiratet.“

„Warum hast's denn getan? Mir oder dem Kind zulieb? Oder nur, weil der Geschorene wollte, daß man heiratet, damit wieder Eheleut in die Stadt kommen? Und hast mich auch nur gefragt: willst mit mir hausen? Oder danach: willst mit mir zur Kirche? Genommen hast mich zu dir, weil ich mich nicht konnte wehren und dir gefallen hab. Hast dich drum gekümmert, ob du mir zu Gesicht stehst? Gebunden hast mich an dich, weil du hast dein Amt behalten wollen. Aber ist dir was dran gelegen, ob ich mich will binden lassen für immer? Ob ich auch nur tauge unter ein Dach? Nein — ich bin frei gewesen für immer, und ich bin kein Hund, den man ankettet vor das Haus, damit er dort bleibt und bellt und nichts tut, nur bellen und sich schlagen lassen und fressen, was man vor ihn hinstellt, und der dann noch springt vor Freuden an seinem Herrn hinauf, wenn ihn der nur loskettet und mit sich läßt laufen, wohin es dem Herrn gefällt. Nein, ich such mir meinen Weg schon noch selbst — und ich komm schon durch. Und was meinst, wie mir war, wenn du fahrende Leut gemartert hast, Franta! Und hast mir's noch am Abend gern erzählt. Noch weißt nicht, wie das schmeckt. Aber: wirst's schon kosten, Franta!“ Und ihr Auge leuchtete im Grimm.

„So hast du die Christinka an den Galgen gebracht! Hätteſt mir das Kind gelassen!“

„Kann sein, aber so ganz hatte ich meine Hand nicht im Spiele dabei, wie du, Franta. Und das Mädel gehört der Mutter in der ganzen Welt.“

„So wollt ich —“ stöhnte er.

„Was wollteſt? Aber setz dich, Franta, die Knie wollen nicht mehr mit.“

Er gehorchte ihr, und sie stand hoch und überragend neben ihm. Und dann ganz weich, hub er an: „Und so ein liebes Kind war sie! Und noch kaum über zwei Jahre alt kann sie gewesen sein, und hat schon laufen können wie ein Wieselchen. Stundenlang, ohne müde zu werden. Und ich hab sie so liebgehabt, und so flink war sie.“

„Ja. Sonst hätt ich noch länger warten müssen. Denn die Tag hab ich gezählt, von dem, wo ich mich dir geschworen hab, bis zu dem, wo das Kind wird so weit sein, daß man's nicht mehr muß im Tragtuch tragen. Und ich habe gehofft, sie wird's mit der Muttermilch bekommen,

Digitized by Google

daß sie passen wird zu uns, die wir freie Menschen sind und hinter der Hecke schlafen. Das tut sie nicht. Sie ist doch schon in der Stadt geboren, und dein Kind ist sie."

„Und so schöne Handerln hat sie gehabt. Und sie hauen sie ihr ab!" Er hörte gar nicht auf das, was sie sprach.

„Sie will nicht lügen. Und mit keinem Manne will sie zu tun haben, und ehrlich ist sie und sehnt sich, wo zu wohnen", respondierte das Weib.

„Und sie machte kleine Schritte, wenn sie mir entgegenlief. Und ein krähend Stimmchen hatte sie. Lieb hat sie mich gehabt, und nur sie!" Eine Tote hatte sich ihm aus dem Grabe heben gewollt, und er wälzte den schwersten Stein darüber, daß sie ewig darinnen bleiben mußte, und der Gedanke an das, was er sich selber bereitet, erschütterte den harten Mann.

„Und sie ist rein und hat nichts verschuldet und soll hängen", plärrte das Weib.

Beide schwiegen ein Weilchen in ihrem Jammer. Danach setzte sie sich neben ihn. „Lebt dein Bruder, der Torwart Josef, noch?" forschte sie.

„Ja, was soll's damit?" kam's dumpf zur Antwort.

Sie neigte sich zu ihm. „Du hast die Schlüssel zu ihr. Er könnt ihr das Tor auftun. Bitt ihn drum. Es kostet vielleicht nur ein Wort."

Er schüttelte den Kopf. „Ich bitt ihn nicht. Geht gegen den Eid. Er tut's auch gar nicht, auch mir nicht. Muß anders gehn."

„Wir können uns flüchten und anderwärts miteinander leben. Alle drei, Franta!"

„Wo? Unter deinesgleichen?" forschte er mißtrauisch.

„Nein, anderswo. Ich will jetzt arbeiten. Sie hat's immer wollen. Du kannst es. Leben auf dem Dorf wo. Ich hab's satt, daß mir jeder Wind um die Ohren pfeift. Und ich meine, wir könnten's jetzt noch einmal probieren miteinander. Und ich hab so viel Angst gehabt um sie, wie ich da heruntergelaufen bin vom Berg bis daher — ich möcht nicht mehr sein ohne sie oder wo es ihr nicht gefällt. Was kostet jetzt Grund im Ungarischen? Eine Zwetschge ums Joch. Aber rett sie, Franta, rett sie. Kost's was gilt. Und ich werde brav sein und will dir's danken mein Leben lang."

„Wärst es früher gewesen. Nichts gegen den Eid. Komm!" Und er stand auf und bedurfte diesmal des Stabes als einer Stütze. Das rötliche Licht des Kienspanes glitt die enge, steile Treppe zum Turmgemach der Christinka empor, und zwar mühsam, oftmals rastend. Von ihrer Zelle aus aber ging dann ein unbändiges Weinen, Schluchzen, Stöhnen durch eine ziemliche Weile durch die Nacht. Die sterben sollte, war stiller und ruhiger denn beide, denen das Leben verhängt war. Danach klopfte der Urbanek an meine Tür im Schlosse. In ungelenken Worten, in denen die unbändige Angst seines Herzens zitterte, berichtete er, was sich begeben, bat mich, ihm beim Herrn Gehör zu verschaffen. Ich sann. Endlich: „Mann der Gerechtigkeit — nun, wo ist dein Recht?" Aber er jammerte mich, kaum daß ich's gesprochen, ich schämte mich meiner eiteln Regung, und so fügte ich hinzu: „Warte eine halbe Stunde oder etwas darüber. Ich muß zum Herrn, der mich zur Arbeit befohlen. Danach, auch ohne jede Post, tritt ins Zimmer der Eminenz und probier's, ob sie dir einen Ausweg weiß aus der Schlinge, in der dich dein hartes und erbarmungsloses Herz verfangen."

Digitized by Google

Es war eine lange Frist, wie mir schien. Endlich kam der Urbanek. Der Bischof schritt nach seiner Gewohnheit sinnend auf und ab und rief mir manchmal einen Satz ins Nebenzimmer zu, den ich festhalten sollte. Denn er liebte niemandes Anblick, war er beschäftigt. Es war nur eine schwache Helle, denn der Herr litt an den Augen und vertrug keinerlei grelles Licht. Kaum daß er eingetreten, stürzte der Urbanek vor ihm nieder, als sähe er das Allerheiligste, und reckte die Hände zu ihm empor: „Herr! erbarme dich!“ flehte er inbrünstig, „erbarme dich, Herr!“

„Steh auf“, gebot mein Herr, der nicht unvorbereitet war. „Was willst du von mir? Was kann ich tun? Das Urteil ist ausgefertigt und verkündigt. Du selber drangst darauf. Du mahntest mich an das Recht, zu dessen Hüter ich bestellt bin. Gilt das nun mit eins nicht mehr, weil dein Kind darunter leidet? Du erbarmst mich, und mich jammert's des jungen Lebens, das übermorgen schmählich endigen soll. Aber vielleicht ist's besser so, als daß sie in der Seele Schaden litte und verkäme, unstet und schweifend, wie sie nun einmal leben muß. Ich kann mein Urteil nicht umstoßen, nicht ändern, Franta Urbanek!“

Der kniende Mann stöhnte jammervoll. „Erbarme dich, Herr! Sie darf nicht sterben, Herr!“ Wieder hub er die Hände flehend empor, und mir tat das Herz weh, ob ich gleich die große Milde und die unerschöpfliche Weisheit meines Gebieters kannte.

Der Bischof zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts. Rate du mir. Siehst du einen Ausweg? Sie will ja sterben, sagt man, und sie hat vielleicht nicht unrecht!“

„Sie will's nicht mehr, Herr! Wir bleiben beisammen. Alle drei! Erbarme dich, Herr!“ Und er sprang auf und riß die Binde fort, die sein erloschen Aug verhüllte. „Mein ander Auge! Nur nicht sterben lassen, Herr!“

Mein Bischof wendete sich mit einem leisen Schauder. Es war ein Schweigen, daß ich mich nicht entsinnen kann, in einem gleichen geatmet zu haben. Ein Wetter ging irgendwo, ganz ferne, nieder und sandte sein starkes, verzuckendes Leuchten zu uns. Immer noch stand der Franta mit den Händen über dem Haupte und ächzte verzerrten Angesichts, ohne davon zu wissen. Endlich sprach der Bischof: „Verhülle dein Auge“, und zu mir rief er: „Fertige den Brief ans Kapitel in Olmütz aus. Es ist wichtig, daß niemand in der Stadt davon erfährt, daß ein Bote von hier ausgeschickt ward. Sende also einen Boten an den Josef Urbanek. Um zehn Uhr hat er das Wassertor vorsichtig aufzutun, und um elf Uhr wird's gesperrt; es ist noch manches zu überlegen. Wer inzwischen hinaus will, der passiert ohne Frage.“ In mir war bei aller Freude über ihre Rettung doch ein Ding wie Leid, daß mir die so bald und für immer entschwinden sollte, die mir in kurzer Weile werter geworden, als ich selbst damals noch erkannte.

Da stürzte der Franta zu Boden. Sein Kopf schlug auf die Fliesen, und er umklammerte meinen Gebieter und küßte demütig seine Füße. Als aber um halber elfe der Kurier ausritt, da überholte er hinter Bilan drei Ziehende. Ein Mann und zwei Frauen schritten unter dem drohenden Himmel dahin. Er grüßte; der Mann aber drückte den Hut tiefer in die Stirne und kehrte sich scheu zur Seite. In unsrer Gegend vernahm man lange nichts von den Entflohenen. Nur nachmals kam die Kunde,

Digitized by Google

sie hätten sich gegen Ungarn gewendet, wo noch Slawen hausen, und dorten den Boden zu bauen angefangen. Sie gediehen; und andere Fahrende, müde des schweifenden Lebens und vertrauend auf die Dauer friedlicher Umstände, schlossen sich ihnen an. Eine Gemeinde erstand und blühte mächtig auf, in der Franta Urbanek, vordem ein Bettelvogt, als ein Richter gebot, dessen Milde man weithin rühmte, und im wilden Walde Beskid war jeglicher Gesittung eine bleibende und neue Heimstatt gewonnen.

Entschwunden sind aber Franta Urbanek und die schwarze Christinka samt ihrer Mutter aus unsrer Gegend am Samstag vor Exaudi 1663.

Aus der Hanna

Und dann war jene mährische Schule der Landschafter hochgekommen, so voll einer unergründlichen, grenzenlosen Liebe zur Heimat, zu ihren armen Reizen, so bestrebt, der Welt zu offenbaren, was sich alles aus ihrem träumerischen und von grauen und gekropften Weiden überschatteten Born schöpfen lasse; künstlerisches Neuland voll unerschöpflicher Fruchtbarkeit offenbarte, kaum daß man ihn unter den Pflug genommen, der gleiche Boden, den man so lange für Steppe gehalten. An der Spitze unter ihnen, der eigenste und selbstgewachsenste darunter, stand, fast über Nacht mit einem Schlage anerkannt und berühmt geworden, Führer wider Wollen und aus Notwendigkeit, Florian Petersilka.

Man spottete über seinen Namen. Aber man hatte sich in der letzten Zeit an andere, kaum besser glaublich oder klingend, gewöhnen müssen. An seinem unbedingten und siegessicheren Können aber war nicht der mindeste Zweifel, und ganz besonders mich berührten und zu mir redeten seine Bilder höchst eigen zu ihrer unerhörten Ehrlichkeit.

Dies war das reiche und fruchtschwere Flachland, das ich kannte, liebte und desto schmerzlicher ersehnte, je länger ich's nicht gesehen; umgrenzt von blauen Bergen, so daß nirgends der Eindruck der Grenzenlosigkeit und der Verlassenheit wach ward; mit den Wassern, die träge rinnen, große Bogen und Krümmungen machen, als könnten sie nicht müde werden, diesen dankbaren Boden zu benetzen; mit den eingesprengten dichten Anwaldungen voll friedlicher Schatten; den steifen Pappeln am Saum der weißen Straßen; erfaßt und beschworen in allen seinen Stimmungen, mit seiner ganzen Seele, die sich nicht jedem offenbart, die behorcht und bespäht sein will, ehe sie erwidert und lohnt.

Niemals war eine Staffage darauf. Aber die Sonne, ihr Spiel und all ihr Wirken, war mit einer erstaunlichen Kraft und Freudigkeit wiedergegeben. Es war eine Verlassenheit, eine linde Traurigkeit über ihnen und dennoch eine Verheißung von Segen.

Vielleicht nur ein einsames Haus; farbig getüncht; rund ums Grüne die goldenen Maiskolben, gleich Festons niederhangend, im hellsten Lichte aufglühend, es in sich saugend und rückstrahlend wie Garben Bernsteins, in dem sich die Sonne bricht.

Dies war die Art Florian Petersilkas, der mich nun, da wir beide Männer geworden waren und manches Land und manches Geschick erfahren hatten, zu sich rief. Etwa nur, weil ich einmal über ihn und sein Wesen voll aufrichtiger Freudigkeit geschrieben hatte? Dies schien mir nicht wahrscheinlich bei einem, der so eigenwillig in selbstgewählter

Digitized by Google

Einsamkeit lebte. Aber ich machte mich, nachdem ich mich angesagt, sowie ich nur konnte, auf den Weg.

[Erzählung des Malers Petersilka:]

Gelernt hab ich viel. Wie sich die Wurzeln verknoten an so einer Fichte über dem Boden, nicht anders, wie die Adern auf einer welken und abgearbeiteten Bauernhand, die sich über etwas zusammenkrallt, um es gar nicht mehr auszulassen. Und wie so ein Stamm anders, immer anders wächst, je nach dem Windesfall. Und wie seine Rinde sich färbt, je nach der Stellung, die er an sich hat. Und wie unter vielen tausenden niemals einer völlig dem Nachbarn gleich sein wird. Und wie das Dunkel hereinbricht in den Wald, ganz plötzlich und traurig. Und wie das Mittagsschweigen ist, mit dem Flammen der braunroten Rinde, wenn die Nadeln knistern und rieseln und es ist wie ein Duft von Weihrauch in ihm.

Und erst die Nächte! Der Uhu, der heranschwebt mit dem rauschenden Flügel und mit glühenden Augen und ruft, daß man sich fürchten könnte, immer wieder ruft, weil ihn das Licht lockt. Und das ist wie in der Spinnstube: ein altes Weib erzählt eine Geschichte, die ganz danach ist, daß die Mädchen wirklich eine Gänsehaut über sich kriegen könnten, und alle fürchten sich und halten sich den Mund zu, damit sie nicht quietschen in ihrer Beklommenheit, und reißen die Augen und die Ohren auf, weil sie ja nichts verlieren wollen, und wenn sie dann heimgehen, so kriecht's an ihnen herauf, und sie kichern vor lauter Angst in der Dunkelheit und sie sind mit jedem froh, der sie heimführt, wenn er sie nur recht fest an sich preßt. Und wieder ein andermal wird dir, du siehst alle guten Geister im Wald. Und sie lachen heiser hinter den Bäumen vor und sie sitzen an den Spitzen der Zweige, hängen sich daran und haschen sich wie übermütige Schulbuben, die niemanden über sich haben, und treiben dürfen, was sie freut. Und sie klettern auf die Felsen, die da grau und nackt stehen, und sie sonnen sich im Moos und machen sich breit, breit, bis sie zerfließen.

Und der Wald hat seine tausend Stimmen. Und eine jede lernst du verstehen, und es ist eine jede anders, und du hast nichts zu tun, nur darauf zu achten, was sie dir immer sagen wollen. Denn es hat immer Sinn und Bedeutung. Und niemals wiederholt sich ein Laut, wenn du nur dein Ohr genug schärfen kannst, und selbst der Sturmwind, wenn er sich hineinlegt in den Wald und die Bäume müssen mitschwingen und wollen nicht und zittern vor Zorn, selbst der hat immer einen andern Ton und eine neue Weise.

Und dann die Regenzeit! Die Tropfen fallen dir den ganzen, ganzen Tag. Das klatscht und klatscht und kocht förmlich und schlurft über das Dach und zischt und rieselt. Und das ist, als hätten graue Gespenster einen grauen Mantel umgeschlagen und der Wind treibe sie und sie huschten durch den Wald. Und du willst es malen, und es geht gar nicht. Und du wirst ordentlich krank und sehnsüchtig nach einem Blickchen Sonne, und taub wirst du von dem traurigen Lärm und du hörst nichts, nur immer wieder dasselbe, und dein Spitz winselt und winselt und will hinaus und bleibt an der Türe stehn und er schaudert über das ganze Fell. Und durch die grauen Strähnen blinkt es, macht große Bogen und springt dir ins Gesicht und zerfließt: der erste Schnee.

Digitized by Google

Ich bin nach Hause. Und mein Bruder und meine Schwägerin, der Joseph und die Josepha, haben sich sehr mit mir gefreut und mich tun lassen, was ich eben hab wollen.

Erst hab ich mich freilich wieder an Menschen gewöhnen müssen. Natürlich, und ich war ihnen auch fremd. Der Studierte! Und noch dazu, der auf etwas lernt, auf das man sich schon gar keinen Reim nicht weiß. Aber man hat sich innerlich gern gehabt, und dann versteht man einander bald und ehrlich wieder, und es ist eben gut.

Aber nirgends ist ein Müßiger so sehr verloren wie im Dorf, wo es außer ihm keinen sonst gibt. Der Tag hat eine Länge, als zerrte wer an ihm — nicht zum glauben. Und zu Abend geht man ins Kasino und sieht zu, wie die Beamten Karten spielen und sich bewundern, wie gut sie's können, oder auf dem Billard liegen, und trinkt seine paar Glas Bier und vertut seinen Gulden, und ist glücklich, wenn man wieder einmal schlafen gehen darf.

Unzufrieden aber bin ich mit mir nicht gewesen. Ich hab nichts zusammengebracht, aber schon gar nichts. Aber mir ist vorgekommen, das muß so sein. Und ich warte so innerlich. Das ist nicht anders wie mit einem Feld, wenn du mitten im Winter daran vorübergehst. Eins sieht aus wie das andere. Aber weil der Boden gut ist, so mußt du glauben, man hat ihn bestellt, und kommt erst die Zeit, so wird es schon aufsprießen, und du wirst sehen, was da ganz insgeheim gewachsen und geworden ist, und wozu es taugt und gut ist. Denn einpflügen, das ist eine sehr dumme Geschichte.

Es ist ein sehr schönes Frühjahr geworden. An zurück nach Wien hab ich keinen Augenblick gedacht. Was hab ich denn da wollen? Aber ich war unruhig und recht sehr ohne Lust zu allem, weil doch jeder gewußt hat, was er mit sich anfangen soll, ohne Wink und ohne Wort, nur ich nicht mit meinem Studium und samt meiner Akademie. Ich bin viel um das Dorf gestrichen, das sich in sein Tal hinstreckt, als wollt es sich verstecken, weil es da warm ist. Hat keinen Grund dazu. Es kann sich immer noch sehen lassen. Nicht ein einziges Strohdach ist mehr da, nur Schiefer oder Ziegel, und es geht den Leuten gut. Also, ich bin gebummelt. Ein paar Stimmungen waren da; nicht viele, aber doch einige — wer die packen könnte, ganz erwischen, der wär schon was.

Und dabei war noch etwas, was mich gequält hat immer mehr und mehr, wie der Tag länger und das Licht dauerhafter und besser geworden ist. Nämlich, die Landschafterei hat mich nicht mehr gefreut. Natürlich, ich habe sie doch nicht einmal noch gekannt. Sie war mir nicht mehr genug. Und ich habe nicht geglaubt oder das Vertrauen gehabt, ich könnte in ihr das ausdrücken, was ich den Menschen sagen will. Und in der Kunst ist doch das Höchste der Mensch. Denn auf ihn zielt alles. Und nur wer ihn nackt sicher kann, der kann ihn auch in den Kleidern bilden, daß man an ihn glaubt und er dasteht, wie er soll.

Aber das braucht vieles Studium und großen Fleiß. Und auf der Akademie hab ich das nicht treiben wollen; warum nicht, hab ich dir schon gesagt. Und nun hat mich das geärgert, und es war mir ein Versäumnis, und ich habe durchaus nicht gewußt: wie macht man das jetzt gut? Und gar hier? Und das ist und das macht doch schon verdrießlich.

Mit meinem Bruder hätt ich nicht davon reden können. Der hätt doch

Digitized by Google

kein Wort davon verstanden. Und hätte mich für verrückt oder voll von sündhaften Gedanken gehalten. Aber — woher ein Modell nehmen da auf dem Dorf und wie die verstehen lernen, was man eigentlich will von ihr? Man kriegt Kopfweh und gänzlich kranke Gedanken dabei.

Sie sind ja nicht so sittlich. Wenn es einer mit einer hat, so ist da weiter nichts, und hat er's mit mehreren, dann hat er eben Glück, und sie sollen klüger sein und aufpassen; und kriegt ein Mädel ein Kind, so regt man sich weiter auch nicht auf. Ist sie sonst nur brav, so heiratet sie der, oder es nimmt sie schon ein anderer, oder sie geht in die Stadt und hat also ihr Fortkommen. Aber sittsam sind sie durch die Bank. Sehr sittsam. Und dies alles ist erhört und alt; aber was ich hätte begehren müssen, das war unerhört und neu, und man hätte sich also bekreuzigt und entsetzt davor. Und in der Stadt war gar nichts für mich zu finden. Denn, was es da gab — du lieber Gott!

Ohnedies, man hat mir nicht ganz getraut. Ich war schon zu lang fort gewesen. Und mein Bruder war auch nicht zufrieden mit mir. Nur sagen hat er mir nichts können und hat sich's nicht getraut. Denn ich hab doch von keinem gelebt.

Sie war sehr schüchtern, oder hat so getan. Auch war sie noch sehr jung. So an die siebzehn herum war sie. Die Augen hat sie immer so gehalten, als suchten sie was auf dem Boden, vielleicht den gestrigen Tag. Nicht einmal bestimmen hätte man können, von welcher Farbe sie gewesen sind, vor den sehr langen, schwarzen Wimpern. Sie war groß und hat sich sehr gut gehalten. Und bei der Arbeit, zum Beispiel, wenn sie einen Schiebkarren mit grünem Futter, das doch sein Gewicht hat, vor sich hergestoßen hat, da hat man gesehen, wie kräftig sie ist, und daß sie ganz ohne Fehler gewachsen sein muß und daß ihr die Arbeit Spaß macht. Und vielleicht hat sich mein Bruder das vorgestellt. Denn eine Bäuerin hat nun einmal kein leichtes Leben und viel auf sich.

Aber für mich hat das doch keinen Sinn gehabt. Und ich hab mir's nicht nehmen lassen: der Bruder hat gewußt, warum er sie mir in die Gedanken gesetzt hat. Denn er hat noch lieber etwas umsonst getan, wie umsonst gesprochen. Und so hab ich an die Hanka mehr gedacht, als ich für möglich gehalten hätte.

Endlich, was ist so ein Mädel anders, als die anderen? Das redet man sich nur so selber ein. Und dennoch hab ich einen gewissen Respekt vor ihr gehabt, weil sie mein Bruder mit Achtung angesehen hat. Und so eine Neugierde war doch auch dabei.

Manchmal, wenn ich im Freien gesessen bin und skizziert hab, und sie ist über den Hof, immer gleich, immer eilig und niemals hastend und mit einem Schritt, der sie so aus sich selbst gehoben hat, so kräftig und so voller Schwung war er, hab ich ihr über den Zaun herüber einen Spaß zugerufen. Ich weiß nicht, vielleicht hat sie ihn gern gehört. Denn sie haben mich für hochmütig gehalten, weil ich mit niemandem gesprochen hab. Ja, worüber denn auch? Denn ich war in der Zeit, wo einem nichts wichtig ist, nur was sich auf die eigene Kunst bezieht; davon war ich ganz voll, und eben über das hab ich mit meinen Leuten doch nicht gut reden können, und mit dem Herrn Pfarrer auch nicht, und der Schullehrer war überhaupt ein Ochse.

Digitized by Google

Einmal also sitz ich da, und sie ist im Krautgarten gewesen, jäten. Da muß man sich bücken und wieder aufrichten: und die ganze Geschmeidigkeit des Körpers kommt zur Geltung, und man konnte so recht sehen, wie voller Ebenmaß sie sein muß. Ich fang sie zu zeichnen an. Es war ein recht heller Tag, und die Sonne hat auf ihren Haaren geschienen, die sie zu einer Krone geflochten hat und die blond gewesen sind. Das macht einen feinen Effekt, wenn da ein Gold zum andern getan wird, und ich merk's mir.

Es geht recht gut. Wie ich aber fertig bin, so mißfällt mir das Blatt durchaus. Ich nehm's und zerreiß es. Das klingt schrill, und sie erschrickt davon, sieht aber trotzdem nicht auf.

Das hat mich verdrossen. Warum tut sie so scheu und heilig? denk ich mir. Sie ist doch gewiß nicht so, sondern anders. Und man wird sie ja doch nicht in die Kirche stellen, weil sie so tut. Und warum versteckt sie sich eigentlich vor mir? „Hanka!" ruf ich.

Sie richtet sich zu ihrer schönen Höhe auf und hält, wegen der Blendung oder in Komödie, die Hand vors Gesicht. Dann kommt sie ohne jede Eile zum Zaun: „Was will der Herr Florian?"

„Tu die Hand weg!" befehl ich.

Sie tut's. Das Gesicht ist gewöhnlich. Stumpfe Nase; der Mund recht breit; wenig Ausdruck.

„Und deine Augen darf man nicht sehn?" Und ich bin herrisch und weiß nicht, mit welchem Recht. Nur wer sich für einen Städter hält, der glaubt immer, den Bauern befehlen zu dürfen.

„Ja, warum denn?" und sie lächelt sehr schüchtern. Aber man sieht dabei, sie hat ganz wunderschöne Zähne.

„Hast du sie grau, wie eine falsche Katz? Oder sind sie gar zu klein? Oder warum darf man sie sonst nicht sehn?"

Wieder das Lächeln. Und nun schlägt sie die Augen langsam auf, und ich erstaune. Groß sind sie und blau und sehr schön und voll von einem warmen Licht, ganz von innen heraus. Und das ganze Gesicht ist anders; und es steht eine Seele darin, die nur noch nichts von sich selber weiß. Und nun hör ich auch erst, wie hübsch und wie sanft sie spricht: „Wie sie mir der liebe Gott gegeben hat, so sind sie halt. Und ansehn darf man sie — warum denn nicht, Herr Florian?" Und es ist gar keine Befangenheit an ihr.

Sie hat sich nur so, denk ich mir. Damit ich mich wunder, daß sie so ganz ohne Eitelkeit sein soll. Denn sie verblüffen einen und verstehen das von Kindesbeinen und sind überhaupt viel listiger und verstellter, wie wir. „Tu nicht so, Hanka, du weißt ganz gut, sie sind schön."

„Sie senkt sie wieder, und das ist nicht anders, wie wenn die Sonne weg ist hinter einer Wolke und die Ebene, die eben noch gelacht hat vor dir und verheißend war in ihrer Farbigkeit, ist grau und traurig und ohne Glanz. Und das verdrießt mich gar sehr und ich werde heftig: „Steh mir nicht so da! Ich mag dich nicht sehen, wie die Witwe, die ihren Mann unter der Erde sucht."

Kein Wort, woher ich denn das Recht nehme, so mit ihr herumzuschaffen. Sie ist stumpf und dumpf, denk ich mir, und dumm überdies, und der Teufel weiß, wo sie ihre Augen her hat. Soll sie sie meinethalben gestohlen haben. Und ich bin ärgerlich über mich und

Digitized by Google

über sie und über meinen Bruder, und es freut mich den Tag gar nichts, und sie geht wieder an ihre Sache und jätet weiter, und wie es ihr schwül wird, so tut sie die Jacke von sich, und ich in meinem Zorn denk an eine Kuh, die graſt und ſich auch hebt und bückt und weiter an nichts denkt und auch ſchöne und ſanfte Augen an ſich hat. Aber da ſteckt doch etwas anderes darinnen, muß ich mir in aller meiner Gallig-keit denken.

Das iſt ſo weiter gegangen. Und manchmal hab ich das Mädel den ganzen Tag nicht geſehen, wenn auf dem Felde draußen zu tun geweſen iſt. Natürlich, dann hat ſie mir gefehlt. Denn ein neues Geſicht iſt immer eine Auffriſchung, und man gewöhnt ſich ſehr bald daran. Am Sonntag, ehe ſie in die Kirche gegangen iſt, kommt ſie mir auch zum Zaun. Da hat ſie ſich offenbar in ihrem Staat zeigen wollen, und der hat ſo etwas Steifes an ſich mit den kurzen, rauſchenden Röcken über den roten Strümpfen. Scheußlich, kann ich dir ſagen, gerade bei ihr. Denn ſie hat das Schmiegſame von einer Weiden-gerte. Alſo, denk dir das aus. Aber ich find mir auch nichts, was ſie anziehen ſollte.

Sie iſt nicht dumm, und ſie iſt wieder nicht klug. Sie lebt wie eine jede und hat dennoch ein Gefühl, als wäre ſie etwas anderes und Beſſeres. Und eine traurige und ernſte Stimme hat ſie, voll Gut-mütigkeit, die man ſich nicht zornig denken kann, und iſt ganz allein. Und ſie ſieht ſehr gut und richtig und denkt nach, und ſie ſingt gerne. Und dazu hat ſie dieſe Augen, von denen ich dir doch ſchon geſprochen habe, und ein Lächeln, ganz von innen heraus, ganz merkwürdig. Es wird einem warm dabei, und man möcht es immer wieder ſehen, wie es ſo ſchüchtern kommt und um die Lippen ſpielt und in den Augen-winkeln kleine Fältchen macht, ganz kleine, die gar nicht nach Alter ausſehen. Junge Mütter haben ſie, wenn ſie ihr Erſtes recht herzlich vor ſich haben. Und ich weiß nicht einmal, ob ſie hellauf ſein kann und luſtig. Und ſie iſt ſehr leicht zum Weinen zu bringen; und wenn ich ſie rufe, ſo kommt ſie und ſieht ſich ſehr ernſthaft an, was ich ge-zeichnet hab, und ſie geht, wenn ſie glaubt, ich hab genug von ihr, und es iſt etwas ganz Wehrloſes an ihr.

Wie ich ihr zuerſt erklärt hab, was ich von ihr wollen möchte, da iſt ſie ganz rot geworden, hat mir den Mund zugehalten, ſo ganz allein wie wir waren, und mit dem Kopf hat ſie geſchüttelt, ohne allen Zorn, aber ſo, daß ich geſehen habe, das kränkt ſie im innerſten Herzen.

Überhaupt, was lieben wir am Weib am meiſten? Was reizt uns? Seine Schamhaftigkeit. Und eben das zerſtören wir ſonſt durch unſre Liebe. Hier iſt es geblieben. Und dennoch hab ich's immer wieder probiert, und immer ohne Erfolg. Und weil ich gemeint hab, ſie müßte mich doch endlich verſtehen lernen, und daß es nicht Neugierde iſt, ſondern etwas Höheres, daß es um mich ſelber geht und um meine ganze Kunſt, ſo hat das mich geärgert, und ich hab von Eigenſinn geſprochen und von Bauerndummheit, die nichts verſteht, was weiter reicht, als die eigene Naſe; bei ihr alſo ſchon gar nicht weit.

Sie hat mich ſchelten laſſen, ohne ein Wort der Entgegnung. Über-haupt, ſie war nicht zornig zu machen. Und das hat mich auch ge-

Digitized by Google

ärgert, und ich hab's für Stumpfheit genommen. Nur etwas Ängstliches hat sie dabei in den Augen gehabt, so wie es nämlich Kinder haben, wenn sie etwas schlecht machen und verfehlen, und sie wissen nicht wieso und fürchten sich, sie werden es das nächstemal wieder versehen.

Aber los können hab ich nicht mehr von ihr. Ich hab es nicht einmal gewünscht oder daran gedacht. Und man hat so manchmal ein Gefühl, als wär ein Mensch ein Schicksal für einen, und das ist dann immer richtig, und wir sollen nur nicht klüger sein wollen als das, was da aus uns spricht, und es nehmen, wie es ist und mit einer geheimen Stimme flüstert in uns, oder wir zerreißen die Fäden, mit denen uns vielleicht unser gutes Glück umspinnen, einfangen und an eben dieser gewissen Stelle festhaften wollte. Sagen, wie das ist, läßt sich das durchaus nicht. Das muß man spüren und bescheiden hinnehmen.

Je weniger die Hanka sonst aber zu wünschen übriggelassen hat, desto mehr hat mich dieses eine Verlangen gemartert und gepeinigt. Ich habe sie damit drangsaliert, und jede gute Stunde, die man hätte genießen können, hab ich uns zerstört. Ohne jeden Nutzen. Ich habe geschmollt und bin ihr ausgewichen. Sie war sehr traurig und hilflos. Ich habe sie gerufen, und sie ist wieder gekommen — gottlob und leider Gottes ganz die alte. Und ich hab mir gedacht, sie wird mich begreifen, sie muß es und aus freien Stücken überdies, sonst ist es nichts; und vor diesem Gedanken, der nicht wirklich werden will, bin ich immer stützliger und zerfahrener geworden.

Und ich hör, wie die Tür hinter mir geht, und ich rühre mich nicht in meiner Beschäftigkeit. Denn sie soll und darf nicht merken, daß mir etwas daranliegt, ob sie kommt oder nicht. Und am Eingang bleibt sie stehen, und sie atmet schwerer wie sonst. Und den Spitz jagt sie hinaus, ganz unwirsch, und der winselt mir dann vor der Türe. Und dann erschrecke ich ganz plötzlich; denn ich höre, sie dreht den Schlüssel in der Türe um. Das quietscht. Einmal; zweimal. Und dann probiert sie — vorsichtig und doch mit einem starken Rucker . . . Sie hält . . .

Und ich tu ihr einen Schritt entgegen — denn das kann nur eines bedeuten. „Hanka?" Und es ist eine große Freude in mir, so groß, daß ich nicht merke, wie sehr traurig und ganz verstört sie ist.

Sie nickt: „Ja. Wie soll ich mich setzen, Florian?"

Ich will sie an mich ziehn, sie küssen. Sie bleibt stumm und steif. Und ohne ein Wort zu reden, ganz geschäftsmäßig, zieht sie sich aus, Stück für Stück, und nimmt den Platz an, welchen ich bestimme.

Den Kopf von sich selber weggewendet, die Augen geschlossen, damit sie nichts sehen muß, sitzt sie. Und manchmal kommen ihr Tränen, und sie läßt sie rinnen, und ich merke nicht darauf oder mache nur einen dummen Spaß, wie man ihn eben macht, damit man was geredet hat.

Und es ist ein Fieber zur Arbeit in mir. Und ich ganz Aug und nur Aug und denk an nichts, nur: da sitzt ein Modell vor dir von einer unerhörten Vollkommenheit, ganz so tadellos in Bau und Linien, wie man sich's nur wünschen und wie es einen Künstler berühmt machen kann.

Digitized by Google

Und daß dieses Modell ein Weib ist, mein eigenes Weib, welches ich sonst von Herzen liebhabe und welches darunter leidet, dies vergesse ich ganz. Ist dies Grausamkeit? Und ich merke, wie ich wachse; und jede Linie glückt und sitzt, und das Ganze hebt sich immer schöner und immer lebendiger, und ich kann, was ich will, worauf ich gehofft mit allem Zweifel habe, und ein doppelter Triumph ist in mir.

Gar keine Müdigkeit kommt über mich. Denn solang wir einander kennen und haben, es ist doch wieder ganz eine Fremde, die da vor mir sitzt. Immer wieder will sie zusammenschauern und sich ducken in sich selber. Das ist ein Reiz mehr. Und ich merke endlich doch, daß ihr der Kopf auf die Schulter sinkt, und sie kann sich nicht mehr zwingen, bei all ihrem Willen.

„Es ist genug, Hanka."

Sie steht auf und sieht sich ganz hilflos um. Und ich wende mich, weil ich sie nun, wo der Rausch vorbei ist, zu verstehen anfange und sie mir innerlich leidtut. Und wie sie sich anzieht, Stück für Stück, und mir immer vertrauter wird, so bin ich sehr zärtlich zu ihr und mache tausend Dummheiten. Sie geht nicht darauf ein; sie leidet's eben nur: „Es war Sünde, Florian!"

Ich muß lachen: „Aber, Hanka! Warum hat dich dann Gott so erschaffen?"

Sie schüttelt den Kopf: „Ich weiß, es war Sünde. Denn was einer in sich so spürt, das soll er nicht tun."

„So geh beichten, Hanka! Und der Herr Pfarrer wird dir schon Bescheid geben."

Sie erschrickt ordentlich: „Noch einer soll es wissen?", und sie tut auf. Der Hund springt an ihr empor, ganz närrisch vor Freude. Sie streichelt ihn; aber nur so aus der Gewohnheit und ganz verloren.

Das wird sich schon geben, denk ich mir. Ich bin wirklich fröhlich und sehe nicht ein, warum ich das denn verstecken soll, und verletze sie wieder damit. Und zu Mittag, wie wir zu Tisch sitzen und ich sehe sie an mit lustigen Augen, so wird sie ganz rot und tastet an sich herum voll Ängstlichkeit.

Ich bin in die Stadt gefahren. Denn ich war übermütig, wie nicht mehr, seit ich von der Schule war. Ins Kaffeehaus bin ich gegangen — das am Marktplatz, im ersten Stock, wohin wir uns nicht getraut haben, wegen der Professoren — und hab Billard gespielt und ein Loch in das grüne Tuch gerissen und hab zum Schaden auch noch gelacht, daß der Kellner geglaubt hat, ich bin betrunken oder närrisch. Und beim Spielen hab ich zugesehen, und würdigen Tarockgelehrten, die jeden Stich wissen und bereden, wie es sie nur in einer kleinen Stadt gibt, hab ich gute Ratschläge gegeben, daß sie gern grob geworden wären und sich's nur nicht trauten, und mit jedem, den ich sonst nicht einmal angesehen, hab ich mich reden gestellt, ganz vertraulich, und hab mich dennoch in mir über ihn lustig gemacht, wie ein richtiger Hansnarr und Lappenwurstel, der meint, entweder die Welt ist zu seinem Spaß oder er ist zum Spaß für die Welt da. Und zum Goldschmied Feiwel Grünspan bin ich gegangen. Da hab ich einmal eine goldene Kette gesehen, Venediger und alte Arbeit, sehr zart und schmiegsam die Glieder, und wunderschöne, blutrote Korallen dazwischen und am Schluß ein prächtiges Horn

Digitized by Google

gegen den bösen Blick. Der Esel hat nicht gewußt, was er da hat, und dennoch war sie mir einmal zu teuer gewesen. Heut hab ich sie für mein Weib gekauft und mir gedacht, wie schön sie sich auf ihr ausnehmen wird. Ganz heiß ist mir dabei geworden, und ich hab ihm das Geld nur so hingeschmissen.

Und im Heimfahren ist mir der Wind entgegengesaust, und ich hab lachen müssen und an mein angefangenes Bild denken und an meine Kollegen von der Schule, die jeder seither schon seine paar Quadratmeilen gute und unschuldige Leinewand, aus der man nützliche Kornsäcke hätte nähen können, mit sündhaften und unnützen Farben verschmiert hatten, und was sie für ein blödes Gesicht dazu schneiden werden. Gucken und gucken um einen Fehler, und es ist nicht der mindeste! Das gibt erst den rechten Spaß und den wahren Erfolg. Und so ein Gefühl von Kraft ist in mir. Nur zweimal hat es der Mensch so in seinem ganzen Leben: wenn sich ihm das erste Weib und das erste Kunstwerk ganz ergibt, ganz und aus freien Stücken.

Ich geb ihr mein Geschenk. Und sie dankt. Aber, es war ein Unterschied gegen sonst. Denn sonst, wenn man ihr unerwartet eine Freude gemacht hat, so war sie immer wieder wirklich überrascht, so daß es ihr die Rede verschlagen hat. Ganz innerlich hat sie sich vergnügt, und das Wort hat ihr gefehlt. Nur meine Hand hat sie immer und immer wieder gestreichelt, und in den Augen war das gewisse Sonnenlicht, das ich so sehr geliebt habe und vor dem Stube und Herz warm geworden sind und das nun für immer erloschen sein muß.

Das war diesmal nicht. Sie hat die Kette angesehen und hat gestaunt über die Schönheit der Arbeit und über ihre Kostbarkeit und hat sie so gewiß ängstlich in der Hand gewogen. Aber sie ist nicht warm geworden und hat sie weggeräumt zu ihren anderen Schmucksachen. Nämlich, getragen hat sie fast nie etwas öfter wie einmal, das man ihr geschenkt hat, nämlich den nächsten Sonntag. Aufgehoben hat sie sich's, wie so ein heimliches Hamsterchen, aber betrachtet hat sie's immer wieder und damit sehr vergnügt gespielt. Diesmal nicht.

Mich hat das ein wenig geärgert, wie Undank oder wenigstens wie Unerkenntlichkeit für guten Willen. Denn daß ich sie bezahlen will, dies kann sie unmöglich geglaubt haben. Aber, meine Stimmung laß ich mir nicht verderben, und am End — warum soll sie nicht auch ihre Launen haben, wenn ich sie habe?

Den nächsten Tag kommt sie wieder. Und so Tag um Tag, nur nicht am Sonntag. Und sie klagt nicht mehr über Müdigkeit, sondern hält aus, wie lang man nur will. Nur essen tut sie nichts in der Zeit und ist furchtbar schreckhaft bei jedem Mannsbild, das ihr begegnet und das sie anspricht. Und alles muß man ihr nur einmal sagen, und sie vergißt es nie mehr. Und ich Esel freu mich noch über ihren Eifer und denk mir: sie sieht auch ein, daß ich nichts Müßiges oder Sinnloses von ihr begehrt hab; sie gewöhnt sich schon, und das übrige wird sich geben, und über eine Zeit weiß sie gar nichts mehr davon.

Das Bild aber ist mir gerückt, wie ich's nicht für möglich gehalten hätt. Immer schöner und meisterlicher. Du mußt nicht glauben, ich hab den Größenwahn, und ich tu mich da groß mit etwas, was keiner sehen soll. Aber, man hat doch manches gesehen und verglichen, vorher

Digitized by Google

und nachher, und hat über sich selber ein Urteil. Und da war alles: Farbe und Leben und eine solche Sicherheit, die gar nicht sucht, sondern niemals irrt und immer das Richtige trifft. Und wie ein Gottesdienst waren mir diese Stunden, wie ich ihn einmal gekannt hab, noch ein Bube, noch ehe mich meine Mutter hat geistlich lernen lassen wollen, wo man ganz erfüllt ist von seiner Andacht und seinen Gott ganz in sich spürt und ihn atmet und nichts denken kann, nur ihn.

Gedanken und Sorgen gemacht hat mir eigentlich nur der Kopf. Nämlich, er war mir so, wie er war, zu gewöhnlich für den Körper. Einen anderen aber nehmen? Ja, woher? Und ich hab mit der Zeit begriffen, sie ist vollkommen, ganz so, wie sie ist und organisch und nicht anders zu denken, und wer etwas zutut oder ändert, der lügt und fälscht nur und verdirbt. Und immer lieber ist sie mir geworden in diesem letzten Opfer, das sie mir bringt, und ich hab wohl gesehen, wie sie leidet, und hab mir geschworen, sie soll niemals mehr eine schlimme Stunde haben durch mich, und habe mich nach Kräften getummelt, als jagte mich wer, nur damit wir es bald hinter uns haben.

Und so wird man fertig. Und einmal, wie sie so ganz verloren dasitzt, so schleich ich mich hinter sie und geb ihr einen Kuß auf den Nacken. Sie verfärbt sich und fährt auf. „Erschrick mir nur nicht wieder, Hanka, mein Seelchen! Ich brauch dich nicht mehr."

„Wieso?" — ganz atemlos und in Spannung.

„Wir sind fertig. Und ich brauch dich wirklich nicht mehr."

Das war ein böses Wort. Eins von der Art, auf der ein Teufel sitzt. Man spricht es aus und denkt sich gar nicht dabei, wie es der andere nehmen und fassen wird. In ihr hat's Wurzeln geschlagen. „Ja, du brauchst mich nicht mehr", sagt sie ernst und traurig und richtet sich zusammen.

Ich merke wohl, sie ist aus dem Gleichgewicht. Aber das findet eine gesunde Person schon wieder. Und weil ich selber guter Dinge bin und meiner Sorge ledig wie meiner Plage, so nehme ich mir alle Mühe mit ihr; und wenn sie's schon nicht wird gewöhnen können, so wird sie doch stolz sein auf meinen Erfolg, den ich doch ohne sie durchaus nicht hätte gewinnen können. Und ich merke dabei auch, es ist etwas Fremdes zwischen mir und meinem Weib. Sie muß sich zwingen, auch nur herzlich zu erscheinen. Und derweil trocknet das Bild. Und ich schreibe dem Rahmenmacher nach Wien Maße und lege genaue Angaben und eine Zeichnung bei, und meld es bei der Kommission und bin meiner und meines großen Erfolges so sicher, daß ich nichts von dem sehe, was neben mir sich vorbereitet.

Also, die Kiste wird gebracht; ich mache meinen Spaß: „Hanka, komm und hilf mir. Wir packen dich ein."

Sie sieht mich an, ganz ohne Fassung und ohne Glauben an das, was ich sage: „Ja, wozu denn, Florian?"

„Ja, ich will's doch ausstellen, Hanka!"

Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn, als hafte da was, das sie wegbringen muß: „Mich willst du ausstellen, Florian?"

Das gibt nun eine wunderliche Konfusion, denk ich mir. Sie kann sich nicht unterscheiden von dem, was ich von ihr gemalt hab. Also nehm ich sie bei der Hand und sag sehr voller Güte, wie man einem Kinde zuspricht: „Dich nicht, Hanka! Nur dieses Bild!"

Digitized by Google

„Ja, und was heißt das, ausstellen?“

„Ja, das geht nun nach Wien. Und dort wird man's rahmen, wie es sich gehört, damit es seine richtige Wirkung tut, und es gut, im richtigen Licht, aufhängen, hoff ich. Und viele Leute werden kommen, auch welche darunter, die was verstehen, und werden sich damit freuen und sagen: das ist ein großer Künstler, der das gemalt hat, und ich bin berühmt, und du bist es auch als mein Weib.“

„Und so,“ sie deutet mit dem Finger nach dem Bild, „so sollen mich die Leute sehen?“ Und sie wird glührot und blaß: „Tu mir das nicht an, Florian.“

„Ja, warum denn nicht, Hanka? Sei nicht kindisch!“

„Weil — ich hab mich nun schon so lang gefreut, ich könnt einmal mit dir nach Wien. Nur auf ein paar Tage, Florian!“

„Das wollen wir doch, Hanka. Und man wird dir Ehren erweisen genug.“

„Mir Ehren? Einer, die man so gemalt hat, Ehren? Und müßt ich nicht vergehen vor Scham vor jedem, von dem ich mir denk, er hat mich so gesehen?“

„Aber, Hanka, ich bitt dich! Wer wird sich so quälen?“

„Ich bin dumm. Weiß ich. Zu dumm für dich.“ Und ich merk, es kommt ihr ein neuer Gedanke. „Und was wird hernach mit mir?“

„Hernach? Kann sein, es gefällt einem das Bild so, daß er es kauft, und er gibt uns ein Stück Geld dafür, so groß, daß man den schönsten Bauernhof darum kriegt.“

„Und du möchtest mich hergeben, Florian?“

„Ja, warum denn nicht?“

„Einem fremden Mannsbild? Damit er's in sein Zimmer hängt, in welches es ihm paßt, und mich ansieht, wenn und wie es ihm beliebt?“

„Das kann dir vollkommen gleichgültig sein“, lach ich.

„Es ist mir's aber nicht. Als müßt ich das immer spüren, so ist's mir.“

„Hanka!“

„Es steht aber auch etwas im Katechismus“, meint sie sehr ernsthaft. „Und sogar von den Gedanken, mit denen man einen ansieht.“

„Im Katechismus? So laß es drinnen und hilf mir.“

„Florian!“ bettelt sie. „Florian, schick mir das Bild nicht weg!“

„Ach was!“ Und ich denk mir, im Guten wird das nichts, ich muß wohl Ernst machen! „Das ist dummes Zeug. Und ich mag darum nicht meine ganze Zukunft aufs Spiel setzen.“

„Es ist uns auch so gut gegangen, Florian! Und sehr gern haben wir einander gehabt.“

„Werden wir wieder, Hanka! Bis du ruhiger geworden bist.“

Sie zweifelt: „Könntest du? Könntest du wirklich?“

Es ist etwas Grausames in jedem Menschen und ganz und gar in jedem Künstler. Und das rührt sich in mir und verstockt mich, obwohl ich sehe, wie sie leidet. Und ich nehme das Bild, wie es ist, im Blindrahmen und heb es sehr vorsichtig und tu es ohne Antwort in die Kiste.

Sie spricht nichts mehr. Sie hilft mit. Sie schlägt selber die Nägel ein. Gott allein weiß und soll mir's verzeihen, mit welchen Gedanken. Sie malt in ihrer großen, steifen Druckschrift die Adresse. Das hat sie immer gern getan, sich wohl allerhand dabei gedacht und geglaubt,

Digitized by Google

sie macht sich nützlich. Am Morgen wird der Frachter kommen, und das Bild wird fort.

Mit nichts hat sie sich verraten. Wir sind schlafen gegangen, wie sonst. Sie hat nicht geweint in der Nacht und nur nicht geschlafen. Denn einmal bin ich wach geworden vor einem innerlichen Glücksgefühl, so, als stünd ich vor dem Eingang zu etwas sehr Hellem, und da liegt sie mit offenen Augen, und ich streich ihr darüber, damit sie die zutut, weißt du, und ich fühle an meiner Hand den warmen Hauch von ihrem Mund.

Sehr früh steht sie auf und huscht durch das Zimmer. Das spürt man so im halben Schlaf, aber man denkt sich nichts dabei, denn man ist das gewöhnt alle Tage. Barfuß, damit sie mich nicht stört, ist sie durch die Stube und den weiten, weiten Weg zum Fluß. Hat sie das die Nacht nicht schlafen lassen? Oder ist es nur plötzlich über sie gekommen? Wer weiß es?

Zu Mittag haben sie sie gefunden. Unter den drei Weiden. Der Spitz ist dabei gesessen und hat geheult, unablässig. Und, sagen sie, sie ist erschrocken, wie sie im Tiefen war, und hat sich retten wollen. Aber ihr Haar, das so sehr reich war, hat sich an den Wurzeln verfangen, und also ist sie elendiglich ertrunken. —

Seine Stimme brach. Der Spitz erhub ein leises Gewinsel. Peterssilka aber fuhr mit aller Anstrengung fort:

Ich habe mein totes Weib nicht mehr gesehen. Denn ich bin in Ohnmacht hingeschlagen, wie man gestürzt gekommen ist und man mir das erzählt hat, und bin lang ohne jede Besinnung und in einem großen Fieber gelegen. Und wie ich zu mir komm, so ist sie längst begraben gewesen, und es war voller Sommer.

In den Feldern liegt sie. Denn der Herr Pfarrer war nicht zu erbitten, und ich soll das so in meinen lichten Augenblicken und in meinen irren Reden immer befohlen haben, und sie haben sich danach gerichtet. Denn es ist schöner da, wie an der Kirchhofsmauer. Das Korn wogt um sie, und es blühen die bunten Blumen.

Das Bild aber ist nicht fort, weil niemand gewußt hat, was denn damit soll. Und so steht die Kiste noch immer in meiner Stube, und meine beste Arbeit ist darin. Ich hab sie mit keinem Auge mehr gesehen, und ich weiß nicht, wann ich einmal stark genug sein werde dafür.

Und dann hab ich mich gewöhnt und hab langsam wieder an zu malen angefangen. Und ich hab die Verpflichtung in mir gefühlt, einmal etwas ganz Großes und Eigenes zu leisten. Denn um mich und meine Kunst ist ein großes und ein sehr kostbares Bauopfer gebracht worden.

Nämlich, einmal und sogar noch im Christentum haben sie bei uns und überhaupt bei allen Slawen geglaubt, soll ein großer Bau gelingen, so muß in den Grundstein etwas Lebendiges mitvermauert werden.

Das ist bei mir geschehen. Verstehst du? Und wenn sie mich heute rühmen und sie machen ein Wesen mit mir, und wie ich die Hanna und ihre Seele verstehe, so ist mir das ganz gleich. Denn ich weiß: die Seele der Hanka ist in mir und schafft aus mir, und ich mag darum nichts Lebendiges mehr malen.

Und ich bin kein Landschafter, wie sie meinen. Und wenn sie finden, ich bin eintönig, so muß ich nur lachen. Denn ich mal sie und immer nur sie, und ich kann sie gar nicht ausschöpfen.

Digitized by Google

Da sieht man zum Beispiel die drei Weiden. Und das Wasser ist sehr finster vor ihrem Schatten und ohne Regung, und unter seinem Spiegel ahnt man etwas und kann es nur nicht erkennen.

Oder, da ist ein weiter Himmel gespannt. Und Wolken schieben sich daran zu Haufen. Und eine Sonne dringt vor, und ihre Strahlen irren zwischen Himmel und Erde, und es ist wie eine ungewisse Fröhlichkeit. Nämlich, das war sie, wenn sie ihr schüchternes und schamhaftes Lächeln gehabt hat.

Oder, es ist ein heißer Tag. Und die Ähren neigen sich wie voll Sehnsucht zur Erde, weil der Segen zu schwer wird für sie, und wenn man recht scharf hinhorcht, so glaubt man, man hört die Körner rieseln, die überreif sind und zur Erde fallen. Das war sie, wieder sie, wie sie sich mir gegeben hat, ganz aus sich und weil sie nicht mehr anders gekonnt hat, als sich verschenken.

Oder, es ist Regenstimmung. Und man fühlt, wie Fruchtbarkeit und Erquickung niedertropfte, und alles ersehnt sie und lebt auf. Nur den Sturm, vor dem sich die Bäume biegen, nur ein Gewitter malen kann ich nicht. Denn erzürnt, weißt du, hab ich sie niemals gesehen. — Er schlug in einem plötzlichen Ausbruch beide Hände vors Gesicht. Es rieselte vor, und ein Krampf schüttelte ihn.

Rundschau

Aus der dichterischen Werkstatt

Literatur

Lombroso führt einmal, als Zeichen besonderer Verrücktheit, die Tatsache an, daß ein Dichter im Winter Frühlingsgedichte zu machen pflegte und umgekehrt. Nun, „Genie und Irrsinn“ ist eine interessante Stoffsammlung, aber dieser eine Ausspruch beweist, daß der Verfasser in der Psychologie des poetischen Schaffens nicht sehr tief eingedrungen ist.

Bei Laien begegnet man der Meinung sehr oft, die sinnliche Gegenwart bestimmter Eindrücke müsse deren dichterischer Ausprägung besonders günstig sein. Also: einem Dichter müsse das Besingen des Waldes dann am besten glücken, wenn er im Walde auf dem weichen Moos liegt und die Wipfel über sich rauschen hört. Oder: das Glück der Liebe müsse der am feurigsten darstellen können, der im Vollbesitz dieses Glückes schwelgt.

Aber diese Meinung beruht auf einer völlig falschen Vorstellung von dem Verhältnis des Dichters zu seinem Objekt, zu dem anregenden Motiv. Was der Dichter darstellt, ist nicht die rein sinnliche Anschauung, sondern die Phantasieanschauung, zu welcher jene höchstens den Stoff liefert. Damit ein Kunstwerk zustande komme, dazu ist in erster Linie nötig die völlige Ausreifung des Phantasiebildes, also eine produktive Tätigkeit des inneren Sinnes, der Einbildungskraft und des Vorstellungsvermögens. Die unmittelbare Gegenwart des äußeren sinnlichen Eindruckes versetzt den Menschen, also auch den Dichter, in eine vorwiegend passive Lage, in der nicht produziert werden kann. Solange das Auge und das Ohr mit der Aufnahme optischer und akustischer Empfindungen beschäftigt

Digitized by Google

sind, ruht die Tätigkeit der Phantasie oder zum mindesten wird sie durch jene sinnlichen Eindrücke fortwährend gestört. Solange man mit äußeren Augen sieht, ist das innere Auge blind. Das Phantasiebild allein ist kunstfähig. Wenn der Wald uns zu Häupten rauscht, haben wir genug zu tun, sein sanftes Tosen, seine grünen Schatten, seine Stille und seine Kühle sinnlich zu empfinden; zu jener phantasiemäßigen Reproduzierung und Gestaltung der Erscheinungssumme „Wald" ist da weder der Ort noch die Zeit. Wer genießt, der gestaltet nicht. Denn Gestalten ist eine Tätigkeit für sich, die durch Reizungen der äußeren Sinne höchstens gestört, nicht gefördert werden kann.

Die dichterische Produktion erfordert also in erster Linie Distanz vom anregenden Motiv. Jener Dichter, den Lombroso schilt, beweist eben durch sein Verfahren, daß er ein wirklicher Dichter war. Erfahrungsgemäß wird die phantasiemäßige Reproduktion bestimmter Eindrücke durch ein völlig gegensätzliches Milieu lebhaft gefördert. Von Glut, Reichtum und Farbenschönheit des Sommers mag sehr wohl die innere Anschauung dann ein besonders lebhaftes Bild liefern, wenn draußen Stürme und Frost ihr strenges Regiment führen. Auf das Erfordernis der Distanz ist die große Rolle gegründet, welche im dichterischen Schaffen die Sehnsucht und die Erinnerung spielen. Leid und Glück singen nicht, solange sie noch unsre Seele erschüttern und aufwühlen. Produzieren ist etwas anderes als Erleben, und manchmal können sie einander auch feind werden. Das moderne Schlagwort vom „Ausleben" ist nichts für Menschen, die künstlerisch schaffen wollen, obwohl es gerade von ihresgleichen so gerne in die Welt trompetet wird.

Also: Distanz, Abwesenheit jeder starken Sonnenreize, Abwesenheit aller Momente, die zur Passivität verlocken. Die reizenden, traulichen, mit Kanapees, Bärenfellen, Makartbuketts und andern Dingen vollgepfropften Poetenstübchen, die man manchmal in der „Woche" abgebildet sieht — das sind keine Dichterwerkstätten, da fühlt sich eine kräftige, leistungsfähige Phantasie nicht wohl. Keinen Geringeren als Goethe haben wir dafür als Zeugen. Ein Jahr vor seinem Tode sagte er zu Eckermann: „Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand."

Die Phantasie, unter der ich nicht die Gabe zu erfinden und zu fabulieren, sondern die Gabe, Dinge in ihrer kunstfähigen, gesteigerten Wirklichkeit anzuschauen, verstehe, die Phantasie bedarf eines möglichst neutralen Milieus, um tätig zu werden. Der Aufenthalt in freier Natur ist ihrer Tätigkeit jedenfalls am wenigsten günstig. Denn immer streckt die Natur ihre Arme nach uns aus und macht uns zu spielenden Kindern, verführt uns zum Leben und macht uns, wenn wir schaffen wollen, zu glücklichen Nehmenden, zu Beschenkten. Sehr klar finde ich das ausgesprochen in einem Gedichte von Eichendorff:

„Ich wollt im Walde dichten
Ein Heldenlied voll Pracht,
Verwickelte Geschichten,
Recht sinnreich ausgedacht.
Da rauschten Bäume, sprangen
Vom Fels die Bäche drein,
Und tausend Stimmen klangen
Verwirrend aus und ein.

Digitized by Google

Und manches Jauchzen schallen
Ließ ich aus frischer Brust,
Und aus den Helden allen
Ward nichts vor tiefer Lust.
Kehr ich zur Stadt erst wieder
Aus Feld und Wäldern kühl,
Da kommen all die Lieder
Von fern durchs Weltgewühl,
Es hallen Lust und Schmerzen
Noch einmal leise nach,
Und bildend wird im Herzen
Die alte Wehmut wach."

Klarer, denke ich, kann das Erfordernis der räumlichen und zeitlichen Distanz nicht ausgesprochen werden. Und die Probe stimmt, negativ wie positiv. Alle Gedichte, die in unmittelbarer Gegenwart des erregenden Eindruckes gemacht werden, sind entweder schlecht oder humoristisch. Wobei zu beachten ist, daß Humor eine Form der Abwehr bedeutet, der Abwehr des Lebens, ein gewaltsames Befreien von der mächtigen sinnlichen Gegenwart. Der Humor stellt in solchen Fällen subjektiverweise die Distanz her, die objektiv nicht gegeben ist. Wilhelm Michel

Herbert Eulenberg als Novellist

„Du darfst ehebrechen!" Eine moralische Geschichte. Allen guten Ehemännern gewidmet von Herbert Eulenberg (Berlin-Westend, Erich Reiß)

Bis jetzt kannte ich Herbert Eulenberg als lyrischen Dramatiker, als anregenden Sonntagsredner (der Matineen im Düsseldorfer Schauspielhaus) und als genialisch kindhaften Mit-Mann. Durch sein jüngstes Büchlein lernte ich ihn auch als Novellisten kennen. Es ist so subjektiv, daß es am richtigsten auch in subjektivem Stil besprochen wird. Einige werden finden — schon der Titel des Buches gibt ihnen das Recht —, man lerne den Dichter hier vor allem als Tendenzschriftsteller kennen. Aber seine novellistische Ader wird dabei nicht minder deutlich fühlbar. Ich mache einen dicken Strich durch den barocken Tendenztitel — (im Geiste nur; der Umschlag ist von J. J. Vrieslander säuberlich in biedermeierlicher Antiqua beschrieben) — und setze statt der Fanfare „Du darfst ehebrechen!" einfach den Titel des Helden: „Leander"; für „Eine moralische Geschichte usw." schreibe ich kurz: Novelle. Und nun suche ich zu urteilen.

Gewiß, die Tendenz ist auch jetzt nicht zu verkennen. Ist sie „aktuell" oder uralt oder beides zugleich? Vermutlich das letzte; es gibt in sittlichen Dingen keine funkelnagelneue Tendenz. Ist sie wahr oder verkehrt? Ich wage zu sagen: wahr, sofern sie wahrhaften, fühlenden, also kämpfenden Menschen dient, verkehrt und gefährlich, sobald sie unwahren, stumpfen, niederen Menschen zur Ausrede werden sollte. Im übrigen, ich kann mir nicht helfen, alle Tendenzen kommen mir entweder selbstverständlich, also überflüssig für Selbstdenker vor oder in irgendeinem Grade verstiegen. Die beste sittliche Tendenz kann höchstens eine veredelte Polizeiverordnung sein. Die Kunst aber weiß nichts von der Polizei; sie hat das Unentbehrlichste davon in sich selbst. Und damit genug von der Tendenz.

Verwandt mit ihr kann die Idee des Kunstwerks sein, doch nur so etwa, wie mit einem banausischen Geldonkel ein armer, aber genialer Neffe verwandt ist; nämlich eigentlich gar nicht. Die Idee ist im Eulenbergschen Fall aus dieser Handlung zu ziehen: Ein wahrhafter, fühlender, also kämpfender Mensch männlichen Ge-

Digitized by Google

schlechts und blühenden Alters wird von seinen Sinnen trotz zart reizsamem Gewissen zum Ehebruch, sogar zum gelegentlich wiederholten, geführt und leidet schmerzlich unter den Selbstvorwürfen, schmerzlicher noch unter der Heimlichkeit gegenüber der Gattin. Er wird von dieser, die in erster Ehe selbst den Mann zu hart beurteilt hat, durch verständnisreiche Liebe erlöst, durch die Freiheitgewährung, die er ihr dankt, inniger denn je an sie gefesselt. Die Idee liegt in der Frage: wie kann ein ehemännlicher Fehltritt ohne Strafe und Zwang für den Mann und ohne Schaden für die Ehe überwunden werden? Das kleine erzählende Kunstwerk gibt die Antwort darauf, ohne alle abstrakten Nebenfragen, die mit dem Thema verflochten sind, lösen zu sollen und zu können.

Im künstlerischen Teil der Beantwortung also erweist Eulenberg etwas von dem geborenen Novellendichter, den seine Dramen vermuten lassen. Wie weit er sich dauernd von der technischen Verfeinerung der modernen Novelle, von der kühlen Baukunst Maupassants fernhält, läßt sich nach dieser einen Probe nicht bestimmen. Das Subjektive, wie es hier die Tendenz mit sich brachte, wird Eulenberg hoffentlich nicht zur Manier ausbilden. Doch steht so viel wohl fest, daß er im Kern immer ein Novellist deutscher Richtung, das heißt stark lyrischer Art sein wird. In der Handlung und im Ausdruck hat er den Mut zu einer Einfachheit, die nicht Kargheit, sondern zusammengehaltenes Gefühl zu bedeuten scheint und öfters altdeutsch anmutet, ohne mit äußerer Altertümelei zu spielen. In den Naturstimmungen, in der Schilderung der Feldarbeit und des psychologischen Erlebens ist alles ohne Atelier-Finessen neu und eigen gesehen. Frisches Empfinden einer klar umgrenzten Persönlichkeit trägt alles. Nun noch weg mit der Entstellung des äußeren Anblicks durch die Tendenz mit ihrer „gemeinen Deutlichkeit", und wir können uns vielleicht auf einen neuen deutschen Novellendichter freuen.

W. Rath

Die letzten Seiten der Literaturgeschichte

Wenn man sich eine Meinung über die Selbständigkeit des literarischen Urteils in sozusagen kultivierten Kreisen aus den letzten Seiten der Schul-Literaturgeschichte bilden wollte, so würde man den Herrn Autoren in dieser Hinsicht nur sehr selten gute Prädikate geben können. Meistens sehen diese letzten Blätter so aus, als ob sie aus einem Adreßbuch gerissen seien, nur daß hier jenes auch beim alternden Goethe so beliebte Wort „bedeutend" den verschiedenen Sortenbezeichnungen (Lyriker, Epiker, Dramatiker) hinzugefügt ist. Wie selten findet man ein auf den Kern gehendes, aus der Sache geschöpftes, wirklich charakterisierendes Urteil, wie oft nur Nachgeplappertes und Abgeschriebenes. Davon ist ja im Kunstwart schon wiederholt und deutlich die Rede gewesen. Etwas geholfen hat's auch. Aber nicht genug. Macht ein sonst kluger Mann den Lapsus, Gustav Falke zu den Symbolisten zu zählen, gleich tun es drei andre auch, die vielleicht keinen Gedichtband des Poeten in der Hand gehabt haben. Kaum hat die Engelsche Literaturgeschichte ihre Verbreitung gefunden, so tauchen auch schon allerhand engelische Worte in Literaturleitfäden auf. Die Kärrner haben zu tun, es

Digitized by Google

brauchen nicht einmal Könige zu sein, die bauen. Um so mehr freut man sich, wenn man ein Buch zur Hand nimmt, das von der ersten bis zur letzten Seite das gründliche Wissen und den feinen Geschmack des Kenners verrät. Ich denke an die Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte von Professor Gotthold Klee. Es ist in diesen Blättern schon mehrfach auf das Buch als unsre beste Schul-Literaturgeschichte hingewiesen worden. Hier interessieren uns nur die Seiten, wo die letzten Namen stehen. Da ist es nun ganz amüsant, die Ausgabe von 1907 (9. Auflage) mit der von 1909 (11. Auflage) zu vergleichen. Das betreffende Kapitel hat eine andre Überschrift bekommen. Es heißt nicht mehr: „Naturalismus, Neuromantik und Rückkehr zum poetischen Realismus", sondern es ist vorsichtiger überschrieben: „Von der naturalistischen Bewegung bis zur Gegenwart". Man weiß nicht, was noch werden mag! Gar manche Namen sind — nach zwei Jahren! — gestrichen und neue dafür aufgenommen. Der Autor siebt, denn er will die heranreifende Jugend nur zu den besten Schätzen deutschen Geistes führen. Mittelmäßiges hat Klee nie empfohlen, aber auch Gutes läßt er Stärkerem Platz machen. Man hat den erfreulichen Eindruck, daß die Auslese schwerer wird, daß wir reicher werden an guten Büchern. Das Blühen will nicht enden. Und man denkt auch dabei, daß der Ruhm von heute gar schnell schwinden kann. Wie selten ist es, daß die Dichter „auch bei der Urenkelin Sohn und Tochter" noch gelten, „mit der Entzückung Ton oft beim Namen genannt". In zwei Jahren verhallt des Ruhmes lockender Silberton! Mit sehr vorsichtigen Worten führt Klee auf dramatischem Gebiete die neuen Namen an: Schnitzler, Schönherr, Lienhard, Wilhelm von Scholz und Otto Erler. In der Besprechung der Lyrik ist nun Carl Spitteler ganz in den Vordergrund gerückt. Mit vollem Recht ist bei den Prosaerzählern der Name der Handel-Mazzetti stärker hervorgehoben als vor zwei Jahren. Andre Namen sind zwar noch geblieben; aber sie sind in eine sehr diplomatisch eingeführte Anmerkung über Heimatkünstler versenkt. Vorweg bemerkt der Autor hier ebenso liebenswürdig wie zutreffend, daß als Heimatkunst schon ganz oder zum großen Teile die Dichtung Hebels, der Droste-Hülshoff, Alexis, Groths, Ludwigs, Gotthelfs, Kellers, Reuters, Anzengrubers, Roseggers u. a. bezeichnet werden könne, auch gehörten ihr die meisten Dramen Hauptmanns, Halbes und Schönherrs an. Im großen und ganzen kann man Klee bei seiner Auslese zustimmen. Der eine oder andre Name dürfte vielleicht ganz schwinden, der eine oder andre aber auch — vielleicht nach zwei Jahren — wieder im Text wichtiger werden. Es gibt auch hier eine Art Hausse und Baisse des Ruhmes; ein starkes Werk, und der Name klingt wieder voller! Das möge ein Trost sein für manchen, den es schmerzt, daß er in diesem Buche — vielleicht zu Unrecht — nach unten gesetzt scheint.

M. Spanier-Münster

Theater

Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagssache

In seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" sagt Schiller: „Bedürfnis des Tiermenschen ist älter und drängender — Bedürf-

Digitized by Google

nis des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwiderstehlich beweisen kann, daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staates entschieden."

Ist dieser Beweis in unsern Tagen noch nötig? Sind die alltägliche Wirklichkeit, die praktischen Maßnahmen des Staates, das politische Verhalten der Parteien und das Interesse der Gesellschaft nicht eine sinnfällige Tatsache, die uns schon durch ihr Vorhandensein bekundet, was Schiller seinen Zeitgenossen in philosophischer Deduktion zu Gemüte führen mußte? — Wie sehr zum Beispiel der Staat den Einfluß der Schaubühne auf die Volks- und Menschenbildung respektiert, das beweist er deutlich — wenn auch leider nur in negativem Sinne als Polizeistaat — durch die Ausübung der Zensur. Welche Bedeutung aber das Theater als Volksbildungs- und Volksunterhaltungsinstitut für die bürgerliche Gesellschaft und im öffentlichen Leben hat, dafür spricht nicht nur die Zahl der Theater und die Menge ihrer Besucher, sondern das springt uns fast noch mehr in die Augen, wenn wir sehen, wieviel Aufmerksamkeit die Presse, vom mittelmäßigen Generalanzeiger bis zur vornehmsten literarischen Revue, den Bühnenereignissen widmet, wie sie dem Theater mehr Papier, Kapital und Intelligenz opfert als irgendeinem andern Kulturinstitut. Und sind unsre Dramatiker seit Ibsens Tagen nicht eifriger als je daran gewesen, in ihren Werken nach Schillers Forderung auf Dichters Art „Lehrer, Erzieher des Volks zu sein", indem sie die moderne gesellschaftliche Barbarei brandmarkten und uns für ein feineres ethisches Sozialempfinden und ein Leben in schönerer Natürlichkeit und edlerer Freiheit empfänglich zu machen und zu begeistern suchten? — Daß sich die Poeten dabei sehr antischillerisch in ihren Theorien und Räsonnements gebärdeten und über alle „patriotischen" Pflichten geringschätzig lächelten, verschlägt nichts. Sie standen trotz ihrer zeitlichen Befangenheit im Dienst des größeren Herren und gehorchten der gebietenden Stunde. Denn die Künstler und die Kunst einer Zeit können wohl alten Programmen und Tendenzen untreu werden, aber niemals ihre Bestimmung verfehlen: neue Kräfte auszulösen und dadurch das Leben selbst zu verjüngen und im ewigen Fluß zu erhalten.

Ohne den Einfluß und die Wirksamkeit unsrer modernen Literatur wäre unser ganzes sozial-ethisches Empfinden, Denken und Tun, wie es jetzt das staatsbürgerliche und gesellschaftliche Leben beherrscht, niemals so schnell zu solcher Machtentfaltung gekommen. Dieser Geistesstrom aus dem Meer der Dichtung, der da über unsre Herzen wie die Salzflut über die Gräser hingezogen ist und immer wieder hinstreicht, ist zum größeren Teil durch das Schleusentor der Bühne ins Land gelassen und geführt worden. Was die Soziologie, Ethik und Philosophie für einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern und Führern bedeutet, das hat das Drama Ibsens, Hauptmanns und der andern in der Masse gewirkt. Und selbst die Gegner dieser Kunstrichtung und die dem Theater gegenüber Gleichgültigen haben sich diesem Einfluß nicht entziehen können; denn auf Umwegen durch die Haarröhrchenkanäle der Presse und des gesellschaftlichen Lebens

Digitized by Google

ist auch zu ihnen der Strom gekommen. — Wer also einen Blick für den Kreislauf des Lebens in der Welt des Geistes hat, wird auch klar überschauen, wie unsre unpolitischen Dichter, die sich im praktischen Leben oft gar zu wenig um die Realpolitik kümmern, ein sehr bedeutsamer politischer Machtfaktor in unserm Staatsleben sind, und wie durch das Theater auf die Gesetzgebung und innere Politik mehr eingewirkt wird, als sich mancher Geheimratsgeist am grünen Tisch träumen läßt. Ein solches Institut sollten aber Regierung und Parlament nicht wuchern und verwildern lassen, sondern hüten und pflegen, wie es einer vernünftigen „Volkswirtschaft mit geistigen Gütern" entspricht.

So behauptet unsre Schaubühne tatsächlich „ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staates". — Ihr moralischer Einfluß auf die Massen und ihre bildnerische und erziehliche Wirkung sind aber durch das Gesagte noch lange nicht erschöpfend charakterisiert. Ich habe noch nicht von dem Einfluß der Schaubühne auf den Geschmack, das sittliche Empfinden, Wollen und Handeln im allgemeinen, noch nicht von der „Ethisierung" der menschlichen Natur schlechthin gesprochen; das mag man bei Schiller aufs neue nachlesen, denn was er darüber gesagt hat, ist auch heute noch lebendig und wahr. Ich muß hier auch darauf verzichten, die Bedeutung der Schaubühne für die Ökonomie des nationalen Geisteslebens an dem tiefen Schatten aufzuzeigen, den unsre gegenwärtige Bühnenwirtschaft, soweit sie nur Geschäft ist und auf die niedrigsten Lüste und Bedürfnisse der Masse spekuliert, in unser Volksleben wirft. Aber ich hoffe, das Gesagte genügt, um den Leser davon zu überzeugen, daß es nicht nur ästhetische Erwägungen, sondern noch mehr kulturpolitische, nationalpädagogische und soziologisch-ökonomische Gedanken sind, auf die sich der Nationalbühnenplan gründet, wie ich ihn im letzten Kapitel meines Buches „Die Kulturmission unsrer Dichtung" (Fritz Eckardt Verlag, Leipzig) entworfen habe.

Damit wir ernstlich darangehen, die von unsern Vätern überkommene, von unsern besten Geistern durch die Jahrhunderte gehegte Idee der deutschen Nationalbühne zu verwirklichen, müssen wir erst zu der lebendigen Anschauung und Einsicht kommen, daß die Nationalbühne für das Kulturleben unsres Volkes keine äußerliche Sache, kein dekorativer und nur repräsentativer Bau einer ästhetischen Oberschicht ist, sondern daß sie für die Gegenwart eine innere organische Notwendigkeit des deutschen Kulturkörpers wird, und daß sie für die Mit- und Nachwelt nicht mehr und nicht weniger ist als das sichtbare Zeichen eines schöpferisch gestimmten, einheitlichen nationalen Kulturwillens.

Wie die Idee der Nationalbühne historisch gewachsen und geworden ist, und wie aus der Überlieferung und den realen Verhältnissen der Gegenwart der Charakter, die Kulturaufgabe, der äußere Aufbau und die innere Organisation der Einrichtung sich ergeben, habe ich in meinem Buche ausführlich klargelegt und begründet. Hier kann ich nur die Grundgedanken meines Planes kurz wiedergeben.

Meine positiven Vorschläge ruhen auf dem Eckstein, daß eine Nationalbühne — wie das schon im Worte liegt — nur aus dem Geiste der Nation hervorgehen kann

Digitized by Google

und von ihm getragen und erhalten werden muß. Das heißt hier: die Nationalbühne muß eine Angelegenheit des ganzen Volkes werden, ein Staatsinstitut, dessen Dasein mit der Nationalidee selbst untrennbar verbunden ist. Sie darf von keinem persönlichen Machtwillen, keinem Regierungssystem ihre Lebensbedingungen empfangen, sondern allein von der Körperschaft, die den Volkswillen, den Geist der Nation verkörpert und unmittelbar zum Ausdruck bringt: also vom Deutschen Reichstag.

Der Reichstag muß Gesetzesgeber und Gesetzeshüter sein, soweit der äußere Bau und die innere Organisation der Verwaltung in Betracht kommen. Er müßte also zunächst den von einer Kommission, einem Nationalausschuß — der sich aus Mitgliedern des Reichstages, Vertretern der Regierung und der Literatur und Künste zusammensetzt — entworfenen Plan der Gründung, des Ausbaus und der Leitung gesetzlich festlegen. Der Reichstag hätte dann weiter die Einstellung von Mitteln in den Reichshaushaltsetat zu beantragen, die die Leitung der Bühne nach rein künstlerischen Grundsätzen ermöglichen und verbürgen. Ich möchte aber nicht, daß das für den Bau erforderliche Grundkapital vom Reiche selbst verlangt und hergegeben würde; vielmehr müßte dieses aus freiwilligen Gaben des Volkes aufgebracht werden. — Es würde zu weit führen, über das Wie hier schon zu sprechen; ich hoffe jedoch, mit meinen Vorschlägen über diesen Punkt bald hervortreten zu können.

Die Nationalbühne, herausgeboren aus dem praktischen Kultursinn des Volkes und als ein Wahrzeichen für den einheitlichen Rhythmus des völkischen Herzschlages, müßte auch da stehen, wo die Ströme des realen, geistigen und politischen Lebens zusammentreffen, in der Reichshauptstadt — als eine Warte der innern nationalen Einheit und Festigkeit, als die Burg der deutschen Dichtung und Volksseele mitten in und hoch über der Brandung der politischen Parteien und den Untiefen der praktischen Tagesinteressen und sozialen Kämpfe.

Die geistige Bürgschaft für die künstlerisch-sachliche Leitung erblicke ich einzig und allein in der künstlerischen Persönlichkeit. Der Nationalausschuß oder die Körperschaft, welcher der äußere Ausbau der Nationalbühne übertragen wird, hat eben nur für die rechten Persönlichkeiten in den leitenden Stellen zu sorgen, für Charakterköpfe mit Ideen und Initiative auf dem ihnen anvertrauten Felde der Arbeit. Ihre Sachautorität muß dann in allen künstlerischen Fragen das erste und letzte Wort haben. Nach seiner Organisation müßte dieser kleine Kunststaat in Wahrheit eine Republik von Geistern sein, in der immer der Tüchtigste das Amt des Präsidenten innehat, und die sich ähnlich wie unsre Universitäten und Akademien selbst verwaltet.

Der Herzmuskel des ganzen Körpers ist nach meiner Auffassung die dramaturgische Abteilung als literarischer Anwalt der dramatischen Dichtung und als künstlerisches Gewissen der Nationalbühne und der Theater überhaupt, auf die ja eben durch jene im guten, künstlerisch erziehenden Sinne eingewirkt werden soll. Unser erstes Bemühen müßte es deshalb sein, die tüchtigste und bedeutendste Persönlichkeit von dem Typ Les-

Digitized by Google

sing als Direktor der dramaturgischen Abteilung zu berufen, die er zu organisieren und auszubauen hätte. Bei der Feststellung des Spielplans würde der Leiter der dramaturgischen Abteilung die erste Stimme und vor allem das Recht der Präsentation haben. Für die endgültige Entscheidung über den Arbeitsplan kämen dann die künstlerischen Bühnenleiter — von denen zwei von Anfang an vorhanden sein müßten — und eine Anzahl von darstellenden Künstlern, Dichtern, Kritikern und Literaturgelehrten in Betracht, die sich zu einem obersten Gerichtshof zusammenschließen.

Die praktische Tagesarbeit der Nationalbühne würde sein, unser klassisches Drama zu hüten und zu pflegen und die Gegenwartsdichtung von hoher, künstlerischer Warte herab parteilos zu beobachten, experimentell zu prüfen, zu werten und zu fördern.

Vor allem ist dann sowohl aus formal ästhetischen Gründen der Schauspielkunst wie auch im sozialpädagogischen Interesse des Standes der Schauspieler eine Hochschule der Schauspielkunst mit der Nationalbühne organisch zu verbinden.

Gerade in bezug auf diesen letzten Punkt sagte Dr. Müller-Meiningen in seiner Reichstagsrede vom 10. Februar d. J.: „Man spricht heute von der großen Idee der Errichtung einer Nationalbühne, verbunden mit einer Hochschule für Schauspielkunst. Ich bringe dieser Idee die größte Sympathie entgegen und hoffe, daß sie einmal verwirklicht werden kann.“ Er richtete dann an das Parlament und die Vertreter der Regierungen die Frage, ob auf eine Unterstützung des Reiches zu rechnen sei. Da bis heute von seiten der Regierung noch keine Antwort darauf erfolgt ist, so wäre es an der Zeit, daß der Dürerbund und andere Vereine — entweder gemeinsam mit ihm oder für sich — durch Eingaben an die Regierung die leitenden Stellen von der kulturellen Bedeutung der Nationalbühnenfrage überzeugen und die Regierung veranlassen, in dieser Kulturfrage offen Farbe zu bekennen. Denken wir nur an die „Freie Volksbühne“ in Berlin — über deren Entwicklung und Wirksamkeit Erich Schlaikjer im zweiten Aprilheft des Kunstwarts berichtete —, an das, was dort der kleine Mann mit seinen bescheidenen Mitteln bereits vollbracht hat und noch Größeres vollbringen will, so müßte diese Tat als lebendiges Monument eines neuen Geisteslebens allein schon Beweiskraft genug dafür haben, daß es eine moralische und nationalpädagogische Notwendigkeit ist, das Theater zu einem echten und rechten Kulturinstitut zu machen. Der Weg dahin aber führt über die Nationalbühne als Mutter- und Musteranstalt. Von ihr aus wird sich auch eine zeitgemäße innere Erneuerung und Umwandlung der Landes- und Stadttheater anbahnen, die insbesondere von der Nationalbühne her mit geeigneten Kräften versorgt werden können. Und wie in Hamburg und anderswo der Staat bereits seit Jahren durch Hergabe von Mitteln billige Volksschauspiele veranstaltet, um den untern Ständen für geringes Entgelt eine gute Theaterkost und eine sonntägliche geistige Erhebung zu bieten, so werden dann allmählich die staatlichen und kommunalen Behörden ebenfalls diesen Weg betreten. — Auch die Idee der Wandertheater würde, da die Nationalbühne ja reichlich mit

Digitized by Google

Kräften versorgt sein wird und außerdem eine größere Anzahl von geförderten Schülern der Schauspielerakademie abwechselnd auf Gastspielreisen senden könnte, mannigfache praktische Förderung erfahren.

So bin ich der festen Überzeugung, daß die Gedanken und Pläne über eine deutsche Nationalbühne zeitlich spruchreif geworden sind, und daß die Umwandlung der Idee zur Wirklichkeit eine gesunde nationale Bewegung auslösen würde, durch die die innere Spannkraft des deutschen Volkes für die Kulturaufgaben der Zeit gesteigert und die Kraft zur Betätigung im Geiste einer echten und edlen Ausdruckskultur aufs schönste belebt und gestärkt würde.

Schon im Vorwort meines Buches schrieb ich: Ob meine Ausführungen und mein Entwurf in der vorliegenden Form zum Eckstein des Baus gemacht werden, ist durchaus Nebensache, nötig ist nur, daß die Seele des Gedankens einen Leib empfängt, daß die Idee Tat wird. Man prüfe und wäge meine Gedanken; aber man kritisiere nicht ohne Not die Teilchen der Außenseite, wenn man die Idee in ihrem Kern für gesund, keimkräftig und lebensfähig hält. — Das, bitte ich, mögen auch die Leser beherzigen und sich vor allem nicht auf Grund dieser flüchtigen Skizze ein abschließendes Urteil bilden, bevor sie sich mit den ausführlicheren Gedanken meines Planes vertraut gemacht haben.

Und so sag ich's noch einmal: Die Hände ans Werk! — In dem Haus, das wir bauen wollen, sind viele Wohnungen; aber es wird nur ein Geist darin herrschen: der große, freie und edle Menschheitsgeist, wie er über alle individuellen Eigenarten hinweg in geweihten Augenblicken und feierlichen Stunden die höhere seelische Einheit geistiger Wesen empfinden läßt. — Nur das überquellende seelische Leben der eigenen Brust kann in andern neues Leben wecken, und nur die sich in Taten offenbarende schöpferische Volkskraft kann eine positive Weltmission erfüllen.

Die Tat gilt, die Tat!

Paul Schulze-Berghof

Musik

Liliencron und die Musik

Merkwürdig. Er war der meistgelesene, ja meistgekaufte deutsche Lyriker unsrer Zeit, in den neunziger Jahren mußte jeder junge Komponist, der sich als Fortschrittler bekunden wollte, sein wohlgerüttelt Maß „Liliencronlieder" komponiert haben, und doch ist keines davon ins Volk gedrungen. Es war beinahe spaßig anzusehen, wie die verquältesten, vergrübeltsten, bizarrsten „modernen" Liedmacher sich auf ihn, den Inbegriff der Natürlichkeit, stürzten, um ihn mit ihren Tönen zu „vertiefen". Hat man je ein ungleicheres Gespann gesehen? Wie sie ihn umbuhlten und umwarben, die Reflexionsmusiker, die Komponisten aus der zweiten Hand, die Dekadenten, die geistreichen Kombinierer der Tonlyrik, ihn, den Naiven, Gesunden, Einfachen! Das ergab ein allzu krasses Mißverhältnis, als daß es hätte gute Früchte tragen können. Nicht selten war's, als setzte man Maikätzchen in Brennspiritus. Sogar die reich Begabten waren von dem Ton, der hier gepaßt hätte, gar weit entfernt. Ansorge zum Beispiel hüllte die sonnenhelle Landschaft des Dichters in den fließenden grauen Nebel seiner Tonsprache. Andere wie Strauß und Reger traten zu sentimental

Digitized by Google

oder zu „musikalisch“ an ihn heran. (Hugo Wolf, obwohl mit Liliencron persönlich bekannt, hat kein einziges seiner Gedichte in Musik gesetzt.) Nach und nach folgten auch die Herren vom konservativen Flügel nach. Hatte doch Brahms in seinem wie aus Erz gegossenen „Auf einem Kirchhof“ schon längst ein leuchtendes, wiewohl erst spät bemerktes Beispiel gegeben. Vor kurzem erst bekam ich aus Dresden ein gedrucktes Heft Liliencronscher Lieder in die Hand, worin ein wohlmeinender Liebhaber den feurigen Pegasus des Poeten an einem etwas altväterisch gestickten Melodienzaum fein artiglich spazieren führte. Schließlich tat das Überbrettl sich auf, und wenn Oskar Straus „die Musik kommen“ ließ, johlte man begeistert mit, so weit die deutsche Zunge klingt, und die lang vergebens erstrebte Popularität war da. Aber: der veredelte Gassenhauer teilte das Schicksal seines minder vornehmen Bruders. Er hielt einen oder zwei Winter vor und wurde dann von andern seinesgleichen abgelöst. Heute schon ist er fast vergessen, während das Gedicht fortlebt. Zu den wertvollsten Liederblüten, die auf Liliencronschen Beeten aufschossen, gehören ohne Zweifel die Kompositionen von Hans Pfitzner. Unsre Notenbeilage bringt eine Probe daraus. Auch andern sind vereinzelte Treffer gelungen, ich erinnere nur als an Beispiele an Kurt Schindlers entzückende „Blümekens“, an Sven Scholanders Lautenlied „Im Trabe“. Vielleicht schenkt uns bald der Fleiß irgendeines Musikregistrators eine genaue Statistik des komponierten Liliencron. Aber so viel ergibt schon die Erfahrung: Ein eigentlicher Liliencronkomponist, dessen künstlerisches Wesen sich mit jenem des Dichters deckte, hat sich bisher nicht finden wollen. Liliencron selbst in seiner kindlich-kritiklosen Herzensgüte hat zwar vielen Musikern, die sich an seine Fersen hefteten, mündlich und brieflich gar schöne Worte über die Vortrefflichkeit ihrer Kompositionen gegeben, und die Empfänger dürften diese ihre Scheine bald vorweisen, um vor der Welt als autorisiert zu erscheinen. Aber auf den durch Naturell und Talent berufenen kongenialen Tondichter warten wir noch. Warten um so ungeduldiger, als viele Gedichte geradezu nach Musik „schreien“. Ob jemand für „Zwischen Roggenfeld und Hecken“, für „Flußüberwärts sang eine Nachtigall“ und dergleichen bald die rechte Weise finden wird? Dabei war Liliencron selbst ein musikalischer Mensch, das heißt einer, der Musik in sich hatte. Und in seiner kurzen Autobiographie steht der Satz: „Glücklich schätze ich mich, von jeher, vornehme gute Musik gewohnt zu sein. Unsere fünf Liederkönige: Karl Loewe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz blieben mir stete Weggenossen. Wieviel des Dankes bin ich ihnen schuldig!“ Ja, er begnügte sich nicht, die Komponisten an sich herankommen zu lassen. Der noch sehr im Verborgenen blühende Hugo Wolf war nicht wenig erstaunt, als ihm der Dichter, den er kaum dem Namen nach kannte, im Frühling 1890 zwei Bände Lyrik zusandte. Auch gemeinsame Arbeiten wurden erwogen, Shakespeares „Sturm“ als Oper, eine Pantomime „Amor und Psyche“, die Böcklin ausstatten sollte. Alles zerschlug sich. Im Herbst trafen sie dann in München zusammen und Wolf spielte in einer Klavierhandlung Liliencron und einigen Kunstgewogenen seine Lieder vor. Der Poet geriet in Ekstase

Digitized by Google

über die „ungezählten Wunderweisen“:

„Wie war das alles neu,
Zum Erstarren neu!“

und er schrieb unter dem Eindruck der Begegnung seine vielbemerkten Verse an Hugo Wolf:

„Platz da, Platz da, Gesindel!
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!“

Welche Freude für Wolf, als er diesen Zuruf im „Heidegänger“ las! Aber komponiert hat er von Liliencron doch nichts. Es „lag“ ihm nicht, wiewohl er die Dichtungen als solche schätzte. Liliencron betrieb dessenungeachtet eine eifrige Propaganda für Wolf und suchte — wenn auch vergebens — auch Hans von Bülow für Wolf zu interessieren. — Über den Rahmen der eigentlichen Kunstmusik hinaus hat sich die Phantasie des Poeten gerne besonders dem Stimmungszauber der Freiluftmusik hingegeben. Eine vorbeiziehende Militärkapelle, Zitherklang aus einer ländlichen Gaststube, der Turmchoral, ein Werkelmann oder entfernte Akkorde der Ziehharmonika an stillen Sommerabenden und hinwieder schmetternde Feldsignale versetzten seine Seele in Schwingungen. Und endlich haben wir ja seine Verse „An die Musik“, die durch die Betonung ihrer erregenden Kraft über sein Verhältnis zur Kunst der Töne den bündigsten Aufschluß bieten:

„Fern eine Drehorgel. Sie stimmt mich weich.
Erinnrung kommt. Was ist das ganze Leben?
Ein Schattenspiel? Ein Traum? Ein Narrenstreich?
Da steht der Tod, wir müssen uns ergeben.
Die Neunte Symphonie: das Himmelreich.
Horch auf, mein Herz: es schweigen Streit und Streben,
Es hebt, es reißt dich hoch, dem Phönix gleich,
Bald wirst du nicht mehr an der Erde kleben.“ R. Batka

Berliner Sommeroper

Nun hat Berlin wieder seine Sommeroper im „Neuen königlichen Operntheater“. Wie im Vorjahre ist es Hermann Gura, der das in finanzieller wie künstlerischer Beziehung gewagte Unternehmen leitet und bemüht ist, dem anrüchigen Begriff der „Sommeroper“ einen wertvolleren Inhalt zu geben. Das Entgegenkommen der Generalintendanz erlaubte ihm zunächst einen interessanteren Spielplan als die früheren Unternehmungen dieser Art aufzustellen, indem es nicht nur Carmen, Cavalleria und ähnliche Werke, sondern den ganzen Wagner ihm zur Aufführung überließ. So erschienen, wie im vorigen Sommer Teile des „Ringes“, diesmal der „Fliegende Holländer“, „Lohengrin“, „Tannhäuser“, die „Meistersinger“ und „Tristan und Isolde“ zum ersten Male außerhalb der Königlichen Hofoper. Für die zahlreiche Gemeinde der Wagnerverehrer gewiß ein freudiges Ereignis. Dazu kommt, daß an den Mitteln nicht gespart wird, und außer einem besseren Orchester und einem recht guten Chore den Hörern namhafte und hervorragende Sänger und Dirigenten als Interpreten geboten werden. Damit war das Interesse für die Darbietungen in ungewöhnlichem Maße gesteigert, und was die äußere Aufmachung betrifft: es bewegten sich die Vorstellungen nicht selten auf hoftheatermäßiger Höhe. Nur zweierlei konnte auch Gura nicht erreichen. Bei aller künstlerischen Bedeutung einzelner Leistungen fehlte den Aufführungen

Digitized by Google

das Organische und Ausgeglichene, das sich nur aus dem jahrelangen Zusammenarbeiten eines ständigen Ensembles ergibt. Gerade mit dem Heranziehen aller verfügbaren Kräfte hat die Gura-Oper aufs neue den Beweis erbracht, daß ein musikalisches Saisontheater immer eine im Grunde unkünstlerische Sache bleibt. Zweitens aber hat die Güte der Aufführungen eine Steigerung der Eintrittspreise zur Folge gehabt, die selbst den Normalsatz des königlichen Opernhauses übersteigt. Damit sind die Hoffnungen derer zunichte geworden, für die solche privaten Unternehmungen eigentlich berechnet sein sollten. Zugleich ist all denen wieder ein deutlicher Wink erteilt, die noch immer von einer „Volksoper" träumen und glauben, eine künstlerisch geleitete Opernbühne mit beschränkten Mitteln und volkstümlichen Preisen ins Leben rufen zu können. Leopold Schmidt

Violoncellmusik aus der Zeit nach Mendelssohn 1

Im 1. Dezemberhefte 1906, im 2. Januar- und im 2. Februarhefte 1907 des Kunstwarts habe ich mich über Violoncellmusik aus der Zeit von Haydn bis Mendelssohn ausgelassen. Heute will ich einige Hinweise auf die neuere Literatur geben. Anspruch auf Vollständigkeit können und wollen diese Zeilen natürlich nicht machen. Wohl aber sollen außer den allgemein bekannten und anerkannten Werken auch solche erwähnt werden, die, wie so oft, zu Unrecht vergessen oder übersehen worden sind und die doch die Beschäftigung mit ihnen sehr lohnen. Ich erwähne von den Sonatenwerken zunächst als bedeutendste nach Mendelssohn die beiden ganz herrlichen von Johannes Brahms. Die erste, op. 38 (E-moll), mit zwei klar gegliederten ersten Sätzen (einem feurigen Allegro und einem höchst anmutigen Menuette als Mittelsatz) und einer stolz und gewaltig dahinstürmenden Fuge mit drei Themen als letztem Satze. Die andere, op. 99 (F-dur), ist ein Werk von erhabener Größe. Sie enthält ein leidenschaftliches Anfangsallegro, ein Adagio von Beethovenscher Ausdrucksgröße, ein spukhaft vorüberhuschendes Scherzo mit sehnsüchtig zwischenhinein erklingendem Triothema und ein in friedlich beruhigender Weise dahingehendes Schlußallegro, das nur einmal noch von einem ausdrucksvollen herb-elegischen Zwischensatze unterbrochen wird. Nach diesen herrlichsten Sonatenwerken, die wir nach Mendelssohns Zeit haben, ist als gänzlich anders, aber in seiner besonderen Art höchst bemerkenswert zu nennen des jüngst verstorbenen Edvard Grieg op. 36 (A-moll). Nicht eigentlich eine Sonate im technischen Sinne des Wortes, sondern eine Rhapsodie. Was tut's aber, strotzt das Werk doch von echtester Musik, die ihr Wesen in der Bodenständigkeit, dem Volkstümlichen hat. Nordländischer Stimmungszauber umfängt einen bei ihren Klängen, die an die hellen Nächte gemahnen. Von Gustav Jensen, dem Bruder des bekannten Liederkomponisten, wissen nicht allzuviele etwas, und doch hat er uns eine überaus schöne Sonate geschenkt, die in G-moll, op. 12. Sie ist fesselnd in allen drei Sätzen, schwungvoll und aus feinem Gefühl für den Zusammenklang beider Instrumente heraus geboren. Es seien alle Kammermusikspieler auf dieses sehr lohnende, mit romantischem Geiste erfüllte Werk hingewiesen. Ein anderes von demselben in A-moll, op. 26, zeigt nicht die gleiche plastische Kraft und

Digitized by Google

Eindringlichkeit wie jenes, es ist auch während schwerer Erkrankung des Meisters geschrieben worden. Ein sehr feines, geistvolles Werk ist die erste Sonate von Saint-Saëns, op. 32 (C-moll). Meisterlich ist darin das Andante mit seinem hymnenartigen Thema und der charakteristischen, zuerst vom Violoncello, dann vom Klavier gebrachten Begleitfigur. Im Schlußallegro muß das nie rastende Klavier mit seinen beweglichen Figuren sehr zurückhaltend gespielt werden, weil es sonst durch seine Klangfarbe das Violoncello mit seinen tiefen Lagen völlig erdrückt. Bei guter, klangsinniger Ausführung ist der Satz aber gerade sehr wirkungsvoll. Im geraden Gegensatze zu den bisher genannten stehen die beiden Werke von Friedrich Kiel. Herb und streng in ihrem Wesen kommen sie dem Hörer nicht entgegen, erschließen vielmehr ihre unverkennbaren Schönheiten nur dem, der zu ihnen kommt. Es ist das ja überhaupt kennzeichnend für die meisten Werke dieses Meisters. Die Sonate op. 52 (A-moll) macht in dieser Hinsicht keinen großen Unterschied von der op. 67 (G-dur). Beide edel, vornehm, große Kunst, aber vielfach Gedachtes an Stelle von Gefühltem. Man kann dabei, um einen Vergleich zu gebrauchen, wohl an Lessing als Dichter denken.

Als Gegensatz zu Kiel sei Karl Reinecke mit seinen drei Sonaten op. 42 (A-moll), op. 89 (D-moll) und op. 238 (G-moll) genannt, ganz besonders mit der ersten und zweiten von ihnen. Sie sind durch Feinheit und Anmut gekennzeichnet, wenden sich mehr an Gefühl, Geschmack und Formensinn als an musikalische Gelehrsamkeit, wobei nicht gesagt sein soll, daß nicht auch von dieser ein — allerdings nie als solcher hervortretender — beträchtlicher Einschlag vorhanden wäre. Die erste ist ein fein-graziöses Tonspiel, von Anmut und Schwung getragen, mit fast elegischer Färbung; sie enthält ein sehr eigenartig hübsches Scherzo. Im ganzen ist Mendelssohns Einfluß unverkennbar. Die zweite, ein kontrapunktisch sehr feines Werk, entwickelt sich aus einem kurzen, wie eine Frage hingeworfenen Thema. Sie steht mehr unter Schumanns Zeichen. Die dritte schlägt mehr einen männlich herben Ton an und ist voll schöner Gedanken und köstlicher Feinheiten. Die drei Werke gehören sicher zu den liebenswürdigsten und feinsten ihrer Art. Eine erwähnenswerte Sonate ist ferner die op. 92 (C-dur) von Joseph Rheinberger. Sie sagt ihr Bedeutendstes im ersten Satze, einem Allegro voll Ursprünglichkeit und Frische mit feinster Kontrapunktik; der zweite Satz ist eine einfache Canzonetta, der dritte macht rhythmisch prall gesetzt, vielfach fugiert, einen guten Abschluß.

Nicht vergessen werden darf Friedrich Chopins G-moll-Sonate op. 85. Dieses recht fesselnde Werk enthält viel Schönes, wenn es auch nicht zu den bedeutendsten Werken dieses lieben, in kleineren Formen schaffenden Meisters gehört. Am einheitlichsten ist unstreitig der Largosatz, ein entzückendes Notturno-Duo, von echt Chopinschem Dufte durchweht. Aber auch die Ecksätze und das Scherzo bieten Schönheiten genug, die die eingehende Beschäftigung mit dem übrigens für beide Spieler schwierigen Werke sehr lohnend machen.

Zu den mit Recht viel gespielten Sonaten gehört die in D-dur op. 18 von Anton Rubinstein. Sie ist prächtig und glanzvoll in allen drei Sätzen, freilich auch, wie so oft bei Rubinstein, nicht frei von Wiederholungen und Längen, so daß

Digitized by Google

man besonders im letzten Satze beim Vortrag einen Sprung wohl anbringen dürfte. Die in ihr verwendeten, offenbar russisch volkstümlichen Themen sind prachtvoll, die Steigerungen stellenweise hinreißend. Sehr erwähnenswert ist übrigens auch die zweite desselben Meisters, op. 39 (G-dur), wenn ihr auch der hinreißende Zug der ersten abgeht.

Ähnliches wie von den ebengenannten läßt sich von Joachim Raffs Sonate op. 183 (D-dur) in bezug auf darin enthaltene bedenkliche Längen sagen. Geistvoll und glänzend gesetzt bringt sie ihr Schönstes in dem innigen Gesangsduett des Andantes und dem rhythmisch sehr fesselnden Scherzo, während die beiden Eckſätze mehr äußere als innere Wirkung machen und eben durch die Längen beeinträchtigt werden. H. Cramer

Hugo Vogel und die Weltausstellung

„Dem Maler Professor Hugo Vogel ist von seiten des deutschen Komitees der Auftrag zuteil geworden, für die große allgemeine Industriehalle der nächstjährigen Weltausstellung in Brüssel ein Gemälde von 80 Quadratmetern zu schaffen, welches als Abschluß der von Gabriel von Seidl erbauten Halle dienen soll."

Ich bedauere es sehr, daß mich diese Mitteilung unabweisbar zwingt, an andere Tatsachen zu erinnern, die mit Hugo Vogel in Verbindung stehen. Ich habe über sie, so ungeheuerlich sie waren, nicht wieder gesprochen, um einen Mann nicht bei seiner Arbeit zu schädigen, wo sich's irgend vermeiden ließ. Ich habe nicht davon gesprochen, als man Vogel Bilder im Hamburger Rathaussaale übertrug; meinten die Herren in Hamburg, von einem Künstler solcher Art Wertvolles erwarten zu können, so war das ihre Sache. Ich habe auch über die Hamburger Bilder als solche nicht kritisch gesprochen, als sie vollendet waren; meinen die Herren in Hamburg, sie haben hier Bedeutendes erhalten, so können wir ruhig zuwarten, ob sich diese Meinung im Laufe der Jahre ändern wird. Daß aber Hugo Vogel auf der Brüsseler Weltausstellung als Vertreter der deutschen Kunst nicht nur ausstellt, sondern amtlich an einer der allerersten Stellen wirkt, das darf meiner Überzeugung nach um der Ehre des deutschen Namens wegen nicht ohne Widerspruch bleiben. Wenn Vogel und seine Auftraggeber nicht fühlen, daß für ihn ein Sich-Zurückhalten angemessener wäre, ich bedauere, so müssen wir's ihnen sagen.

Der „Fall Hugo Vogel" ist im Kunstwart 1902 in den beiden Heften 3 und 6 besprochen worden. Worum sich's handelt, das zeigen die drei Bilder unsrer heutigen Illustrationsbeilage anschaulich und unwiderleglich. Hugo Vogel hat in dem großen als Staatsauftrag gemalten Wandbild des Landständehauses zu Merseburg „Die siegreiche Germania" gemalt, indem er mit geringfügigen verschlechternden Änderungen eine Photographie von Paul Dubois' — Johanna von Orleans kopierte. Nach diesem Gemälde ward unsre mittlere Photographie unmittelbar aufgenommen. Als die Sache ruchbar wurde, vertuschte sie in doppeltem Sinne Hugo Vogel, indem er über seine „siegreiche Germania" nunmehr in größter Eile und mit flüchtigster Arbeit einen „deutschen Michael" malte. Der ist auf unserm dritten Bilde und im Original selber im Merseburger Ständehause zu sehen. Die Duboissche Jeanne d'Arc und Vogelsche „Germania" steckt unter ihm auf der Wand.

Digitized by Google

Vielleicht hat man das Recht, des Menschen Vogel wegen in Deutschland den nicht zu stören, der glauben kann, Hugo Vogel sei trotz solcher Handlungsweise ein zu großen Staatsaufträgen besser befähigter und ihrer würdigerer Künstler, als die nicht nur Tüchtigen, sondern wahrhaft Bedeutenden, denen man zugunsten der Mittelmäßigkeiten unsre großen Staatsaufträge vorenthält. Aber nunmehr handelt sich's um anderes. Die Herren, die jetzt Vogel für die Brüsseler Weltausstellung zum Hauptrepräsentanten der deutschen Malerei machen wollen, glauben sie vielleicht: die Belgier und die Franzosen wüßten von Vogels Umwandlung der französischen Jeanne d'Arc über die Germania weg in den deutschen Michael nichts? Dafür hat die Sache damals wirklich zu viel von sich Redens gemacht. Und nun stelle man sich vor: ein französischer Maler kopiere plagiatweise eine Germania und böte sie den Franzosen als „Jeanne d'Arc", die Franzosen aber wüßten das und beauftragten ihn trotzdem, auf einer Weltausstellung in deutschem Sprachgebiet mit dem größten Gemälde Frankreich zu vertreten. Das ist eigentlich schwer vorzustellen, nicht wahr? Um so leichter vorzustellen ist etwas andres. Wie amüsant die Pariser und Brüsseler Feuilletons sein werden, mit denen man von der Sache plaudern und dann zufügen wird: Dieser selbe Herr nun ist auf der Weltausstellung der amtlich delegierte monumentale Ausschmücker der deutschen Halle. Also doch wohl der beste Mann, den Deutschland für solche Zwecke zu bieten hat . . .

Wahrlich, der Fall zeigt eine verblüffende Fähigkeit, die Würde unsrer Nation bei den größten Welt-Wettkämpfen zu wahren! A

Von den Münchner Kunstausstellungen

ist dies Jahr an allgemeineren Beobachtungen nichts Wesentliches zu sagen, chronikartige Berichte aber bringt ja der Kunstwart nicht.

Sie bieten wieder, was man erwarten kann: einen großen Markt von Bildern und Skulpturen aus aller Herren Ländern, aber nicht was man nicht erwarten, sondern nur im stillen Herzen einmal erhoffen kann: eine Auslese, die das Eigentümliche der einzelnen Länder und ihrer Künste in besonderem Maße erkennen ließe. Gutes ist reichlich da, aber es ist bis auf verschwindende Ausnahmen die gewohnte gute Atelier- und Schulkunst. „Entdeckungen" sind kaum zu machen, und „Offenbarungen" gar fehlen erst recht.

Deutschland zeigt wieder dasselbe Gesicht. Die Sezession steht mit den Namen, die jeder kennt, den Uhde, Keller, Habermann, Samberger, Slevogt usw., ebenso wie die Scholle mit Erler, Putz usw. auf ihrer alten Höhe, die Luitpoldgruppe und die „Bayern" zeigen sich meist als etwas „gemäßigtere" Leute, die Künstlergenossenschaft tut ihren großmächtigen Bilderladen wie sonst auf: er ist in der überwiegenden Masse mit so viel Mittelmäßigem gefüllt, daß das wenige Gute darin ertrinkt, wenn es nicht ein ganz besonders findiges und fleißiges Auge herausfischt.

Von den Ausländern haben die Österreicher mit Ausnahme der ziemlich physiognomielosen magyarischen Maler eine ausgesprochene Note: „Geschmack" über alles, raffinierter Geschmack, Geschmack auch am „hohen" Geschmack, nämlich am Hautgout, und die Gerichte oft gewürzt mit manchmal mysti-

Digitized by Google

scher Perversität. Was die Macht betrifft, so ist fast alles bei ihnen gut und noch mehr als gut; was den Geist betrifft, so empfiehlt sich's vielleicht, mit einem Endurteil noch zurückzuhalten, obgleich die Suggeriertheit durch einige starke führende Künstler (wie vor allem dem hochgegabten Klimt) nicht eben für die Allgemeinheit gesunder Kraft spricht. Auch bei den Schweizern gibt es trotz allen Republikanertums in der Kunst jetzt beinahe eine Monarchie: Hodler regiert, wenn auch noch nicht gerade absolut. Sind die Wiener überfein, so scheinen die Schweizer fast überderb, ihr Zusammenhang mit dem Heimatboden ist aber doch so stark, daß man ohne viel Besorgnis auf die Bergkraft trauen kann. Gesund und schön zeigt sich wieder die Kunst der Skandinavier, die sich beim Natürlichen begnügt und das Stilisieren nach der „Kraft" hin bleiben läßt. Von England ist diesmal nichts zu sagen. Holland weist nichts Auffallendes auf.

Wenden wir uns zu den romanischen Völkern, so zeigen die Franzosen ihre alte Hochebene von Können, Grazie und Geschmack, aber Gipfel, die von ihr noch hinauf ins Freie ragten, hab ich nicht bei ihnen gefunden. Bei den Italienern erst recht nicht; es ist ihnen auch allzuoft ein wenig Zucker und mitunter selbst ein bißchen Sacharin in den Pinsel gekommen. Spanien hat ausgezeichnete Maler, aber von ihren Faschingsbildern wie von ihren Kirchenszenen geht uns Ausländern eigentlich doch nichts nahe — uns scheint nach diesen Proben: Spanien hatte vor ein paar Jahrzehnten eine ernstere Kunst.

Die Russen sind als Techniker bei den Franzosen und bei den Deutschen in die Schule gegangen, das Bodenständige zeigt sich wohl nur im Stofflichen. Schöne Landschaften, vorzügliche Bildnisse. Auch etwas „Großes": Nesterows „heiliges Rußland", Christus an der Spitze der Kirche, malerisch eine Leistung, seelisch für mich nicht überwältigend.

Aber alle diese Bemerkungen geben natürlich nur den allgemeinen Eindruck wieder. Und es wäre sehr bedenklich, nach diesem ernsthaft die Kunst eines Landes zu beurteilen, da wir ja den Wert der Auslese des hier gebotenen als einer charakteristischen Vertretung der betreffenden Kunst nicht nachprüfen können. Wenn wir einmal eine wirklich bezeichnende Auswahl des Besten aller Länder sehen könnten! Aber bis jetzt hat ja noch nicht einmal irgendeine große Weltausstellung dergleichen zusammengebracht!

Was die Skulptur anbelangt, so verdienen vorzügliche Büsten in der Sezession einen besonderen Hinweis. Die Münchner Bildhauer stehen jetzt stark unter dem Zeichen Hildebrands. Nicht zu ihrem Nachteil; es gibt nun einmal wenig ganz selbständige Talente, auch die schwächeren aber können tüchtig und nützlich wirken, wenn sie einen so guten Führer haben. Und man hat es jetzt wenigstens auf diesem Gebiete allmählich gelernt, einem solchen zu folgen, ohne doch sich und die Natur aufzugeben. Victor

Naturfarbige Photographie

Angewandte Kunst

Naive Besucher photographischer Ausstellungen könnten angesichts der zahlreichen bunten Bilder glauben, die naturfarbige Photo-

Digitized by Google

graphie, so weite Kenntnisse, Mittel und Zeit ihre Ausführung auch erfordere, berge keine Geheimnisse mehr. Die Ausstellungen zeigen in der Tat sehr verschiedene Stimmungslandschaften, Stilleben, Bildnisse, deren Farben allerdings weniger der Natur als den mehr oder weniger künstlerischen Absichten der Photographen entsprechen. Ziehen diese Besucher aber bei einem Fachmann, gar bei einem, dessen eigentliches Gebiet die Farbenphotographie ist, Erkundigungen ein, so erfahren sie, daß diese metergroßen bunten Bilder mit dem Problem der naturfarbigen Photographie so gut wie gar nichts zu tun haben.

Während die Methode dieser gebräuchlichen, farbigen Gummidrucke, die die naturfarbige Photographie meistens nur vortäuschen, eine sehr einfache ist, sind die Probleme und Erfolge der wirklichen Farbenphotographie äußerst schwierig, mannigfaltig und dem Laien schwer verständlich. Es ist auch nicht unsre Absicht, hier darauf näher einzugehen. Erwünscht aber werden manchem einige Angaben sein zum Verständnis und zum Auseinanderhalten des Wesentlichen auf dem Gebiet der Farbenphotographie.

Der Gelehrte spricht von direkten und indirekten Methoden bei der Herstellung von farbigen Photographien. Die direkten gehören noch durchaus dem Forscher, dem rein wissenschaftlichen, bis jetzt noch nicht eben „dankbaren“ Gebiete an; die indirekten dagegen haben schon zu erfreulichen praktischen Ergebnissen geführt, sie werden auch industriell ausgenutzt.

Die indirekten Methoden beruhen auf der Joung-Helmholtzschen Farbentheorie, nach welcher im Auge drei Fasergattungen vorhanden sein sollen, von denen die eine rotes, die andere grünes, die dritte blaues Licht empfindet. Die Wahrnehmung der übrigen Farben beruht darauf, daß zwei oder drei dieser Fasergattungen gleichzeitig in Wirksamkeit treten. Dieser Theorie folgend, werden mit Hilfe von gefärbten Gläsern (Filtern) je eine Aufnahme für die rote, grüne und blaue Lichterscheinung gemacht, die natürlich monochrom ausfallen, in den entsprechenden Farben aber übereinandergedruckt, ein farbiges Bild ergeben — nicht ein objektiv naturfarbiges; denn die Wahl der Farben beim Drucken unterliegt ja doch mehr oder weniger dem persönlichen Empfinden. Auf diesem Wege entstehen auch die jetzt so verbreiteten „Naturfarben“-Postkarten, die farbigen Faksimilien nach Gemälden und auch einige wenige der farbigen Gummidrucke unsrer photographischen Ausstellungen. Bei sorgfältigen Reproduktionen kommt zur Ergänzung oder Kräftigung wohl noch eine weitere Platte hinzu; die farbigen Kunstwartbilder z. B. werden mit vier oder fünf Farbplatten gedruckt, auch wenn man ihre Technik nur „Dreifarbendruck“ nennt.

Die nach den drei Negativen hergestellten Diapositive ergeben, durch farbige Gläser projiziert, auch jene, den Unerfahrenen wohl verblüffenden Darstellungen, gelegentlich derer Herr Anton von Werner seine unvergeßlichen Worte an die Schüler der Akademie gerichtet hat: „So müssen bei uns Naturstudien stets gemalt werden.“ (!)

Die farbigen Gummidrucke unsrer heutigen Ausstellungen sind, wie gesagt, nur selten nach diesen immerhin einige Kenntnisse erfordernden Verfahren hergestellt. Unsre Amateure benutzen nur das eine, gewöhnliche Negativ und drucken dieses in den verschiedenen Farben

Digitized by Google

zwei- bis zwanzig-, auch dreißigmal übereinander, indem sie mit dem Pinsel das Zuviel der einen Farbe wegnehmen, es an andern Stellen belassen — ganz willkürlich. Was dabei herauskommt, kann angenehm wirken, wenn der Photograph Sinn für Koloristik hatte, meistens aber wird es unerfreulich und verderblich für sein Naturempfinden sein. Auf alle Fälle aber können diese Erzeugnisse nie für das angesehen werden, was der Fachmann unter Farbenphotographien versteht. Jene wenigen Gummidrucke, die genau der Theorie folgend hergestellt wurden, sind Dokumente für den Fleiß und die Fähigkeiten ihrer Verfertiger, den Natureindruck aber haben sie uns auch nicht vermitteln können.

Neuerdings nun ist man dabei, mit einer Aufnahme die Farbe zu fangen. Man hat es mit Platten versucht, die mit unendlich feinen roten, grünen, blauen Linien oder mit mikroskopisch fein verteilten roten, grünen und blauen Körnchen bedeckt waren. Den Brüdern Lumière in Lyon ist es gelungen, eine Platte herzustellen, die, dicht bedeckt mit solchen farbigen „Stärkekörnchen", farbige Glasdiapositive unmittelbar als direkte Naturaufnahme in der Kamera ergeben. Die Platte ist jetzt unter der Bezeichnung „Autochromplatte" im Handel zu haben. Ihre Behandlung ist einfach. Es heißt von ihr, daß sie höchste Farbentreue zeige und „zweifellos das Beste wäre, was bisher auf direktem Wege in der Farbenphotographie geleistet wurde".

Wir halten uns nicht für berechtigt, dies Urteil zu bezweifeln. Die Bilder, die uns vorgelegt wurden, überraschten uns durch ein harmonisches Kolorit, durch satte und auch tiefe Töne — im Gegensatz zu allen früheren uns zu Gesicht gekommenen naturfarbigen Photographien, die wohl ebenfalls Farbe, aber nicht so wohltuenden Ton wie die Lumièresche Platte zeigten. Geradezu auffallend angenehm berührte die Wiedergabe der warmen Schattentöne, während die Fleischtöne etwas summarisch wirkten. Hier störten auch bei genauerer Betrachtung die regelmäßig und unregelmäßig angehäuften kleinen farbigen Pünktchen, die ein gewisses Flimmern zur Folge hatten. Wir sahen eine Aktaufnahme, die auf den ersten Blick ungemein fein und duftig wirkte, dem zweiten und dritten kritisierenden Blick gegenüber aber doch wegen der etwas mechanischen „Behandlung" der Zwischentöne nicht mehr ganz standhalten wollte. Die Gefahr dieser mechanisch erscheinenden Tönung dünkt uns klarzuliegen, besonders dann, wenn eine große Anzahl von Autochrominos beisammen gezeigt wird.

Aber, wie dem auch sein mag, die Lumièresche Farbenphotographie stellt eine Bereicherung auf diesem problematischen Gebiete dar, die die weitesten Kreise im gesamten photographischen Leben ziehen wird. Jedes weitere lobende Urteil aber über die Bedeutung des neuen Verfahrens für die kunstphotographischen Bestrebungen, die Reproduktionstechnik und auch die Wissenschaft erscheint mir entschieden verfrüht. Vielleicht ist es nicht mehr als nur ein neuer Weg, ein — illusorischer — Versuch, das duftige Bild der Mattscheibe festhalten zu können.

F. Matthies-Masuren

Wohlgemeint und ungereimt

Heimatpflege

Anläßlich des Tiroler Jubeljahrs will man auch für Hofers braves Weib etwas tun, was also tut man? Man errichtet der Anna Ladurnerin auf dem Leon-

Digitized by Google

hard-Friedhofe im Passeiertal ein „Grabdenkmal“, nämlich: eine höchst langweilige moderne Steinmetzarbeit aus drei nüchternen Platten, auf denen oben ein sozusagen elegantes kleines Kruzifix steht. Von Tiroler Stimmung, von Ortsstimmung, von Stimmung der Hoferzeit keine Spur mehr. Das weiht man dann mit großer Feierlichkeit. Bisher, heißt es, stand auf der Anna Hofer Grab „nur ein einfaches eisernes Kreuz“. Angenommen sogar, das sei keines von den schönen schmiedeeisernen Kreuzen gewesen, die sonst in Tirol den entlegensten Friedhof so wundersam schmücken: was sagte mehr, was gab dem Beschauer mehr vom Nachwesen jener gerade in ihrer tiefen Schlichtheit so großen Bewegung — das alte eiserne Kreuz oder die neue elegante Steinmetzarbeit? Das frühere Bild ist aber zerstört: auf dem Grabhügel hat das neue Ding das alte Kreuz verdrängt.

Und hier liegt das Häßlichste bei all diesen Mißverständnissen. Wenn man's nicht lassen kann, so pflanze man in seiner „Pietät“ irgendwas Neues irgendwo auf, aber man lasse wenigstens das Alte ungestört. Dagegen: man treibt's, wie mit den Dorfkirchen. Will man aus irgendwelchen Gründen eine neue, so muß die alte heruntergerissen werden, als hätten die Bauplätze auf dem Dorf Preise, wie in der Friedrichstraße zu Berlin.

Handel und Gewerbe

Das Wertpapier als Kunstdruck

Ein Gebiet, für das es auch einmal heißen müßte: „Künstler heran!“ ist die Herstellung der Wertpapiere. Sind sie auch nicht „jedermanns Sache“, so gehen sie dafür gerade durch die Hände von Leuten, die mindestens durch Besitz für künstlerische Kultur wichtig sind. Die geschmackvolle Ausstattung der Wertpapiere ist aber auch noch aus einem anderen Grunde wichtig: Ihre Herstellung ist — im Gegensatz zur Münzprägung — ein freies Gewerbe. Wird auf die künstlerische Gestaltung dieser doch „wertvollsten“ Papiere kein Gewicht gelegt, so muß das auf viele andre Erzeugnisse der betreffenden Firmen von Wirkung sein, insofern ihnen dann bei minder wertvollen Sachen der gute Geschmack natürlich erst recht nebensächlich erscheint. Die Herstellung der Wertpapiere ist schon deshalb auch für die Bildung der an der Herstellung Beteiligten von besonderen Einfluß, nicht minder auf die der Besteller.

Bis jetzt kümmern sich diese anscheinend kaum darum — oder sollte das Resultat gerade daher stammen, daß sie es tun? Es scheint, die Aktien, Schuldverschreibungen usw. müssen vor allem rasch geliefert werden, müssen gegen Fälschungen gesichert sein, und mit anderen Werten nicht leicht verwechselt werden können. Nur ganz vereinzelte Beispiele, daß auf eine originale Zeichnung, Anordnung und Farbenzusammenstellung Wert gelegt wurde, sind in der Unmenge solcher durch die Hände eines Bankiers gehenden Erzeugnisse erkennbar. Und doch, wie nahe läge es, daß z. B. eine Stadt, wie sie heute meistens den städtischen Gebäuden eigenartigen Charakter zu verleihen sucht, auch ihren Schuldverschreibungen ein Ansehen gäbe, das ihrem sonstigen Streben entspricht? Noch weit mehr gilt das von den Staaten — „Preußen in Deutschland voran“. — Man sehe sich die „Preußischen Konsols“ an; sie sind unverkennbar ebenbürtige Brüder des Papiergeldes und der Münzen. Wie, wenn „man“ die

Digitized by Google

Entwürfe zu den Preußischen Konsols zum Beispiel von Menzel hätte schaffen lassen! Es ist geradezu auffällig, wie sich die „Wert"papierausschmückung in dem sonst doch so kräftigen Dome der modernen Flächenkunst als Robinson-Eiland erhält, an dem alles Leben fern vorüberschwimmt. Dabei könnten sie künstlerische Erzeugnisse sein, die ebenso um ihrer selbst willen wie um ihres „Schein"wertes halber „gesammelt" würden. Sparsamkeit kommt dabei ganz gewiß nicht in Frage; der einzige Hinderungsgrund für den Fortschritt ist die Gedankenlosigkeit, das Gesetz der Trägheit, der Fabrikbetrieb.

Auch auf das Äußere der Sparkassenbücher könnte sich eine Verschönerung wohl erstrecken. Dann hätte auch der kleine Mann etwas davon. „Nicht, daß es drum viel kosten sollt!" Bei allen diesen Reformen bedeutet schlechter oder besser fast niemals billiger oder teurer, es handelt sich immer nur darum, das verfügbare Geld richtig zu verwenden. Julius Kohen

Deutsch und schwedisch

Eine recht lehrreiche Vergleichung in Sachen des polemischen Tons ermöglichen zwei Betrachtungen gelegentlich des Generalstreiks hüben und drüben.

Der „Vorwärts" bezeichnete die schwedischen Arbeitgeber als Leute, „die zu faul und zum großen Teil gänzlich unfähig sind, auch die wenigen Aufgaben zu erfassen, die innerhalb der volkswirtschaftlichen Entwicklung den Kapitalbesitzern zufallen. Wenig Unternehmungsgeist, eine jeder Beschreibung spottende Borniertheit und Trägheit sind die Merkmale der schwedischen Bourgeoisie. Wer sie bei ihrer Lieblingsbeschäftigung sehen will, muß sie an der Eßtafel und am Punschtische suchen. Der durchschnittliche Bourgeois kennt seinen Betrieb meistens nur von außen; von innen nur dann, wenn die Erträgnisse des Betriebes für seine Lieblingsneigungen nicht ausreichen. Das sind keine Übertreibungen".

Das Hauptorgan der schwedischen Sozialdemokratie antwortet darauf: „Es ist die reine Karikatur, unsere Industriellen als Punsch trinkende Vielesser zu bezeichnen. Ebenso grundfalsch ist die Behauptung, daß die wenigen tüchtigen Industriellen des Landes meist deutscher, dänischer oder jüdischer Abstammung sind, welche sich die bornierten Manieren des schwedischen Geschäftsmannes angeeignet haben. Irreführend ist auch die Behauptung, daß die Organisation der Arbeitgeber von Juristen und Bureaukraten geleitet wird, wodurch die Industrie und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes unterdrückt wird. Mit schwedischen Männern haben wir in unseren Konflikten zu tun gehabt, und »bornierte Manieren« finden sich in allen Ländern. Eine verhältnismäßig großartige und schnelle industrielle Entwicklung hat auf beiden Seiten die Interessen der Arbeiterschaft und des Kapitals konzentriert. Die Landesorganisation und die Organisationen der Arbeitgeber sind junge Riesen, die von derselben revolutierenden, wirtschaftlichen Energie geboren wurden, die uns schnell industriell vorwärts geführt hat."

Wer sachlich recht hat, das geht uns natürlich hier im Kunstwart nichts an, wo wir uns nur mit der Ausdruckskultur zu beschäftigen haben. Welcher Unterschied aber zwischen dem Ton des schwedischen Sozialistenblattes, das doch mitten im heißesten Kampfe auf

Zu den Tagesereignissen

Digitized by Google

Tod und Leben steht, und dem des deutschen, das, fern vom Schuß, so viel leichter in aller Ruhe sprechen könnte. Nur bitten wir, aus dem Zufall, daß es sich hier um die Vergleichung zweier sozialdemokratischer Blätter handelt, nicht etwa den Schluß zu ziehen, daß wir unsere sozialdemokratische Presse für ganz besonders „verroht" hielten. Sie ist nur um so viel derber im Ausdruck, als man in Arbeiterkreisen derber zu sprechen pflegt, als in anderen, das aber hat mit dem inneren Wesen blutwenig zu tun. Das Insinuieren und Ironisieren, das Hinüberspielen ins Persönliche, das Tun, als wenn man den Gegner für einen Esel oder einen Lumpen hielte, kurz: das Unvornehme der Polemik ist unsern Beobachtungen nach bei uns bis auf wenige Ausnahmen von der äußersten Linken über alles in der Mitte hinweg bis zur äußersten Rechten ein so beliebter Brauch, daß er das Begreifen und Achten des Gegners und damit eine gemeinsame nationale Kultur auch seinerseits aller Enden behindert.

„Vom Kultursegen der Kartoffel"

Mann und Weib

Am Schluß der „Alkoholisches" überschriebenen Rundschau-Bemerkungen im letzten Hefte steht der Satz: „Möglicherweise kommt doch mit der Zeit auch die ostelbische Anschauung vom »Kultursegen der Kartoffel« nach und nach ins Wanken." Aus den Kreisen der Landwirte wendete man sich in einer Zuschrift an uns gegen die ironische Zitierung dieses Worts, und da wir wirklich nicht darnach streben, Zeitungsphrasen unsererseits kritiklos weiterzuverbreiten, so geben wir ihr gerne Raum. „Die Kartoffel hat auf allen leichteren Böden, also für große Teile des deutschen Ostens tatsächlich einen sehr großen Kulturwert — als Hackfrucht. Die Hackfrüchte ermöglichen es, den Boden in Kultur zu erhalten, ermöglichen also, die Landwirtschaft überhaupt rationell zu betreiben. Andere Hackfrüchte kommen auf geringen Böden nicht in Betracht, eine andere Verwertung der Kartoffeln in Massen auch nicht. Die Herstellung von Spiritus zu Industriezwecken muß also im Osten einer der wichtigsten Zweige der landwirtschaftlichen Gewerbe bleiben, ebenso wie die Zuckerfabrikation auf guten Böden. Wenn ein konservativ-agrarischer Abgeordneter also vom Kulturwert der Kartoffel sprach, so hat er an Trinkbranntwein gar nicht gedacht, sondern nur an den Wert der Kartoffel als Hackfrucht." Ausgelegt worden sind die betreffenden Äußerungen vielfach bekanntlich anders, und behauptet wird, daß manche große Gutsbesitzer sogar ein unmittelbares geschäftliches Interesse am Schnapskonsum ihrer Leute haben. Aber die eingehendere Erörterung dieser Fragen gehört ja gewiß auf einen Kampfplatz, der jenseits unserer Grenzen liegt.

Die Frau in kommunalen Ämtern

Die Beteiligung der Frau am politischen Leben stößt noch vielfach selbst bei solchen Männern auf Widerstand, die manchen andern Forderungen der Frauenbewegung durchaus sympathisch gegenüberstehen. Diese Gegner verstehen unter der Teilnahme am politischen Leben nichts anderes, als eine Beteiligung am Wahlkampf, der ja leider oft höchst unangenehme Formen annimmt. Es ist ihnen ein unerfreulicher Gedanke, die Frau auf

Digitized by Google

der Rednertribüne zu sehen, den Verunglimpfungen und Angriffen ausgesetzt, mit denen politische Gegner sich gegenseitig aus dem Felde zu schlagen suchen. Also häufig nicht aus Nichtachtung vor der Frau, sondern aus einem Gefühl ritterlichen Protektortums wollen sie das weibliche Geschlecht bewahren vor Schmutz, der es treffen könnte. Aber auch das politische Leben und besonders das öffentlich-soziale hat ja mit Wahlkampagnen nur ausnahmsweise zu tun, es verläuft sonst in ziemlich ruhigen Bahnen. Und dazu kommt, daß die Frau daran bereits ziemlich stark beteiligt ist, wenn auch in passiver Form: die Frau als Steuerzahlerin, als Arbeiterin, als Mutter, als Bürgerin. Ist doch die Frau als Mutter mindestens ebenso interessiert daran, wie die Schulen beschaffen sind, die ihre Kinder besuchen, wie der Vater; die Arbeiterin ist derselben Gewerbeordnung unterworfen, wie ihr männlicher Kollege; der erwerbenden Frau kann es nicht gleichgültig sein, wofür die von ihr gezahlten Steuern verwendet werden; die erkrankte Frau wird in denselben öffentlichen Anstalten verpflegt, wie der Mann; die Mißstände, die im sozialen Leben: in der Wohnungsnot, in dem Überhandnehmen schlechter Lokale, in der Schmutzliteratur und vielen anderen traurigen Erscheinungen zutage treten, treffen die Frau vielleicht sogar härter als den Mann. Und so empfindet sie es als eine Benachteiligung, daß ihr die öffentliche Mitarbeit verwehrt wird. Sie ist davon überzeugt, daß der Mann allein nicht imstande ist, die Interessen des anderen Geschlechtes zu vertreten, nicht weil sie an seinem Gerechtigkeitsgefühl oder seinem guten Willen zweifelt, sondern weil ganz natürlich jeder Mensch die Lage der Dinge nur unter seinem Gesichtswinkel beurteilen kann. Unser öffentliches Leben trägt darum den Stempel einer spezifisch männlichen Kultur und bedarf ihrer Überzeugung nach einer Modifizierung durch den weiblichen Einfluß, der zum vollen Menschentume doch auch gehört.

Insbesondere in den unzähligen Fällen, wo es sich um die Fürsorge für Schwache und Kranke, um Erziehungs- und Sittlichkeitsfragen handelt, sollten, so glauben wir, der Einfluß und die Mitarbeit der Frau nicht länger zurückgehalten oder gar ausgeschaltet werden. Der Mann schafft die Kultur in dem Sinne, daß wir seiner Schöpferkraft all die bewunderungswürdigen Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik, der Erfindung, der Wissenschaft verdanken. Aber dehnt sich nicht eine furchtbare Kluft zwischen der Höhe unsrer Kultur im rein äußerlichen Sinne und dem Tiefstand unsres sittlichen Lebens? Empfinden wir nicht, daß wir einem groben Materialismus verfallen, wenn nicht ethische Kräfte ausgelöst werden, die befruchtend auf das Seelenleben wirken? Der Glaube im kirchlich-dogmatischen Sinne ist erschüttert, und damit droht uns auch der Verlust des ethischen Inhalts des Christentums. Wer ist berufen, diesen zu retten, das öffentliche Leben mit dem Geiste wahren Christentums, mit Nächstenliebe zu durchdringen und damit die Kluft zu überbrücken, die Klassenhaß und Egoismus gegraben? Die Frauenbewegung will das weibliche Geschlecht für diese Mission erziehen und befähigen.* Wenn sie die Teil-

* Wir dürfen uns allerdings nicht verhehlen, daß die Meinung, die Frau sei von Natur aus zur ethischen Erziehung in höherem

Digitized by Google

nahme der Frau am öffentlichen Leben anstrebt, so fordert sie damit auch eigentlich nichts Neues. Früher wurzelte das Individuum im Hause; das Heim löste all die Aufgaben, die jetzt die Öffentlichkeit übernommen hat. Tausende von Kindern werden jetzt in öffentlichen Anstalten geboren; im zartesten Alter entreißt die Schule die Kleinen dem Elternhaus und übernimmt ihre Erziehung und Ausbildung; die heranwachsende Jugend verlebt nicht mehr ihre Lehrjahre im Schutze und unter den Augen des Meisters und der Meisterin; die gesamte Produktion, die sonst der Haushalt, das heißt die Frau, leistete, wird jetzt in Fabriken hergestellt; Kranke, Krüppel, Sieche werden in öffentlichen Anstalten verpflegt. Solange das gesamte persönliche Leben sich im Hause konzentrierte, hatte die Frau als Herrin des Hauses einen großen Einfluß auf dieses Leben; ihr lag die Erziehung der Kinder, die Fürsorge der Jugend, die Pflege der Kranken, Alten und Schwachen ob. Jetzt, wo durch die moderne technische und industrielle Entwicklung das Haus alle diese Pflichten an die Kommune abgegeben hat, ist die Frau zum Teil aus ihrem einstigen Pflichtenkreis verdrängt worden und hat ihre Einflußsphäre auch da verloren, wo ihre spezifisch weibliche Begabung ein reiches Feld der Betätigung finden würde. Es ist ein Jammer um all die brachliegende Frauenkraft, die im Dienst der Allgemeinheit fruchtbringend verwertet werden könnte. —

Der Kampf ums Dasein wird für den Mann immer schwieriger, aufreibender; er muß seine ganze Kraft einsetzen, um für seine Familie des Lebens Unterhalt zu verdienen. Und wenn er dann abgearbeitet, ermüdet, von Sorgen belastet nach Hause kommt, dann soll er noch Zeit und Kraft finden, um sich als Vormund um irgendein armes uneheliches Kind zu bekümmern, oder um als Waisenrat oder Armenpfleger der sozialen Not steuern zu helfen. Liegen diese Pflichten seiner Frau nicht näher? Würde sie es nicht besser verstehen, die Unterkunft und Nahrung eines verwaisten Säuglings zu kontrollieren, oder sich über die Bedürftigkeit einer verarmten Familie zu unterrichten, oder als Wohnungsinspizientin die Arbeiterfrau über die elementarsten Anforderungen der häuslichen Hygiene und Wohnungspflege zu belehren? Die Frau, deren Haushaltungsgeschäfte durch die moderne Technik und Produktion auf ein Minimum beschränkt sind, der die Schule die Sorge für die Kinder den halben Tag abnimmt, vergeudet ihre freie Zeit mit „Besorgungen“, „Besuchen“ und ähnlichen Mitteln, um sich eine Geschäftigkeit vorzutäuschen. Und nun gar die heranwachsenden Haustöchter! Welch unerfreulicher Typus sind diese Großstadtpflänzchen, die die Zeit zwischen Schule und Heirat mit einem öden Kunstdilettantismus, mit Toilettensorgen und Mädchenkränzchen totschlagen! Wäre es nicht auch eine bessere Vorbereitung für die Ehe, wenn sie ihre Zeit im Kindergarten, bei der Säuglingspflege usw. nutzbringend und zweckmäßig anwendeten? Wenn aus irgendeinem Grunde ihr Leben nicht in den Hafen der Ehe einläuft, dann würde die frühzeitige Gewöhnung an ernste Pflichterfüllung, an ein im Dienst des Nächsten ausgefülltes Dasein sie davor bewahren, sich als

---

Maße berufen, von einem großen Teil der Männer nicht ohne weiteres anerkannt wird, während sie zahlreichen Frauen jetzt als Axiom gilt, das gar nicht erst bewiesen zu werden braucht. Kw.-L.

Digitized by Google

„alte Jungfern", als unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft zurückgesetzt und verbittert zu fühlen.

Eines langen Kampfes hat es bedurft, ehe es der Frauenbewegung gelungen ist, diesen Grundsätzen Anerkennung zu erringen: zuerst in den eignen Reihen, dann bei den maßgebenden Körperschaften und Persönlichkeiten. Es war ein Kampf gegen Trägheit und Egoismus in den Reihen der Frauen, gegen Vorurteil und Tradition bei den Behörden. Jetzt ist das Hauptbollwerk gefallen. Langsam fangen die Kommunen an, sich der brachliegenden Frauenkraft zu bedienen und überall mit den besten Erfolgen. Wir finden Frauen teils als bezahlte Beamtinnen, teils in ehrenamtlicher Tätigkeit als Waisen- und Armenpflegerinnen, als Vormundinnen, als Leiterinnen von Zentralen für Jugendfürsorge, als Helferinnen und Verteidigerinnen beim Jugendgericht, als Leiterinnen von Rechtsschutzstellen und Arbeitsnachweisen, in der Schulverwaltung und in der Hauspflege, in der Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, in der Wohnungsinspektion und als Polizeiassistentinnen, in der Trinkerfürsorge, als Schulärztinnen, Fabrikpflegerinnen und als Beamtinnen der Gewerbeaufsicht. Auf diesen Posten verdrängt die Frau nicht den Mann, sie wird ihm nicht zur Konkurrentin, sondern zur notwendigen Ergänzung in seiner kommunalen Tätigkeit. Es vollzieht sich ganz allmählich und natürlich der Prozeß der Arbeitsteilung, der längst im Einzelhaushalt stattgefunden hat; der Prozeß der Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern, je nach Veranlagung und Begabung. Das ist der erste Schritt zur völligen Gleichberechtigung der Frau innerhalb der Gemeinde, die sich in England, Norwegen und Dänemark zum allgemeinen Besten bereits verwirklicht hat. Eine berühmte englische Vorkämpferin der Frauenbewegung hat diese einst als: „organisierte Mutterschaft" bezeichnet. Eine solche in die Praxis umzusetzen, muß auch eins der Ziele der deutschen Frauenbewegung sein, darum strebt sie die Zulassung der Frauen zu den kommunalen Ämtern an. Anna Pappritz

Bildung und Schule

Die Weimarer Jugendtage

hatten ihren eigentlichen Schwerpunkt gar nicht in den Klassikeraufführungen selber, und eben deshalb dürfen wir ihrer auch in diesem Blatte gedenken, wo von Aufführungen als solchen selten die Rede ist. Was durch den deutschen Schillerbund das deutsche Volk den Jungen und Mädeln in den Theatern bot, war Edles, und es ward gut geboten, aber der besondere Schimmer dieser Tage kam doch vom Abglanz der großen Leuchten unterm Horizont, der nicht nur auf der Bühne, der auf so viel Straßen und Plätzen rings zu spüren war, kam vom Abglanz des großen Weimars von einst. Den jungen Deutschen soll, soweit das eben möglich ist, einmal in eines jeden Leben das Gefühl von „Weimar" im anschaulichen Miterleben verschafft werden, von Weimar als dessen, was wir dabei empfinden, von Weimar als der Gemeinsamkeit so vieler unsrer Größten. Der Gedanke war wirklich so einfach, wie er gut ist, und so konnte man nach seiner Verwirklichung lesen, daß selbst Zeitungen, die sonst in seinem Urheber Adolf Bartels nur den Antisemiten sehen, hier zum ersten Male eine seiner Taten lobten. „Seiner" — denn nicht nur der Gedanke ist sein, sondern ohne sein ehrliches Mühen wäre trotz

Digitized by Google

aller Spenden doch auch aus der Ausführung schwerlich was geworden.

Und nun? Ich bin der letzte, der Festtage, und wären es die ernstesten und höchsten, und fielen sie auch in die empfänglichste Jugendzeit, so hoch einschätzte, daß ich ihre Förderung zu den wichtigsten Aufgaben auch nur unsrer ästhetischen Kultur oder gar unsrer nationalen Kultur überhaupt rechnen könnte. Das sei allen von vornherein zugestanden, die bei den weitern Bemühungen des Schillerbundes um Unterstützung etwa erklären werden: wir haben dafür kein Geld, so lange noch Wichtigeres ungetan ist. Aber solch einen Schluß zu ziehn, schiene mir trotzdem grundverkehrt auch für uns vom Dürerbunde. Wer praktisch fördern will, muß die Möglichkeiten ausnutzen, muß vor allem bewahren, was Gutes erreicht ist und so seine Möglichkeit erwiesen hat. Es wäre eine Schande für unser Volk, wenn die Jugendtage von Weimar nur aus einem Sommer in junge Seelen geschienen hätten. A

Die Nürnberger Abiturientenrede

ist in der schnellen Tagespresse so viel besprochen worden, daß wir mit ein paar Worten darüber ganz ungebührlich hinterher hinken. Es ist aber gar nicht die Rede, die uns zu einem Nachwort veranlaßt, sondern eben die Bemerkungen der Tagesblätter sind's. Weil sie in ihrer großen Mehrzahl den guten Jungen entweder zu einem Heros machen oder zu einem Frechling, während doch nicht nur er selber, sondern auch seine Sache sozusagen ihre zwei Seiten hat.

Festliche Versammlung, im Auftrag der Abiturienten soll ein Mulus das Abschiedswort an die Lehrer richten. Er tut das auf ungewöhnliche Weise. Der Wortlaut ist auf all das Aufsehen hin jetzt veröffentlicht worden: er klingt so außerordentlich konfus, daß man dem Verfasser, falls er ein eitler Junge ist, keinen übleren Gefallen tun könnte, als ihn ernsthaft zu kritisieren. Nein, diesen Redner zu feiern war kein Grund. Aber „frech" klingen seine Worte, klingen die Worte für unsre Ohren, die ja des Verfassers Stimme nicht kennen, eigentlich auch nicht. Und wenn sie „frech" waren, was ist das Schlimmere: einige jugendliche Unverschämtheit oder Verlogenheit?

Wenn man all die andern großen Fragen der Schulreform, die uns so schmerzhaft auf der Seele brennen, für diesmal aus der Diskussion lassen will, so schiebt die Nürnberger Geschichte doch eine recht aufdringlich in den Vordergrund: tut die Schule ihrerseits, was sie tun kann, um Heuchelei nicht nur nicht zu fördern, sondern zu bekämpfen? Daß eine Menge von Jungen heutzutage ungefähr so denken, wie der Nürnberger Abiturient, wer bezweifelt das? Sie sollen bescheiden sein, sie sollen schweigen. Das ziemt erst Werdenden, aber man verlangt mehr: sie sollen auch noch tun, als wenn sie dankbar und beglückt wären, wenn sie das nun einmal nicht sind und, großenteils dem schweren Lehrerberuf gegenüber ganz gewiß zu Unrecht, ihrer Unerfahrenheit und Unreife gemäß auch nicht sein können. Im allgemeinen tun sie's auch. Sie „kuschen" und halten auf Wunsch auch prompt die Dank- und Abschiedsreden, die man schon zu meiner Jugendzeit auf der Lehrer- wie der Schülerseite meist

Digitized by Google

als Komödienrederei empfand. Einzelnen Lehrern gegenüber ist ganz sicher oft, ist vielleicht fast immer bei vielen Schülern ein ehrliches Dank-, ja Liebegefühl da. Allen gegenüber wann je? Aber die Dank- und Lobesphrasen werden ganz im allgemeinen verlangt und auch heruntergeschnurrt — als Vorübung fürs „Praktischsein" im Leben, für das „Karrieremachen", zu deutsch: für das Strebern.

Wie der Lehrer sich wirklich zum Vertrauten seiner Schüler, zu ihrem beratenden Freunde machen kann, für dieses Letzte und Schwerste allen Erziehens gibt's keine Rezepte. Möglich wäre aber wohl häufiger eine größere Duldsamkeit gegen abweichende Meinungen und Gefühle der Schüler. Man dürfte nie als unmoralisch und empöreriſch brandmarken, was vielleicht sehr „grün", aber doch nun einmal im Schüler so da ist, und was man nun Jahr auf Jahr zu einem Versteckenspielen zwingt, das den Charakter verderben muß. Und möglich wäre als bescheidener Anfang ein Aufräumen mit den feierlichen Lob- und Dankreden der Schulentlassungen, wo nicht ohne jegliche äußerliche Anregung in kurzem Wort phrasenlos ein Herz überfließt.

Kultur des Auges

Alle deine Organe, Anlagen und Fähigkeiten sollst du entwickeln, soviel du magst; nur — dein Auge laß ungeschult! So riet mir einst ein alter Freund. Du kommst damit um manche Freude, gewiß; aber du ersparst dir ungleich mehr Ärger. Und nun erzählte er von alldem, was in unsern Städten und selbst in Berg und Wald, wohin nur Menschenhände ihre Werke tragen, dem Auge wehe tut. In der Tat, es ist wohl nichts in der Welt, das so vielen und schweren Mißhandlungen schutzlos preisgegeben wäre als eben unser Auge. — So hat jener mich sehen gelehrt, ohne es zu wollen; denn nun fing ich an, meine Augen zu brauchen und — ärgerte mich auch an vielen Dingen, die ich bis dahin nicht „gesehen" hatte. Ich gab ihm recht und wußte ihm wenig Dank. Mit der Zeit aber lernte ich: daß eine gute Freude einen ganzen Haufen Ärger aufwiegen kann. Und noch eins: daß man bei vielem, was man nicht ändern und bessern kann, doch lernen kann vorbeizusehen. Und ein drittes: daß es kein Mittel gegen jenen bösen Zustand gibt als dies: die Augen zu schulen, damit sie anfangen zu treiben — zum Kampf gegen alles, was sie beleidigt, und zum Kampf um alles, was ihnen gute Freude sein muß. Dann aber ist solche Schulung allen nötig, die für das Auge schaffen, und ebenso allen, für deren Augen etwas geschaffen wird.

Nur freilich: was solche Schulung des Auges im einzelnen fordert, das wußte und bedachte ich nicht. Der Kunstwart steht seit langem in jenem doppelten Kampf. Aber die Forderungen des Auges im einzelnen festzustellen und im Zusammenhang zu entwickeln, liegt nicht im unmittelbaren Kreis seiner Aufgaben. Hans Cornelius hat nun diese Arbeit unternommen und uns damit ein schönes Rüstzeug für jenen Kampf gegeben. Ich meine sein Buch „Elementargesetze der bildenden Kunst" (Leipzig, Teubner, 1908).

„Bildende Kunst ist Gestaltung für das Auge"; und darin liegt ihr Wesen, das nur leider immer und immer wieder praktisch verkannt wird. Darum muß sie in ihren Werken den Bedürfnissen des

Digitized by Google

Auges und der Gesetzlichkeit seiner Raumauffassung gerecht werden. Dasselbe gilt für jedes Kunsthandwerk. Nicht das genügt, daß die räumliche Formung eines Kunstwerks „richtig“ ist, und daß die Konstruktion eines Stuhles zweckmäßig ist, und daß die Ausdrucksgeste eines dargestellten Menschen dem wirklichen Ausdruck bei Menschen entspricht. Künstlerisch geformt wird all dies erst dadurch, daß es auch für die Auffassung durch das Auge zum einheitlichen Ausdruck kommt; daß die räumliche Formgebung als richtig, die Konstruktion als zweckmäßig, die Ausdrucksgeste unmittelbar verständlich für das Auge wirkt. Daß dies mit jenem noch nicht gegeben ist, daß vielmehr die Raumauffassung des Auges dazu ganz bestimmte Forderungen stellt, deren Erfüllung das Wesentliche der künstlerischen Formung ausmacht, das sucht Cornelius im Zusammenhang seiner Darstellung zu erweisen; er gibt den Versuch, diese Forderungen des Auges im einzelnen zu bestimmen; und er zeigt sie sinnenfällig an einer großen Zahl von Beispielen und Gegenbeispielen. Wohl wird zu bedenken sein, daß diese Forderungen zum Teil und nach bestimmten Richtungen nur bedingte Geltung haben können, daß das Auge zum Beispiel durch die technischen Bedingungen eines neuen Materials (ich denke an die erste Zeit der Eisenkonstruktionen) zur Anpassung gezwungen wird, das heißt dazu, seine bisherigen „Forderungen“ abzuwandeln; das ändert aber an den allgemeinen Gesetzlichkeiten nichts, die hier auffindbar sind.

So mißt sich für Cornelius der Wert des Kunstwerks als geformter Leistung gerade daran, wie weit es der Raumauffassung des Auges entspricht. Hier liegen die Elementargesetze, auf denen das Kunstwerk als solches ruht. Damit stellt er sich auf den Boden, den Hildebrand mit seinem „Problem der Form in der bildenden Kunst“ bereitet hat. — Eine anders orientierte Betrachtung des Kunstwerks könnte mit demselben Rechte schließen: Was im Grunde zum Schaffen des Kunstwerks treibt, und worauf anderseits seine Wirkung als Kunstwerk fußt, kurz, was das Kunstwerk „macht“, ist überall ein Wert, ein Gehalt an Erleben, der in ihm zu adäquatem Ausdruck kommt. So ist das Kunstwerk nur Kunstwerk, sofern es einem bedeutsamen Gehalt deckenden Ausdruck schafft. — Beide Betrachtungsweisen geben dem dargestellten „Gegenstand“ nur sekundäre Bedeutung; solange dieser in erster Linie betont wird, erhält die Kunst nur mehr die Aufgabe zu illustrieren; das aber ist eben nicht Kunst. Deren Wesen und Aufgabe ergibt sich erst voll durch die Vereinigung jener beiden Betrachtungen: Ein Werk ist Kunstwerk dadurch, daß es einem Erlebnisgehalt in geformter Darstellung adäquaten Ausdruck gibt.

Jeder Bewußtseinsvorgang, der den Charakter des „Erlebens“ hat (wobei also die Gefühlswirkung dominiert, aber selbstverständlich weder die Vorstellungsseite noch die Willensseite fehlt), gewinnt auch seinen organischen Ausdruck beim Menschen — in seinem Mienenspiel, seinen Bewegungen und deren Rhythmus, Richtung und Stärke, seiner Rede und deren Ausdruckslauten, Tonfall, Rhythmus und Betonung. Ja, jede Erlebniswirkung findet nicht bloß Ausdruck, sondern drängt nach Entladung. Wir sehen das am deutlichsten bei Kindern. In der Haltung des entwickelten Kulturmenschen erscheint solcher Ausdruck stark gehemmt — manchmal fast bis zur Ausdruckslosig-

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

keit, im ganzen aber doch nur im Sinne größerer Beherrschung und Verfeinerung des Ausdrucks. Der entwickeltere Mensch beherrscht sich selbst, und damit die Erlebniswirkungen des Augenblicks; und in deren gehemmtem Ausdruck sehen wir zugleich vertieften Ausdruck: Nicht nur das augenblickliche Erleben wirkt bestimmend auf die Ausdrucksbaltung im Einzelfall, sondern zugleich und oft weit mehr vergangenes Leben in seinen Nachwirkungen. So bleibt es auch hier bei dem Satz: Erleben findet Ausdruck und drängt zum Ausdruck. Und an diesem Ausdruck erkennen wir den Charakter dessen, was bei den Menschen jeweilig Erleben ist. Dabei aber kommt im Zusammenhang der Ausdruckstätigkeit der Ausdruck des einzelnen Erlebens oft nur andeutend und unvollständig zur Geltung. Aber eben in diesem Zusammenhang bleibt er dennoch verständlich. Im Kunstwerk ist ein einzelnes Erleben aus seinem seelischen Zusammenhang herausgelöst und damit sein Ausdruck aus dem Zusammenhang der Ausdruckstätigkeit, der nun auch weit reichere Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen als die oben genannten. So ist ein einzelnes Erleben objektiviert. Dabei genügt ein andeutender Ausdruck nicht, der nur eben verständlich ist; der Ausdruck muß alles geben, was wir sonst aus dem Zusammenhang ergänzen. So entspringen Anforderungen an die Formung auch daraus, daß das Kunstwerk „adäquaten Ausdruck" schaffen soll. Dies ist ein ähnliches Verhältnis, wie es bei den Forderungen von Cornelius und Hildebrand besteht. Die Anforderungen des Auges an die Formung des Kunstwerks gehen dahin, daß diese Formung geben muß, was wir den „Erscheinungen" der Gegenstände gegenüber assimilativ ergänzen und korrigieren müssen. Aber nicht dies allein ist das „absolut Künstlerische", sondern beides in seiner Vereinigung.

Doch nicht jedes Erleben tendiert zu derart künstlerisch geformtem Ausdruck. Den meisten Vorgängen unsres Erlebens genügt jene flüchtige Andeutung. Andere drängen zu ausgebreiteter und intensiver Entladung. Darin zeigt sich ihr besonderer Wertcharakter. Sie haben im naiven Bewußtsein die einfache Tendenz, zu dauern und sich und ihren Ausdruck zu wiederholen. Im entwickelten Bewußtsein, dem zugleich weit reichere Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen, ergibt sich daraus die Tendenz zum objektiven, geformten Ausdruck. Die Fähigkeit zu dieser Ausdrucksformung ist es, die den Künstler macht. Es ist oft genug ein scheinbar kleines und einfaches Erleben, das solche Dauerwirkung in ihm verursacht, etwa die Freude an einem Zusammenhang von Licht oder Farbenwirkungen. Immer aber ist in solchem Erleben jene Tendenz zur Dauer, zur Wiederholung, kurz ein positiver Wert. Der geformte Ausdruck wird zum Träger der Gefühlsentladung, Träger der Dauer und Wiederholung des Erlebens. Und dies Erleben ist sein eigentlicher Gehalt.

Die distinktere und feinere Erlebensfähigkeit, die der echte Künstler vor uns Dutzendmenschen voraushat, im Verein mit seiner Herrschaft über umfassendere Ausdrucksmittel macht es, daß uns die Kunst so viel zu sagen und zu geben hat. Ein gehaltloses Kunstwerk wäre kein Kunstwerk, und wenn es in der räumlichen Formung seines „Gegenstandes" allen Anforderungen, die aus dem Bedürfnis des Auges erwachsen, aufs beste genügte; es hätte uns auch nichts zu sagen und zu geben. A. Henseling

Digitized by Google

Vom sich Häuten

Der Schriftsteller, in dessen literarischen Produktionen sich wirklich ein inneres Leben zutage ringt, befindet gegen die Kritik sich meist in dem Falle der Schlange, welche, des neuen Frühlings sich freuend, wohlgemut durch grüne Wipfel dahinschlüpft, indes unten die Ameisen ihren abgestreiften Balg zerwühlen.

Wilhelm Weber (Vorrede zu Juvenals Satiren)

Unsre Bilder und Noten

Unser farbiger Steindruck nach Otto Bauriedl gibt ein Stückchen oberbayrisches Bergland aus der Nähe von Schliersee. „Gibt" er es? Es hat dem Maler nichts darangelegen, Boden, Wald und Berg so zu „porträttieren", daß jeder, der den Weg kennt, sagen mußte: „Nein", ist das richtig!" Wir bitten den Beschauer, zunächst einmal darauf zu achten, wie flächig hier alles gegeben ist. In allen Teilen des Bildes ist außerordentlich wenig mit Schatten und Licht gerundet, wenig modelliert, es steht überall nur Fläche gegen Fläche. Trotzdem wird das Ganze als solches raumhaft. Auch in der Wirklichkeit, etwa bei Sonnenuntergang, schieben sich ja die blauen Wald- und Bergkulissen durchaus nur als Flächen vors Abendgold. Aber sie geben gerade dadurch das Raumgefühl nur um so stärker an, weil so der einzelne raumbildende Teil in sich geschlossen ist, also als einheitlicher Faktor mit gesammelter Kraft der Raumbildung des Ganzen dient, ohne auf seine internen Einzelheiten das Bewußtsein abzuziehn. Aus einiger Entfernung angesehn, wirkt Bauriedls Bild in ganz ähnlicher Weise. Wie er beim Modellieren vereinfachte, hat er's auch bei der Farbe getan. Wer die Voralpen nicht nur im Hochsommergrün kennt, weiß wie echt diese Farben sind. Bauriedl hat sie auf einige wenige Töne zurückgeführt, im wesentlichen auf einen Zusammenklang von Oliv und Blau. Wie wohl der tut! Welche Ruhe aus ihm klingt! Wir haben das kleine Meisterstück einer reifen Künstlerschaft vor uns, die sich mit innigem Naturgefühl verbunden hat.

Die beiden andern Blätter führen uns von den Alpen weg ins Riesengebirge. „Auch hier sind Götter", und zwar besondere. Es ist recht irrig, im schlesischen Gebirgsland eine Art reduzierter Alpen zu sehn, Rübezahl ist ein genius loci eigener Art. Am meisten werden wir an die Alpen, richtiger: an die Voralpen erinnert durch Blicke vom Kamm in die Gründe, wie besonders den in den Riesengrund, den uns Artur Gutknecht-Nebra gemalt hat. Man muß unsre kleine Reproduktion geduldig so lange ansehn, bis das Bild plastisch wird, ich empfehle dafür, das Auge etwa in der Höhe des Plattenrandes zu halten; beim Herabsehn kommen wir in die Raumillusion am ehesten, so daß die große Tiefe als solche wirkt und die Wolken als lebendige Vorhänge sich zu bewegen scheinen. Es war ein Wagestück, gerade diesen, gerade fürs Riesengebirge besonders charakteristischen Eindruck im Bilde festhalten zu wollen, uns scheint aber, es ist dem Künstler geglückt.

Das Blatt von Otto Fischer (das im großen bei Arnold in Dresden erschienene Original gibt natürlich weit mehr, als die kleine Reproduktion) zeigt uns sehr charakteristisch riesengebirglerische Landschaft. Ein Moortümpel auf dieser weiten Kammhochebene, über die einige Koppen sich wenig, wie in Müdheit heben, bei dunkelm Wolkentreiben, Regen-

Digitized by Google

schauern und nur geisterndem Licht. Will man durchaus vergleichen, wird man hier eher als an die Alpen an einzelne Nordseeinselbilder, überhaupt an Nordisches denken. Fischer, von dem wir unsern Freunden früher (Kw. XV, 2; XVII, 1) schon manches gezeigt haben, geht in seiner künstlerischen Bewußtheit mehr und mehr auf Ziele, die im engeren Sinne bildnerisch sind, aber sein Erleben dieser Landschaften ist so stark, daß wir niemals von ihm nur Artistisches erhalten.

Die Illustrationsbeilage „Hugo Vogel und die Weltausstellung" gehört zu dem Rundschaubeitrage.

Die Beilage zur ästhetischen Kultur „aus Rastatt" gibt wieder ein Beispiel dafür, wie tot uns oft wird, was durchaus noch nicht gestorben zu sein brauchte. Ein großes Denkmal, das als Brunnen gedacht und gestaltet ist, und sogar den Zusammenschluß seiner Umrißlinie erst durchs fließende Wasser erhalten würde. Aber die Nachkommen sehen das nicht mehr, sie setzen nicht nur Bäume und Laternen so in die Nähe des Prachtstücks, daß sie die Bewegung der Komposition aufs schwerste stören, sie rahmen gar den Brunnen mit einer umgitterten gärtnerischen Anlage ein, daß keiner an ihn herantreten kann. Wasser braucht dann natürlich überhaupt nicht mehr zu fließen. So bietet die Rastätter Mumifizierung von Lebensfähigem wohl eins der schlagendsten Beispiele dafür, daß man ohne jedes Begreifen der künstlerischen Absicht den Gaben der Altvorderen gegenübersteht. Aber leider durchaus kein vereinzeltes. Wir werden noch lange unermüdlich arbeiten müssen, bis unser Volk die Aufgaben der ästhetischen Kultur allgemein wieder erfaßt, denn vorläufig fühlt es nur in den seltensten Fällen überhaupt die Werte, um die sich's hier handelt und die lange Generationen früher ganz ohne weiteres gefühlt haben. Ohne daß es sie aus eigenem Mitgenießen kennt, kann es sie aber natürlich auch nur als eine Mode- oder eine „Bildungs"-Sache, nicht aber eine Lebensfreude fördern. A

Unsre Musikbeilage gibt zunächst ein Lied Hans Pfitzners nach Detlev von Liliencron, um den Rundschauartikel „Liliencron und die Musik" zu illustrieren. Pfitzner faßt den Dichter auf seine Weise. Aus einem unscheinbaren Motiv heraus wächst sein Lied und steigert sich zu gewaltiger Leidenschaftlichkeit. Entnommen haben wir's mit Genehmigung des Verlags aus dem bei Brockhaus erschienenen gehaltvollen Opus 10, das vom selben Dichter noch ein zweites, prächtig wirkendes Lied enthält. — Hierauf folgt Goethes „März", in Musik gesetzt von Kurt von Wolff, einem Jungmünchner. Ich bin sonst kein Freund dieser sich oft allzusehr ins Artistische verlierenden Richtung, und auch die Meinungen der letzten Tonkünstlerversammlung, die einige Liedproben von Wolff zu hören bekam, waren ziemlich geteilt. Der Kunstwart will also zunächst wenigstens an einer Probe zeigen, wie der umstrittene neue Mann aussieht. Als mir das große Heft „Gedichte von Goethe für eine Singstimme und Klavier komponiert" ins Haus kam, dachte ich anfangs einen gläubigen Hugo Wolfsnob vor mir zu haben. Das ist er wohl nicht. Sonst hätte er gewiß nicht „Die Spröde", „Die Bekehrte", „Grenzen der Menschheit" und „Prometheus" neuerdings vertont. Aber er ist sicher von Wolf beeinflußt, bis in die musikalische Technik hinein. Auch in dem Liede, das wir als Probe geben, erinnern die obstinaten Terzengänge der Begleitung deutlich an

Digitized by Google

Vorläufer im „Spanischen Liederbuch“. Das ganze Notenbild mutet schon beim Durchblättern wölfisch an, aber es ist ein gewissermaßen aus den Fugen gegangener, krampfhaft verzerrter Wolf. Die Slevogtsche Mephistophelesfratze auf dem Umschlag, die ursprünglich nur auf das eröffnende „Flohlied“ sich bezog, ist somit ein Symbol für das Ganze geworden. Sieht man näher zu, so lassen sich die überkünstelten Gebilde nicht selten auf eine ganz einfache Formel zurückführen. Wolff hat also die Gabe, von Grund auf einfach zu konzipieren, die Komplikation, die jede Linie hundertfach bricht, ist Zutat, Mache. Also etwas, was die zunehmende Reife überwinden lernen kann. Bei der großen Schwierigkeit der Ausführung werden sich wohl nur wahre Notenfresser unter unsern Lesern daranwagen können. Aber diese wollen auch ihr Recht, nachdem jene Musikfreunde, die auf leichte Spielbarkeit Wert legen, in diesem Jahrgang ohnehin schon reichlich bedacht worden sind. Übrigens ist das hier als Kostprobe mitgeteilte Lied noch eines der leichtesten. In der melodischen Erfindung liegt Wolffs Stärke freilich nicht. Diese Lieder und Balladen voll blendender Harmonien und verblüffender Wendungen machen einen vorwiegend melodramatischen Eindruck. Unbedingte Achtung aber flößt der künstlerische Ernst mir ein, der sich da kundgibt. Und das Talent, das auch durch das modernitische Gewand deutlich erkennbar hervortritt. Der Laie wird das Lied vielleicht am besten so studieren, daß er zunächst die fast volkstümlich anmutende Melodie singt und bloß den Baß als Begleitung spielt, und dann erst auch das System für die rechte Hand hinzunimmt. Freilich will das Ohr auf den Reiz harmoniefremder Töne wohl geschult sein, muß weniger auf die ruhende Harmonie achten als auf die laufenden Stimmen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstr. 78c — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

ARTUR GUTKNECHT-NEBRA

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit Erlaubnis von Ernst Arnold in Dresden

OTTO FISCHER

KW

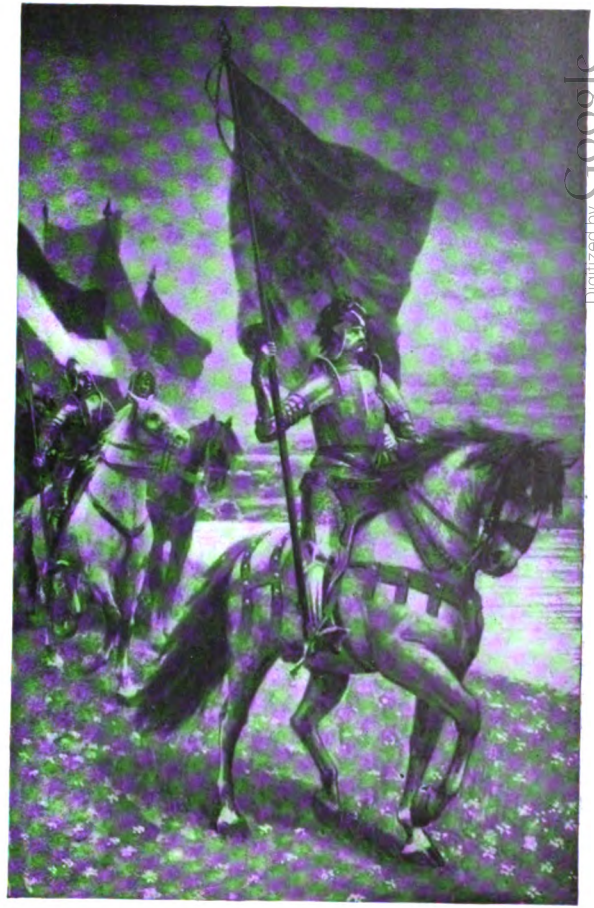
Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: HUGO VOGEL UND DIE WELTAUSSTELLUNG

DUBOIS' JEANNE D'ARC

VOGELS „GERMANIA" IN MERSEBURG



DER VON VOGEL NACHTRÄGLICH ÜBER SEINE „GERMANIA" GEMALTE DEUTSCHE „MICHAEL"

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

AUS RASTATT

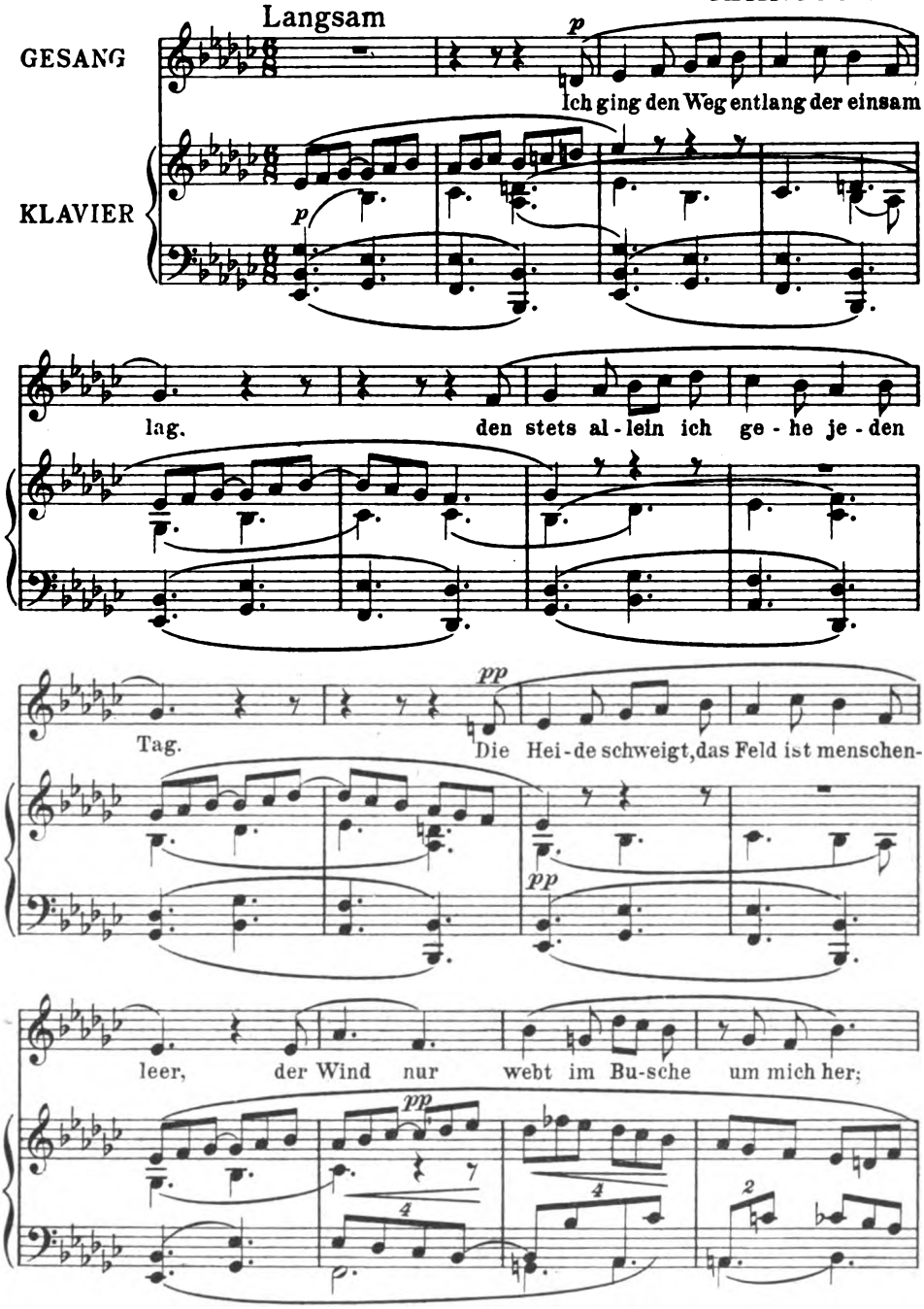
Digitized by Google

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

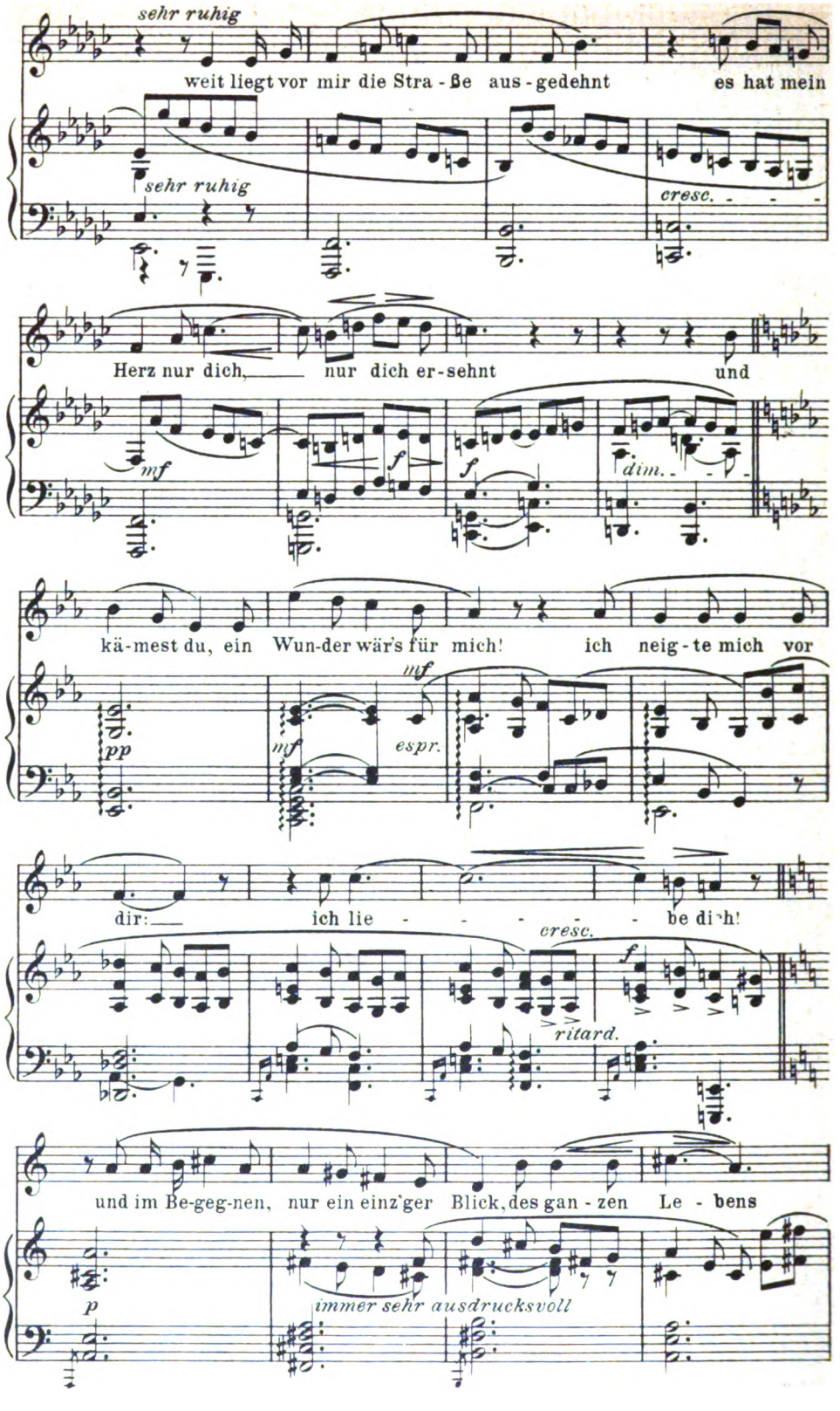
HANS PFITZNER

Detlev v. Liliencron:
SEHNSUCHT

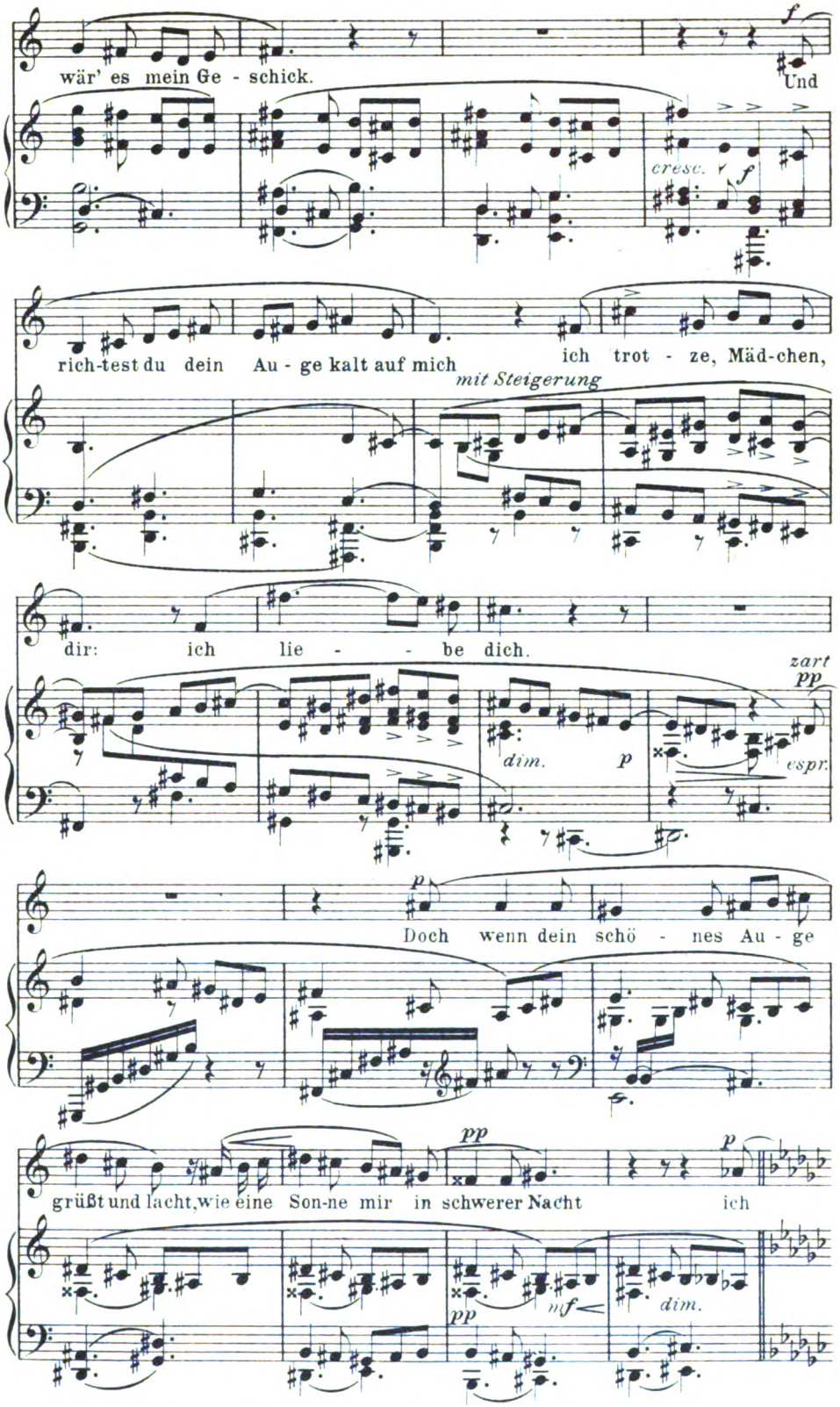


Aus Op. 10. Nr. 1. Aufführungsrecht vorbehalten. Mit besonderer Genehmigung des Verlags Max Brockhaus in Leipzig.

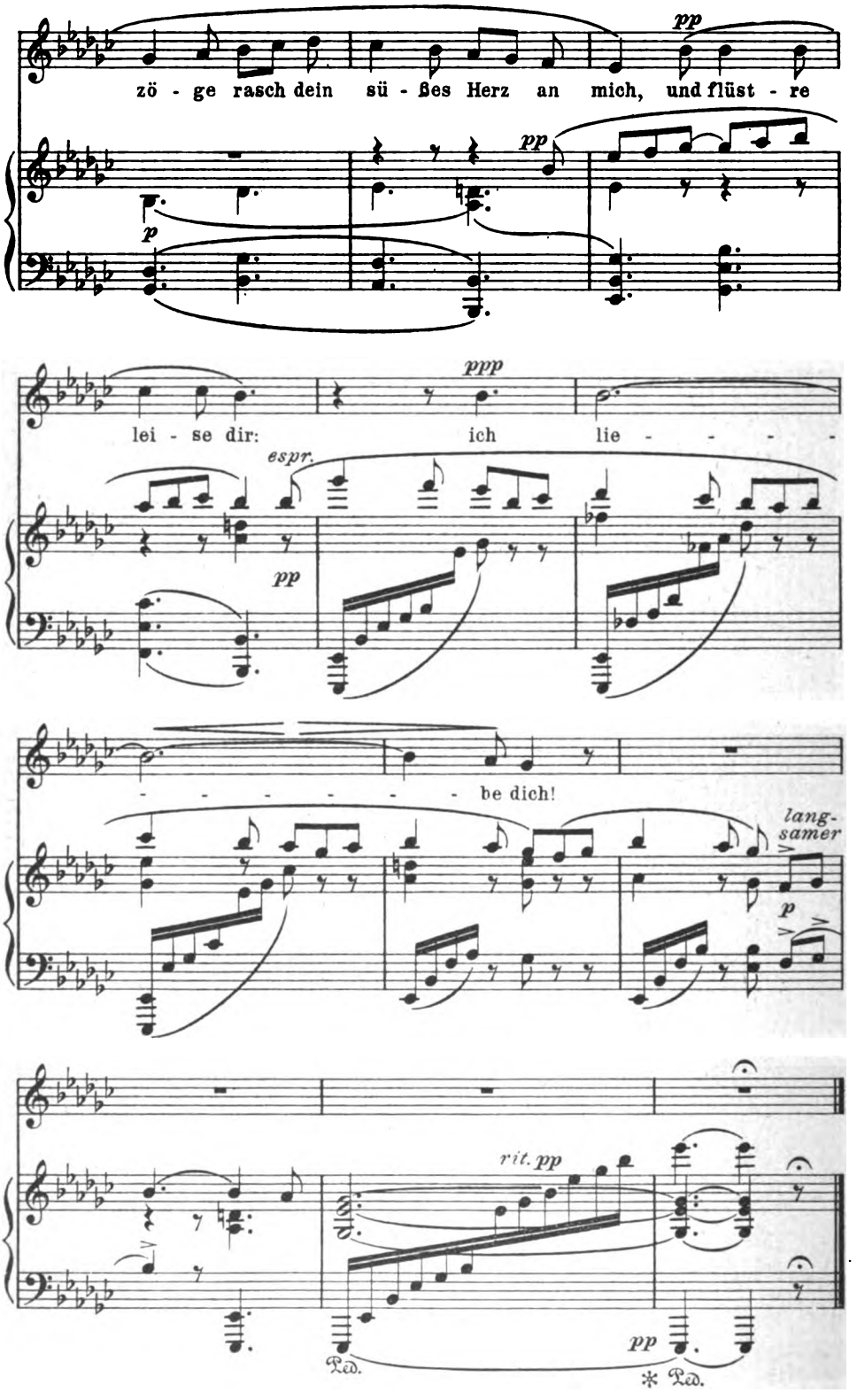
Digitized by Google



Digitized by Google



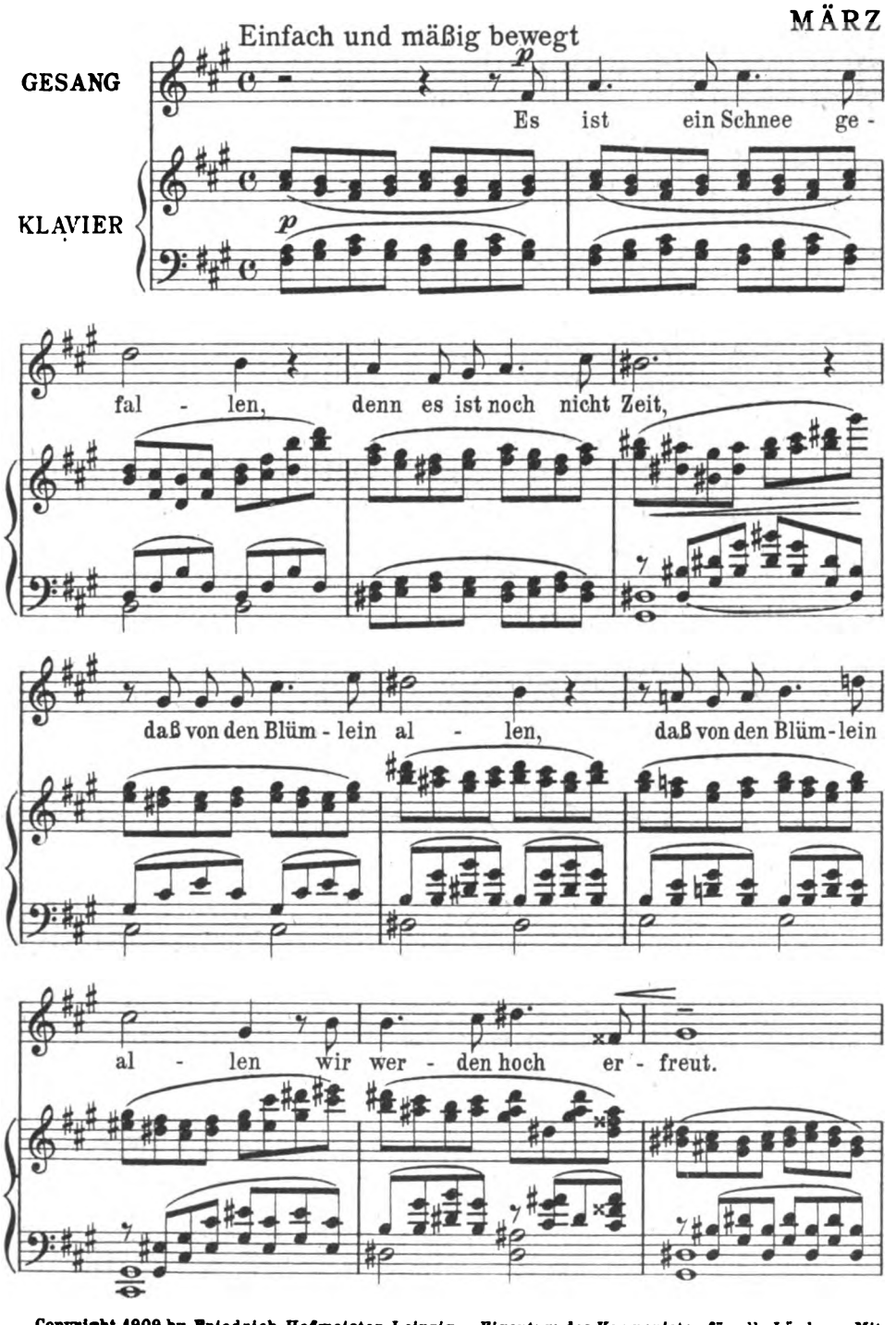
Digitized by Google



Digitized by Google

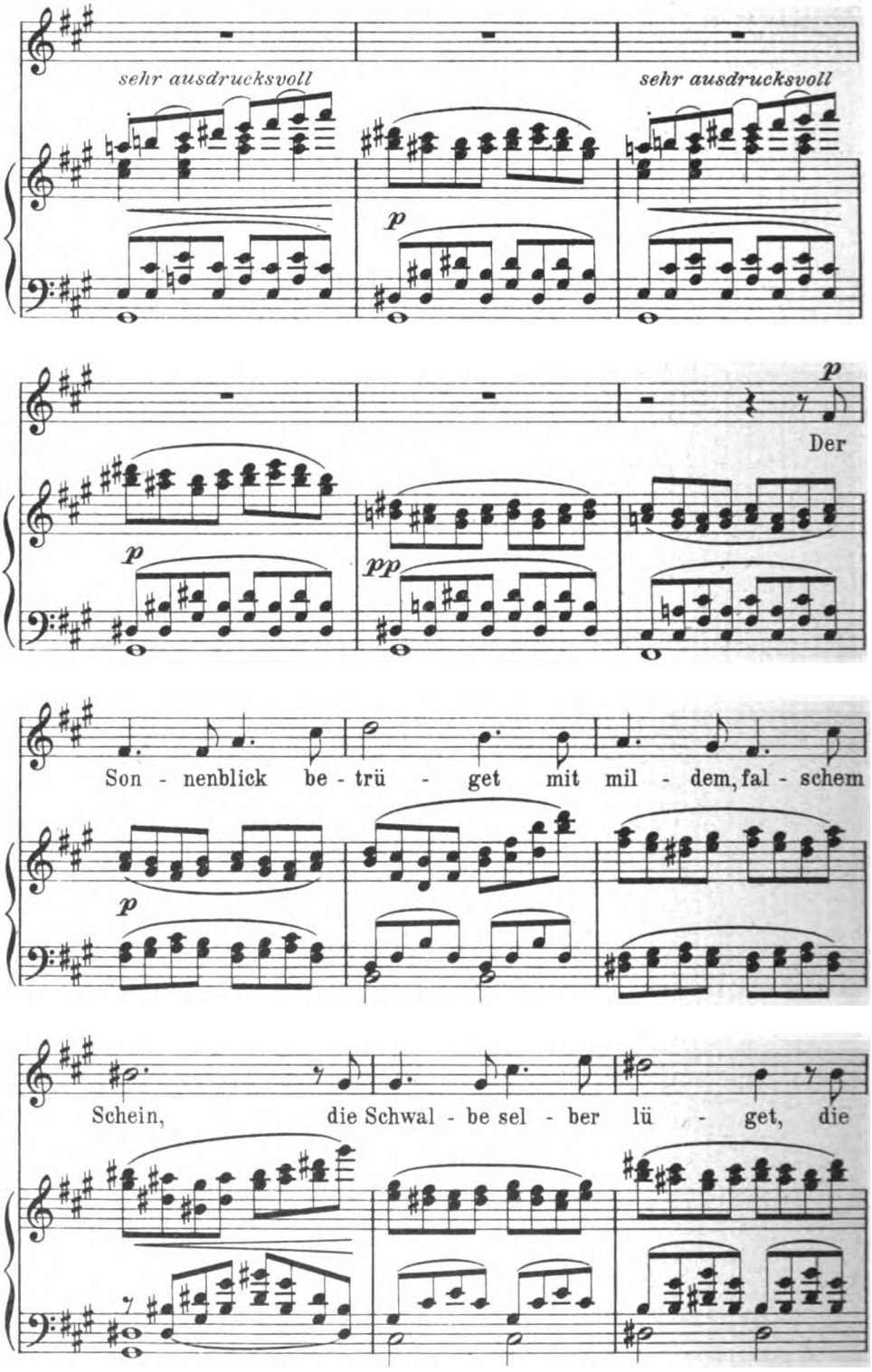
KURT VON WOLFF

Goethe:
MÄRZ

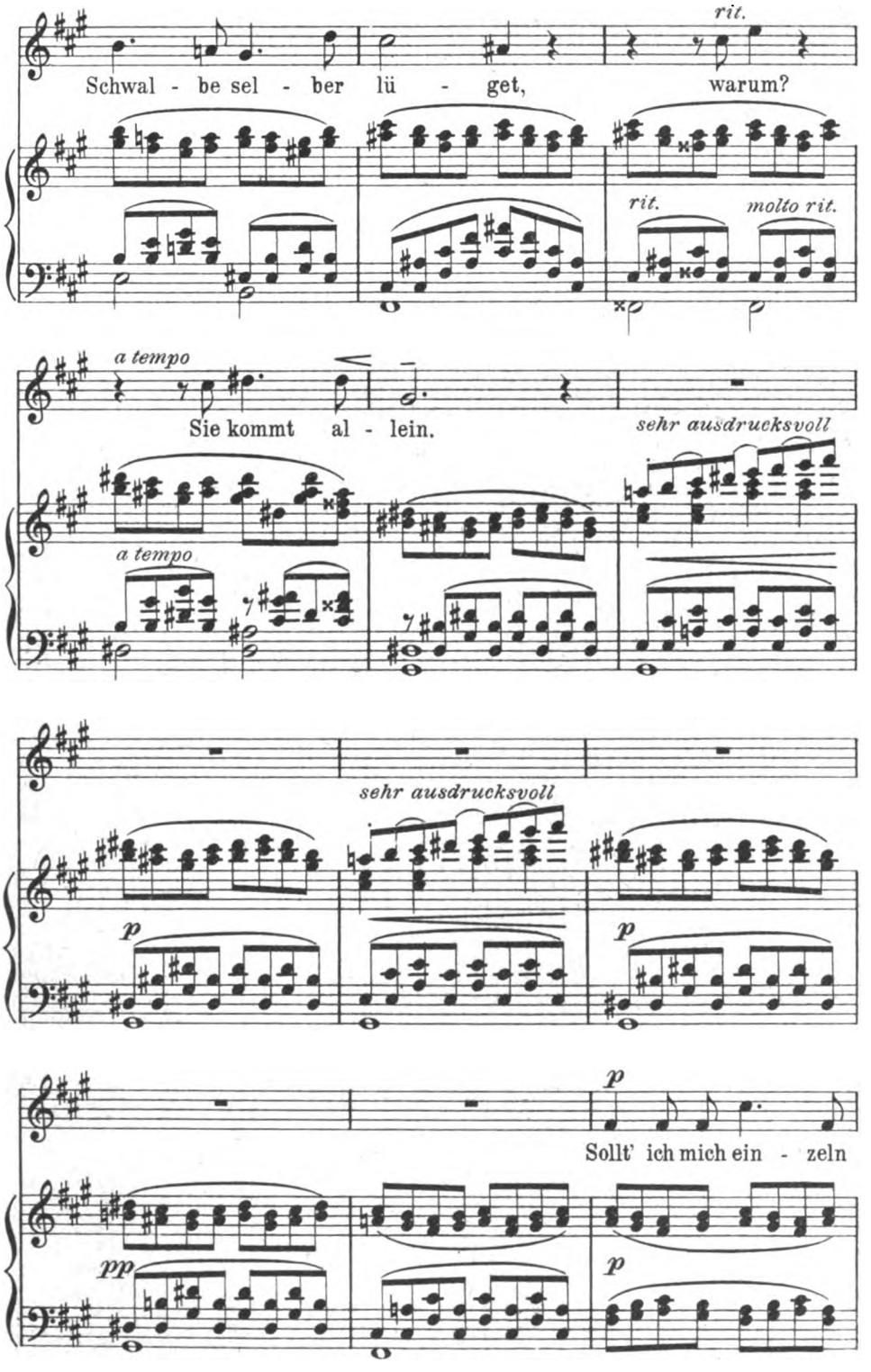


Copyright 1909 by Friedrich Hofmeister, Leipzig. – Eigentum des Komponisten für alle Länder. – Mit besonderer Genehmigung.

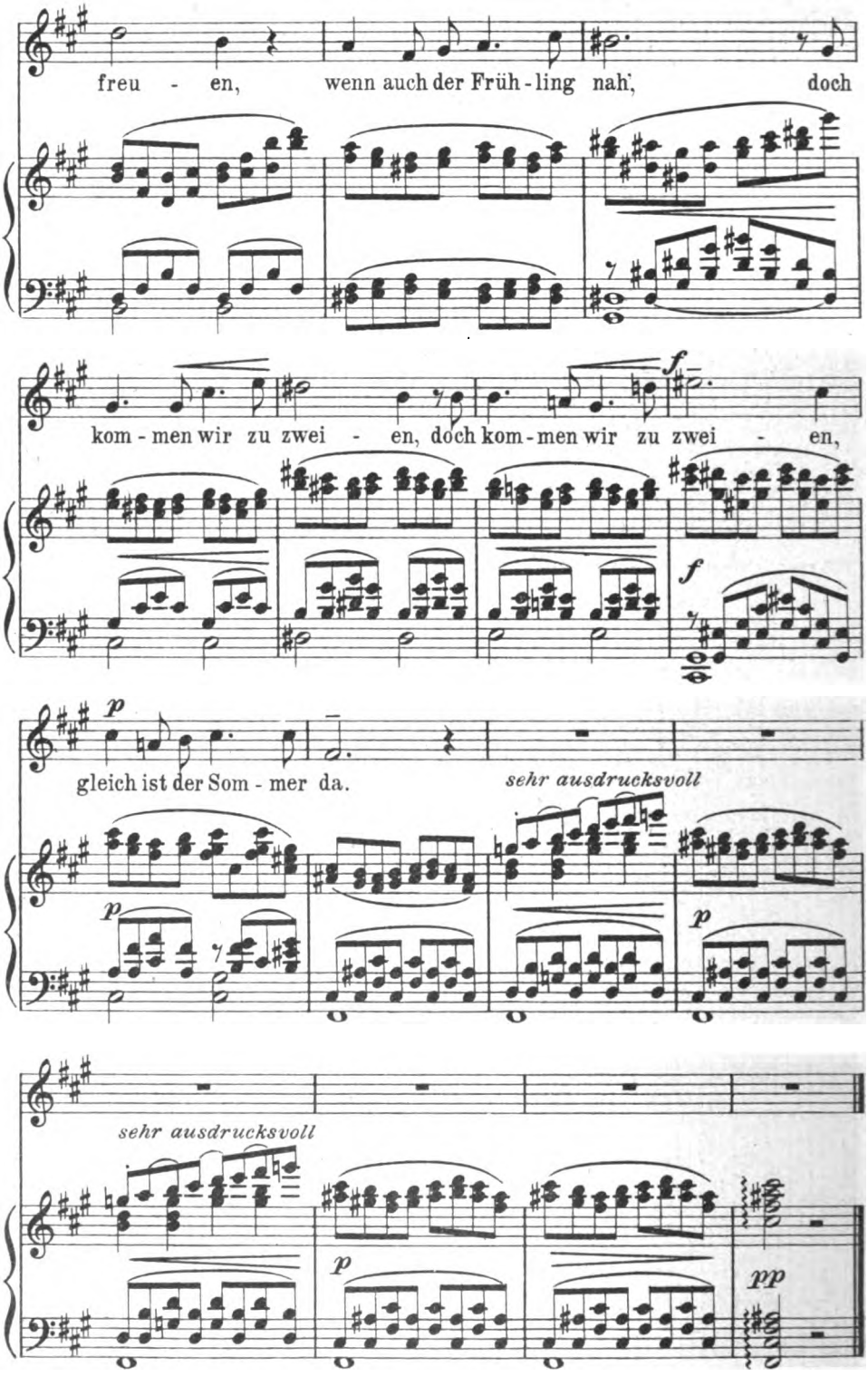
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Septemberheft 1909 Heft 24

Thoma

Zu seinem 70. Geburtstage

Hans Thoma hält nicht viel von Kritik, wenn ich meinerseits über ihn schreiben will, nehm ich mir aber trotzdem jedesmal vor, besonders kritisch zu sein. Erstens, er hat jetzt bis auf ein kleines übermodernes Feindesfähnlein eigentlich nur noch Propheten rings. Zweitens, ich kann das wohl begreifen, denn auch ich mag ihn beinah unbändig gern. So muß sich unsereiner vor der eigenen Befangenheit hüten, sonst schießt er übers Ziel. Es bleibt deshalb doch die Frage, ob das Skeptischfeinwollen auch glückt. Der Ruf „Thoma!“ ist ja so gar kein Signal „zur Kritik!“ Klingt er in den Alltag, so machen wir die Augen zu und denken an seine Bilder — dann erweitert sich's an Stelle der Stubendecke zu lachendem Himmel mit Wölkchentanz, und unten beginnt ein Sprossen und Blühn, das nur nach Auge und Herz, aber gar nicht nach Brille und Lupe verlangt. Auch dann nicht, wenn der Mond aufgeht und der Fiedler geigt und das Märchenerzählen und das Spuken beginnt.

Warum hat es gar so lange gebraucht, bis mehr als einige wenige Menschen bei Thoma ihr Behagen fanden?

Nichts erfassen die Leute schwerer, als den Reichtum einfacher Natürlichkeit. Wie der Schiffer das Viere, so hört der Durchschnittsmann die große Natur nicht, wenn nicht irgendwas Extraes passiert. Himmelblau und Wiesengrün, Tiergrößen, Kinderfreuden und Greisengesichter haben nichts Erstaunliches für den, der nicht sehn kann, und nun gar, wenn sie einer nicht mit irgendwie raffinierter Virtuoserei, sondern bloß wiedergibt, wie er sie mit dem innern Auge schaut. Dazu kommt, daß zumal die Großstädter mit den meisten Dingen der Natur ja gar nicht aus eignem häufigen Beobachten vertraut sind, sondern nur aus Abbildungen, so daß wirklich natürliche Formen und Farben oft so lange befremden, bis der Maler seinen Kredit weg hat. Dann glaubt man ihm — und glaubt zugleich, man sähe selbst die Dinge ja lange schon so. Fürs Besondere aber, fürs Extrae sorgen im Kunstleben die Theorien, Moden und Sensationen; für deren Niederschlag interessiert sich, wer da gebildet ist, nicht für das Leben, das etwa aus Lebenszeugnissen spricht. So scheint es gar nicht wunderlich, daß man so lange gar nicht gesehen hat, was Thoma gab. Das „Wie“ stand bei ihm außerhalb der „Probleme“, um welche die Maler vor den Kunstfreunden schauturnten, und das „Was“ schien, ach, schon hinterwäldlerisch banal. Aber einzelne überzeugte Thoma, und ein Überzeugter überzeugt ja allmählich zwei, die zwei vier, die vier acht, und dann geht's wie mit den Weizenkörnern auf dem Schachbrett. Nicht bloß durch ein Aufreden; günstige Voreingenommenheit führt doch auch dazu, neben den Werten, die man hineinsieht, die Werte zu sehn, die drin sind. Nur ist die Frage, ob der Thoma, den sich jetzt die große Menge aus seinen Bildern holt, mehr als ein Stück Thoma und ob dieses Stück sein bestes ist. „Heimatkünstler“, sagen die einen,

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Septemberheft 1909 Heft 24

Thoma

Zu seinem 70. Geburtstage

Hans Thoma hält nicht viel von Kritik, wenn ich meinerseits über ihn schreiben will, nehm ich mir aber trotzdem jedesmal vor, besonders kritisch zu sein. Erstens, er hat jetzt bis auf ein kleines übermodernes Feindesfähnlein eigentlich nur noch Propheten rings. Zweitens, ich kann das wohl begreifen, denn auch ich mag ihn beinah unbändig gern. So muß sich unsereiner vor der eigenen Befangenheit hüten, sonst schießt er übers Ziel. Es bleibt deshalb doch die Frage, ob das Skeptischseinwollen auch glückt. Der Ruf „Thoma!“ ist ja so gar kein Signal „zur Kritik!“ Klingt er in den Alltag, so machen wir die Augen zu und denken an seine Bilder — dann erweitert sich's an Stelle der Stubendecke zu lachendem Himmel mit Wölkchentanz, und unten beginnt ein Sprossen und Blühn, das nur nach Auge und Herz, aber gar nicht nach Brille und Lupe verlangt. Auch dann nicht, wenn der Mond aufgeht und der Fiedler geigt und das Märchenerzählen und das Spuken beginnt.

Warum hat es gar so lange gebraucht, bis mehr als einige wenige Menschen bei Thoma ihr Behagen fanden?

Nichts erfassen die Leute schwerer, als den Reichtum einfacher Natürlichkeit. Wie der Schiffer das Meer, so hört der Durchschnittsmann die große Natur nicht, wenn nicht irgendwas Extraes passiert. Himmelblau und Wiesengrün, Tiergrasen, Kinderfreuden und Greisengesichter haben nichts Erstaunliches für den, der nicht sehn kann, und nun gar, wenn sie einer nicht mit irgendwie raffinierter Virtuoserei, sondern bloß wiedergibt, wie er sie mit dem innern Auge schaut. Dazu kommt, daß zumal die Großstädter mit den meisten Dingen der Natur ja gar nicht aus eignem häufigen Beobachten vertraut sind, sondern nur aus Abbildungen, so daß wirklich natürliche Formen und Farben oft so lange befremden, bis der Maler seinen Kredit weg hat. Dann glaubt man ihm — und glaubt zugleich, man sähe selbst die Dinge ja lange schon so. Fürs Besondere aber, fürs Extrae sorgen im Kunstleben die Theorien, Moden und Sensationen; für d e r e n Niederschlag interessiert sich, wer da gebildet ist, nicht für das Leben, das etwa aus Lebenszeugnissen spricht. So scheint es gar nicht wunderlich, daß man so lange gar nicht gesehen hat, was Thoma gab. Das „Wie“ stand bei ihm außerhalb der „Probleme“, um welche die Maler vor den Kunstfreunden schauturnten, und das „Was“ schien, ach, schon hinterwäldlerisch banal. Aber einzelne überzeugte Thoma, und ein Überzeugter überzeugt ja allmählich zwei, die zwei vier, die vier acht, und dann geht's wie mit den Weizenkörnern auf dem Schachbrett. Nicht b l o ß durch ein Aufreden; günstige Voreingenommenheit führt doch auch dazu, neben den Werten, die man hineinsieht, die Werte zu sehn, die drin sind. Nur ist die Frage, ob der Thoma, den sich jetzt die große Menge aus seinen Bildern holt, mehr als ein Stück Thoma und ob dieses Stück sein bestes ist. „Heimatkünstler“, sagen die einen,

Digitized by Google

und denken dabei im letzten Herzenskämmerlein wohlwollend an einen biedern Bescheidenen, der vor der lauten Welt hinterm Grenzberge begnügsam zu Kuh und Kachelofen flüchtet. „Phantasiekünstler", sagen die andern und denken dabei an den Dritten im Bunde mit Böcklin und Klinger. Freilich, die meisten sagen: beides. Das hieße: idyllische Beschränktheit eines Geistes im Verein mit Ikarusflügen . . .

In einem kleinen, abgelegenen, hochgelegenen, an Geldwert ärmlichen Schwarzwalddorfe erwuchs er, und das ist wahr: der Schwarzwaldheimat dankt er mehr als irgendwem sonst. Nur: nicht, weil sie ihn beengt, sondern weil sie ihn beschenkt hat. Wir Städter lassen unsre Bücher und Zeitungen, Theater, Konzerte und Kunstausstellungen so gern als Erlebnisse gelten, während sie doch gerade in dem, was uns fesselt, nur Berichte vom Leben sind. Berichtet wird dem Dörfler viel weniger. Aber das Feld, das geackert, geeggt, besät wird, das nun die grünen Spitzen treibt, auf die er hofft, und nun die Ähren, um deren Reifen er bangt, die er nun schneidet, und dieses Korn, dessen Einbringen ein Dauerregen vereiteln kann, ich meine: das Jahr dieses Feldes wird vom Dörfler erlebt. Wie er das Kranken und Gesunden, Gebären und Sterben seines Viehs erlebt. Er haust in Gemeinschaft nur mit einer kleinen Zahl von Mitmenschen, die ihm aber ähnlich und darum verständlich sind, die alle dasselbe angeht wie ihn, und die er deshalb auch in viel höherem Maße wiederum: erlebt, als der Städter die Mehreren und ihm Ferneren in all den Straßen rings. Da wächst nun ein Kind Hans Thoma auf. Ein Kind, das Augen hat, um damit einzutrinken für einen Geist, der das Staunen hat, welches des Sichnährens Zeichen ist. Es hat Muße überreich. Gedeiht hier oben nicht mehr das Korn, so gedeihen doch die Wiesen noch und die Blumen an Bachfällchen, die Insekten schwirren darum und die Vögel nisten in Busch und Baum und singen durch die blaue Tiefe droben. Über die Halden und Höhen schweben die Nebel, spielen mit Pflanz und Tier, hüllen's in Tarnkappen, verwandeln es in Zauberwesen, und das Licht kommt und entzaubert wieder. Alles Bewegte ist Leben, was lebt da alles! Was wirkt da alles! Unter dem großen männlichen Licht, das heiter die Wölkchenherden bestreut und die Wolkengewitter zerteilt und Farbenkreise in den Regen malt und schließlich noch alle Weiten rotgolden aufleuchten läßt, eh das sanfte Schwesterlicht der Nacht kommt. Thoma hat's auch gewußt, daß ihm die beste Künstlerjugend geworden ist, die einem nur werden kann. Und nicht nur draußen vor der Tür war unverfälscht, was seine Gaben bildete. In dem schlichten Hausrat rings von Bank und Tisch bis zur Schwarzwälder Uhr war alles Heimhandwerk, nicht Industrie, war nichts Gleichgültiges, Fremdes, nur Gekauftes: alles gab dem Auge neuen Abschein des gleichen Lebens mit, wie es sonst im Stübchen atmete. Wenn man Volkslieder sang, so war das nicht nur ein Nachsingen, denn man gehörte ja mit zum Volk, und wenn die Mutter Märchen erzählte, so flüsterte der eignen Vorfahren Geist, so lächelte oder gruselte der eigne Erb-Geist mit darein. Immer wieder: das war Leben. Und es war Leben von der Einheitlichkeit, die fest und stark macht.

Digitized by Google

Hans zog in die Fremde und wieder heim, zog aber- und manchmals noch hinaus und kam, auch als er schon Europäer war, immer wieder nach Bernau. Was hat er uns nicht alles seit dem Bild mit dem Gockel, der an seinem Geburtshause kräht, von seiner Heimat erzählt! „Ja," sagen viele, „er ist halt immer der liebe Schwarzwaldmaler geblieben!" Aber das gilt nur mit Salz auf dem Wort. Er selbst hat gesagt: als die schönste Landschaft erschiene ihm immer die, in der er gerade sei, — so hat er uns auch vom Rhein und Main und aus dem Taunus und aus Italien sehr vieles gemalt, und von seinen paar Hochalpenlandschaften ist das Lauterbrunnental seltsamerweise sogar eins der bedeutendsten Alpenbilder der gesamten Kunst. Thomas Heimatliebe in Ehren, aber was Bernau ihm als Bestes mitgab, ist weder das besondere Bernausche, noch das Schwarzwälderische. Ich meine: daß sich seine Begabung hier im innigsten Beisammen mit der Natur ohne Störung bis zur größten Widerstandsfähigkeit festigen konnte, das ist's. Die sichre Zähigkeit eines Ichs, das sein Bestes ganz früh gefunden hat — über wie vieles und zu wie vielem hat sie Thoma geholfen!

Nicht, daß er sich deshalb gegen „Einflüsse" umdämmt hätte. Kommt ein geweckter Junger vom Land in die Stadt, so umwirbelt ihn ja nicht nur viel, was ein besonders Hellsichtiger schnell als Flittergeflock erkennen und von sich wegblasen mag. Gerade dem Naturburschen, wenn er gescheit ist, wohnt Gott sei Dank der Respekt vor dem Wissen noch inne, in dem er aufgespeicherten Reichtum spürt. Ob er sich ihm *haltlos* hingibt, das ist die Frage. Auch Thoma ist einmal von stürmischen Belehrern umgeworfen worden und hat wider eignes Gefühl geändert — aber kaum öfter. Einflüsse hat er von allen Seiten her zugelassen, sehr durstig sogar, und wie sie ihn durchflossen, hat er aufgenommen, was ihm taugte. Manchmal mag es sogar scheinen: zu viel — es gibt eine Anzahl Thomascher Bilder, in denen fremden Wesens reichlich ist. Aber Thomas Entwicklung zeigt, daß es sich hier eigentlich nur um Anpassungsexperimente handelt, zum genauen Begreifen der fremden Form- oder Farbideen, um Studien also, die eigentlich nicht zum Werk gehören. Immerhin: so einfach, so „schlicht", wie man oft sagt, ist Thomas Kunst auch als Malerei nicht. Oder richtiger: sie ist es wohl, aber nicht wegen der geringen Zahl der Elemente, die dareinkamen, sondern wegen der Wiederausscheidung aller überflüssigen und der organischen Einarbeitung der behaltenen. Thoma hat nicht nur vor der Natur selber, er hat auch vor modernen Deutschen, Franzosen, Engländern und vor alten Meistern bereitwillig, fleißig und erfolgreich studiert. Es geht eine große Steigerung des Könnens durch seine Kunst, wenn auch das Können bei weitem nicht ihren besten Wert bedeutet. Wer aber ihr Früheſtes und ihr Spätestes vergleicht, der zweifelt keinen Augenblick: alles Erworbene diente nur, ihn selber, Hans Thoma, *freier* zu machen, ihm die Mittel zu geben, sich ganz auszudrücken, wie *er* war. Nebenbei gesagt, auch eine andre Gabe „Bernaus" half ihm dabei: seine Anspruchslosigkeit gegenüber Ehre und Geld. Ihn hat nicht der Durst nach dem Wohlleben gepackt, der schon so manchen Künstler zu Kompromissen stimmte. Als man ihn nicht gelten ließ, nahm er's nicht übel. Man darf nicht

Digitized by Google

einmal sagen: er fühlte ja, daß er warten konnte. Er „wartete“ gar nicht. Er fand bei der Arbeit selbst sein Vergnügen im neuen und im alten Wortgebrauch, seine Freude sowohl wie sein Genügen. Und blieb, glücklich auch im Zusammen mit den Seinigen, heitern Muts ohne Märtyrergefühl.

So geht durch seine ganze Kunst an- und abschwellend, aber hörbar immer: ein harmonischer Klang der Freude, von gelassenem Behagen bis zu tiefer irdischer Seligkeit. Sie lacht selten, sie lächelt nicht einmal oft, wenn schon bisweilen schalkhaft genug — aber ein Kindgottesgefühl beglückter Gemeinschaft mit dem herrlichen Sein rings leuchtet über dieser Bilderwelt meist wie Sommerblau überm Sonntag. Verdunkelt sich's einmal, so fühlen wir: das sind Wolken, das geht vorüber. Man mißverstehe mich nicht, als wollt ich mit diesen Sätzen Thoma nur preisen, man könnte auch sagen: so fehlt ihm also das Ringende, Faustische, Titanische, das doch auch ein Höchstes ist, und hätte recht damit. Es gibt eben Werte, die sich ausschließen, wie man nicht auf zwei Gipfeln zugleich stehen kann. Ich möchte, ohne zu werten, Thomas Bild nur skizzieren, wie ich's eben sehe. Den Schauern der Menschheit geht er nicht nach; wenn der Stoff zu ihnen führen könnte, so hält er vor dem letzten Schritt. Eine das Innerste rüttelnde tragische Erschütterung erfuhr ich noch vor keinem Thomaschen Bild. Unter seinen Werken das menschlich ergreifendste ist für mich persönlich das ganz in Abendrot getauchte Bildnis seiner verstorbenen Gattin, das in keuschester Zurückhaltung wie eine Vision aus dem Jenseits das letzte des Verhältnisses eines Künstler-Menschen zu seiner Gattin sagt.

Thoma ist auch nicht so klein, daß wir gegen seine Mängel „schonend“ sein müßten. Ich glaube, er hat ein viertel, er hat vielleicht ein halbes Tausend von Bildern und Blättern gestaltet, welcher zweite Maler, der ein Künstler ist, arbeitet so schnell und leicht wie er? Unsre „Kunsterzieher“ sollten sich hüten, seine Bilder in langen Reihen zu zeigen; ist fürs Volk nur das Beste gut genug, so tut fürs Volk gerade bei Thoma die Auslese doppelt not, so sehr dem Gebildeten dieses unerschöpfliche Quellen an sich wieder eine Schönheit wird.*

* Diese Worte zeichnen zugleich die Aufgabe der großen „Thoma-Mappe“, die der Kunstwart zu des Meisters Ehrentag unserm Volke vorlegt. Ich wollte mit ihr ganz und gar nicht nach jener „Vollständigkeit“ streben, die, bei der Menge noch beliebt, bei Einsichtigen schon jetzt als einer der allerbedenklichsten Feinde unserer ganzen Bewegung um Erziehung zum Kunstgenusse erkannt ist. Bildermengen, die Wichtiges und Gleichgültiges, Bedeutendes und Mißlungenes ohne Individualisierung nach Format und Technik das Hundert aufs Hundert aneinanderreihen, können zu wissenschaftlichen Zwecken recht wertvoll sein. Aber solche Zwecke gehen verhältnismäßig sehr wenige Leute an. Glaubt man mit ihnen der „Kunsterziehung“ zu dienen, so setzt man geradezu den Bock zum Gärtner. Ästhetische Erziehung verlangt Weniges, aber als das Wenige das Beste, und dieses so gut wie nur möglich reproduziert, um eine Vertiefung ins Werk zu ermöglichen. So suchte ich denn für die Kunstwartmappe von dem, was mir das Beste Thomas schien, eine Auslese zusammenzubringen, soweit die Werke noch zugänglich waren

Digitized by Google

Thoma hat sehr oft wiederholt, aber seine Wiederholungen haben nicht immer den Charakter der Böcklinschen, die ein immer neues Ringen um die verschiedenen Werte des Gehalts und um des Künstlers inneres Verhältnis zum Gehalt bedeuten, sondern sie sind manchmal nur Kunstspiele, die schöne Motive einmal so, ein andermal anders umkombinieren. Er verwendet dann sehr unbekümmert, was er schon hat. Von Verzeichnungen zu reden, überlassen wir billig den Pedanten. Daß Thoma sich durch keine ästhetische Theorie stören ließ, daß er z. B. ruhig die Techniken mischte und selbst den Rahmen seiner Bilder Bildchen gab, war nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht: es kommt ja beim Schaffen eines Künstlers nie darauf an, ob er „recht" hat, sondern immer nur darauf, daß er sich im Rechte fühlt. Denn nicht hat die Theorie das Gefühl zu zwingen, sondern am Gefühl hat die Theorie sich zu korrigieren, das wahre Gefühl der Schaffenden kann sich aber nur zeigen durch ihre Aufrichtigkeit. Auch daß bei Thomaschem Sprudeln mitunter einmal statt der Körper nur etwas wie Kleidergestelle und statt der Gesichter nur etwas wie Masken zwischen das viele Organische gestreut wurden, wird ruhig als notwendige Mängel seiner Tugenden hinnehmen, wer diese Tugenden zu würdigen weiß. Er versteht ja, wie's gemeint ist, und ergänzt sich von Thomas Bestem her leicht, was fehlt.

Möge sich unser Volk in seinem Verhältnis zu Thoma auch nicht von modernitischer Einäugigkeit behindern lassen. Die Gefahr liegt gerade bei solchen, die's mit der Kunst ernst meinen, die das ganz spezifisch Künstlerische suchen, nah. Denn wir haben ein rüstiges Kritikerschärlein, dem die Werte der spezifischen Malerei die einzigen sind, weil es leider nicht hinter die andern kommt, und diese Herren sprechen so denkerisch bedeutsam, daß sie manchem imponieren. Wer mit dem Suchen nach malerischen Problemen, nach Valeurs und Impressions und Qualitäten überhaupt vor seine Bilder geht (obgleich auch für das Kennerauge malerisch Feines genug darin ist) — wer Thoma danach „messen" will, der examiniert einen auf Aug und Hand, der ein Ganzer ist und durch Auge und Hand von Herz und Hirn aus dem Vollen gibt. Es sind sehr selten an sich die Farben, Flächen und Linien, sie sind es als Erscheinung der Dinge, die ihn fesseln, der Dinge, die er in ihrer Erscheinung liebt. Diese Thomasche Liebe zum Sein hat den Stoffen nach keine Spezialität. Wald und Wiese, Kornfeld und kahler Berg, Bach, Fluß und See zu allen Tages- und Jahreszeiten: wo Freude ist, da bietet seine Hand das himmlische Licht, seiner Seele Sprecher zu sein. Dann ruft er die Blumen, und dann ruft er den

---

und soweit die Urheberrechte das erlaubten. Da ich von Thoma selbst auf das allerfreundlichste dabei unterstützt worden bin, sogar durch das eigenhändige Verbessern von Vorlagen, und da uns die Kunstwartstiftung auch sehr beträchtliche Aufwendungen für die Güte der Reproduktionen ermöglicht hat, so glaube ich, daß die Arbeit gelungen ist. Die Mappe enthält auf großen Karton aufgezogen sechs farbige und mehr als zwanzig einfarbige Vollbilder, diese in Meisterbilderformat, und außerdem noch vieles Wichtige in Doppeltonillustrationen, meist von Kunstwartformat. Sie kostet in steifem Umschlag 10 Mark.

Digitized by Google

Menschen, ruft zumal immer wieder die Kinderwelt und ruft ihre Tiergenossen, und stellt Hütte und Garten dazu, daß aus den Landschaften Heimschaften werden. Was hervorgehoben sei: Es ist nie das kleinste bißchen Süßlichkeit, nie Angebieder, nie Sentimentalität weder in den Gestalten noch in den Motiven. Seine stilstarken Bildnisse, ganz besonderer Beachtung wert, zeigen uns einen derben und manchmal herben Menschenschlag nie ins Gefällige verweichlicht. Dann: die Mutter, die den Prachtjungen so tiefernst biblische Geschichte lehrt, hat ihn doch die heiligen Gestalten nicht nur in der Größe der Einfachheit, sondern auch der Milde sehen gelehrt. Sie muß es auch verstanden haben, Märchen zu erzählen, denn wie Thoma das Märchenhafte schaut, das lernt man in ältern Jahren so nicht mehr: die „finden uns nur noch als große Kinder". Der rechte Märchengeist, der glaubt, weil er schaut und dann im Märchenhaften vertraut wie in ganz Natürlichem verweilt, dieser Märchengeist nimmt nun auch die neuen Vorstellungen auf, verquickt sie mit sich und gestaltet sie aus sich: die Ritter, die zur Gralsburg ziehen, wie die Geister und Schatten und Götter der Antike. Da kann's schön, kann's auch gruselig sein. Auch spaßhaft, wie bei den braven Sirenen, denen all das Kokettieren nichts hilft, oder bei den hochansehnlichen Wundervögeln, die Thoma nicht immer ernst nimmt. Am wenigsten von seinen Mythosgestalten geben mir persönlich seine altgermanischen Götter aus der Nibelungenwelt.

Nun kämen wir zu dem, was bei Thoma an Böcklin und Klinger mehr als äußerlich erinnert. Zu seiner Fähigkeit, Phantastisches traumgemäß zu gestalten. Man denke an den seherisch erschauten Traumengel selbst, der, die Blüte in der Hand, auf blauer Kugel durch eine Land- und Wasserschaft rauscht, die unirdisches Traumparadies ist. Oder an die Seligkeitsvision vom Busch über dem Quell mit den Rehen und diesen Engleinscharen, die Körperchen gewordener Sonnenduft sind. Oder an den Frühlingsjüngling auf dem Gebirgssee, ein Werk, das der große Poet Föhn selber gedichtet zu haben scheint. Oder an das Endymion-Bild, das verhaltene Sinnlichkeit so gewaltig ins Elementare vergeistigt. Oder an das frühe Charon-Bild mit seiner Todeswucht — die ferne Küste dort hinten allein ist der Beweis für eine auch im Düstern unübertroffen große Phantasie.

Aber was bei Böcklin und Klinger eine Heimat ihres Geistes ist, ist bei Thoma doch nur Besuchsland: er verweilt nicht lange darin, während sie gerade hier erst Hochwarten zur Ausschau übers Menschenleben baun. Er begnügt sich bei den Gesichten, ihrer sehnenden Leidenschaft werden die Gesichte selbst wieder Ausdruck neuen Suchens. Sie stürmen nach dem Prometheusfunken, „Vermessene, die Pforten aufzureißen", er zieht sich zu glücklichem Sichbescheiden auf die besonnte Erdenfeste zurück.

Wir fragen hier nicht, was das Größere, was das für die Entwicklung der Menschheit, die mit den Spitzen wächst, Wichtigere sei. Das bleibt gewiß: eine Kunst ist unschätzbar, die Ruhe, Frieden, Freude gewährt. Seit Ludwig Richter hat sie uns Deutschen keiner so reich wie Thoma geschenkt. Nicht nur den „kleinen Leuten", nicht nur den „Bescheidenen im Geist", sondern dem Volke als der Gemeinschaft aller, die durch seine Werke mit ihm sehen und schauen dürfen. A

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Hans Thomas Erinnerungsblättern

„Im Herbste des Lebens"

[Irr ich nicht, so taucht zuerst in Thomas und Thodes „Federspielen" ein Motiv auf, das Thoma dann, ich weiß nicht wie oft, abgewandelt hat: ein Ungeheuer, in dessen Rachen ein schmetterlingflügliges Menschlein verzagt-beherzt ein Kindertrompetchen bläst. „Nein, Hans, du wirfst den Ball zu hoch!", Thode kam da nicht mehr mit. Also erklärte Thoma mit eignem Reim, wie er's meinte:

„Vom Rätselrachen der Welt umfangen
Sitzt die arme Menschenseel in Fürchten und Bangen,
Das Ungeheuer kann sie ja spielend verschlingen,
Und möchte doch jede ihr fröhliches Lebenslied singen."

Und das setzte er auf Umschlag und Titelblatt seiner „gesammelten Erinnerungsblätter" „Im Herbste des Lebens", die nun im Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München erschienen sind. Gewidmet aber ist dieses Buch „dem freundlichen Blümlein Blaue, dem lieben Elisabethlein in seinem zweiten Lebensjahre in Dankbarkeit von seinem Mba". Haben wir nicht nun schon Hans Thoma bildnisgetreu vor uns? Höchstens, daß wir noch die Vorrede brauchten mit ihrem Suchen nach dem „Bindfaden", der all das Bunte zusammenhalte, und mit ihrem Zitate nach einem „chinesischen Ästhetiker": „Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen."

Der gesuchte „Bindfaden" ist (so wenig Hans Thoma sonst mit einem solchen Ähnlichkeit hat) doch in der Tat nur Hans Thoma: nur, ja „nur" eine Persönlichkeit hält das Ganze zusammen. Kunstbetrachtungen, Lebenserinnerungen, Kammerreden, Reisebeschreibungen, Gutachten, Skizzenbuchverse, Zeitschriftenartikel, so bleibt es doch kein Gestückel. Ist

Digitized by Google

vielmehr eins der schönsten Bücher geworden, die wir von Malersleuten haben.

In seinen Urteilen ist Thoma der gesunde Menschenverstand geradezu in Inkarnation: er hat eine sehr ungewöhnlich große natürliche Gescheitheit und glaubt, immer in aller Bescheidenheit, durchaus nur, was er auch einsieht. Ich weiß nicht, ob er immer alles bemerkt, was in Frage kommt, bei seinen Gutachten über Kunst und Sittlichkeit zum Beispiel bemerkt er es nach meinem Erachten nicht. Aber erstens kann sich der Schreiber dieser Zeilen zum allerwenigsten ebensogut irren, wie einer, der Hans Thoma heißt, und zweitens gibt es bekanntlich auch Fälle, wo „alle beide" recht haben. Es ist nicht nur intellektuell, es ist auch ästhetisch in höchstem Grade reizvoll, die Sicherheit zu beobachten, mit der Thomas helles Augenpaar, auch wo es gar sehr von Axiomen und Theorien dunstet, ohne viel optische Hilfsmittel seinen Ausblick findet. In ihm ist nichts von Enge und Befangenheit, in diesem Deutschesten nichts von Deutschtümelei, in diesem Sittlichen nichts von Moralin, in diesem Religiösen nicht nur nichts von Frömmelei, sondern auch nicht die Spur von Predigertum. Es scheint eher, als wär es ihm eigentlich unbehaglich, von Idealem und von Idealen zu sprechen, er ist nicht salbungsvoll, ist nicht feierlich — muß er's einmal, tut er's kurz: mit seinem Herzen trumpft man nicht auf. Köstlich ist Thoma als Erzähler. In den Schilderungen aus seinem Leben sind Stellen, die sich neben Kügelgens und Richters Erinnerungen durchaus als ebenbürtig halten und so gut wie diese verdienen, ins Volk zu kommen.

Das Buch kostet 5 Mark, gebunden 8 Mark. A]

Aus der Kindheit

Meine älteste Erinnerung ist, daß ich in einer Ecke unsrer Schwarzwälderstube saß mit einer Schiefertafel und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit, da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag, zu machen. Ich lief zur Mutter und zeigte es ihr; die Immergute störte meine Freude nicht, sie sah sich die Sache genau an, machte wohl noch ein paar Striche dazu oder davon und erklärte mir, das ist ein Haus, das ein Baum, ein Gartenzaun, der Kribskrabs ist der Gockel, der gerade kräht, usw. Sie erzählte wohl auch noch eine Geschichte, was alles in dem Hause vorgehe usw. So lief ich jedesmal mit der Tafel zur Mutter, und sie mußte mir sagen, was ich gemacht habe. Bald kam auch Wille in mein Gekritzel; ich fügte die Striche zusammen, es wurde etwas daraus, was die Mutter deutlich als ein Schwein erkannte; auch ich sah es, und so war das Schwein meine erste künstlerische Errungenschaft. Bald kam auch der Unterschied zwischen Schwein und Roß zustande, ein großer Fortschritt! Freilich kam der neckisch-kritische Nachbar und erklärte, das sei kein Roß, das sei nur ein Esel, es habe zu lange Ohren, — das war die erste böse Kritik, die mich tief gekränkt hat. Es ist halt ein gewaltiger Unterschied zwischen liebend erkennenden Mutteraugen und kritischen Nachbarsaugen. In der Zeit schnitt ich auch aus zusammengelegtem Papier Ornamente aus und freute mich an der Symmetrie, die in vielfacher Art herauskam. Ich saß oft stundenlang damit beschäftigt in einer stillen Ecke. Ein

Digitized by Google

menschenfreundlicher Hausierer kam einmal und war ganz erschrocken, als er das kleine Kind mit der spitzigen Schere sah; er schimpfte und ließ nicht nach, bis man mir die Schere wegnahm; das war hart für mich und ich heulte.

Als Ende der sechziger Jahre beinahe ein Ausstellungsverbot von einem Kunstverein an mich erging und in den siebziger Jahren meine Bilder regelmäßig von den deutschen Kunstgenossenschaftsausstellungen abgewiesen wurden, war es mir nicht halb so hart.

Holzschnitte in einem Gebetbuch meiner Tante, auch der Kalender und besonders die bunten Spielkarten waren meine Kunstbildungsmittel. Der Schuflebub, an dem ein Hündlein heraufsprang, gefiel mir am besten; diesen „Hündlibub" zeichnete ich auch auf ein Papier mit Bleistift ab und schenkte ihn meinem Vater zum Namenstage. Ich war damals fünf Jahre alt und weiß die Zeit deshalb so gut zu bestimmen, weil wir, als ich sechs Jahre alt war, in ein benachbartes Haus umzogen, und ich sehe noch die ganze Örtlichkeit an dem Morgen, da die Zeichnung überreicht wurde.

Der Trieb zur Kunst, der in dem einsamen Bernau über mich kam, und zwar so stark, daß er mich mein Lebtag nicht mehr verlassen hat, war doch angeerbt, und zwar von mütterlicher Seite. Der Großvater und auch die Brüder meiner Mutter waren Uhrenmacher; einer derselben war Uhrenschildmaler, und in ihm lebte noch ein Rest einer nun verschwundenen Bauernkunst, die in ihrer Primitivheit weichen mußte vor dem modisch städtischen Kunstgewerbe, das seine Schnörkel in alle Dörfer hinein renaissancierte; ich weiß noch ganz gut, wo schönfarbig bunte, mit Blumen bemalte Schränke mit Nußbaumfarbe überzogen wurden und man sich der Buntheit schämte, die man „Baurenkilbe" nannte. Die Brüder meiner Mutter hatten neben der täglichen Arbeit ihre Liebhaberei; sie trieben Künste, das heißt sie musizierten und hatten Freude am Gesang. Der Uhrenschildmaler malte für die Bauernstuben Tafeln auf Glas mit Ölfarben auf die Rückseite; sie mögen so schlecht gewesen sein, wie sie wollten — es war immerhin Kunstübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunsttätigkeit im Volke wachgehalten, den die fabrikationsweise hergestellten Farbendrucke niemals ersetzen können. Ein Onkel beschäftigte sich mit Astronomie, das heißt er machte auf seiner Drehbank eine Erdkugel, die in Grade eingeteilt und mit den Weltteilen angemalt wurde; nun wurde ein langer Tisch gemacht — eine Lampe in der Mitte war die Sonne — eine kleine vergoldete Kugel war der Mond; auf einem Drahtgestell, wie die Erdkugel auch. Durch die Umdrehung einer Kurbel kam Bewegung in die Welt, die Erde umlief die Sonne und mit ihr der Mond, der wieder um sie herumlief. Wir konnten Mond- und Sonnenfinsternisse machen. So fehlte es bei aller Bescheidenheit und Beschränktheit in der Dorfexistenz doch gar nicht an Phantasieanregung, und meine spätere Liebhaberei für Kalenderpoesie hat wohl auch ihren Ursprung in diesen frühesten Tagen, in denen mir die Weltbewegung und der Lauf der Zeiten so leibhaftig vorgeführt wurde, die ich gewissermaßen selbst veranlassen konnte . . .

Es kam die Schulzeit. Ich habe aber immer nebenher gezeichnet, gemalt, geschnitzt, gepappt und mir eine kleine Welt gezimmert. Ich

Digitized by Google

wurde mir auch immer mehr bewußt, wie schön die Welt sei; ich beobachtete die Wolken, die verschiedenen Zeiten des Jahres, die das Aussehen der Gegend so ganz veränderten, lange ehe ich darandenken konnte, so etwas zu malen, ehe ich wußte, daß man so etwas vielleicht auch malen könnte. Lange Zeit hindurch träumte ich von einem Zauberspiegel, in dem ich alle die wechselnden Stimmungen, die über mein liebes Bernauertal hinzogen, festhalten könnte — und sah inzwischen alles in bezug auf diesen Wunderspiegel hin an: genau so müßte der Spiegel es festhalten, wie ich es sah. So sah ich es denn auch, als ob ich dieser Spiegel selber wäre. So möchte ich sagen, ich wurde ganz Auge, schon lange vorher, ehe ich Mittel wußte und kannte, durch die man diese intensive Sehlust einigermaßen fixieren könne.

Aus der Kunstschülerzeit

Es war anfangs Juni, in Freiburg hatte ich übernachtet und machte mich am Morgen auf zu dem achtstündigen Weg nach Bernau. Das ganze Sommerglück ruhte auf meiner Seele, als ich rüstig durch Wälder hinan in die Berge hinaufschritt. So ganz im jugendlichen Vollgefühle, der Mittelpunkt der Welt — denn alles gehörte ja mein, was ich sah, für mich war die Welt da. Ich fühlte mich als das, was man seit Nietzsche heutzutag eine „Herrennatur“ nennt. Am Mittage, als ich die höchste Höhe meiner Wanderung erstieg, die „Halde“, ballten sich die den Vormittag verklärenden weißen Wolken zu einem Gewitter zusammen, das über der Rheinebene stand, fast unter mir; seine Blitze zuckten bis in die Berge hinüber, der Donner klang mir wie ein Jauchzen des Übermutes in der Natur — Regenschauer wechselten mit Sonnenblicken. Es kam so etwas wie Schöpferfreude über mich — denn war nicht diese Großartigkeit und Pracht für mich da? — war ich nicht dazu berufen, sie zu sehen?

Stille Anbetung und fröhliches Jubeln erfüllten meine Seele, und hätte ich Worte gefunden, so wäre mein Gesang ein Psalm gewesen.

Man muß freilich jung sein, um dies Wonnegefühl, dies Herrschergefühl so ganz zu verstehen — aber ich habe es noch gar stark in der Erinnerung, und so schäme ich mich auch gar nicht meiner damaligen Hochgemutheit — so allein auf dem Berge, gleichsam mit den Blitzen spielend.

Das Gewitter verzog sich, ein prächtiger Nachmittag begleitete mich ins Tal hinunter an den Bächen, durch die blumigen Wiesen entlang an den Schwarzwaldhäusern vorbei. Da man sich nun nicht allzulang auf dem Standpunkt einer erhabenen Stimmung festhalten kann, so wurde mir wieder menschlich zumute, ich wurde fröhlichen Herzens, und so grüßte ich alle mir Begegnenden.

Nun muß ich aber ein Bekenntnis ablegen: es kam eine Art von Eitelkeit über mich — es war mir, als ob mein Angesicht glänzte, so daß die Menschen es mir gleich ansehen müßten, daß ich etwas Extras sei — so einer, der noch Taten zu verrichten hat — ein „Vorzugsmensch“, wie ich seitdem Künstler sich nennen hörte.

Zwei Stunden von Bernau, um mich zum neuen und letzten Anstieg auf den Berg zu stärken, kehrte ich im „Hirschen“ ein.

Die Wirtin, eine behäbige Bauersfrau, brachte mir das „Schöpplein

Digitized by Google

vom Besten", das ich ein wenig großtuerisch bestellt hatte, — nun kamen, wie ich es wohl erwartete, die gebräuchlichen Fragen, im Verlauf derer ich vorhatte, der Wirtin so nach und nach beizubringen, was für eine Art von Menschenkind sie vor sich habe.

„Woher die Reis?" „Von Karlsruhe", sagte ich. „So so, von Karlsrui, des isch wit her! Wo goht jez d'Reis hin?" „Ich will jetzt noch nach Bernau hinauf." — „So, so sind Sie vo Bernau?" „Ja, aber — ich wohne jetzt schon längere Zeit in Karlsruhe!" — Nun sollte die erwartete Frage kommen, was ich sei, — aber ruhig sah die Frau mich an und sagte: „So so, Sie sind gewiß en Schnider!" Das sagte sie treuherzig, ohne allen ironischen Hintergrund, daß ich allen Mut dazu verlor, noch weiter mit meiner Wichtigkeit imponieren zu wollen, mein Schöpplein zahlte und den Berg hinanstieg — ich gestehe es, ein wenig geduckt — doch mußte ich bald über mich selbst und die ganze Situation herzlich lachen. Dies Geducktwerden war aber auch ganz gut zwei Stunden vorher, ehe ich in unser armes Schwarzwaldstüble wieder einkehrte. Arm war die Heimat, aber reich durch unerschöpfliche Mutterliebe, die mich hier wieder umfing — die mich gleich umfangen haben würde, ob ich als großer Künstler, als Schneider oder sogar als Vagabund heimgekehrt wäre. Hier war ich unbestritten der „Vorzugsmensch"...

Die Rückkehr in die kleine Akademie in Karlsruhe schob ich immer solange wie möglich hinaus. Öfters ging ich, um nicht in Freiburg übernachten zu müssen und den Zug nach Karlsruhe zu erreichen, in Bernau spät nach Mitternacht fort. Durch die schneereiche, mit schwachem Mondlicht beleuchtete Novembernacht, nach schwerem Abschied von den Lieben, ging ich ins Tal hinunter — die Felsen und die rauschenden Wasserfälle gebärdeten sich ganz wild in der unheimlichen Nachtstille; wie war es mir doch so schwer ums Herz, wie so gar dunkel lag die Zukunft vor mir — die Sorge, wie es weiter mit mir gehen werde. Nach vierstündigem Wandern ging der Mond unter, und ich mußte durch einen dunklen Wald, in dem der beschneite Weg mich leitete — aber auch Sorgen machen furchtlos, und sie waren stärker als alle Nachtgespenster. Auf der Haldenhöhe, von wo ich einst in das Sommergewitter hineingejubelt hatte, begann ein Schein, wie von einer schwachen Dämmerung, die Schneehalden aufzuhellen — ein Rosaviolett erhob sich aus dem Dunkel — ein kaum merklicher Farbenhauch, der nur auf der Reinheit des weißen Schnees sich geltend machen konnte — aus diesem Rosa wuchs der Morgen herauf. Auf der letzten Höhe über Freiburg lag dieses und das ganze Rheintal eingehüllt in dichtem Nebel — oben auf den Bergen war der helle Morgenschein — die Sonne brach herauf — aber ich mußte hinuntersteigen in den Nebel; grau war Freiburg, grau die Fahrt nach Karlsruhe, und es blieb mir lange das Gefühl, als ob der Schwarzwald golden wäre.

In Karlsruhe packte ich dann meine Studien aus, begierig, was Professoren und Mitschüler dazu sagen würden. Die Kritik richtete sich fast immer gegen die große Genauigkeit und Ausführlichkeit; und über einen Weidenbusch, der sich über den braunen Bach neigt, den ich ziemlich groß wie ein Stilleben malte — jedes Blatt, zwischen den Steinen ganz vorne jeden Grashalm — an dem ich im Sommer 1864 wochenlang gearbeitet hatte, wurde ich eigentlich ausgelacht; wozu denn

Digitized by Google

so etwas malen, es sei ja kein Motiv. — Ich bin noch im Besitze dieser Studie und freue mich an diesem intimen Spiegelabbild eines schönen Stückleins Natur, — jedenfalls habe ich mehr Nutzen davon gehabt, als wenn ich Dutzende von modernen Farbensehenserrungenschaftsmomentskizzen gemacht hätte.

Es kamen die Winter, wo ich als Meisterschüler Bilder malen durfte. Das ist eine gar heikle Zeit — was soll man nun malen? Wie sollen die Bilder aussehen? — Das Genrebild stand hoch im Ansehen, auch ich versuchte allerlei, aber es zeigte sich ein Konflikt — die Erscheinung der Natur sprach sehr zu mir — aber die Erzählung, die das Genrebild mehr oder minder geistreich ausdrücken sollte, kam dabei zu Schaden. Auch das Landschaftsmalen hatte seine Haken; in der Schirmerschule mußte man komponieren lernen — das konnte ich gewöhnlich nicht mit den Eindrücken, die mir der Schwarzwald gemacht hatte, und überhaupt mit dem, was ich bisher gesehen hatte an Landschaftsnatur, vereinigen; die Schwarzwäldertannen wollten sich schon gar nicht fügen, auch die langen Bergrücken nicht, und gar die langhin sich ziehenden bunten Wiesen — die zu malen durfte man gar nicht denken. Ich dachte dann mit andern, es muß wohl Länder geben mit brauchbarerer Terrainbildung und wo die Bäume nicht gleich zum Walde werden und die Wiesen kaum eine Rolle spielen. Der liebe Schwarzwald mußte, so leid es mir auch tat, für unmalerisch erklärt werden. In Italien wird wohl das Richtige sein; darauf freuten wir uns.

Einer der Schirmerschüler ist auch wirklich ausgezogen, um die richtige Terrainbildung zu finden; er fand in Italien auch noch nichts Rechtes und kam nach Damaskus, wo er endlich ein wirklich gut gebautes, zum Bild brauchbares Terrain fand; als er sich aber hinsetzte, haben ihn leider die Beduinen mit Steinwürfen verjagt — so war seine Reise eigentlich zwecklos, wie er selber eingestand.

Erst der Aufenthalt in Bernau befreite mich von diesen Kunstweisheitszweifeln; das heißt ich hielt Bernau für unmalerisch, aber da ich doch arbeiten wollte, malte ich Stücke aus der Natur, wie sie mir gerade gefielen — man nannte das Studie und es fristete in der Kunstbewertung eine armselige Rolle; es war ja nur Mittel zum Zweck. Die Zwecke standen im Kunstverein — — die komponierten Bilder. Hier schließe ich meine Schreiberei; denn das Bildermalen steht vor der Tür, und die Meinungen hierüber verführen einen solchen Spektakel, daß mir die Feder entfällt.

Vom Bildermalen

Im einfachsten Stilleben kann die Weltanschauung des Künstlers sich schon äußern — denn, da die bildende Kunst vor allem auf einer ganz besonders entwickelten Feinfühligkeit für den Raum, in dem das Ich sich seiner selbst bewußt wird, beruht, so kann dies Verhältnis des Ichs zum Raum sich am einfachsten Gegenstand schon dokumentieren. — Es ist nicht der Gegenstand, der dem Bilde künstlerischen Wert gibt, sondern die Anschauung ist es, die Summe von anschaulicher Erkenntnis, die sich im Werke ausspricht. So ist eines der bedeutendsten, die es überhaupt gibt, der im Schlachthaus aufgehängte Ochse von Rembrandt — die ganze Poesie des Sehens ist in diesem Bilde enthalten — es ist ein

Digitized by Google

Bild voll Schönheit, voll geheimnisvoller Schönheit, die allen denen verschlossen ist, die darin nichts anderes sehen als ein Stück Ochsenfleisch. — Wie schal wird vor diesem eindringlichen Tiefsehen unsre Begriffspoesie in der Malerei, Frühlingsseligkeit, Liebespärchenzauberei, unsre Theaterhistorienpose und Stimmungsmache . . .

Solche Gegenüberstellungen sagen aber auch nicht viel, und Rembrandt wäre auch nicht Rembrandt gewesen, wenn er im Schlachthaus stehengeblieben wäre — er hat ja auch Historienbilder gemalt, und darin so deutlich das Geschehnis betont, daß in den Bildern ein dramatisches Leben herrscht, welches das aller andern Historienmaler übertrifft.

So macht seine grenzenlose Umfassung des ganzen Lebensgebietes, seines ganzen Weltschauens auch die Theorie, der ich mich eben hingeben wollte, zuschanden; — ich gebe sie gern auf — denn vor einer Persönlichkeit mit ihrem Lebensreichtum wird alle Theorie eng und lumpig.

Wie man seine Bilder aufnahm

Meine Bilder, die ich so nach und nach im Kunstverein ausstellte, wurden als etwas Unerhörtes betrachtet. Die Kunstfreunde sind allerorts, und so auch in Karlsruhe, sehr lebhafter Art — die öffentliche Kunstmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zusammen, und so fuhr man mit Zorn, mit Spott und Hohn darüber her — so was! — chinesisch, japanisch nannte man die Bilder, was heutzutag freilich nicht mehr für so schimpflich gilt wie im Jahre 1869. Eine Anzahl dieser Kunstvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorstand, daß man mir das Ausstellen durch einen Beschluß ein für allemal verbieten solle. Der Kunstschulprofessor, der mir dies mitteilte, war sehr erregt, sagte auch, daß dies beim Vorstand natürlich nicht durchgegangen wäre, ermahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte, und daß ich doch so malen sollte, wie gebildete Menschen es verlangten; bei meinem großen Talent müsse mir dies auch nicht schwerfallen.

Wenn man dies liest, so könnte man etwa meinen, daß eine solche Entrüstung des braven Bürgergefühls daher gekommen sei, weil die Bilder etwa gegenständlich Unpassendes enthalten hätten — und ich muß, um nicht etwa diesen Verdacht aufkommen zu lassen, ausdrücklich sagen, daß es die unschuldigsten Gegenstände von der Welt waren: Blumen, Landschaften, Tiere und Menschen — sie waren von solider Zeichnung und Ausführung und ruhig harmonischer Farbe — ein tiefes sattes Grün mag vorherrschend gewesen sein. Ich sah ein, daß ich nicht länger in Karlsruhe bleiben durfte; die Gesellschaft nannte einen gewissen Salat Thomasalat, ich wußte die Zeichen der Zeit wohl zu deuten; wohin gehen, wußte ich freilich jetzt wieder nicht. Sich wehren gegen diese öffentliche Meinung wäre Unsinn gewesen — dumm war ich gerade nie —, und still aus dem Wege gehen war das Richtigste. Ich machte die „Faust im Sack“; das will heißen, ich machte mir hier und da ein Epigramm, womit ich mir Luft machte — die ich aber niemand zeigte; hier setze ich eines derselben hin, das einem Kunstfreund galt, den meine grünen Bilder auf das heftigste erregt hatten; man ersehe daraus, daß ich doch nicht ganz so harmlos gewesen bin, wie manche Beurteiler es dahinstellen könnten; es heißt „Farbenwirkungen“:

Digitized by Google

„Vor rotem Tuche wird der Ochse wild,
Du wurdest es, weil grün mein Bild."

Im allgemeinen übte ich die Tugend des Schweigens — durch solches Schweigen werden aber doch viele hinters Licht geführt, solche, die aus der Beharrlichkeit des Tuns nichts merken können — geschieht ihnen ganz recht.

Heutzutage scheint es mit dem Kunsturteil besser zu sein, man scheint etwas vorsichtiger zu sein: damals hielt es jeder für eine Schmach, wenn er merkte, daß man seinem gesunden, im Kunstverein gebildeten Menschenverstand, seinen zwei Augen nicht zutrauen wollte, daß er das volle Verständnis für alle Kunst habe. — Einmal, als ich Rembrandt nur so erwähnte, um etwas über Farbenharmonie zu erklären, schrie mich einer an: „Ich sehe es ja mit meinen gesunden Augen, daß so ein Rembrandt mit Dreck gemalt hat, und untendurch ist, wenn man ihn mit unsern farbenfreudigen Bildern vergleicht, wie sie jeden Sonntag im Kunstverein sind." — Da war ich schön still; — denn wenn einer an seinen gesunden Menschenverstand, an seine eignen Augen appelliert, zieht er sich auf ein Gebiet zurück, auf das ihm ein Kluger nicht folgt — sonst kann ja nur noch die Prügelei losgehen. So ein gesunder Menschenverstand begreift alles, nur begreift er oft nicht, daß es Dinge geben sollte, die er nicht begreift . . .

Stolz wie ein Engländer konnte ich freilich nicht sagen: „Mein Haus ist meine Burg", aber ich schwang mich diesen Begebenheiten und all den spätern Zurückweisungen und giftigen Kritiken gegenüber so weit auf oder auch zurück, daß ich sagte: „Diese Leinwand habe ich gekauft und bezahlt, sie ist mein, also kann ich sie bemalen, wie ich es will!" — Dieser Standpunkt des Zurückziehens war gut für mich, ich hatte eine Verteidigungsstellung, die uneinnehmbar war, aus der mich kein Kritiker mit seiner Feder herauskitzeln konnte.

Wenn der kritische Kunstfreund mit seinem Verständnis in die Enge getrieben, ins Unsichere, sich auf seinen gesunden Menschenverstand beruft, denselben gleichsam zu einem festen Halt materialisierend, ihn für einen unwandelbaren Standpunkt haltend, so sei es auch dem Maler vergönnt, sich auf das Eigentumsrecht an seinen Leinwanden zu stützen und daraus einen Stützpunkt zu finden auf dem schlüpfrigen, mit Meinungen gepflasterten Wege, der an den Abgründen der Kunstphilosophie sich hinzieht.

Im München vom Anfang der siebziger Jahre

Mit Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen tritt man in eine solche Stadt — und gerade München hat einen geheimnisvollen Zauber — von dem ich nicht sprechen will, weil er allgemein bekannt und anerkannt ist. Es ist freilich jetzt schon dreißig Jahre her, aber ich glaube, daß das, was ich über München sage, auch jetzt noch gelten wird. Ich hatte das Gefühl, in eine Stadt eingetreten zu sein, in der deutsches Wesen in einem Stamm voll Eigenheit noch über gute Kräfte verfügt. Die Bayern, ein frohgemutes Volk und wohl der kunstbegabteste Stamm der Deutschen — eine Stadt, in der leben und leben lassen noch recht viel Geltung hat. Das von mir durch die Not erworbene Unabhängigkeitsgefühl kam wohl hier besser zur Geltung als irgendwo anders. So, wie in München,

Digitized by Google

fühlt sich der Künstler doch in keiner anderen deutschen Stadt. Teilnehmend ratende Freunde erwarteten mich dort, und ich mietete ein recht kleines Atelier und wollte in aller Stille für mich bleiben — und fing auch ein bestelltes Bild zu „Hebels Morgenstern“ an zu malen. Einer der guten Freunde sprach mir aber eifrig zu, ich müsse in die Pilotyschule eintreten, wenn ich in München vorwärtskommen wolle; ich hatte aber, nachdem ich Pilotybilder gesehen hatte, keine Lust hierzu — besonders der Kolumbus war schuld daran, ich konnte mein künstlerisches Fühlen nun einmal in keinen Zusammenhang bringen mit der Entdeckung Amerikas, so sehr ich diese Tatsache auch schätzte. Was sollte ich in der Pilotyschule? Der gutmeinende Freund kam wieder und wurde dringender, und auf meine etwas schwachmütige Ausrede, daß ich gehört habe, die Pilotyschule sei überfüllt, sagte er mir, er wisse bestimmt, daß ich angenommen werde. So mußte ich nun offen herausrücken und ihm sagen, daß ich in gar keine Schule mehr eintreten wolle. Um vor ihm nicht etwa als hochmütig zu erscheinen, sagte ich ihm, daß, wenn ich einen Berater in München brauchte, ich mich an Viktor Müller wenden würde — da wurde er ganz verdutzt: „Kennen Sie den? Nehmen Sie sich in acht, das ist ein Egoist.“

Freilich kannte ich ihn schon, diesen lieben Egoisten, diesen Menschen mit der vollen, weichen, behaglichen Künstlernatur voll Güte — Egoist genannt, weil er sich gar nicht viel um den allgemeinen Kunsttrubel kümmerte — ruhig ablehnte, was seinem Fühlen zuwider war, aber herzlich dankbar, vollständig neidlos das anerkannte, was ihm zum Herzen ging von künstlerischen Dingen; er war genußsüchtig nach Kunst, er war umgänglich in Gesellschaft, und mit großer Geduld konnte er zuhören, wenn unreife Kunstweisheit vor ihm ausgekramt wurde. Freilich konnte es bei solcher Gelegenheit auch passieren, daß er wie ein Donnerwetter plötzlich auf einen ahnungslosen Kunstinteressenten losfuhr — es waren in dieser Art mancherlei Anekdoten in Umlauf — zart und weich war er freilich dann gar nicht mehr, sondern von einer Art von, man könnte sagen, liebenswürdiger, hagebuchener Grobheit, wie man ihr in Frankfurt, wo er ja her war, begegnen kann . . .

Meine Bilder, die ich aus Karlsruhe gerettet hatte, fanden an ihm einen warmen Anteilnehmer — und er saß oft in der Dämmerstunde bei mir im Atelier und sah sich die Bilder an; Schulmeister oder gar Kritiker war er dabei nie — dazu war er viel zu sehr Künstler und als solcher, wenn man so sagen darf, Genußmensch, er freute sich an allem, was seinem hochgebildeten Kunstgefühl zusagte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie sehr entzückt er war von einem kleinen Bildchen, das Karl Haider in der Zeit gemalt hatte, Kinder unter einem blühenden Baum, wie lange und nachhaltig dieser Eindruck ihn beschäftigt hat. Bei den vorhin erwähnten Dämmerungs-Atelierstunden erzählte er immer vielerlei von seinen Pariser und anderen Erlebnissen. Obgleich er von den Bildern von Marées nicht viel kannte, erzählte er mir lang und ausführlich von denselben, sie regten seine Phantasie aufs höchste an — er erzählte Wunderdinge von Bildererfindungen, Gestaltungen und Farbenharmonien, die Marées gemacht haben soll — ich kam aber bald dahinter, daß seine eigene Phantasie mit ihm durchging, und daß er selber es war, der diese Bilder erträumte . . .

Digitized by Google

Um Viktor Müller bildete sich eine kleine Gruppe von Künstlern, und wenn der Name Sezession damals schon bekannt gewesen wäre, so wäre dies wohl die erste Münchner Sezession gewesen — wir wurden eigentlich sezessioniert — denn wir gehörten eben, ob wir wollten oder nicht, nicht dazu, wir standen abseits von der großen Kunstblüte, die mit den Gründerjahren hereingebrochen war. Für die Kunsthändler existierten wir nicht — also existierten wir überhaupt nicht; es waren auch nur ganz wenige, und es war für niemand verlockend, sich uns anzuschließen, Scholderer, Haider, Sattler, Eysen, auch Leibl mag, solang Müller gelebt hat, dazu gehört haben. In treuer Kunstliebe hielt Dr. Bayersdorfer zu uns, den ich bei Viktor Müller kennen lernte. Programm hatten wir keins — Bayersdorfer kam dahinter, daß „unverkäufliche Bilder" so ungefähr unser Programm sei.

In dies schöne Zusammenleben mit Viktor Müller trat ein jäher Schluß heran. Ich war im Dezember 1872 einige Tage unwohl, und als ich wieder ins Atelier kam und Müller nicht fand, ging ich in seine Wohnung, da lag er schon schwer krank zu Bett, und in wenig Tagen war er tot; er war etwa 42 Jahre alt, sein Grab ist auf dem Frankfurter Friedhof . . .

Es war für uns jüngere Künstler, die in ihm eine Art von Führer gesehen hatten, ein recht schwerer Schlag. So Gutes er auch schon geschaffen hatte — sein Werk war noch nicht zur vollen Reife gelangt, denn er war einer von denen, die um der Sache willen nach Klarheit und Vollendung streben.

Viktor Müller war es auch, der mich bei Böcklin einführte — schon vorher hatte er mir von dem Bild mit den zwei Faunen erzählt, das auf der Ausstellung 1869 war, und das er für das weitaus beste erklärte, was auf dieser Ausstellung war. Das ist jetzt freilich nicht merkwürdig, aber es geschah zu einer Zeit, da ich von später zu Böcklinschwärmern gewordenen berühmten Malern den Ausspruch hörte, es sei viel Unsinniges auf dieser Ausstellung, aber der Gipfel der Narrheit sei das Bild von Böcklin. In bezug auf die Maltechnik huldigten wir meist der Meinung, daß es, um Kraft zu zeigen, nötig sei, die Farbe faustdick aufzutragen, freilich blieb da manches feinere Empfinden in der Technik schwerem Brei stecken — und ich erholte mich immer wieder an den Altdeutschen in der Pinakothek, an ihrer ruhig vollendeten Technik, mit der sie so feierliche Farbenharmonien erreichten, in denen eine so bewußte Klarheit und Raumdeutlichkeit herrschte. Mit Böcklin war ich nun öfters, und besonders in der alten Pinakothek, zusammen — er sprach fast nur über Technisches vor den Bildern und teilte mir gerne von seinen reichen Erfahrungen und vielfachen Versuchen mit — auch bei mir im Atelier sprach er sich nie über Allgemeines oder Gegenständliches in meinen Bildern aus, sondern er sprach vom Farbenmaterial und von Kontrastwirkungen der Farbe; dabei zog er aus der Westentasche farbige Wollenstreifen, an denen er demonstrierte — Komplementärfarben erklärte usw. Beim Frühschoppen im Achatz, zu dem er mich ein paarmal abholte, ging das Farbenerfinden schon ins Phantastische, wohl auch ins Sarkastische über; so sprach er davon, daß für das Blau, was ihm vorschwebe, es noch gar kein Farbenmaterial gebe, er suche danach, Indigo sei so etwas, aber nicht haltbar — er trug einen dunkel-

Digitized by Google

indigoblauen Rock, da meinte er, man müßte einmal so einen Rock auskochen und den Farbstoff herausziehen, dieser müßte dann, in Öl angerieben, wohl dauerhaft genug sein —; so unterhielten wir uns mit gutem Humor, und der Schweizerdialekt, den wir beide gebrauchten, half uns dabei vortrefflich. Die Flugmaschine beschäftigte ihn damals sehr und das Atelier lag voller Bambusstäbe und Segeltücher; er erklärte mir die Sache mit Zeichnungen, aber auch hier ging es bald ins Phantastische und ins Humoristische über, und als ich im Sommer fortging nach Säckingen, sagte er, ich solle nur aufpassen, eines Tages komme er dort über den Eggberg geflogen auf dem Wege nach Basel. — So gerne ich mit Böcklin, meist Sonntags vormittags, in die Alte Pinakothek ging, nach seinem Ausspruch in München der einzige Ort, wo man keinen Malern begegnete, so folgte ich ihm doch nicht gerne zu den Rembrandtbildern, die ihm höchst zuwider waren.

Schon von Düsseldorf her wußte ich, daß ich bei Kunsthändlern kein Glück hatte; in München, bei meinem mehrjährigen Aufenthalt, hat aber doch einmal einer eines meiner Bilder gekauft, und das kam so: Als Mitglied des Kunstvereins hatte ich das Glück, ein kleines Genrebild zu gewinnen, das auf 300 Gulden bewertet war, ich machte mir nichts daraus und stellte es gleich umgekehrt an die Wand. Die Gewinnliste wird veröffentlicht, und so vermutete ich auch gleich, warum der Kunsthändler folgenden Tages bei mir eintrat und sagte, er wolle sich doch einmal bei mir umsehen, ob ich nicht etwas für ihn habe, ich drehte den Kunstvereinsgewinn um und sagte: „Hier!“ — Er sah es mit einem Seitenblick an und sagte: „Das ist nicht von Ihnen, ich will wirklich was von Ihnen haben.“ Nun stand auf der Staffelei ein mittelgroßes Bild fertig — ich nannte einen mäßigen Preis, er ging wieder nach dem Genrebildchen, und endlich wurden wir einig, daß er mir für mein Bild und das Kunstvereinsbild zusammen 400 Gulden zahlte. Da habe ich gelacht, denn ich bildete mir ein, für ein Bild von mir endlich einmal 400 Gulden gelöst zu haben, den Kunstvereinsgewinn konnte ich ja, da ich ihm keinen Wert beilegte, außer Rechnung lassen. Aber meine Freude dauerte nicht lange — nach kurzer Zeit kam der Kunsthändler wieder, ich freute mich schon und dachte, der will noch mehr, er aber sagte: „Ja, Herr Thoma, ich kann das Bild, das ich von Ihnen gekauft habe, nicht behalten, Sie müssen es wieder zurücknehmen“, und als ich ihm sagte, daß ich nicht in der Lage sei, verkaufte Bilder wieder zurückzunehmen, erklärte er, dann müsse er das Bild in die Rumpelkammer stellen, denn im Salon könne er es nicht lassen, weil jeder, der zu ihm komme, darüber lache. Das ärgerte mich nun doch, und wir wurden handelseinig, daß ich ihm 100 Gulden gab und er mir wieder mein Bild. Mein Selbstbetrug war zerstört, nur 100 Gulden war mein Bild wert, der Kunstvereinskitsch aber 300. Dieses mein Bild, zwei Mädchen mit Ziegen, ist vor ein paar Jahren für die Dresdner Galerie angekauft worden.

Da ich jetzt einmal das Wort habe, so kann ich mich nicht verwinden, auch etwas darüber zu sagen, wie die Münchner öffentliche Kritik sich zu meinen Arbeiten verhalten hat. Der Kritiker der „Allgemeinen Zeitung“ war wohl der Hauptleithammel in den siebziger Jahren; derselbe ver-

Digitized by Google

glich die Kunst gerne mit politischen Parteibildungen, und so paßte es ihm, mich den „nicht talentlosen Begründer der sozialdemokratischen Malerei“ zu nennen; es ist freilich schlimm genug, wenn man für die Kunstbeurteilung keinen andern Maßstab anlegt, als den Vergleich mit politischen Parteibildungen, aber wenn die Leser so dumm sind, wie der Schreiber boshaft, so leuchtet ihnen dies zu allermeist ein. Die Ordnungsparteien in der Kunst werden durch so ein Schlagwort auf eine verderbenbringende Wirkung aufmerksam gemacht. — Die Reinheit der Kunstabsicht wird verdächtigt oder es wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß sie überhaupt nur dazu da sei, derartige Parteibildungen zu stärken, ihnen zu dienen und dergleichen. Besagter Kritiker scheint sich aber doch für mich interessiert zu haben; er ließ ziemlich direkt durch einen gemeinsamen Bekannten mir die Frage vorlegen, wenn man nur wüßte, wo ich denn eigentlich mit meiner Malerei hinauswollte. Worauf ich in voller Überzeugung antwortete: „Ei, ich will gar nirgends hinaus, ich sorge nur, daß ich bei mir selber bleibe.“

Aber das ist nun einmal die Sorge, die sich gar manche um die Kunst machen — daß sie wissen möchten, was sie denn eigentlich will — und denen es geradezu unheimlich bei ihr wird, wenn sie sich keinem der Zwecke, der ihnen gerade am Herzen liegt, einfügen will.

Aus Italien

Zumal in Rom kam ich mit deutschen Künstlern zusammen, die sich als „Herrennaturen“ gebärdeten, das sich zumeist darin äußerte, daß sie über italienische Zustände schimpften — auf die Bettler, die doch gerade so viel dazu beigetragen, daß dies Herrengefühl für ein paar hingegebene Soldi immer wieder genährt wird. — Aber warum sollte man sich auch nicht fühlen in seiner stolzen Kraft beim römischen Wein! In Rom fand ich Prachtexemplare deutscher Künstler, teilweise mit Stipendien ausgerüstet. Mit einem solchen besuchte ich auch die Galerien; er ging stumm wie ich und sah gelangweilt an den schönsten Perlen der Kunst vorbei, nur lebte er auf, wenn etwa ein Caravaggio kam: „Herrgott-donnerwetter, ist da 'ne Kraft!“

In einer abendlichen Weinkneipe wurde heftig darauf hingewiesen, daß es mit der modernen Kunst nicht gut kommen könne, bis die alte Kunst beseitigt sei, und man kam überein, daß es gut wäre, den Vatikan und alle anderen Sammlungen zu verbrennen — den Tag darauf eilte ich, die Sammlungen noch zu sehen, da ich nun doch einmal in Italien war.

Es war aber wirklich doch nicht so schlimm gemeint, ich begegnete einem der Kunstbrenner am anderen Morgen im Café, er sah gar nicht heldenhaft aus und sagte: „Katzenjammer!“

Ja, der deutsche Künstler fühlt sich eben in Italien, und möge sich dies Gefühl auch oft wunderlich äußern, man versteht es — es geht eine Art von Revolution vor, eine Art von Entdeckerfreude, eine zweite Menschwerdung, der eine stellt sich so dazu, der andere anders, das ist halt „individuell“. — So war zum Beispiel ich in Florenz in dem Wahn befangen, als ob ich erst den Botticelli entdeckt hätte, als ob er vorher noch gar nicht geschätzt worden wäre. — Freilich mag dazu beigetragen haben, daß im Jahre 1874 alle Botticelli noch recht schlecht gehängt waren, in teilweise dunklen Winkeln — ich wurde beinahe krakeelig und

Digitized by Google

verachtete die, welche diese Herrlichkeiten nicht anerkennen wollten. — Verzeihung! ich war damals noch jung! Man hätte mich auch einen „Kunstbrenner“ nennen können, mit dem Unterschied, daß es bei mir im Herzen gebrannt hat und daß es nach und nach wie ein Dankgefühl über mich kam, daß ich all das sehen durfte.

Außer dem italienischen Sprachbuch und dem Baedeker hatte ich mir auch noch den „Cicerone“ gekauft; — wenn ich also in die Casa Nardini zurückkehrte, so schlug ich den „Cicerone“ auf und wußte nun gleich Bescheid, wie man über dies und jenes Kunstwerk zu denken, zu urteilen und zu sprechen habe. Aber eines Tages kam ich in Meinungsverschiedenheiten mit dem „Cicerone“, und da habe ich mich über mich selber so geärgert, daß ich den „Cicerone“ zu unterst in den Koffer packte, von wo ich ihn dann auf der ganzen italienischen Reise nicht mehr hervorzog; — ich begnügte mich am „Baedeker“. Es ist freilich bequem, so ein Buch zu haben, wo alles darin steht, was man von all den Dingen zu meinen hat — das Urteil ist ja auch so richtig und geht von Autoritäten aus, daß es ganz absurd ist, wenn man eine andere Meinung haben will. Aber ich wollte gern mit eigenen „Kuhaugen“ durch die Stadt gehen und die Dinge nach meiner Art anstaunen. Eine Kuh, die man durch die Stadt führt, sieht vielleicht, wer weiß, mehr als mancher Mensch — aber das Sprechen darüber will gelernt sein — deshalb hat man den „Cicerone“; — — ich hätte ihn doch nicht so ganz zu unterst legen sollen.

Alle Gräbertrümmer der Via latina mit Blumen und Ranken übersponnen; ich freute mich an den vielen Tieren, die das Land beleben, an den toll unbeholfenen Bocksprüngen der Lämmer, mit denen sie ihrer Lebensfreude so beredten Ausdruck geben. So ein Tierlein springt in die Luft aus reiner Freude darüber, daß es nicht an die Erde angewachsen ist, und drückt damit ein Schöpfungswunder aus, das ihm erst vor kurzem zuteil geworden ist. Dazu brauchte man freilich nicht nach Rom zu gehen, um so seine Zeit zu vertrödeln oder gar noch um darüber zu schreiben — aber was kann man dafür, wenn gerade dort ein Zicklein uns in den Weg rennt, uns mit seinen Augen, hinter denen vielleicht auch so eine Art von Seele wohnt, anglotzt und mit einem Sprunge seines ganzen Körpers sagt: Da bin i! Wenn man sich da auf eine im Grase liegende antike Säule setzt, das ganze Altertum und seine Geschichte vergißt und lacht über den kleinen Komiker, so ist halt das auch ein Zustand und gerade kein unglücklicher.

Deshalb habe ich doch alles gesehen, was ein kunstbeflissener Rompilger sehen muß, und habe auch recht viel darüber, wenn ich mit Deutschen zusammenkam, geschwatzt, erörtert und gestritten; so geriet ich in der schönen Villa Pamfili mit einem gelehrten Doktor in ein langes Kunstgeschwätz hinein, von dem ich erst, als derselbe mich verlassen hatte, merkte, daß es mich weit mehr von dem Wege der Kunst abgezogen habe, als das Ziegenböcklein in der Via latina. — Denn erst als der vielgelehrte Herr fort war, sah ich die Schönheit der Villa, da schien die Abendsonne durch die hohen Pinien und es rauschte in den Wipfeln wie ein Lied von ewiger Schöpfung, dazu sang die Amsel von der

Digitized by Google

Zypresse, Goldorangen glühten im dunkeln Laub neben Marmortreppen und -säulen, der grüne Teppich des Grases war mit Anemonen durchwebt, — das war Italien wieder mit all seiner Pracht.

Augen, Augen, das ist ja doch alles, was man mitbringen sollte zu einer italienischen Reise — Bücher nur so viele, daß sie die Augen nicht verderben.

Es ist doch was gar Schönes, so in der Natur draußen sitzen und zeichnen oder malen, es kommt eine so schöne Ruhe über einen — die oft fast ins Traumhafte übergeht — worunter freilich die Beobachtung zwar leidet, aber in der sich doch so viel Unbewußtes, was doch in der Kunst auch eine Rolle spielt, ansammelt.

So zur Mittagsstunde hoch oben auf den Felsen bei Porto Venere sitzen, in die blaue Unendlichkeit von Meer und Himmel hinaussehen, unten schäumt die Brandung, die nach und nach zu einer Musik wird und herauftönt, wie Menschenohren sie nur in den seltensten Stunden als Weltharmonie höchster Ordnung auffassen können.

Oder im blühenden Olivenhaine, den ganz eigenartigen Duft, der sich mit der Meeresluft, die aus dem Blauen heranweht, so schön vereinigt — das Bienengesumme in den gelblichweißen Blüten auf kristallblauen Gründen — das Gefühl der Unendlichkeit überkommt uns, so daß wir die Sinne verhüllen, um in die tiefste Einsamkeit unsres Seins zu versinken. — Die Sinne nach der höchsten Empfänglichkeit geschlossen, in diesem Grunde der einsamsten Wunschlosigkeit, da fühlt man sich der Einheit nahe, in der alle Schöpfung ruht. — Gott in uns, kein fremder Begriff von außen, kein Wesen, das aus der Ferne schafft. — Unser Sein ist mit ihm verknüpft, in ihm gegründet, und auch der Tod kann uns nicht von Gott ttennen. Da auf diesem Grunde einsamster Wunschlosigkeit erfährt man, nicht etwa, daß man eine Seele hat, sondern, daß man eine Seele ist.

Wieder daheim

Als ich das drittemal von Italien zurückgekehrt und wieder in Frankfurt war, litt ich an einem Übel, das, wie ich bemerkt habe, schon manche Vielgereiste befallen hat — besonders die, welche aus dem Süden kommen, es ist eine gewisse überlegene Unzufriedenheit mit dem, was die Heimat zu bieten vermag —, so wollte auch mir nichts mehr so recht gefallen. Der trübgraue oder doch milchlich blau umflorte Himmel, wie er besonders für die Maingegend charakteristisch ist, konnte sich nicht messen mit der italienischen Klarheit; auch die im Junischmuck so bunt gesprenkelten Wiesen, die ich immer so geliebt hatte, erschienen mir jetzt kleinlich-bunt, die Wälder im jungen Frühlingsgrün aufdringlich grell, formlos die Terrainbildungen, die alten und neuen Häuserchen ohne Stil, vom Zufall gebildet, die neue Architektur protzig, ohne Pracht, dumm-baugewerbschulmäßig.

Die Menschen ließ ich auch nicht recht gelten, sie waren so alltäglich, verstanden eigentlich gar nichts von Kunst usw., wie schon so manche sogenannte „Vorzugsmenschen“ vor und nach mir über ihre Mitbürger geurteilt haben.

Gleichgültigkeit, ja Verdrießlichkeit gegen das, mit dem ich mich nun

Digitized by Google

doch einmal abfinden mußte, mit dem ich leben mußte, nahm mich gefangen — schon fing ich an, darauf hochmütig zu werden, mit welch kritischen Augen ich von der dritten Reise zurückgekehrt sei.

Freilich, da ich im ganzen ein sparsamer Mensch bin, kam es mir fast vor, als ob die Kosten einer italienischen Reise für uns verloren wären, wenn unsre Augen nicht weiter kommen als bis zur kritischen Erkenntnis, wenn eine solche Reise uns die unschuldige Freude an all unserm Kram raubt und uns nur unfruchtbare Unzufriedenheit übrigläßt.

Eine solche Reise müßte die Empfänglichkeit des Auges stärken, so daß es auch die oft leiseren, zarteren, oft bunteren, gröberen Reize, die es bei uns empfängt, zu einem harmonischen Ganzen vereinigen kann.

Denn die Harmonie, die Schönheit liegt nicht in der Welt da draußen, sie ist nur eine Fähigkeit der Seele, das zu empfangen, was die Sinne ihr zuführen.

An der Kraft und Eindringlichkeit, mit der in Italien Kunst und Natur zu uns sprechen, sollten wir Herz und Auge stärken, dann scheint die Sonne Homers auch uns.

Nun war ich aber einmal in einem solchen Zustande und wollte und konnte mich nicht daraus befreien, da mußte schon ein Anstoß von anderer Seite kommen, um mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen; dieser Anstoß kam auch bald in folgender Weise:

Von Italien erzählend, aber sonst gleichgültig, machte ich mit den Meinigen bei dem schönsten Wetter einen Nachmittagsspaziergang durch Wiesen und Felder nach einer abgelegenen kleinen Wirtschaft; ein Bauerngärtlein mit kleinen Zwetschgenbäumchen, Hollunderbüschen — ich dachte an Goldorangen, die aus dunklem Laube glühn, und an den immergrünen Lorbeer; fast ärgerten mich die Hühner, die um die, auf eingeschlagenen Pflöcken befestigten Tische herumschmarotzten. Apfelwein tranken wir statt Chianti, dazu auch den mageren Mainzer Handkäse, der, nebenbei gesagt, recht gut war, so saß ich da, der Vielgereiste, dem nichts mehr gefallen wollte.

Bis auf einmal von einem entfernteren Tische in wohlgeschultem vierstimmigen Gesange das alte Lied ertönte: „Es waren zwei Königskinder." — Ja, was war denn das? wie rüttelte und packte mich auf einmal das! wie wurde da auf einmal meine Seele von diesem unerwarteten Anstoß so weich, so voll, daß sie überfließen wollte, wie war ich da auf einmal mitten in Deutschland, und wie schön offenbarte sich mir seine Seele!

Vier Männer hatten sich an dem Tische dort niedergelassen, es waren Lehrer aus Offenbach, die so ganz den freien Nachmittag für sich benutzten, sie sangen noch andre Volkslieder mit der ganzen Innerlichkeit deutschen Wesens.

Der Anstoß, den ich auf die Ohren bekommen, schaute mir auch gleich wieder aus den Augen heraus, ich sah die heimliche Schönheit des Zwetschgenbäumleingartens, die Pracht des blühenden Hollunders, der Hahn und die Hühner wurden schöne Kreaturen und auch die hölzernen Tische wurden schön, zumal goldene Abendstrahlen jetzt das Ganze umarmten, da war die Weltharmonie wieder wahrhaftig unleugbar sichtbar bei uns mitten in Deutschland. Der Heimweg durch Wiesen und Felder,

Digitized by Google

durch die zitternden Blumen war jetzt ganz anders. Und als das Abendlicht in die grüne Dämmerung versank, so war es bei uns so schön, wie es nur irgendwo in der Welt sein konnte. Nun war in der ganzen Natur ein Klingen und Tönen erwacht, wie es die gestillte Seele jederzeit zu vernehmen vermag, als Zusammenfassen zur harmonischen Einheit aus dem vieltönigen Allerlei.

Süddeutsches

Der Gott, den die Süddeutschen so im stillen verehren, ist ein guter, freundlicher Geist, der vom Himmel und aus den Tannenwäldern lächelt und es gerne sieht, wenn seine Kinder fröhlich sind — wenn sie eine „Freud" in Ehren haben, eine Freude, die andern auch ihre Freude gönnt, sei es nun bei einem „Gsang in Ehren", bei einem „Trunk in Ehren" und auch bei einem „Kuß in Ehren".

Im allemannischen Dialekt bedeutet „in Ehren" etwa soviel wie Selbstachtung — so etwas wie Pflichtgefühl, Besonnenheit und Gewissen. Hebel hat dieser Besonnenheit, dieser feinen Warnung — die so gutmütig ist, daß sie nie gern einem andern die Freude verdirbt, oft gar schönen Ausdruck gegeben, so zum Beispiel in einem Gedicht „Noch eine Frage":

„Und weisch denn selber au die liebe Seel,
worum de dine zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumle ine henksch?"

wo der Schlußvers lautet:

„Zum dritte sagi: Wemme i de Welt
Will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust längt me bald in d'Agle und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde zruck.
Den d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und tu ee wenig gmach! Doch wenn du's hesch,
so los der's schmecke! Gunn der's Gott der Her!"

Ein guter Gott, der allen Wesen wohl will, der dabei alle Schliche seiner Verehrer durchschaut, vor dem sie sich nicht verbergen können, der diese Listchen aber auch nicht übelnimmt — weil er sie schon von Ewigkeit her kennt. Wenn es nicht unpassend wäre, so möchte ich sagen, er hat Humor.

Ein Onkel von mir, ein braver Bauersmann, wurde gefragt, ob er vor dem Schlafengehen auch bete und was er bete; er antwortete, er sei abends müde und da sage er nur: „Lieber Gott, du kennst dein Michel!" — damit schlafe er ruhig ein. — Dies ist jedenfalls ein Zeichen, daß der Mann trefflich gut gestanden ist mit Gott. — Dies könnte vielleicht der Gott des deutschen Michels sein, der stille Gott, der seinen Michel so genau kennt, weil dessen Seele ja von ihm stammt.

Aber auch fast gottlose Äußerungen tauchen auf in den Herzen böser Buben, die einen Herrgott, der ihnen auf die Finger sieht, nicht freudig anerkennen wollen. So zum Beispiel der kleine Otto, ein wilder Bub, der Steine warf, auf Bäume kletterte, am Rheinufer seinen Unfug trieb, der wurde von seinem besorgten alten Bäsle vorgenommen, und sie stellte ihm eindringlich zu Gemüte. „Lug, Otto, der liebe Gott sieht

Digitized by Google

alles und will nicht haben, daß du wild bist, er läßt dich einmal vom Baum herunterfallen, dann kannst du ein Bein abbrechen oder den Arm, oder wenn du so nah am Rheinufer dich herumtreibst, läßt er dich einmal hineinfallen, dann ertrinkst, und der Rhein nimmt dich mit fort wie ein Stück Holz." Otto hört so aufmerksam zu, es geht ihm zu Herzen, wie Bäsle es zu ihrer Freude sieht — er seufzt tief: „Oh! gelt Bäsle, man hätt's doch gut auf der Welt — wenn der liebe Gott nicht wäre!" Das fromme Bäsle war freilich überrascht von diesem Ausspruch, aber sie hat den Humor von der Geschichte lebhaft empfunden, denn sie war selber eine echt süddeutsche Frohnatur.

Hang zu philosophischen Erörterungen findet man ziemlich viel bei Landleuten, ihr Zusammenhang mit und ihre Abhängigkeit von der Natur ist groß und regt zu Fragen an — und schließlich ist die Großmutter der Philosophie doch die Frage. Auch die Göttertochter Phantasie spinnt dazwischen ihre wunderlichen goldnen Fäden — Märchen gehen um und träumen wunderbar und verschwiegen — seltsam bis zur Verwirrung, denn es gibt auch noch Hexen — Hebel hat sie in seiner milden Art Hexlein genannt, die die Unruhe in die Männerseele werfen, daß sie das Hexlein überall suchen müssen. Spukhaft und geheimnisvoll erscheint noch so vielfach die Welt — Gespenster gehen um und der Aberglaube herrscht, — auch eine Art von Licht, das oft in Tiefen hereinleuchtet, in welche das Licht der Schulaufklärung nicht hineingelangt; vielleicht entdeckt man da noch einmal geistige Röntgenstrahlen und Radiumwirkungen.

Vom Grüßen und vom Lächeln

Einige Zeit hatte ich einen frohen Wandergesellen, und wie wir so übers Land gingen, hatte er für jeden Begegnenden ein freundliches Wort, sei es auch nur ein gutmütiges Scherzwort oder ein Wort freundlicher Aufmunterung, jedem Kind, das uns begegnete, sagte er etwas Freundliches, oft auch etwas Neckisches, das ja Kinder so gut verstehen. Wenn Bauersleute auf dem Felde arbeiteten, so rief er weit hinüber: „Seid nur nicht gar zu fleißig!" Wenn sie ihr Vesperbrot verzehrten, ermunterte er: „Laßt's euch gut schmecken!" Dem Wanderer, der am Weg im Schatten rastete: „Da tut's es" — eine Aufmunterung, daß er seine Ruhe genießen möchte. Am Morgen rief er den Arbeitenden gleichsam als Lob: „Schon so früh!" — am Mittag: „Aber jetzt macht's heiß" — wie ein Mitgefühl, am Abend war sein Zuruf: „Machet bald Feierabend." — Den muntern Mähdern rief er zu: „Haut's es, haut's es!" — denen, die den Heuwagen ladeten: „Ladet nicht gar zu schwer!"; der Nießende bekam sein: „Zur Gesundheit!" oder auch sein: „Helf dir Gott!" — Von überallher ertönte auch freundliches Echo — es war mir, als ob ein fröhlicher Säemann über das Land ginge, der gute Wunschworte den Begegnenden zuwarf. Auch mir wurde ganz wohl zumute, wie er seine Grüße so überall anbrachte, so daß ich ihm sagte, er sei ein wahrer Grüßkrämer, was das gerade Gegenteil von einem Griesgrämer sei. — Auch habe ich ihn von der Seite so recht scharf angesehen und gedacht, der würde wohl passen als Direktor einer Kuranstalt für Gelassenheit und freundliches Lächeln . . .

In solcher Stimmung ging ich einst durch den sonnigen Tag dahin, ich kam an einen Garten, in dem ein im Inneren fast verstecktes Häuschen

Digitized by Google

war — ich blieb vor dem Tore stehen, denn aus diesem Garten erschollen seltsame Töne, so daß ich nicht wußte, soll ich mich nahen, soll ich fliehen. Etwas von einer Menschenstimme glaubte ich zu hören — aber es war ein Geplapper: Ra ra ra la la la ri ro, ni o a la ma mu me ba sa sa — dazwischen quiekste es wie ein junges Schweinchen, dann hörte ich Töne, wie man sie anschlägt, wenn man sich über etwas höchlich verwundert: ah, uh, uh oh oh ih ih — dann lachte es wie eine Turteltaube, dann bellte es au au au. Deutlich war auch der Ruf der Wildtaube: Gru gru, gru gru, ein Ruf, den die Tante im Schwarzwald mir, als ich noch Kind war, in die Worte einkleidete:

„Thade wo wit hi, go Stausa Frucht i kausa,
Bring mer au e Mut, Thade zupf."

Nun schien die Stimme weinerlich, dann wieder fröhlich bis zum Jubeln und Jauchzen.

Ich konnte meine Neugierde nicht mehr unterdrücken, und da ich doch auf Abenteuer ausgezogen war, wagte ich es, das Gartentor zu öffnen und mich an den Büschen hinzuschleichen, da — auf einem von Bäumen umgebenen Kiesplätzchen stand ganz einsam ein Kinderwagen und ich sah, noch ehe ich hinkam, zwei winzige Händchen und zwei Füßchen in der milden Luft emporzappeln, welche die Töne, die ich mir jetzt zu erklären wußte, begleiteten. — Da lag ein etwa acht Monate altes Kindlein wie ein Heideröslein so frisch in den weißen Kissen, es sah in die von einem sanften Lufthauche bewegten Baumzweige, in den blauen Himmelsraum empor, und sein Gelall und seine ausdrucksvollen Gebärden waren ein Zwiegespräch, welches das Kind mit der sich ihm erschließenden Natur hielt — es war ganz allein raumverloren in der großen Welt, mutterseelenallein, aber es war so ganz da — voll Jubel, daß es da war. Ich trat zu ihm, nun sah es mich an, nicht gerade sehr verwundert, aber mit so blauen Augen, wie die Unendlichkeit über uns, groß, durchdringend, fast seelenforschend, und es ging wie eine Frage von diesen Augen aus: Was willst denn du hier, alter Sünder! Wahrhaftig, ich hätte mich wieder still weggeschlichen aus dem Bereich dieser Augen, wenn nicht auf einmal ein entzückendes Lächeln über dies Kindergesichtchen gegangen wäre, etwas so Schönes, Urfreundliches, so lieblich Versöhnendes, daß ich vor Freude fast hätte weinen mögen — da war es ja das Lächeln, welches ich so eifrig gesucht habe — das Lächeln eines unschuldigen Seelchens, welches noch nicht lange aus der Ewigkeit her zur Verschönerung unsres Staub- und Atomengewirres menschliche Form angenommen hat.

Eine große Freudigkeit kam über mich — ich war dem Kindlein hold, ich war ihm dankbar, und als ich es auch anlächelte, da wurde es ganz lustig und es lachte, seine zwei Erstlingszähnchen schimmerten aus dem Mündchen, es streckte die Händchen nach meinem Gesichte — es faßte mich bei meinem weißen Barte — und das junge Seelchen und die alte Seele waren auf einmal ganz gute Bekannte, die sich begrüßten . . .

Möge Leidenschaft toben und der zerreibende Kampf um das Dasein, die Menschheit wird doch nicht im Erdenschlamm zugrunde gehen: was alt und morsch ist, fällt zusammen, was liegt viel an dem Staub — immer wieder erscheint das Kind, die ewige Verjüngung, rein unschuldig von Ewigkeit her, ein gottgesendetes Wesen. Ich weiß wohl, daß auch

Digitized by Google

dieses Kind zu den Allzuvielen gehört, die die Fülle des Lebens alljährlich jederzeit über die Erde ausschüttet, wie die Blumen des Feldes. Für mich ist dies Kind ein „Vorzugsmensch“, und wenn ich eine Blume betrachte, so liebe ich sie und sie ist für mich eine „Vorzugsblume“. Es gäbe wohl auch keine einzelne Löwenzahnblume mehr, wenn nicht das Füllhorn des Frühlings sie so millionenweise über alle Gefilde ausgebreitet hätte, diese gemeinste der Blumen, die in ihrer frechen Gelbheit so voller Lebenslust lacht, ich liebe sie und kann auch ihre Sprache verstehen.

Bekanntlich war es ein Bericht über das japanische Lächeln, der mich verführt hat, so was ähnlich Freundliches für Europa zu wünschen, das heißt wenigstens in irgendeiner Gegend in Deutschland zu vermuten. Der Wunsch war so übel nicht, aber er ist nicht durchführbar. Und ich bin recht bescheiden geworden — das Lächeln eines Kindes genügt mir, und wenn man das japanische Lächeln das Resultat einer alten Kultur nennt, einer ruhigen Abgeklärtheit, die von nichts mehr gestört werden kann, so halte ich das Lächeln und Jubeln eines Kindes, das neu in die Welt hineintritt, für so uralt, daß auch die japanische Kultur nicht sich damit messen kann — denn so ein Seelchen stammt aus der Ewigkeit her, und daß es so freundlich lächelt, kann uns, die wir durch die Unruhe, die Hast, die Leiden des Lebens hindurchgedrückt worden sind und nunmehr an dem Ende stehen, zum Trost sagen, daß das Ganze, Kommen, Sein und Gehen, doch nicht so schlimm sein kann — und in einem innigen Zusammenhang stehen muß. Wir werden wohl nie ganz dahinter kommen, was und wie wir sind — so darf ich wohl sagen, wir sind sprühende Funken am Rade der Ewigkeit.

Von Malerei

Wenn die Malerei einmal aus diesem reinen Schauen ihren Ursprung nimmt, dann wird sie eine Kunsteinheit sein, wie sie die Musik ist; wie diese ein Ertönen der Seele für das Ohr ist, so wird die Malerei ein Schauen der Seele sein, dem Auge geoffenbart. Man wird dann keine Sklavendienste der Darstellung mehr von ihr verlangen, man wird sie nicht mehr nach ihrer Naturwahrscheinlichkeit beurteilen, wie das jetzt noch so allgemein geschieht. Wie die Musik ist sie dann fähig, ihr eigenes Gesetz sich zu schaffen, nicht mehr Naturnachahmerin, sondern aus Seelenvorgängen Schöpferin für die Schönheit, die das Auge erfassen kann. — Dann fallen auch die Unterschiede und Streitfragen über erzählende und rein darstellende Kunst, über Idealismus, Realismus usw. hinweg — über all diesem und über aller Gegenständigkeit waltet frei schaltend die bilderreiche Phantasie — eine schöpferische geistige Tätigkeit spielend mit den Mitteln der Malerei — spielend in dem Sinne, wie man von der Musik sagt, daß sie gespielt wird. Die Photographie wird ihr dann alle Sklavendienste der Darstellung abnehmen, die macht alle Porträte doch noch besser — und die farbige photographische Darstellung ist nur eine Frage der Zeit. — Die Malerei wird noch einmal alle Konkurrenz mit der Photographie aufgeben müssen, da kann sie nicht mit. Sie wird dann auch die photographische Anschauung, die jetzt die moderne Malerei noch so sehr beherrscht, überwinden.

Wir haben ja aus Höhenpunkten der Malerei genug Beispiele dieser

Digitized by Google

ihrer Freiheit, die ich meine — aber unsre Zeit muß auch wieder dazu kommen — denn sonst wäre das Auge dem Ohre nicht ebenbürtig.

Die deutsche Kunst möge sich nur bestreben, als würdiges Glied in der europäischen Kunst aufzutreten, als gleichberechtigt, nicht als Nachahmerin um äußerliche Manieren bemüht — mit dem Selbstbewußtsein eigenen Wesens — ohne Hochmut, aber unbekümmert um das, was das moderne internationale Kunstgigerltum von ihr sagt — dann werden gewiß die feineren Geister des Auslandes sie voll anerkennen.

Man sagt nun, daß Franzosen und Engländer kein Entgegenkommen zeigen, indem sie nicht deutsche Bilder bei sich aufnehmen; ganz ist dies doch nicht der Fall, und es gibt deutsche Künstler, die in Paris und London Förderung erfahren haben. — Von einem weiß ich es gewiß* — in einer kritischen Zeit, als in Deutschland gar niemand etwas von ihm kaufen wollte, hat in der Münchner Ausstellung anfangs der siebziger Jahre ein Engländer zwei Sommer hintereinander mehrere Bilder von ihm gekauft und ihn dadurch über Wasser gehalten, auch wurde die erste Kollektivausstellung seiner Bilder zu einer Zeit, da er in Deutschland allenthalben auf den Ausstellungen refüsiert wurde, 1884 vom Kunstverein in Liverpool veranstaltet, es waren sechzig Bilder; und er ist doch gewissermaßen auch ein deutscher Maler.

Mein Wunsch wäre der, daß ein recht reges europäisches Kunstleben recht viele und recht individuelle Blüten treiben möge — ein rechter Wettkampf zur Anregung und Aufmunterung und zwar so, daß, da jedes Volk in seiner Kunst zur Uniformierung neigt, das heißt zu einer Art von Einschränkung, daß man meint, nur so und nicht anders müßten Bilder sein, wenn sie gut sein sollen, daß sehr oft ein Stoß von auswärts kommt, der da zeigt, daß man auch ohne diese Uniformierung und gegen sie Wege der Kunst finden kann. —

Diese Uniformierung geht oder ging oft recht weit — in meiner Anfängerzeit in Karlsruhe 1860 war nur die Eiche eigentlich der malenswerte Baum, und als ich einmal mit einer Weide anrückte, so galt ich schon für einen Revolutionär. — Nachher kam die Weide in die Höhe und zu einer Art von Alleinherrschaft — dann die Pappel — Genrebilderbauern durften nur in kleinerem Formate gemalt werden, und da ich einmal einen Pfründner lebensgroß malte, hieß man mich gleich Sozialdemokrat. — Er war nicht schlecht gemalt, aber ich habe ihn doch wieder heruntergekratzt. — Jetzt darf man Bauern und Proletarier schon fünfviertel lebensgroß malen und gilt immer noch als konservativ. —

Ich meine, daß so manchmal ein internationaler Anstoß manche engherzige Lächerlichkeit, die ja weiß Gott nichts zu bedeuten hat, aber doch auf die ganze Entwicklung hemmend wirkt, über den Haufen werfen kann — dabei erlaube ich mir noch zu sagen, daß nicht etwa nur wir Deutschen solche Kunstlächerlichkeiten haben, sondern auch die Engländer haben welche, und die Franzosen haben auch ihr Teil. Nicht nur die

* nämlich von sich, Thoma, selber

Digitized by Google

Ausländer für uns, auch wir Deutsche können in vielen Dingen der Kunst für sie als Befreier und Weitertreiber in Betracht kommen.

Vom Kunstbeschauer

Freilich schließt man hier und da den Frieden mit dem Material, ehe man es seinem Willen unterworfen hat, beruft sich auf seine Subjektivität und behauptet, gerade so hätte man es haben wollen; man sieht dann sein Bild mit blinzelndem Auge an, und dann steigen oft Impressionen aus seiner Tiefe hervor. Der Beschauer mag dann auch blinzeln, und wenn er Eindrücke davon hat, so ist es ein gutes Zeichen für ihn selber — er zeigt, daß er künstlerisch tätig sein kann, daß er selber Phantasie hat. Klar gedachte, mit bewußtem Willen gemachte Bilder verlangen mehr nach offenen Augen.

Es fällt mir nicht ein, Bilder deshalb gut oder schlecht zu nennen, ob man sie mit verschleierter Netzhaut oder mit unverhüllter ansehen muß; das ist außerdem auch Sache des Beschauers, der sich das Recht wahren muß, wie er das Bild ansehen will.

Der arme Beschauer — an den denkt jetzt fast niemand mehr in all dem Kunstprinzipienstreit; die Künstler tun oft, als ob sie ihn gar nicht brauchten, er soll mit jeder Kost, die man ihm vorsetzt, in der Sauce irgendeiner Theorie, die ihm sie schmackhaft machen soll, zufrieden sein.

Ja, der Beschauer kann es dem Künstler wohl noch weniger recht machen als der Künstler dem Beschauer, und er sollte es nur hören, wie so oft über ihn geschimpft wird, wenn wir Künstler unter uns sind.

Der Beschauer hat aber doch auch sein Recht auf das Bild, und er erwirbt es sich schon dadurch, daß er dasselbe ansieht, daß er eine Meinung über dasselbe hat, daß er einen Eindruck von demselben bekommt; aber er wird von vielen Seiten bestürmt, daß er die und die Meinung, den und den Eindruck haben müsse, daß es zeitgemäß sei und zeitungsgemäß, diesen Eindruck zu haben, daß er, wenn er einen andern Eindruck habe, er sich's gefallen lassen müsse, zu denen gezählt zu werden, die nichts von der Kunst verstehen — ein Banause! wie schrecklich! wie schrecklich! — Der arme Beschauer, er hat es wirklich nicht gut; heute muß er A loben, wenn er auf der Höhe seiner Zeit stehen will, morgen muß er B abschwören, den ihm die Kunstweisheit vor kurzem als das Höchste alles Daseienden unbedingt angepriesen hat.

Wahrhaftig, der Beschauer ist nicht zu beneiden, und ich will doch noch lieber Maler sein.

Und doch, welcher Mensch wäre dem Maler lieber als der Beschauer; wenn er lobt, so steigt er in des Künstlers Augen zu der Menschheit Höhen; — tadeln — ja, das soll ein wohlerzogener Beschauer nie, er soll dankbar alles hinnehmen, was die Tiefe des Malkastens ihm zu offenbaren für gut findet.

Der schaffende Künstler braucht nun einmal den Beschauer, er mag noch so sehr meinen und sagen, daß er nur für sich schafft und nicht für das Publikum, — er ist dankbar für jedes Augenpaar, das seinem Werk entgegenkommt, das sodann Gutes in seine Formeln hineindeutet.

Das Erziehen guter Beschauer ist jedenfalls eine eifrige Nebenbeschäfti-

Digitized by Google

gung für den Künſtler, auch für ganze Künſtlergruppen; das erleichtert die Arbeit. Theorien ſtehen jederzeit fertig vor der Türe zur Kunſt und drängen ſich zum Worte. Hat der Beſchauer die Theorie inne, ſo wird er immer ja ſagen zu dem Werke, auf das ſie gemünzt iſt. Freilich ſitzt auch da der kritiſche Vitzliputzli in allen Ecken und lauert, wen er verſchlinge.

Vom Frieden durch die Kunſt

Wir ahnen dann vor den Werken der Kunſt, daß hinter dem heitern Kinderſpiel ein tiefer Ernſt ſteckt — und daß das, was Willkür ſchien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht — und wir empfinden dieſe notwendige Folge und nennen ſie Harmonie, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunſt eigen iſt. Wir fangen an zu glauben, daß da etwas von dem, was uns allen gemeinſam iſt, etwas aus dem dunkeln Grunde unſres Seins offenbar werden könnte. — Freilich werden wir ja dadurch immer nur zum Ahnen kommen — aber wir ſollen dies Ahnen nicht geringſchätzen, es iſt doch der liebliche Vorbote des Glaubens, der ja ebenſo aus der Gemeinſamkeit unſres Gefühlslebens ſeinen Urſprung hat. Aus dieſer Gemeinſchaft des Gefühlslebens entſprungen, erhaben über alle egoiſtiſchen Beſtrebungen, die der Tag, das Leben notwendig mit ſich bringen, die entzweien und zum Kampfe führen, ſtellt die Kunſt einen ſchönen Frieden her. Wir können durch ſie erhoben ſein in eine Region über allem Lieben und Haſſen. — Ein Hauch der Verſöhnung begleitet ſie, und was der Wille heftig fordert und erkämpft im Leben, das ſchweigt vor ihr und ſie löſt es auf zu ſtillem Schauen. — Wir können dem ähnlich werden, was man ſich unter Göttern denkt — die Ruhe kommt, die alle Angſt des klopfenden Herzens verſcheucht, — die große Gelaſſenheit.

Digitized by Google

Aus Karl Maria von Webers Schriften

[Karl Maria von Weber ist der Schöpfer des „Freischütz“. So lebt er in unser aller Herzen; dieses eine urdeutsche Werk sichert ihm deutsche Unsterblichkeit. Daß er auch der Meister der „Euryanthe“ und des „Oberon“, der Begründer unserer Romantik, der Vorläufer Richard Wagners, überhaupt ein außerordentlich interessanter und sympathischer Mensch und Künstler, eine hochbedeutende Erscheinung in unserer Kulturgeschichte ist, das wird nicht unmittelbar empfunden, das muß man lernen und erfahren. Wer aber auf dem Weg ist, Webers ganzes Wesen zu erfassen, der darf an dem Schriftsteller nicht vorübergehen. Mögen wir gegen schriftstellernde Musiker noch so großes Vorurteil hegen, das ja auch nicht so ganz unberechtigt ist, so läßt sich doch der richtige Standpunkt zu ihrer Würdigung unschwer gewinnen. Entscheidend ist und bleibt, was der Künstler schafft, also was der Musiker tönt. Ward ihm zugleich die Gabe, seine Gedanken in Wort und Schrift mitzuteilen, so gewährt es einen eigenen Reiz, ihm auch da zu folgen, wo er sich nicht seines ureigenen Ausdrucksmittels bedient, sondern gewissermaßen der Allgemeinheit eine Konzession macht und in unserer Sprache zu uns redet. Mehr als ein Kompromiß wird dabei nie herauskommen. Er kann den Musiker doch nicht verleugnen; es ist doch etwas ganz anderes, als wenn ein Nichtmusiker zur Feder greift. Somit wäre es falsch, die Schriften eines Musikers zur Erklärung seiner Werke nutzen zu wollen. Umgekehrt ist es richtig: wer die Werke kennt, der versteht dann auch wohl den Schriftsteller. Und da ist es nun sehr fesselnd, zu beobachten, wie der schaffende Künstler sein Wesen auch da bestätigt, wo er mit dem Ausdruck ringen muß, weil er sich auf ein Gebiet begibt, das er nicht beherrscht. So geht es bei Schumann, bei Richard Wagner, so auch bei Weber. Wir haben neuerdings eine kritische Gesamtausgabe seiner Schriften erhalten, die von Georg Kaiser tadellos besorgt worden ist. Der verdienstvolle Herausgeber stellt selbst eine größere Arbeit über Weber als Schriftsteller und Ästhetiker in Aussicht. Möge sie nur recht bald erscheinen und dazu beitragen, uns den Menschen und Künstler näherzubringen; es wird sich reichlich lohnen. Denn das ist der entscheidende Eindruck, den wir gewinnen, wenn wir lesen, was Weber schreibt: er war eine reiche, edle, vornehme, durchaus wahrhaftige Natur; jede Begegnung mit einer solchen tut uns wahrhaft wohl. Wer seine Lebensgeschichte kennt, der weiß, daß er sich seinen Charakter in Kämpfen und Stürmen auf dem Leidensweg durch Irrtum und Schuld hat erringen müssen; gerade deshalb hat er sich so herrlich erprobt. Mehr als einmal bestand die Gefahr, daß seine ganze Begabung ins Negative umgeschlagen und verloren gegangen wäre; wenn sie der Kunst und damit der Welt zurückgewonnen wurde, so offenbart sich darin starke sittliche Kraft. Und deshalb ist alles, was Weber an allgemeinen Grundsätzen, Regeln und Idealen aufstellt und verteidigt, nicht papierene Weisheit, sondern mit warmem Herzblut errungener Besitz. So kommt es, daß wir ihm unbedingt glauben; und auch seine unleugbaren Schwächen vermögen uns nicht zu beirren. Gerade das ist charakteristisch, wie sich Gegensätze in ihm paaren. Bei aller Innigkeit und Echtheit des Empfindens doch auch ein durchdringend klarer Verstand; und trotzdem wieder ein uns schwer-

Digitized by Google

verständliches mystisches Moment, das ihn auf Ahnungen, Vorbedeutungen, ja beinahe auf Zeichen und Wunder achten und an seinen Stern (im pessimistischen Sinn) glauben läßt. Bei aller männlichen Entschlossenheit und bei allem stolzen Selbstbewußtsein doch eine beinahe kindlich gläubige Loyalität, besonders dem König gegenüber, dem er diente, eine rührende Empfänglichkeit für jeden Gnadenbeweis, eine bedauerliche Empfindlichkeit für das Gegenteil; und trotzdem das glühende Gefühl für Freiheit und Vaterland, das ihn zu seinen Leyer- und Schwert-Liedern begeisterte. Und was vielleicht am meisten überrascht: bei aller genialen Intuition und Treffsicherheit zugleich der eminenteste Kunstverstand, der das Ziel scharf erkennt und ins Auge faßt, Mittel und Wege genau prüft und sich bewußt ist, Neues zu schaffen; und trotzdem eine beklagenswerte kritische Schwäche gerade in einem wesentlichen Hauptpunkt, in der Wahl des Stoffes und seiner Gestaltung zum Drama, eine Schwäche, die unbedingt verhängnisvoll werden muß, wie die „Euryanthe“ uns beweist. Aus dem Zusammenhang losgerissen muß uns manches befremden; es eint sich aber doch alles zu einem harmonischen Bilde. Und es ist ein Stück von unserm eigenen Leben und Wesen, das wir da schauen. Es ist grunddeutsch; und wir sollen uns dessen nicht schämen, wir sollen es nicht verleugnen. Wir sind so und werden so bleiben, so sehr wir auch fortschreiten: andere Formen, andere Äußerungen mögen sich ablösen — abstreifen werden wir diese alte Romantik nie. Und darin liegt es nun begründet, daß uns Webers Schriften bei aller Individualität doch so typisch und zugleich so frisch anmuten, als wären sie nicht vor bald hundert Jahren, sondern heute entstanden. Zwar die Personen, Dinge und Zustände, die er behandelt, sind uns zum großen Teil gleichgültig geworden. Was kümmern uns Besprechungen damals auftauchender, jetzt vergessener Kompositionen oder Rezensionen aus dem Theater und Konzertsaal jener Zeit? Selten genug wird uns dabei ein Name fesseln, den wir heute noch kennen und ehren. Aber was Weber darüber sagt, wie er sein Urteil faßt und motiviert, welche Gesichtspunkte er entwickelt, welche Forderungen er aufstellt, welche Leitsätze er unterlegt, das ist alles noch von aktuellstem Interesse. Denn es entspringt nicht kalter Berechnung, es entfaltet nicht trockene Schulweisheit, sondern es ist von lebendigster Überzeugung getragen, und schöpferischer Odem weht uns daraus an. Genau dieselbe Erfahrung machen wir ja auch mit Schumanns Schriften über Musik und Musiker. Und mit unleugbarem Talent hat Weber sich auch hier seinen eigenen Stil gebildet, bald ruhiger, bald phantastischer, bald in heiligem Ernst, bald in goldenem Humor. Daß er einen großen Künstlerroman überhaupt planen und skizzieren, wenn auch nicht vollenden konnte, beweist schon seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Und überblicken wir die Fülle alles dessen, was er, sei es in knappen Andeutungen, sei es in breiterer Ausführung behandelt hat, so werden wir des außerordentlichen Reichtums inne, den sein Genius barg. Er war ja nicht allein Komponist, also frei schaffender Künstler, sondern auch ausübender Pianist und Sänger und besonders hervorragender Dirigent; und er war nicht nur Musiker, sondern Dramatiker im umfassendsten Sinne, ein Organisator und Bühnenleiter ersten Ranges, gerade auch darin eines Richard Wagner direkter Vorgänger. Und zu alledem ein geistig überaus reger, empfänglicher und mitteilsamer, daher überall im

Digitized by Google

Mittelpunkt des Verkehrs und des Lebens sich energisch bewegender und betätigender, wahrhaft gebildeter Mensch — es ist keine Übertreibung, wenn wir eine solche Gesamterscheinung als eine sehr seltene bewundern. Aber dabei soll und kann es sein Bewenden nicht haben: liebgewinnen müssen wir ihn, unsern Weber; und das kann gar nicht ausbleiben, wenn er zu uns spricht. Darum folge nun statt aller weiteren Schilderung eine bunte Auslese aus seinen Schriften, die absichtlich ohne irgendwelches Einteilungsprinzip so herausgenommen ist, wie sie sich beim Lesen der neuen Ausgabe zwanglos ergibt. Möge sie dem Leser nur Lust machen, alles kennen zu lernen. Hermann von der Pfordten

Die Kaisersche Gesamtausgabe der Weberschen Schriften ist bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig, erschienen.]

Es wird immer nur über den Künstler geschrieben, warum soll nicht auch er schreiben? immer nur, wie das Publikum ihn — warum nicht auch, wie er das Publikum fand? Unstreitig würde dann manche, auch dem Nichtkünstler interessante Ansicht entspringen. Um seinem Urteil Glaubwürdigkeit zu verschaffen, muß freilich der Künstler unter seinem Namen schreiben, und dadurch würde gewiß auch jedes vorlaute oder parteiische Urteil unterdrückt. Zudem gibt es im Laufe des Menschenlebens so tausenderlei Unannehmlichkeiten, die durch kleinliche Rücksichten erzeugt werden, die oft den bedeutendsten Einfluß auf die ganze Bildungszeit haben und manches schöne Talent im Aufkeimen ersticken, und für die es kein Tribunal gibt, wo man den Täter zur Rechenschaft ziehen könnte; so daß es sogar zur Notwendigkeit gediehen scheint, alle diese Erbärmlichkeiten, denen vorzugsweise keine Lebensbahn mehr ausgesetzt ist, als die des Künstlers, vor den Richterstuhl der Publizität zu bringen. Indem ich es wage, mit meinem schwachen Beispiel voranzugehen, hoffe ich, daß andere, Würdigere, diesem folgen und es dadurch dem Publikum interessanter machen werden.

Die Natur der italienischen Oper erfordert wenige, aber ausgezeichnete Künstler. Einzelne blitzende Steine, gleichviel in welcher Fassung. Alles übrige ist da Nebenwerk und unbedeutend. Der Deutsche greift alles tiefer, er will ein Kunstwerk, wo alle Teile sich zum schönen Ganzen runden. Er verschmäht auch den lebendig tätigen Sinn des Franzosen nicht, der immer nur etwas vorgehen — Handlung sehen will. Sein tiefes Gemüt ergreift und umfaßt alles Vorzügliche und sucht es sich anzueignen. Mir schien die Aufstellung eines schönen Ensembles die erste Notwendigkeit, ich hielt nichts für Nebensache, denn in der Kunst gibt es keine Kleinigkeit.

Sie wissen, wie sehr ich jene sogenannte Genialität verachte, die in dem Künstlerleben einen Freibrief für alles zügellose Treiben und das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. Es ist keine Frage, daß das Sichhingeben die Phantasie weckt, daß vorsätzliches und notwendiges Einwiegen in jene bunten Träume sich nur gar zu gern in das wirkliche Leben überträgt. Es ist gar zu süß,

Digitized by Google

sich so ganz gehen zu lassen, — aber hier muß sich nun die eigentliche Kraft des Menschen bewähren, ob er die Geister beherrscht und sie nur frei walten läßt in dem ihnen von ihm angewiesenen, gezogenen Kreise, oder ob er, von ihnen besessen, sich als Wahntoller wie ein Fakir zum Preise des Götzendienstes dreht...

... Es ist die Zierde des Mannes, der Sklave seines Wortes zu sein. Täuschen Sie sich nicht mit dem Wahne, man könnte in sogenannten Kleinigkeiten unwahr und unzuverlässig und bei bedeutenden Dingen das Gegenteil sein. Die erstern machen das Leben aus und geben dem Zuschauer den Maßstab, und die furchtbare Macht der Gewohnheit läßt später selbst den besten Willen nicht zur Tat werden.

⧈

Es ist wahrlich traurig genug, daß die schönen Resultate der Zufriedenheit und des Entzückens eines Publikums, das der Künstler mit seinem Herzblute erkaufen muß, so oft in den Händen und der Willkür der einzelnen liegen, die der Zufall, die Schreiblust, die Neigung, sich gedruckt zu sehen, oder gar der Hunger zu den Herolden und Verkündern der öffentlichen Stimme bestellt hat. Ginge dieses Verkünden und Urteilen selbst nur aus eigener reiner Überzeugung hervor, so wäre es doch immer noch etwas. Aber wie wird es meistens durch kleinliche Nebenrücksichten bei- oder mißfällig gemodelt! Die Erfahrung könnte hier weitläufig traurige Beispiele von den unglücklichen Folgen eines nicht abgegebenen Visiten- oder Konzertbillets aufstellen!

⧈

[Aus dem Aufsatz über die Oper „Undine"]

Die größten Wirkungen und Schönheiten gehen nur aus der Art ihrer Auf- und Zusammenstellung hervor, verlieren meist immer, einzeln herausgehoben, ihre ganze Eigentümlichkeit, ja, zeugen oft scheinbar wider sich selbst, indem sie, so allein betrachtet, fast bedeutungslos werden. Ihr wahres organisch verbundenes Zusammenleben mit dem übrigen vermag doch auch die lebendigste Beschreibung nur höchst selten ganz fühlbar zu machen.

⧈

[Aus demselben Aufsatz]

Um ein sich in der Zeit bewegendes Kunstwerk richtig zu beurteilen, wird jene ruhige, unbefangene Stimmung erfordert, die, jeder Art des Eindrucks empfänglich, sorgfältig vor bestimmter Meinung oder Richtung des Gefühls bewahrt sein soll, ein gewisses Aufschließen der Seele für den behandelten Stoff ausgenommen. Nur so ist dem Künstler die reine Gewalt über unser Gemüt gegeben, es mit seinen Gefühlen und Gestalten fortzuziehen in die Welt, die Er geschaffen und in welcher Er, ein mächtiger Herrscher aller leidenschaftlichen Erregung, uns mit Ihm und durch Ihn Schmerz, Lust, Grauen, Freude, Hoffnung und Liebe empfinden läßt. Sehr bald und klar wird es sich dann beweisen, ob Er imstande war, ein großes Gebilde, das wir bleibend im Herzen tragen, zu erschaffen, oder ob Er, nur von unstet wandelnden Geistesblitzen zusammengesetzt, uns einzelnes liebgewinnen und das Ganze darüber vergessen ließ.

Digitized by Google

In keiner Art von Kunstwerken ist dieses schwieriger zu vermeiden und daher auch so häufig vorhanden, als in der Oper. Es versteht sich von selbst, daß ich von der Oper spreche, die der Deutsche will: ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wo alle Teile und Beiträge der verwandten und benutzten Künste ineinanderschmelzend verschwinden und auf gewisse Weise untergehend — eine neue Welt bilden.

Meistens entscheiden einzeln hervorstechende Musikstücke den Beifall fürs Ganze. Selten verschwinden diese — im Augenblicke des Hörens freundlich anregenden Teile — im großen Allgefühl am Schlusse, wie es eigentlich sein sollte, denn erst muß man die ganze Gestalt liebgewinnen, dann bei näherer Vertraulichkeit erfreue man sich der Schönheit der einzelnen Teile, aus denen sie besteht.

Die Natur und das innere Wesen der Oper, aus Ganzen im Ganzen bestehend, gebiert diese große Schwierigkeit, die nur den Heroen der Kunst zu überwinden gelang. Jedes Musikstück erscheint durch den ihm zukommenden Bau als ein selbständig organisches, in sich abgeschlossenes Wesen. Doch soll es als Teil des Gebäudes verschwinden in der Anschauung desselben; doch kann und soll es dabei (das Ensemblestück vornehmlich), verschiedene Außenseiten zugleich zeigend, ein vielfältiger, auf einen Blick zu übersehender Januskopf sein.

Hierin liegt das große, tiefe Geheimnis der Musik, das sich wohl fühlen, aber nicht aussprechen läßt; das Wogen und die widerstrebenden Naturen des Zornes und der Liebe, des wonnigen Schmerzes, wo Salamander und Sylphen sich umarmend ineinanderfließen, sind hier vereint. Mit einem Worte, was die Liebe dem Menschen, ist die Musik den Künsten und dem Menschen, denn sie ist ja wahrlich die Liebe selbst, die reinste, ätherischste Sprache der Leidenschaften, tausendseitig allen Farbenwechsel derselben in allen Gefühlsarten enthaltend und doch nur einmal wahr, doch von tausend verschieden fühlenden Menschen zugleich zu verstehen. Diese Wahrheit der musikalischen Rede, erscheine sie unter welcher neuen, ungewöhnlichen Form sie wolle, behauptet doch endlich siegend ihre Rechte. Die Schicksale aller Epochen schaffender oder bezeichnender Kunstwerke beweisen dies hinlänglich und häufig. Es konnte wohl zum Beispiel nichts Fremdartigeres erscheinen als Glucks Schöpfungen in jener Zeit, wo die italienisch-wollüstigen Tonmeere alle Gemüter überschwemmt und verweichlicht hatten. Wir sind jetzt, auf zwar ganz andere Weise, aber vielleicht nicht weniger gefährlich daran, in gewissen Kunstirrtümern unterzugehen. Die allwirkenden Zeitumstände haben nur die Extreme Tod und Lust als Herrscher aufgeworfen. Niedergedrückt von den Greueln des Krieges, vertraut geworden mit allem Elende, sucht man nur Erheiterung in den gröblichst aufreizenden Kunstlüsten. Das Theater ward zum Guckkasten, in welchem man gemächlich — die schön beglückende Gemütsunruhe beim wahren Genusse eines Kunstwerkes ängstlich vermeidend — eine Szenenreihe vor sich abhaspeln ließ; zufrieden, durch triviale Späße und Melodien gekitzelt worden zu sein, oder geblendet durch Maschinenunfug ohne Zweck und Sinn. Gewohnt im Leben täglich frappiert zu werden, tat auch hier nur das Frappante Wirkung. Einer stufenweisen Entwickelung der Leidenschaft, einer geistreich herbeigeführten Steigerung aller Interessen zu folgen, heißt anspannend, langweilig und, in der Folge der Unaufmerksamkeit, unverständlich.

Digitized by Google

Man kann einem Komponisten doch wohl ungefähr auch in einem Werke ablauschen, was seine Lieblingswendungen sind, vor denen ehrliche Freunde immer warnen sollen, als am Ende Manier erzeugend.

Dem Literator bleibt freilich noch immer eher der Trost, sich von seinem Schreibpult aus mit der Welt bekannt und vertraut zu machen, und insofern kann er leichter das ausgedehntere Gesellschaftsleben entbehren; obwohl auch für ihn und andere manches Mittel zur weiteren Bildung und Menschenkenntnis, was offenbar nur durch gesellige Kreise, die Brennpunkte gegenseitiger Ideenauswechslungen, erreicht werden kann, — verloren ist. Aber doch kann die sogenannte eigentliche Gelehrsamkeit immer noch eher ohne dies bestehen als die Kunst. Diese Tochter des menschlichen Umgangs lebt nur in demselben, denn es ist gewiß, daß kein Gemälde gemalt, kein Schauspiel gedichtet und keine Musik komponiert würde, wenn nicht der Trieb, auf andere zu wirken, im Menschen läge und ihn dazu bestimmte. Ein gewisser äußerer Anstoß ist ihm unumgänglich nötig hierzu, das bloße Wissen genügt ihm nur halb, und bald würde alles Streben ohne diesen äußeren Antrieb erschlaffen.

[Aus einem Brief an Fr. Wieck]

. . . . Sie streben, aus der gewöhnlichen Liederform zu weichen, und alles Streben nach Schönem und neuem Guten ist rühmlich; aber die Schöpfung einer neuen Form muß durch die Dichtung, die man komponiert, erzeugt werden.

Bei meinen Gesängen hat mich immer nur das größte Streben, meinen Dichter wahr und korrekt deklamiert wiederzugeben, zu manchen neuen Melodiegestalten geführt.

Wenn man nicht Herr über die Mittel sich auszusprechen ist, wie soll da nicht der Ideenfluß jeden Augenblick gehemmt werden? Wer schon erst daran denken oder sich vornehmen muß: hier soll ein Übergang kommen — der geht über, aber wer wird es ihm Dank wissen? Er wird immer erscheinen wie einer, der zur Gesellschaft sagt: „geben Sie acht, jetzt werde ich wahrscheinlich einen guten Einfall haben".

[Aus Bemerkungen über die Behandlung der „Eurhanthe"]

Das Gefühl der Sänger und des Dirigenten muß in glühendem Vorwärtsstreben oder innigem Anhalten allein den wahren Vortrag bestimmen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß zu viele Vorschriften leicht die Ursache sind, das Musikstück zu einem Zerrbilde zu machen. Wenn nicht das Rechte getroffen werden kann — dann lieber in einem Strome fortgezogen, als dieses Hypergefühl! Die Individualität des Sängers ist die eigentliche unwillkürliche Farbengeberin jeder Rolle. Der Besitzer einer leichtbeweglichen, biegsamen Kehle und der eines großartigen Tones — werden ein und dieselbe Rolle ganz verschieden geben: der eine gewiß um mehrere Grade lebendiger als der andere, und doch kann durch beide der Komponist befriedigt werden, insofern sie nur nach ihrem Maßstabe die von ihm angegebenen Graduationen der Leiden-

Digitized by Google

schaft richtig aufgefaßt und wiedergegeben haben. Daß nun aber der Sänger sich nicht zu viel gehen lasse und bloß das wolle, was ihm beim ersten Blick bequem erscheint, ist die Sache des Dirigenten. Die schwierigste Aufgabe wird es überhaupt immer sein und bleiben, Gesang und Instrumente in der rhythmischen Bewegung (Takt) eines Tonstückes so zu verbinden, daß sie ineinanderschmelzen und letztere den ersten heben, tragen und seinen Ausdruck der Leidenschaft befördern: denn Gesang und Instrumente stehen ihrer Natur nach im Gegensatze. — Der Gesang bedingt durch Atemholen und Artikulieren schon ein gewisses Wogen im Takte, dem gleichförmigen Wellenschlage vielleicht zu vergleichen. Das Instrument (besonders das Saiteninstrument) teilt in scharfen Einschnitten gleich Pendelschlägen die Zeit. Die Wahrheit des Ausdrucks fordert das Verschmelzen dieser entgegengesetzten Eigentümlichkeiten. — Der Takt (das Tempo) soll nicht ein tyrannisch hemmender oder treibender Mühlenhammer sein, sondern dem Musikstücke das, was der Pulsschlag dem Leben des Menschen ist. — Es gibt kein langsames Tempo, in dem nicht Stellen vorkämen, die eine raschere Bewegung forderten, um das Gefühl des Schleppenden zu verhindern. — Es gibt kein presto, das nicht ebenso im Gegensatze den ruhigen Vortrag mancher Stellen verlangte, um nicht durch Übereifer die Mittel zum Ausdrucke zu benehmen. — Durch das hier Gesagte glaube aber um Himmels willen kein Sänger sich zu jener tollhäuslerischen Vortragsart berechtigt, welche einzelne Takte nach Willkür verzerrt und dem Zuhörer eine ebenso unerträglich peinliche Empfindung erzeugt, als wenn er einen alle Gliedmaßen sich gewaltsam verrenkenden Gaukler vor sich sieht. Das Vorwärtsgehen im Tempo, ebenso wie das Zurückhalten, darf nie das Gefühl des Rückenden, Stoßweisen oder Gewaltsamen erzeugen. Es kann also in musikalisch-poetischer Bedeutung nur perioden- und phrasenweise geschehen, bedingt durch die Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes. —

Die Masse der Hörer beurteilt sehr oft eine Arbeit bloß deshalb lieblos oder hart, weil sie nicht *den* Maßstab anlegt, nach dessen Verhältnissen das Werk geschrieben ist, oder es nicht aus dem Gesichtspunkte ansieht, wie der Komponist vermöge seiner Talente, Bildung und daraus entspringenden Überzeugung und Willen es notwendig nur sehen *kann*.

Im gewöhnlichen und allgemeinen Sinne ist deutsches Werk italienischem Sinne so fremd und unbehaglich, wie italienisches dem deutschen. Kunstbildung und Vertrautheit unterscheidet und liebt an jedem das in *seiner* Art Vorzügliche. Vollendete Wahrheit aber behauptet in allen Zonen ihre Rechte siegend über alle kritischen Ansichten, die am Ende doch auch nur in *einer* Wahrheit sich auflösen müssen.

Wünschenswert und wahrhaft befördernd ist aber jene Kritik, die wohlwollend mit den Augen des Komponisten sehen will, es ihm aber zugleich sagt, denselben dadurch sich selbst entschleiernd, ihm sein eigenes Geheimnis enträtselt, da jedes Wesen in der verzeihlichen und natürlichen Befangenheit des eigenen Gesichts- und Fähigkeitskreises lebt.

Rühmlich und volle Anerkennung verdienend ist es schon, wenn, nach dem Kunstglauben und Bedarfe eines fremden Landes gebildet, man fühlen lernt, daß dieses nicht ausreiche auf anderm Boden. Es ist dies

Digitized by Google

schon ein schöner Schritt vorwärts auf der Bahn, und man hat dabei nur die Schwierigkeit noch zu beachten, die Form nicht für die Sache zu nehmen.

Die schöne Zeit, wo die Segnungen der allgemeinen, dauernden Ruhe jeden Menschen befeuerten und aufmunterten, seine freien Stunden den schönen Künsten und Wissenschaften zu widmen, — wo die Erscheinung eines neuen Kunstwerkes das Gespräch des Tages und aller geselligen Kreise war, wo jedermann — nicht von stürmischen Anregungen von außen gedrängt — sich frei und gern mit dem Höhern des Lebens beschäftigte als Bedürfnis einer fühlenden Seele und Nahrung des Geistes: diese schöne Zeit war uns lange geraubt und dadurch natürlich auch die notwendig teilnehmende Aufmerksamkeit des Publikums auf die Erzeugnisse der Kunst.

Ein wahrhaft gutes Werk bewährt freilich in der Länge der Zeit seine Vorzüge und weiß sich die Teilnahme der Menge zu verschaffen, indem es endlich durch wiederholte Anklänge zum Gemüte spricht. Ganz anders ist aber doch die Wirkung, wenn das Gemüt schon gleichsam vorbereitet auf den Genuß ist, der seiner wartet.

Es ist mit allen Verhältnissen im Leben so. Sucht nicht jeder in den Kreis einer Gesellschaft von einem schon geachteten Teile derselben eingeführt zu werden, während dieser durch einige bezeichnende Worte das Wesen seines Eingeführten der Gesellschaft kenntlich zu machen sucht? Von der Geburt bis zum Tode haben wir Patenstelle vertretende Freunde.

[Aus den dramatisch-musikalischen Notizen, das sind Versuche, durch kunstgeschichtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurteilung neu auf dem Königl. Theater zu Dresden erscheinender Opern zu erleichtern.]

Es tritt des Menschen Herzen das näher, was es gründen, wachsen und fortschreiten sehen kann. Es wird ihm das lieber und werter, was es auch in seinen Teilen und Bau beobachten lernt; und was soll ihn zunächst freundlicher ansprechen, als das Treiben und Wirken der Kunst: das schöne Erzeugnis des erhöhten Lebens, zu dem jeder einzelne im Volke eine unsichtbar mitwirkende Triebfeder ist und sich auch als solche gewiß fühlt.

Es ist daher sogar den Verwaltern des ihnen anvertrauten öffentlichen Kunstschatzes Pflicht, dem Publikum zu sagen, was es zu erwarten und zu hoffen habe, und inwiefern man auf freundliche Aufnahme und Nachsicht von seiner Seite rechnen müsse.

Leicht und schnell sind große Erwartungen erregt, schwer ist es, vermöge der Natur der Sache, selbst nur gerechte Forderungen zu befriedigen ...

... Hat eine Kunstdarstellung es erreicht, in ihrem Erscheinen nichts Störendes mitgebracht zu haben, so hat sie schon etwas Verdienstliches, das Gefühl der Einheit, bewirkt. Dieses ist durch Eifer, Liebe zur Sache und richtige Benutzung der dabei beschäftigten Kreise zu erreichen.

Schmuck, Glanz und Enthusiasmus werden einer Kunstanstalt nur durch ausgezeichnete hohe Talente verliehen. Diese sind in der ganzen Welt selten. Bewahrt und festgehalten, wo sie sind, sind nur die Zeit

Digitized by Google

und der Segen, der jedem menschlichen Beginnen allein Gedeihen bringen kann, imstande, diese in der Folge zu verschaffen.

So lokal in der Regel die Volksposse im allgemeinen ist und nur durch heimatlich vertraute Figuren und Charaktere wirkt, mit denen sich, wenn auch nicht angeborene, doch anerzogene Begriffe vom Burlesken und Lachenerregenden verbinden, — woher es auch kommt, daß jedes Volk den in einer komischen Person ausgesprochenen Repräsentanten seiner launigen und lächerlichen Seite hat, — so haben sich doch zuweilen einzelne dergleichen Gestalten von einer Nationalbühne auf die andere verpflanzt und sind durch die Bearbeitung mehr oder weniger nationalisiert und dem im Volke wohnenden Begriffe von Komik näher gebracht worden. — Selten ist dies ganz gelungen, meistens war, zum Wohlgefallen daran, kritische Berücksichtigung und Erkenntnis des jedem Volke Eigentümlichen notwendig, und dadurch schon und nur für wenigere ganz von Wirkung und Verständlichkeit. Um den Falstaff, John Bull der Engländer, den Harlequino (ja nicht mit dem deutschen Hanswurste zu verwechseln) und den Policinello der Italiener usw. ganz zu genießen, dazu gehört Vertrautheit mit dem Nationalcharakter.

So wie der deutschen innigen Phantasie ein einzeln gegebener Gedanke genügt, sie aufzuregen, um in herrlichen Massen ein Tongemälde auszuführen, der glühenden italienischen oft das einzelne Wort: Liebe, Hoffnung usw. dasselbe erzeugt (was dann auch allenfalls wieder, dieser Worte entkleidet, doch noch als sprechendes Seelenbild allein durch sich bestehen würde, wie die höhere Instrumentalmusik zum Beispiel) — so ist es der französischen Musik eigen, nur meist durch das Wort allein Wert zu haben, da sie, ihrer Natur und Nationalität nach, witzig ist.

Ein wahrer Meister hat im Augenblicke des Empfindens auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel als Farben vor Augen. Er denkt sich so wenig als der Maler eine nackte Gestalt, die er erst später mit glänzenden Lappen und Steinchen aufputzen möchte. Ja! unter dem reichen Faltenwurfe entdecke man allerdings die innere Ursache desselben in der ihn erzeugenden Muskel usw.; aber das Ganze muß ganz gedacht sein, sonst bringt es auch nur Halbheit vor das Auge oder Ohr des Genießenden, ist ein angeputzter Gliedermann und keine lebende Gestalt.

Wenn man den Gang der Kunsterscheinungen und deren Erfolge auf den Theatern Deutschlands beobachtet, so drängt sich gewaltsam die trübe Überzeugung auf, daß meistens nur Zufall und Glück das Gelingen der ersteren bestimmen.

Die Wahl derselben folgt oft einem ebenso zufällig entstandenen Rufe, als es nur dem Glücke anheimzustellen ist, ob auch die Mittel an dem Orte der Aufführung vorhanden, die, gerade zum Zwecke führend, das Kunstwerk in allen seinen Teilen, der ursprünglich dabei vorwaltenden Idee gemäß, wiedergeben können.

Wo ist aber auch die Theaterverwaltung zu finden, die, ohne Ein-

Digitized by Google

wirkungen von oben, unten, außen und innen, frei einem auf wahre Kunstprinzipe begründeten Plane folgen könnte?

Ich komme zu dem, was mich zu bevorstehender Ergießung verleitete. Es ist die Bemerkung: dem deutschen Künstler sei vorzugsweise der wahre Eifer eigen, im stillen die Sache, eben um der Sache willen, zu tun.

Es ist eine eigene, feierliche Sache um das erste Erscheinen eines Komponisten vor dem größeren Publikum. Wieviel hängt von dem Erfolge desselben für ihn ab! Wie leicht kann ihn ein Mißlingen irre an sich selbst, an seinem Berufe machen!

Kommt ihm gleich, als sich Neuversuchenden, einesteils die Nachsicht der Hörer zugute, so ist ihm dagegen die Nichtbeachtung und die sich nicht tief eingehender Aufmerksamkeit hingebende Stimmung derselben, einem unberühmten Namen gegenüber, fast noch verderblicher, besonders wenn ihn sein Talent auf eigener Bahn führt, die natürlich anfangs des Unebenen und noch nicht ganz zweckmäßig Geordneten manches haben muß. Das eben ist des Rufes größter Vorteil, daß die Erzeugnisse des Namens, den er mit seinem Glanze hervorhebt, mit sicherer Erwartung von etwas Vorzüglichem empfangen werden und man selbst Sonderbarkeiten mit der schon einmal hegenden Achtung ins Gleichgewicht zu bringen und ihren Grund aufzusuchen sich die Mühe nicht verdrießen läßt.

Nur lange Erfahrungen leiten auf jene Klarheit, die imstande ist, neuen Ansichten und Ideen auch eine Form zu verleihen, die deutlich sich vor den Zuhörer stellt, und in keiner Kunst ist es wohl schwerer, ein recht vollendet abgerundetes Ganze mit Mannigfaltigkeit und doch befriedigender Einheit zu erzeugen, als in der Musik.

Der Kunstrichter und das Publikum haben zwar nicht nötig, sich nach der Entstehung eines Kunstwerkes zu erkundigen, sondern dasselbe soll sich selbst rein aussprechen; wo es denn darauf ankommt, durch einen kleinen Fingerzeig etwas zur Rechtfertigung eines talentvollen Künstlers beizutragen, und wo es wie hier so interessant ist, dem letzten Auflodern desselben Schritt vor Schritt zu folgen, wird die Kritik Rücksicht nehmen und der Psychologe Stoff für sich finden.

Wer mit mir die Oberflächlichkeit haßt, die seit geraumer Zeit in manchen kritischen Sprüchen heimisch geworden ist, und nicht Anmaßung genug in sich fühlt, ohne geführte Beweise Fluch oder Segen über das zu beurteilende Werk auszusprechen, der wird auch wissen, daß eine solche Arbeit nicht in wenigen Stunden und Tagen vollbracht ist, sondern die innigste Vertrautheit mit dem Objekte so bestimmt und vollendet voraussetzt, daß dann auch durch die Beurteilung ein möglichst ebenso lebendiges Bild des Werkes sich in der Seele des Lesers forme, daß sie ein treuer Geistesspiegel desselben sei. Je schwerer und seltener dieses immer zu erlangen ist durch die Beschränktheit des Raumes, der Beispiele und anderer nun einmal in der Natur einer Zeitschrift liegenden

Digitized by Google

Hindernisse: je mehr Fleiß und Zeitaufwand hat eine Arbeit der Art das Recht zu fordern.

[Kritik]

Es ist freilich schmerzlich für den wahren Kunstfreund, zu sehen, wenn das heilige Amt, Wahrheit zu verkünden und jedem Jünger und Meister sein Inneres zu enthüllen, in unwürdigen Händen ist und *dadurch* am meisten Übles stiftet, daß die der Kritik so notwendige *Achtung* und *Beachtung* verschwindet. . . .

. . . Übrigens waltet zu aller Trost die unsichtbare Nemesis über allen Werken, und ungegründetes Lobpreisen rettet so wenig die Eintagsfliege vom Tode und der Vergessenheit, als verspritzter Gifteifer das wahrhaft innere Leben ertöten kann. Jedes Werk trägt den Keim seines Lebens oder Todes in sich, und die Zeit ist der wahre Probierstein des Guten und Schlechten.

Der Genius ist universell, wer ihn besitzt, kann ihn zum Schöpfer jeder Gattung machen. Äußere Eindrücke und Anstöße leiten die eine oder die andere Bahn, und es ist gewiß, daß die ersten Schritte auf einer neuerwählten mit Unsicherheit, wenigstens mit *der* Ängstlichkeit geschehen, die sie einem (Künstler) ohne Beharrlichkeit bald verleiden kann, weil man auf der anderen schon so heimisch und leicht gewandelt ist, alle ihre Tiefen und Klippen kennend. Aber der Geist bewegt sich nach gelindem Zwange bald ebenso leicht in der neuen Form und bringt, selbst bei der Rückkehr zur alten, neue Blumen und Blüten mit herüber. Besonders Gesangkomposition sollte doch kein Komponist hintansetzen. Sie trägt die dramatische Wahrheit ins Leben, und *von ihr zu den andern* ist nur *ein* Schritt, *von den andern zu ihr* sind wohl *mehrere*. Es ist, als ob die Natur sich dann immer an dem etwas rächen wollte, der nicht zuerst dem von ihr gegebenen (Ur)instrumente huldigte. Wenn der Quartett-Stil gleichsam mehr dem geselligen, häuslich ernsten Kreise angehört, so führt jener mehr in die Welt der größeren Ansichten, der weiter geöffneten Bilder. Unwillkürlich kann das bloße Bearbeiten der Quartett-Gattung durch die ihr eigene komplizierte Gedrängtheit zur Miniaturmalerei verführen, und von da ist es dann sehr nahe bis zur ängstlichen Künstelei und Kleinigkeitskrämerei.

Von Zeit zu Zeit sendet die Vorsehung Heroen, die den gemächlich von einem Jünger auf den andern vererbten Kunst-Schlendrian und seine Modeformen mit gewaltiger Hand erfassen (läutern, verklären), und so ein Neues gestalten, welches nun lange in Jugendfrische vorbildlich wieder weiter wirkt, mit Riesenkraft seiner Zeit den Anstoß gibt und den Heros, der es von sich ausgehen ließ, zum Licht- und Mittelpunkte dieser Zeit und dieses Geschmackes erhebt. In der Regel vergißt man dabei, ungerecht genug, daß diese Riesengeister doch auch nur Kinder ihrer Zeit waren, und daß viel Treffliches schon da vorhanden sein mußte, wo so weithin leuchtend Großes erstehen konnte.

Digitized by Google

Nach meiner Ansicht ist es die erste und heiligste Pflicht des Gesanges, mit der möglichsten Treue wahr in der Deklamation zu sein.

Obwohl es Fälle (vorzüglich in ausgeführteren Musikstücken, im Liede seltener) gibt, wo vielleicht der ganzen inneren Wahrheit der Melodie das vollkommen richtige Gewicht einzelner Silben geopfert werden dürfte, welches aber hier nicht zu erörtern ist.

Meistens gerät aber der Komponist dadurch in Verlegenheit, daß nicht immer der Dichter den Redeakzent der prosodischen Quantität der Silben gleichstellt. Dieser Zwiespalt des Versbaues und der Deklamation tritt doppelt scharf durch die Musik hervor, deren Rhythmenglieder an ein weit bestimmteres Bewegen in der Zeit gebunden sind als selbst der gewissenhafteste Deklamator, wollte er nicht bis zum Lächerlichen steif werden, zu bezeichnen imstande ist. Dafür hat aber auch die Musik als Hilfsmittel und Ausweg noch in weit höherem Grade als die Rede das bedeutende Gewicht der höheren oder tieferen Betonung, und oft muß das Taktgewicht dem folgenden höheren Tongewicht wenigstens die gleiche Kraft und Wirkung, und daher Gleichstellung zugestehen. Weiter ist es aber auch zunächst das eigentliche Geschäft der Melodie, das innere Leben, welches das Wort ausspricht, wiederzugeben und hell hervortreten zu lassen, wobei nicht selten die große Gefahr erscheint, bei ängstlich gesuchter Korrektheit den Blütenstaub der inneren Wahrheit der Melodie in Steifheit und Trockenheit zu verwandeln. Zu entscheiden, wo es nun einem oder dem andern, der Musik oder der Dichtkunst, zukomme, den Vorherrschenden zu spielen, ist die große Klippe, an der schon so mancher scheiterte.

◘

Das Talent, was Gott mir vielleicht verliehen, selbst wägen zu wollen, wäre Frevel gegen die Gabenverteilung des Gebers alles Guten. Die Welt wird es an den Platz stellen, wohin es gehört. Meine Pflicht war nur, das mir Anvertraute durch Fleiß, Studium und unermüdete Anstrengung soviel wie möglich auszubilden. Dies nach meiner besten Kraft, Ausdauer und mit rücksichtslosem Streben getan zu haben, fühle ich beruhigend in der Brust und werde so fort und fort wandeln, nach meiner Überzeugung, ebensogern jeden echten Tadel ehrend, als bloße hämische Anfälle verachtend.

◘

Wie ganz anders schafft jener, dessen *inneres Ohr* der Richter der zugleich erfundenen und beurteilten Dinge ist. Dieses geistige Ohr um- und erfaßt mit wunderbarem Vermögen die Tongestalten und ist ein göttliches Geheimnis, das auf diese Art und Weise, nur der Musik rein angehörig, dem Laien unbegreiflich bleibt: denn — es hört ganze Perioden, ja ganze Stücke auf einmal und macht sich aus den kleinen Lücken und Unebenheiten hin und wieder nichts, indem es diese auszufüllen und zu glätten dem spätern besonnenen Momente überläßt, der das Ganze auch in seinen Teilen bei Gelegenheit besehen und allenfalls noch hier und da stutzen wird.

◘

Das, wozu sich alle Kräfte vereint hinneigen, — nennt es Talent, Beruf, Genius, wie ihr wollt — umfängt mit einem magischen Kreise dein Anschauungsvermögen. Deinem körperlichen Auge nicht allein ist

Digitized by Google

ein Gesichtskreis vorgeschrieben, auch deinem geistigen. Beide kannst du freilich durch Wechsel deines Standpunktes verändern; wohl dir, wenn du vorwärtsgehend sie erweiterst! aber heraus kannst du nicht. Ja! nicht genug; auch eine, nur dir eigene Farbengebung erhalten alle Gegenstände, die sie sich unwillkürlich dem Grundtone deines Lebens und Gefühles abborgen; und da ich denn einmal vom Tone spreche, so will ich auch gar nicht leugnen, daß alles sich bei mir zu musikalischer Form bequemen muß.

Nie habe ich die meist gepriesenen Helden, die hocherhabenen Märtyrer irgendeines Wahns, den sie durch einen Selbstmord oder sonstigen glänzenden Schlußakkord ihres Lebens besiegelten, hoch bewundern können. Einmal lobert auch das kleinste Flämmchen auf, und ein Moment (ich möchte ihn den Fokus im Brennspiegel des Daseins nennen) ist im Leben jedes Menschen, wo er sich zu einer großen Tat entzündet. oder befähigt fühlt. Aber die kleinen, täglich wiederkehrenden Unfälle des Lebens, diese sind der echte, harte Probierstein, an dem so häufig das glänzende Gold unserer Philosophen zum gemeinen Metalle herabsinkt.

Der musikalische Reichtum, den die neueste Kultur der Instrumentalmusik hervorbrachte, wird aufs sträflichste gemißbraucht. Der Luxus des Harmonienwechsels und die Überfülle der Instrumentation bei den geringfügigsten, anspruchslosesten Dingen ist aufs höchste gestiegen.

Die gewöhnliche Bemerkung also, der Lustige könne gut lustig und der Traurige gut traurig komponieren, wurde an mir zuschanden. Wer diese Bemerkung nachsagt, kennt den Menschen nicht. Alles Tiefempfundene *fühlt* sich, aber *sagt* sich nicht. Der Moment, Geistesprodukte zu erschaffen, muß in jener gewissen ruhigen Stimmung als Grundelement sich bewegen, welche, eigner, in dem Augenblicke willkürlich erzeugter Begeisterung fähig, das individuelle Ich, sozusagen, ganz zu verlassen und in das andere, das zu schaffende, überzugehen imstande ist.

Ich kann sehr bequem von ganz andern Gegenständen zusammenhängend sprechen und doch, mit voller Seele und ganz von meinem Objekte erfüllt, Tonideen bilden und komponieren. Doch muß ich gestehen, daß es mich angreift und ich mich dabei wie ein Magnetisierter befinde, da der Mund von Dingen spricht, von denen er eigentlich nichts weiß und nichts denkt.

Nur der innig harmonisch verwandte Ton bringt die Saite zur Erzitterung, er weckt ihr inneres Leben, ohne es zu berühren, ein Glas sprengt der ihm eigene zu stark angegebene Ton. So kann auch des Menschen Herz, trifft du dessen Ton, ergriffen, bewegt, zum Mitklingen, — bis zum Zerspringen gebracht werden.

[An den berühmten Variationen-Schmied G(elinek)]

Kein Thema auf der Welt verschonte dein Genie,
Das simpelste allein — dich selbst — variert du nie.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Vom Humor

Sollte der neudeutsche Kulturträger nicht ganz so vollkommen prächtig sein, wie er sich in seinen Liedern und Reden preist? Immer wieder einmal stellt einer derartige Fragen. Uns ist eben wirklich manches abhanden gekommen von dem, was das Leben lebenswert macht, ästhetische Alltagsfreuden, vordem selbstverständliche Blüten am Lebenswege, müssen wir heut erst wieder aus frisch gestreutem Samen aufziehen. Wir sind so lange als „Gemütsmenschen" belächelt worden, daß wir nun selber das Wort nur noch mit Handschuhen und spitzen Fingern anfassen, um es jemand anzuhängen, der sehr gegenteilige Eigenschaften verkörpert. Die Gemütlichkeit, freilich, die haben wir gepachtet, die lassen wir uns nicht nehmen. Und den Humor, den alten Duzbruder der deutschen Volksseele, den halten wir doch auch noch hoch?

Denn zum Beispiel, wenn der hohe Reichstag beisammen ist, und seine Reden durchs Land klingen, da perlt die Heiterkeit, die große, die andauernde, die stürmische Heiterkeit der Herren „unentwegt" zwischen den Zeilen durch. Man fragt sich zwar einmal übers andre: worüber erheitert sich denn die Auslese der Nation so sehr? Der gewöhnliche Mensch findet kaum Anlaß, das Gesicht zu verziehen, und im hohen Hause ertönt „schallendes Gelächter". Bismarck gibt einmal eine sehr einleuchtende Erklärung dafür, er sagt den Lachern kühl und klar: „Ist dieses Lachen wirklich ein Argument? Ich habe gefunden, wenn ich eine Sache sage, gegen die Sie nichts einwenden können, so lacht einer der Chorführer laut und dann lachen alle mit. Der Kanzler sagt etwas Lächerliches, ich gebe das Signal — Tambourmajor!" Und Bismarck hatte Sinn für Humor, weil er selber welchen hatte.

Wir aber wissen vor lauter G'schaftlhuberei und Vornehmtuerei kaum mehr, was Humor eigentlich ist, und wozu er gut ist. Ja, wie nötig er uns im privaten und öffentlichen Leben ist. Darum möchte ich unterstreichen, was Heinrich Jäger kürzlich in der „Frankfurter Zeitung" ins öffentliche Stammbuch schrieb: „Außer der Kraft innerer Zufriedenheit ist uns, seit nationale Not uns nicht mehr bei der einen Fahne sah, noch etwas anderes verloren gegangen — die seelische Großheit, die läßlich macht gegen Brüder und Nachbarn, mit dem ihr entstammenden Humor, der Herrschaft verleiht über eigene Wünsche und eigene Schmerzen und nicht zu ersetzen ist durch bloße intelligente Herzensnüchternheit, auch nicht durch pharisäische Selbstgerechtigkeit und erst recht nicht durch den Taumel materieller Genüsse.... In vulgärer Lebensauffassung stehen wir heute geradezu tiefer als vor 1870, und an Humorlosigkeit sucht nachgerade unsere deutsche Welt ihresgleichen. Den Humor aber nennen wir das Öl des Herzens. Er beschützt uns vor dem Heißlaufen ins Superlative, verhütet rasche Verletzungen, hält ruhig die Temperatur und erträglich die Luft beim Streit der Meinungen, dem Gegensatz der Interessen.... Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den Humor ein erstes Erfordernis heißen für das Gedeihen irgendwelcher Gemeinschaft — Fa-

Digitized by Google

milie oder Freundschaft, Geschäft oder Gesellschaft, Parlament oder Staat — wenn wir ihn weder durch Gesetze noch durch Garantien ersetzbar achten." Wenn Jäger weiterhin im skandinavischen Norden, in England oder den Vereinigten Staaten den germanischen Gemütshumor in besserem Wohlsein angetroffen haben will als in den Stammlanden der alten Germanen — hat er da ganz und gar schief gesehen?

Ein kleines Beispiel vom Tage. Ein Braunschweiger Plakat für Stiefelwichse vom Jahre 1817 rühmt das nützliche Erzeugnis folgendermaßen: „Diese Wichse übertrifft an Schwärze Miltons sichtbare Finsternis; in meinem Hause braucht man statt Spiegel nur gewichste Stiefel; meine Frau bedient sich bei ihrer Toilette keines anderen Spiegels; ich selbst rasiere mich vor einem Paar Stiefeln; kurz man kann diese Stiefel als wahre zylindrische Spiegel betrachten, die die Herren an den Beinen tragen."

Eine Zeitung, die das lustige Angebot abdruckte, bemerkte dazu von oben herab: „»Amerikanischer« drückt sich die Reklame auch heute nicht aus." Womit denn bewiesen wäre, daß die Amerikaner ihren Humor auch im Geschäft nicht verlieren. Während der deutsche Enkel den Humor der großväterlichen Reklame nicht einmal mehr nachfühlen kann. Shakespere, wenn er noch lebte, würde vielleicht sagen: Und das ist der Humor davon.

E. Kalkschmidt

Sonderbare Geschichten

Es scheint, zwischen dem literarischen Entwicklungsringen mit seiner ewigen Wiedergeburt der Schlagwortkontraste Realismus-Idealismus und Romantik-Klassik hat sich stillschweigend eine ganz ungesetzmäßige, unanerkannte Richtung eingeschlichen und in den Vordergrund gedrängt: die Richtung der sonderbaren Geschichten. Otto Julius Bierbaum nennt seine neue Sammlung von Erzählungen so und faßt unter diesem Titel geschickt und einfach zusammen, was sonst als schauerlich und lächerlich auseinandersteht.

In dem Fremdwort grotesk haben wir bereits eine Zusammenfassung dieser Art, doch greift das Sonderbare noch weiter aus. Unter dem Grotesken verstehen wir heute in der Dichtung eine Humorabart, die entweder innerlich (also nach außen hin möglicherweise mit trockenstem Ernst) oder äußerlich (mit unmittelbarer, mehr oder weniger derber Komik) auf stark übertreibende Weise Unmögliches oder auch Unsinniges als wirklich hinzustellen sucht. Im Reich des Sonderbaren ist, wenn wir's recht erfühlen, außer dem gesamten Grotesken auch Nichtübertriebenes, auch das mögliche Seltsame eingeschlossen, sowohl das Nurernste wie das Nur-heitere. Man darf vielleicht sagen, das Groteske bedeute die romanische, das Sonderbare die deutsche Umgrenzung für dieselbe Sache: bemerkenswerte Abweichung vom logischen Geschehen.

Natürlich steht also die Dichtung des Grotesken, des Sonderbaren in innerer, innerlichster Verbindung mit der Romantik, ja sie ist offenbar ein nicht geringer Teil von ihr. Zur Bestätigung genügt ein Blick auf Hofmann und Poe oder auf Arnims Schattenspiel, auf Eichendorffs Puppenspiel oder auf die (großenteils zwar unfreiwillige) Sonderbarkeit unsrer Neuromantiker, die das Ungewöhnliche noch entschiedener nach dem Krankhaften hin ausbilden, als die kränkste Altromantik es tat.

Digitized by Google

Bierbaums Art zeigt freilich auch in diesen drei Bänden „Sonderbarer Geschichten“ (Georg Müller, München) wenig von einem eigentlich romantischen Gemüt. Er gehört zu den Humoristen, die zwischen Romantik und Realistik stehen, zu den heitern Gegenfüßlern der Faustnaturen: zu den Zweiseelenmenschen, die in derber Liebeslust sich an die Welt halten und den Auftrieb des andern Seelenteils mit Lachen, Grinsen, Lächeln in der Gewalt behalten.

In der großen Geschichte „Schmulius Cäsar“ oder „Die marzauner Kunstepoche“ läßt das Selbstbehagen des Humoristen sich zu unbeschränkt gehen. Wir lernen da außer dem erstaunlichen Papagei Schmulius Cäsar allerlei liebenswürdig-ulkige, bloß-ulkige und tiefsinnige Menschen, darunter Herrn Ahasverus kennen, vernehmen verschiedene Scherze und satirisch getönte Künstlerreden, nur wird das Ganze nicht recht greifbar lebendig. Das köstliche Menschenmaterial bleibt zu sehr Material, redendes Material sozusagen; die Handlung wird allzu streng vermieden. Die andre Hälfte des ersten Bandes, „Samalio Pardulus“, führt dagegen mit wirksamer Wucht zu den letzten Schauern der Künstlereinsamkeit und der Bruder-Schwester-Liebe.

Die zweite Abteilung bringt niederländisch-französische Phantasiestücke frei nach Gustav Kahn und Eugen Demolder. Ohne die Vorbilder zu kennen, darf man wohl sagen, daß Bierbaum die Handlungsmotive übernommen und die phantasievolle Ausgestaltung größtenteils hinzugetan hat. Reizend idyllisch-heiter sind „Steingut“, eine zarte Verlebendigung niederländischer Töpfer- und Lebenskunst, und der „Steckenpferdpastor“, die Schilderung eines absonderlichen Weisen, der einer ganzen Gemeinde das goldene Zeitalter beschert, indem er den Lieblingswahn jedes einzelnen systematisch hegt. In der nachdenksamen Geschichte vom „Mann mit dem porösen Schädel“, das ist vom Schriftsteller, der aus überfeinem Anempfinden fremder Bücher die Lust zu eigenen Büchern verliert, macht sich das Literaturreden zu breit. Rührende Lyrik spricht aus der „Stimme des Blutes“: ein einsames Ritterfräulein, Kind einer blauäugigen flämischen Grafentochter und eines schwarzen spanischen Machthabers, fühlt sich aus der stillen Burg in die Weite gezogen, in die Arme eines jungherrlichen Südlandritters.

Den dritten Band bilden Grotesken sehr verschiedener Art. Den Anfang macht ein längeres, aber nicht langweilendes Gedicht in Stanzen, „Der heilige Mime“, eine im Grund ernsthafte Sache aus der Urchristenzeit, sonderbar-graziös verknüpft mit Satire auf die Schauspielereitelkeit. Von der Christin, die den Mimen Gelasimus bekehrte und mit ihm den Martyrertod starb, heißt es grotesk-belehrsam:

Vergessen ist sie, eine Namenlose.
Denn Gelasim besaß die größere
Pose . . .
. . . . Ob Heiligen-, ob braune
Kassen-Scheine:
Die Hintergrundtalente kriegen keine.

Ein kräftig barockes Märchen „Hanswurst und der Riese“ leitet zu der kürzeren und frecheren Gattung sonderbarer Prosageschichten über, die man an Otto Julius von früher her kennt. „Der mutige Revierförster“ und „Die Haare der heiligen Fringilla“ sind recht entbehrliche Stammtisch-Anekdötchen, die durch die Ausbreitung in die

Digitized by Google

Buchdimension nichts gewinnen. „Annemargreth und die drei Junggesellen“ stellt (für reife Leute, selbstverständlich) ein fürtreffliches Freskobild vom Leben echter Raubritter dar. Die übrigen kleinen Stücke geben älteren Sagenstoffen drolliger oder beschaulicher Art eine beredte neue Form. Alles in allem: eine sonderbar vermischte Sammlung von Fabulierungen, die sämtlich in irgendeinem Grade sonderbar und größtenteils gut zu lesen sind.

Eine Gabe ganz besonderer Art stammt von Alfred Kubin. Der bekannte Zeichner des Schauerlich-Romantischen überrascht mit einem großen phantastischen Roman: „Die andere Seite“.* Zweiundfünfzig Zeichnungen des Verfassers sind beigefügt. Wenn dieser seltsam-primitive, schmerzlich-krause Stil des Zeichners Kubin schon in den Bildbeigaben zu Edgar Allan Poes Novellen mit dem des Textes innig zusammenstimmte, so ist die Einheit von Wort und Bild hier natürlich noch tiefer begründet und mannigfaltiger fühlbar. Nur daß man bei diesem Doppel-Kubin den Eindruck erhält, die Worte seien erst aus den Zeichnungen entstanden oder jedenfalls doch aus der gesamten zeichnerischen Vorstellungswelt des Mannes. Wieweit Kubins Kunst von Anfang an durch düster-groteske Dichtung beeinflußt worden, entzieht sich unsrer Kenntnis. So viel fühlt man bestimmt, daß hier ein geborener Romantiker seinem innern Leben Ausdruck sucht, sei es mit dem Stift, sei es mit der Feder.

„Die andre Seite“ schildert ein Traumland, das ein österreichischer Deutscher unheimlichen Wesens im Herzen Asiens gegründet habe, mit allem Drum und Dran bis zu seinem schrecklichen Untergang. Klarheit war hier nicht zu erwarten und wird auch nicht geboten. Ist mit der andern Seite die Traumseite des Lebens gemeint oder die gefährliche Kehrseite der Traumhaftigkeit? Wir wissen's nicht und können nur vermuten, daß der Urheber durch Bloßstellung wirklichkeitflüchtiger Unfruchtbarkeit, vor allem aber überhaupt durch gründliches Niederschreiben und Niederzeichnen quälender Traumgesichte sich selbst von der Neigung zu solcher Sonderlingswelt befreien wollte.

Im übrigen zeigt Alfred Kubin auch als Federkünstler eine erstaunliche und organisch erscheinende Kraft des bösen Träumens, vom witzig Grotesken bis zum grauenvoll Seherischen. Ein lähmend schwerer, vielgestaltiger und eigensinnig sorgsam ausmalender Alp hat in diesem Roman Buchform angenommen. Manches ist zu bewundern; im ganzen aber mag man dem überlegenen Geist des Zeichner-Dichters nur wünschen, daß „Die andre Seite“ wirklich eine geglückte Tat der Selbstbefreiung bedeute.

Hanns Heinz Ewers erweckt nicht so die Vorstellung einer von Schauerromantik beherrschten, besessenen Seele. Wohl neigt er offenbar von Haus aus zum Seltsamen. Wenn er aber „seltsame Geschichten“ veröffentlicht, wie sie in den zwei Bänden mit den sehr deutlichen Titeln „Das Grauen“ (1908) und „Die Besessenen“ (1909) vereinigt sind, so läßt er uns nur selten fühlen, daß sie aus seelischer Notwendigkeit entstanden seien. Laune oder kluge Modeausbeutung und Modelenkung, ferner

* Ebenfalls, wie auch die übrigen drei Bücher, im Verlag Georg Müller, München, erschienen.

Digitized by Google

die anregende Wirkung der vorangegangenen deutschen, amerikanischen und französischen Grauensdichtung, am Ende vielleicht auch eine nicht durchaus verdammenswerte Lust am geistreichen — Verulken einer sensationslüsternen Leserschaft scheinen den völlig wachen Verstand dieses norddeutschen Großstädters und Weltenbummlers zur Gruselkunst geführt zu haben.

In dem jüngsten Buch wird uns zunächst ein Liebebesessener vorgestellt, der ein unwürdiges Weib bis weit über den Tod hinaus vergöttert. Ihren letzten Wunsch, drei Jahre nach ihrem Hinscheiden solle er ihre Überreste in einer Urne beisetzen, erfüllt er buchstäblich, obwohl diese Überreste (wie es das Weib mittels einer „Porzellanschminke" vorbereitet hat) am dritten Jahrestag noch so wohlerhalten sind, daß der übergetreue Witwer sie schließlich persönlich kleinhacken muß.

„Die blauen Indianer" (hier und in verwandten Fällen könnte der Titel der erste Einfall für die Geschichte gewesen sein) haben außer ihrer Bläue die seltsame Eigenschaft, vom Wesen der Väter besessen zu sein, das heißt in ihrem Gedächtnis längst vergangene Vorfahrenleben mitleben zu müssen. Hier bricht der Ulk gelegentlich durch; so läßt man sich das Greuliche gefallen. „Die Spinne" ist trotz dem Anschein, als sei es auf Darstellung der Urweibesdämonie abgesehen, ein Stück blanker, schlimmer Gruselmache. Eine grausame, doch mit viel Erfindung geschmückte und höchst fesselnd vorgetragene Asiatengeschichte „Der Spielkasten" folgt. Unter „C. 3. 3." wird eine Phantasie-Unterredung mit Oskar Wilde erzählt. „Der Tod des Barons Jesus Maria von Friedel" enthüllt sich als die schreckliche Folge des furchtbarsten Zwiespalts in der Seele einer Persönlichkeit, die zugleich oder vielmehr abwechselnd ganz Mann und ganz Weib ist. „Delphi", die hübsche Fabel zur Entstehung des Heiligtums durch den Traum eines schnöde bedankten Dichters, macht den Schluß.

All diese seltsamen Geschichten sind geschickt durchgeführt. Das Unglaublichste wird so bestechend mit Einzelzügen motiviert und mit so viel Frische und Sicherheit berichtet, daß es oft, für den Augenblick wenigstens, als möglich angenommen wird. Die Sprache ist keck impressionistisch und öfters recht salopp. Hanns Heinz Ewers weiß jedoch genugsam psychologisch zu interessieren und zumeist so flott zu unterhalten, daß er — sollte man meinen — auch ohne die Pflege des Krankhaften und Schauerlichen genug Leser finden könnte.

Fürs erste scheint er sich allerdings entschieden auf diese Spezialität verlegt zu haben. Zwei französische Sammelbände, die er für den Verlag Georg Müller lässig verdeutscht hat, geben davon weiteres Zeugnis. Der eine besteht aus „Seltsamkeiten und Grotesken" mit dem gemeinsamen Namen „Geschichten in der Nacht", von Frederic Boutet; der andre beginnt mit Villiers de l'Isle-Adams „Grausamen Geschichten" eine Villiers-Gesamtausgabe!

Hierzu wäre einiges allgemeine anzumerken, das erst im 2. Maiheft des Kunstwarts in dem Artikel „Deutsch-französischer Verlag" gesagt wurde. Dringend notwendig dünkt uns auch diesmal die Einfuhr der Pariser Dichterware nicht. Boutet hat nicht viel

Digitized by Google

Persönlichkeit und Villiers de l'Isle-Adams „Grausame Geschichten" sind arg ungleichmäßig, im ganzen zu breit und im einzelnen oft matt, mitunter fast dilettantisch schwach pointiert. Wenn die Reklamebinde des zweiten Buches verkündet, daß Paul Verlaine geurteilt habe: „Des chefs-d'œuvre! Des purs chefs-d'œuvre!" und: „Die ganze Welt sollte zu seinen Füßen liegen", so braucht dies ja immerhin nicht unbedingt bindend für uns zu sein.

Anderseits soll nicht verhehlt werden, daß Boutet mit recht beweglicher Phantasie und einer Art liebenswürdiger Grausamkeit von Toten und Lebenden zu erzählen weiß. Und Villiers war ein Schriftsteller von französischer Kultur, ein oft anhörenswerter Vertreter bitterer Paradoxie; das darf als feststehend betrachtet werden. Nichtsdestoweniger muß bezweifelt bleiben, daß solche eifrige Übersetzungstätigkeit vonnöten sei. Ewers, Kubin, Bierbaum u. a. beweisen ja, daß wir den tiefstgefühlten Bedarf an sonderbaren Geschichten bequem im Inland decken können.

Willy Rath

Deutsche Göttersagen

Als einer der reizvollsten Züge der Romantik ist mir immer ihr Verhältnis zur deutschen Vergangenheit erschienen. Nicht ihr Rückwärtsgewandtsein, ihr Leben im Vergangenen, sondern ihr Heranbringen des Vergangenen, ihr Erlösen einer verzauberten, stumm gewordenen Welt, ihr Entdecken verschütteter Schätze. Ihr Wiederanknüpfen an Fäden, die eine unbarmherzige Entwicklung zerrissen hatte. Wie das Zurückkehren zur Antike in der vorangehenden klassischen Epoche zuerst die Spätantike gefunden hatte, sich am Laokoon und ähnlichen barocken Werken ergötzte und erst allmählich in der wiederentdeckten Klassik bis zu ihrer ursprünglichen Reinheit und archaischen Größe zurückschritt, so tastete die Romantik auch zuerst ins Mittelalter, das ihr schon Erfüllung ihrer altdeutschen Sehnsüchte dünkte. Ihr folgend gingen wir weiter zurück ins deutsche Altertum, das uns jetzt anfängt, ganz lebendig zu werden. Ehe hier an das Wiederaufnehmen der alten Vorstellungswelt, das Wiedererleben ihrer mächtigen Gefühle, das Eintauchen in den Urborn zu denken war, mußte große wissenschaftliche Arbeit geleistet werden, mußte eine strenge philologische Kritik uns die neu gehobenen Schätze sichten. Wie für das deutsche Märchen und die deutsche Sage, so wurde auch für den deutschen Göttermythus — er ist der große Urzeithintergrund germanischen Volkstums — die erste entscheidende Arbeit durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm geleistet. Es mindert die Bedeutung ihrer „deutschen Mythologie" nicht im mindesten, daß sich im Laufe der Zeit viele ihrer Erkenntnisse wandeln mußten, daß die Forschung von ihnen aus einen weiten Weg ging, sich von ihnen entfernte und neue reichere, oft auch ihnen widersprechende Ergebnisse gewann. Heute ist die Arbeit so weit gediehen, daß ihre Früchte nicht mehr nur wissenschaftliche sind, daß sie lebendiger, unmittelbarer Genuß werden können. Es sei deshalb auf ein vortreffliches Werk hingewiesen, das der Germanist an der Münchner Universität, Prof. Dr. von der Leyen in Verbindung mit anderen unter dem Titel „Deutsches Sagenbuch" herausgibt (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München). Es ist auf vier Bände berechnet. Bände 2—4 werden die Heldensagen, die Sagen des Mittel-

Digitized by Google

alters, die Volkssagen, bringen. Der eben erschienene erste Band, der, wie sich jetzt schon vermuten läßt, der wichtigste sein wird und am allermeisten eine lange empfundene Lücke ausfüllt, beschäftigt sich mit den deutschen Göttersagen. Zwei eingehende wertvolle Aufsätze über „Wege und Ziele der deutschen Mythologie“ und über den „Ursprung der Mythologie“ leiten das Buch ein und geben dem Leser sofort ein richtiges Verstehen für die mythischen Gestalten und Geschehnisse, für das Werden und Wachsen eines Gottes, ein Verstehen, dessen der Leser bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung, bei der Notwendigkeit seiner eigensten Mitarbeit bedarf, ehe er sich dem Zauber dieser angeschauten, wilden und herrlichen, wie aus verhüllenden Wolken und Nebeln plötzlich gerüstet tauchenden, Göttergestalten hingeben kann. Die klaren, nirgends phantastisch ausschweifenden, überall lebendigen Ausführungen des Verfassers leiten vortrefflich in das Verständnis primitiver, mit ungebrochener Seelenkraft Götter und Mythen schaffender Völker ein und geben dem, der sich mit diesen Fragen noch nicht beschäftigte, ein Bild vom Werden der Religion überhaupt. Dann folgen in sechs, zwischen philologischer Begründung und anschaulicher Darstellung die Mitte haltenden, Aufsätzen, Umrisse und Schilderungen der germanischen Götter, wie sie die Wissenschaft heute erkennt. Schmerzlich wird man immer wieder daran erinnert, auf wie umfangarme, oft noch verwirrte Überlieferungen sich die Forschung nur stützen kann. Und man erstaunt, wie groß und herrlich doch die Gestalten der Götter aus ihnen vor unserm Auge erstehen. Alle sind unlösbar mit diesem deutschen Lande, mit seinen Waldgebirgen, seinen Seen, seiner Meeresküste; mit seinem Sturmgewölk, Nebel und Regenschauer oder mit seiner Frühlingssonne verbunden. In allen sind menschliche Urzeitcharaktere, lichte und dunkle, nachgebildet: das Primitive, das so nah der Größe ist. Ungebrochene Menschlichkeit, die etwa Wodan-Odin sein ränkevolles, grauenhaftes und doch gewaltiges Wesen gibt. —

Friedrich von der Leyen ist gleichzeitig an einem Werke beteiligt, das einige wenige der Bruchstücke enthält, die uns unmittelbare Kunde von unsern Göttern der Vorzeit geben; und daneben andres, das schon christlicher Zeit entstammt. Es heißt „Älteste deutsche Dichtungen“ und bringt Text und daneben Übersetzung von Karl Wolfskehl, die den ursprünglichen Ton gut wiedergibt (Insel-Verlag, Leipzig). —

Schließlich sei in diesem Zusammenhange lobend der von Paul Merker in Auswahl neu herausgegebenen Grimmschen „Deutschen Sagen“ (Insel-Verlag, Leipzig) Erwähnung getan. —

Wilhelm von Scholz

Von der Unbescheidenheit

Es ist nicht unbescheiden, als Jüngling sich die höchsten Ziele zu setzen, wenn man nur gewillt ist, den höchsten Zielen auch die höchsten Opfer zu bringen: die Opfer der Selbstentsagung, der ewigen Bekümmernis um die innere Erhöhung, der rastlosen Kämpfe um die Gewinnung der Kunst.

Es ist auch nicht unbescheiden, nachdem man etwas Bleibendes geleistet, sich seiner Leistungen bewußt zu sein, im Gegensatz zu solchen, die nichts Rechtes oder nichts Ebenbürtiges geleistet haben. Ein Goethe darf sich bekennen, einem Tieck über zu sein, und ein Correggio darf sich sagen: auch ich bin ein Maler.

Unbescheiden hingegen ist es, in

Digitized by Google

einer Nation, in welcher Goethe und Schiller gewirkt haben, unfertige, nicht einmal säuberlich gearbeitete Machwerke auf den Markt zu werfen, unbescheiden ist es, sich der Literatur zu widmen, ohne etwas Großes auch nur zu erstreben. Carl Spitteler

Theaterbücher

Eine laute und vielstrophige Marseillaise singt Georg Fuchs der „Revolution des Theaters", die er mit großer Zähigkeit und starkem Temperament im Sommer 1908 auf Münchner Boden ins Werk gerichtet hat (Verlag Georg Müller, München). So glücklich der Gedanke war, gerade in dieser Stadt, die als Reisedurchgangspunkt lebhaft besucht wird, eine ungewöhnliche Inszenierung klassischer und biedermeierischer Stücke zu erproben, so darf man doch nicht unwidersprochen lassen, daß diese Reform einzig und allein von München ausgehen mußte. Wir haben in Wien vor fünf und vier Jahren ganz ähnliche Stilisierungen versucht, nur hatten sie wenig Nachfolge. Auch ich erkenne in der geschmackvoll andeutenden Bühne eine künstlerische Überlegenheit über die panoramatisch ausgestattete, weil sie ehrlicher ist und offen eingesteht, was das Drama von der Wirklichkeit trennt. Aber ich hüte mich, das Kind mit dem Bade auszuschütten. In der Reisezeit und in München hat sich ein Publikum dafür gefunden; die Seltsamkeit der Unternehmung ist nicht ohne Einfluß auf den Theaterbesuch geblieben; alle Welt hat durch alle Zeitungen davon erfahren, und es standen Werke in Frage, deren Name den adeligsten Klang hat. Es scheint mir jedoch voreilig zu sein, von diesem geglückten Experiment als von einem Schema zu reden, das nun schnurstracks auf alle künstlerisch geleiteten Aufführungen und alle Städte übertragen werden könnte. Meiner Meinung nach bleibt bis zur Verallgemeinerung noch mehr zu tun als das Logenhaus abzuschaffen und die Tiefe der Bühne zu verkürzen; auch eine Überprüfung unsrer dramatischen Literatur muß vorgenommen werden. Zwar wettert Georg Fuchs gegen alles Literarische auf dem Theater, aber ich meine mit dramatischer Literatur auch nur das, was er im echten Sinne theatralisch nennt. Für mich gehört der „Faust" und „Was ihr wollt" nicht der Bühne allein, sondern auch der Literatur an. Ich habe zwei Bedenken gegen die Verallgemeinerung des Münchner Prinzips: erstens sind sehr viele Dramen und nicht nur rein literarische, sondern gute Theaterstücke, von ihren Dichtern in die tiefe Guckkastenbühne hineingeschrieben worden, so daß wir ihnen Zwang antäten, wenn wir sie ins Proszenium zerrten; und zweitens fürchte ich die Eintönigkeit des ständig verflachten Raumes. Die Phantasie der Raumkünstler würde nicht ausreichen, bei so beschränkter Bodenfläche etwa hundert Stücke mit etwa fünfhundert Schauplätzen individuell zu sondern. Und wie Erler das Zimmer Marthens vom Zimmer Gretchens unterschieden hat, so müßte bei dauernder Verwendung der Reliefbühne jedes weitere Zimmer wieder unterschieden werden. Daß hier die tiefere Bühne im Vorteil ist, wird jedem einleuchten. Da und dort ist auch die Zimmerluft, und zwar die eines weiten und leeren Zimmers ein notwendiger Teil des Dramas: man denke an den zweiten Akt „Borkman", wo der Alte die Diagonale des Riesensaales mehrmals durchmißt und schon dadurch vor seiner Einsamkeit und vor der

Digitized by Google

Leere seiner Umgebung erschauern macht. Als Anhängsel zu meinen Bedenken will ich beifügen, daß auch der Schauspieler in seinen Gängen beeinträchtigt wird, wenn er sich immer nur von links nach rechts und von rechts nach links bewegen darf. Warum soll man einen Charakter, der vom Dichter allseitig ausgeführt und beleuchtet ist, nur im Relief darstellen? Ich habe die drei Schriften von Georg Fuchs über diese neue Schaubühne mit aller Hingabe studiert, mich über die schöne Tat aufrichtig gefreut und über ihre selbstbewußte vielberedte Verkündigung gewundert; ich hoffe auch, daß eine ruhige organische Entwicklung den gebahnten Weg verbreitert und verlängert, aber es ist zu wünschen, daß ihr immer etwas Festliches anhafte, daß sie also nicht die Schaubühne der Zukunft werde, sondern eine stilisierte Festbühne, wie ich sie im März 1904 anläßlich meiner Gobineau-Inszenierung getauft habe. Und wie zerstörungsselig auch Fuchs unsre oft recht künstlerisch empfundenen Guckkastendekorationen in Wort und Schrift vernichtet (in seinem früheren Bändchen heftiger als jetzt), so bleibt er doch für Max Reinhardts andersartige Versuche nicht unempfänglich. Vielleicht sieht er sich bald einmal in Wien ein paar Vorstellungen an, die ihn überzeugen werden, daß auch außerhalb Münchens noch Theaterkultur besteht. Die Aufführungen, gegen die Anselm Feuerbach sein vielzitiertes Anathema sprach, sind nicht schlechthin allen modernen gleichzusetzen, auch wenn sie auf tiefer Bühne spielen.

Mit ehrfurchtgebietender Sachlichkeit stellt Max Littmann seinen Anteil an der Schöpfung des Münchener Künstlertheaters dar (München, L. Werner). Warum nur dieser aufreizende Name „Künstlertheater“? Sind daran nicht dieselben Schauspieler und Regisseure tätig wie an den gewöhnlichen Bühnen? Und ist es etwas Neues, daß Maler von Ruf mitarbeiten und ein Architekt von ungewöhnlicher Bedeutung? Ist das in Wien seit langen Jahren anders? Das neue Moment der Inszenierung wird jedenfalls mit dem Titel schlecht bezeichnet, und so viel Dilettantismus auch auf deutschen Bühnen getrieben werden mag, es gibt genug Stellen, die mit der gleichen Künstlerschaft gesegnet sind wie das Münchener Ausstellungstheater.

Littmann tut einen kurzen historischen Überblick über das Werden des neuen Bühnenhauses: Goethe, Schinkel und Semper haben gewissermaßen Pate gestanden, Otto March ist schon im Jahre 1888 in seinem Wormser Volkstheater mit gutem Beispiel vorangegangen, und im Charlottenburger Schillertheater steht Littmanns eigene Vorarbeit verzeichnet. In wenig Worten: der Zuschauerraum wird zum rechteckig beschnittenen, logenlosen Amphitheater, die Bühne versucht durch Verkürzung des eigentlichen Spielraumes Schauspieler und Publikum näher aneinanderzubringen und die Widersinnigkeiten aufzuheben, die entstehen, wenn der lebensgroße Darsteller in einer perspektivisch gemalten Landschaft agiert. Hinzu treten Beleuchtungsverbesserungen durch ein Fünffarbensystem und eine Beschränkung des Rampenlichts. Die Ausschnitte, in denen das Bühnenbild erscheint, können durch einfache Handgriffe variiert werden. Soffitten sind nicht mehr nötig. Wir sehen hier endlich die Hoffnung erfüllt (die jahraus jahrein getäuscht worden ist), daß ein Baumeister dem Bühnenraume ebensoviel Liebe zuwendet wie dem Zuschauerraum; bei diesem ersten Versuch ist schon so viel

Digitized by Google

Gutes herausgekommen, daß man Littmann noch zehn Theaterbauten übergeben sollte. Dann würde die Schaubühne der Zukunft wahrscheinlich fertig werden!

Was Julius Bab und Willi Handl in ihren „Deutschen Schauspielern“ (Verlag von Oesterheld & Co., Berlin) niederlegen, sind angenehm wirkende Paraphrasen, deren Ton meist in einer Höhe schwebt, wo die Erde nur noch undeutlich erkennbar ist. Aber vom Zuschauerraum aus mag wohl eine andre Charakterisierungsart als die hier durchgeführte nicht möglich sein; wenigstens sind so ziemlich alle Monographien über Darsteller gesättigt mit dichterischen Bestandteilen, die an der Wirklichkeit nicht gemessen werden dürfen. Immerhin fehlt in keinem dieser Bildnisse ein Zug, der das Wesentliche trifft. Daß dies Buch sich auf Berlin und Wien beschränkt, wäre nicht bedenklich, wenn es nur überragende Künstler in sein Bereich zöge und wenn es keinen überragenden ausließe. Beides zweifle ich an. Bab hat ein zu weites Herz und nennt gar manches Talentlein Berlins, das schon von einem Casseler in den Schatten gestellt wird, Handl zieht den Wiener Kreis gar zu eng und verfällt selbst dem Vorwurfe, den er mit geläufiger Zunge dem Wiener Publikum macht; auch für ihn gibt es nämlich nur sympathische und unsympathische Schauspieler; Schönheit, Organ, Stimmung reißen ihn hin, und vor allem ist er konservativ im Genuß: er verweilt bei den Eingesessenen und sucht nicht, wie Bab es mit Glück tut, im jungen Nachwuchse die Kräfte zu erkennen, aus denen sich die Zukunft des Wiener Theaters aufbaut. Baumeister, Sonnenthal, Lewinsky, Krastel, Hartmann, Kainz, Girardi, Maran und Tyrolt — lauter Persönlichkeiten und Beliebtheiten, über die sich die Welt schon ausgeschrieben hat; selbst Hansi Niese und Lotte Medelsky sind nicht erst aus dem zwanzigsten Jahrhundert bekannt. Alle anderen läßt er beiseite. So macht das Buch auf den Kenner den Eindruck einer zufälligen Zusammenstellung. Es widerstrebt mir, aus Babs „Berliner Schauspielkunst“ einige Namen anzuführen, denen zuviel Ehre angetan worden ist; aber wie Handl an Hedwig Bleibtreu und Rosa Retty, an Thimig und Römpler vorübergehen kann, das begreife ich nicht. Wenn er einmal die Eindrücke, die ihm diese vier und noch ein halbes Dutzend andere ganz gewiß vermittelt haben, mit den Eindrücken vergleicht, die er von den auf Seite 9 bis 19 gerühmten Auserwählten Babs erfahren, so wird sicherlich die Wagschale sich zu Wiens Gunsten bewegen. Ich machte kein Aufhebens davon, wenn jetzt nicht allenthalben in deutschen Landen die Schauspielkunst Wiens über die Achsel angesehen würde. Man nimmt sich meist nicht die Mühe sie kennen zu lernen, weil der Weg zu weit ist, und schreibt vom Hörensagen darüber. Willi Handl aber kennt und versteht sie, er hätte in diesem Zusammenhang ein umfassenderes Bild geben müssen. Das Buch kehrt um, was er behauptet. Nicht Wien erscheint hier als eine theatervernarrte Stadt, sondern Berlin. Bab liebkost jedes bescheidene Pflänzchen am Wege, als sei es der sorgsamsten Pflege wert und bedürftig, Handl geht an Bäumen vorüber, die einen ganzen Wald zu schmücken imstande sind. Nur als eine erste Übersicht der schauspielerischen Truppen Deutschlands und Österreichs verdient die Sammlung, der „Die Schaubühne“ zugrunde liegt, Anerkennung; sie liest sich leicht und ist doch aus einem kom-

Digitized by Google

plizierten Kunstempfinden heraus entstanden. Ferdinand Gregori

Wedekinds „Zensur"

Das Gastspiel Frank Wedekinds und seiner Gattin im Münchner Schauspielhause brachte kurz vor seinem Abschluß noch die Uraufführung eines seiner jüngsten Stücke, der „Theodizee" in einem Akte „Die Zensur". Auch wer sich klar darüber wurde, daß er über die Sache und die Absichten, die der Autor mit ihr verfolgte, durchaus nicht klar geworden sei, bedankte sich mit ehrlichem Applaus für eine apart unterhaltliche Stunde. Wedekind setzt sich in diesen Dialogen persönlichst mit der klerikalen Zensur, mit den religiösen Idealen und mit der holden Weiblichkeit auseinander. Wenn er es selbst auch leugnen wollte: der Diskurs seiner poetischen Geschöpfe zitiert hier eine Reihe von Namen und Geschehnissen, die schwerlich anders als im persönlichsten pro domo-Sinne genommen werden können. Zugleich stellt er aber — und das ist wohl das Interessanteste an dem Werkchen — seinen Doppelgänger, den zensurell behinderten Dichter des Dramas „Pandora", namens Buridan, als einen Charakter (oder Nichtcharakter) hin, der wie „Buridans Esel" daran zugrunde geht, daß es ihn mit gleicher Vehemenz zu zweierlei „Heubündeln" zieht: zur kampffrohen Freigeisterei und zur versöhnlichen Verständigung mit der Kirche, zum Zusammenleben mit der Geliebten wie auch zur selbstherrlichen Trennung von ihr. Beide Elemente des Stücks, die religiöse Disputation mit einem geistlichen „Sekretär von Seiner Majestät Beichtvater" und die von ihr unterbrochene Auseinandersetzung mit der reizenden Kadidja, schließen sich äußerlich und innerlich nicht zu so hinreichender Einheit zusammen, daß sich eine dramatisch geschlossene Gesamtwirkung ergeben könnte. Zum Schlusse erlebt man wohl eine grelle Katastrophe; Kadidja befreit den Helden durch einen selbstmörderischen Sprung aus dem Fenster für immer von ihrer drückenden Gegenwart. Doch auch dieser Abschluß wirkt nicht eigentlich als stofflich und psychologisch überzeugendes Fazit, denn Buridans jähe, kniefällig wimmernde Kapitulation vor dem traditionell-kirchlichen Gott der Rache, der „sich nicht spotten läßt", kann man dem immerhin geistig aufrechten, wenngleich zwiespältigen Poeten der früheren Auftritte nicht recht glauben, geschweige denn verzeihen. Für die suggestiven Fähigkeiten des Dichters und Darstellers Wedekind bedeutete es indessen einen Triumph, daß selbst dieser wenig plausible und noch weniger sympathische Zusammenbruch des Helden keinen ungünstigen Stimmungsumschlag mit sich brachte.

Hanns von Gumppenberg

Musik

Kinderlieder

Seit das Modewort „Kind und Kunst" Trumpf ist, hat sich die öffentliche Teilnahme auch wieder dem Kinderliede zugewendet. Eine moderne Sache ist es freilich nicht, denn schon zu Ende des 18. Jahrhunderts hat man den Kultus des Kinderliedes gekannt, Hiller, Mozart, Reichardt haben mitgetan. Eine zweite Blütezeit brachte die Ära Schumanns. Auch die Kinderlieder Tauberts und Reineckes gehören ihr an. Dichterischer Führer war Hoffmann von Fallersleben. Seit einem Jahrzehnt haben wir sogar ein „sezessionistisches" Kinderlied, das an Dehmel anknüpft, in musikalischer Hinsicht aber bisher ziemlich

Digitized by Google

bürgerlich einherging. Den stärksten Anstoß haben dann in Verbindung mit seinen erzieherischen Bestrebungen die Kinderlieder von Jaques Dalcroze (Lausanne, Verlag Jobin & Co.) gegeben. Sie bilden eine entzückende Bereicherung der Literatur und verstehen es meisterlich, mit den geringsten Mitteln alle möglichen Stimmungen des kindlichen Gefühlslebens festzuhalten, vom Ernsten bis zur ausgelassensten Fröhlichkeit. Dalcroze verfügt über eine naive, volkstümliche, anmutige Melodik und jedes halbwegs musikalisch veranlagte Kind wird seine Weisen schon nach einmaligem Hören nachsingen. Diese Tatsache ist wohl eine gute Empfehlung. Eines freilich darf nicht übersehen werden: diese Lieder sind vor allem für französische Kinder bestimmt. Sie büßen in der Übersetzung nicht nur manches von ihrem ursprünglichen Reiz ein, sondern sie wurzeln zum Teil in französischen Lebensformen. Das gilt namentlich von den Spielliedern, die oft geradezu einen dramatischen Charakter annehmen. Wie verdienstlich wäre es, wenn ein auf den Überlieferungen des deutschen Kinderliedes fußender Künstler uns eine Anzahl schöner Kinderreigen und -spiele schenkte, ein Musikus und Poet dazu.

Den Zug zum Kinderlied und die farbenreiche, bebilderte Ausstattung der Hefte hat der Verlag C. F. Kahnt Nachf. in Leipzig dem Schweizer Jobin bereits abgeguckt. So bringt er von Wilhelm Kienzl einen Band „Aus Onkels Liedermappe". Die Verse sind von Franz Mäding. Leider sind sie bisweilen recht trocken und phantasielos. An der Komposition erfreut zunächst die solide musikalische Arbeit. Nicht daß Kienzl der Melodie entbehrte. Er hat es oft genug in seinen besten Kunstliedern bewiesen, daß ihm warme, natürliche, ja bisweilen hinreißende Melodik gegeben ist, man denke nur an das ganz wundervoll melodisch empfundene „Meine Mutter". Aber seine Kinderlieder wirken nicht durch die Melodie allein, sondern mit der reichen, tonmalerisch sorgsam ausgeführten Begleitung. Zudem sind sie durchaus lyrisch. Sie gehören weniger in den Mund der Kinder selbst, sondern sollen ihnen von einem Erwachsenen am Klaviere vorgesungen werden.

In derselben Ausstattung als Geschenkwerk, halb Noten-, halb Bilderbuch, sind im Kahntschen Verlag zwei Bände „Kinderstimmen" herausgekommen, die Wilhelm Höhne gesammelt und bearbeitet hat. Es sind zumeist bekannte, volkstümliche Lieder, aber auch einige Originale. Sieht man von einigen Liebesliedern ab, die ad usum Delphini ins Kindliche umgewirkt wurden, so darf die Sammlung wohl empfohlen werden.

Friedrich Mayer

Mozart für Spitteler

Spitteler hat seinerzeit im Kunstwart die herkömmliche Inszenierung des letzten Don Juan-Aufzugs verspottet, der Aufsatz ist jetzt in seinen „Lachenden Wahrheiten" abgedruckt. „In einem prächtigen maurischen Saale, in welchem Hunderte von Gästen bequem Platz fänden, sitzt der Bedauernswerte einsam und verloren neben zwei mageren Choristinnen . . ." Er schlägt dann vor, hier ein großes Bankett oder eine glänzende Ballgesellschaft abzuhalten. Praktisch ist dieser Gedanke meines Wissens bisher nicht durchgeführt worden. Und doch läßt sich jetzt der Beweis erbringen, daß Spitteler hier die Absicht Mozarts besser getroffen hat als die offiziellen Hüter des Mozart-

Digitized by Google

stiles. Es gibt nämlich Bruchstücke einer alten, von Mozart selbst herrührenden Verdeutschung des Don-Juan-Textes — die einstigen Zweifel an ihrer Echtheit sind durch einen jetzt in Berlin gemachten Fund behoben —, und darin finden sich folgende szenische Bemerkungen: „Das Theater zeigt einen schönen Saal, es ist eine große Tafel mit vielen Lichtern hergerichtet." Und wo Da Ponte den Helden nur sagen läßt: „Ich will mich erlustigen", heißt es beim Übersetzerkomponisten deutlicher: „Laß die Mädchen auch herein." Dazu die Regieanweisung: „Leporello läßt die Mädchen herein, welche Tänze aufführen, zu jedem Stücke (das die Musik spielt) einen neuen Tanz. Auch streuen sie Blumen vor Don Juan hin." Unsre Theater sollten nun nicht mehr zögern, die szenische Absicht des Meisters, aus welcher heraus auch seine Musik erst völlig verständlich wird, gegen eine unsinnige Tradition wiederherzustellen. B

Theodor Kirchners Hausmusik für Klavier und Streichinstrumente

In sehr erfreulicher Weise ist der Sinn für die Streichinstrumente mehr und mehr wieder in den Kreisen der ernsten Musikliebhaber gewachsen und damit das Bedürfnis nach guter Musik für häusliche Musikabende im Engeren und auch für Aufführungen vor geladenen Gästen. Die Spieler sollten, unabhängig von den auf teils berechtigten, teils unberechtigten Moden beruhenden Programmen konzertierender Künstler, den Vorteil ausnutzen, daß Rücksichten auf ein „Publikum" eben nicht da sind. Denn die Zuhörer kommen doch von vornherein mit willigem Herzen, sich an den Darbietungen zu freuen, und nicht, um in erster Reihe zu kritisieren, wie das ja leider mehr oder weniger in den öffentlichen Konzerten der Fall ist. So können im Hause auch mit vollstem Rechte und zum hohen Genusse für alle Beteiligten die Werke der Sterne zweiten und dritten Grades zur Geltung kommen, und sie werden reiche und oft wundervollste Abwechslung in das gewohnte Einerlei der Musikausübung bringen. Man stelle einen solchen häuslichen Musikabend unter eine bestimmte Stimmung oder um der Abwechslung willen unter zwei gegensätzliche oder sich ergänzende, so wird man des Erfolges sicher sein.

Bei solchen Gelegenheiten sollte Theodor Kirchners Schaffen nicht übersehen werden, das wie weniges geeignet ist, im Hause genossen zu werden und edelste, feinste Anregung zu bieten. Vom Geiste Schumanns beschattet und doch ein Eigener! Nachdem vor nicht allzulanger Zeit ein kurzer Aufsatz über diesen edlen Meister im Kunstwart erschienen ist, der sich besonders auf seine reine Klaviermusik bezog, will ich heute mich auf seine Musik für Klavier und Streichinstrumente beschränken, die sich als köstlichste Hausmusik darstellt. Da sind zunächst als op. 83 „Bunte Blätter", 12 Stücke für Klavier, Violine und Violoncello in zwei Heften (Leipzig, Friedrich Hofmeister) zu nennen. Die beiden Hefte enthalten: Zueignung, Humoreske, Romanze, Scherzino, Novellette, Lied ohne Worte, Barcarola, Serenata, Erzählung, Mädchenlied, Capriccio, Abendmusik. Wenn sie auch ihre Vorbilder in Schumanns Phantasiestücken für Klaviertrio finden, so sind sie darum doch nicht minder eigen, dabei von feinem Reiz in harmonischer, rhythmischer und melodisch-thematischer Hinsicht. Für wahrhaft gebildete Hausmusik können

Digitized by Google

sie eine Zierde eines passend zusammengestellten Abendprogramms werden, sowohl im Zusammenhange als auch einzeln. Es kommt natürlich auf den Rahmen an, in dem sie gegeben werden. Die ohne Opuszahl erschienene Serenade für Klavier, Violine und Violoncello ist ein kleines, überaus anmutiges Werk, das seines Erfolges stets sicher sein muß. Bei aller Einfachheit der Instrumentation ist es doch sehr klangvoll und dabei voller Melodie im edelsten Sinne. Man sollte sie ja nicht übersehen. Dasselbe gilt von den nach den Klavierstücken op. 79 gesetzten „Acht Stükken" für Violine oder Viola oder Violoncello und Klavier in vier Heften (wie die Serenade in Leipzig bei Hofmeister erschienen). Jedes Heft enthält einen langsameren und einen rascheren Satz. Von einem sinnigen Tonpoeten ohne Rücksicht auf den Vortrag vor Zuhörern im Konzertsaal geschrieben, wollen sie im traulichen Zimmer bei nicht grellem Lampenscheine von zwei gleichgestimmten Spielern genossen, vielleicht auch von diesem oder jenem musikalischen Hausfreunde mit angehört werden. Durch die ausgesuchte Feinheit des Satzes (die Klavierstimme ist dabei nicht ganz leicht zu spielen) werden sie jeden nicht auf nur äußere Wirkung bedachten Spieler erfreuen. Wenn man auch sie als unter Schumanns Einflusse stehend bezeichnet, so ist damit nichts Tadelndes gesagt, vielmehr nur das bestätigt, was jeder mit Theodor Kirchners Leben und Schaffen näher Vertraute längst weiß. Man kann vielleicht sagen, Kirchner steht zu Schumann, wie Herzogenberg zu Brahms. Besonders hervorgehoben seien das allerliebste allegretto scherzando in Heft 1, das schön gesangliche andantino cantabile aus Heft 2, das rhythmisch schön belebte, wirkungsvolle allegro scherzando aus Heft 3, endlich die beiden prächtigen Sätze aus Heft 4. Nebenbei bemerkt sollten derartige, leider wenig bekannte Sachen als den Unterricht belebende Übungsstücke in die Hände der Schüler gegeben werden und die vielen Schmachtlappigkeiten verdrängen. H. Cramer

Vom „Lohn redlicher Arbeit" usw.

Neulich besuchte mich ein junger Musikus und spielte mir ein Dutzend Lieder vor. Sehr esoterische Sachen, ganz intim, nur für Kennerohren. Ich war in der angenehmen Lage, ihm ein paar freundliche Worte über seine unzweifelhafte Begabung zu sagen, und da geschah's, daß er mich plötzlich mit der unschuldigsten Miene von der Welt befragte: „Glauben Sie also, daß ich bald vom Ertrage meiner Kompositionen werde leben können?"

Ich muß ihn nach diesem „also" sehr verdutzt angesehen haben, denn er setzte wie entschuldigend hinzu: „wie andere Komponisten".

„Sie werden doch mit Lehar, Oskar Strauß oder Leo Fall nicht konkurrieren wollen?"

Er wehrte mit einem Eifer ab, der mich lächeln machte. Und so fuhr ich fort. „Lieber X, mir scheint, Sie vergessen, daß man insgemein zwar der Komposition, aber nicht von der Komposition leben kann. Auf den Kapellmeister und Klavierlehrer können Sie mit Fug losstudieren. Auf den Komponisten nicht. Unsre großen Meister haben ihren Unterhalt meist nicht aus ihrem Schaffen, sondern aus irgendeinem Amt gezogen, als Dirigenten, Lehrer, Organisten, Virtuosen."

„Aber Brahms!" warf er ein.

„Brahms! Angenommen, daß Ihr Talent ein so großes wäre —"

Digitized by Google

„O bitte, durchaus nicht!“ rief er mit entwaffnender Bescheidenheit.

„— so bedenken Sie doch, daß auch Brahms erst in den letzten Jahrzehnten imstande war, auf ein Amt, das ihn ernährte, zu verzichten. Sie aber wollen die Ausnahme zur Regel erhoben wissen, wollen ein Los, zu dessen Erlangung sich Verdienst und Glück verketten mußten, anstreben, wie ein Lehramtskandidat, der auf die Vakanz lauert.“

Da wurde er sehr traurig, senkte den Kopf und murmelte etwas von dem Lohne redlicher Arbeit.

Ich bemühte mich, ihm auseinanderzusetzen, daß sich die ganze Frage nach moralischen Formeln nicht behandeln lasse, sondern nur nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten: Angebot und Nachfrage. Werke seiner Art hätten durch ihre Beschaffenheit natürlich den kleineren „Interessentenkreis“, den geringeren Marktwert und gewährten darum keine ausreichende Existenzgrundlage. Ob er's eingesehen hat? Ich bin Skeptiker genug, es zu bezweifeln.

Der Zufall wollte, daß einige Tage später ein anderer, nicht mehr ganz junger Komponist bei mir vorsprach. Ich sollte ihm einen Operntext schreiben. Denn es habe ihm bisher nichts als ein brauchbarer Text gefehlt, um der Welt zu zeigen, welchen Meister sie bisher in ihm verkannt hatte. Ein Honorar könne er allerdings jetzt nicht bezahlen aber — „die ersten dreitausend Mark, die eingehen, gehören Ihnen“. Er sagte das mit einem Tone von Großmut und Generosität, als legte er mir den Scheck für eine Million auf den Tisch.

Diesmal habe ich von vornherein auf jeglichen Überredungsversuch verzichtet. Er hätte wohl nur ungläubig gelächelt, wenn ich ihm erzählt hätte, daß heutzutage kein halbes Dutzend deutsche Opernkomponisten leben, die, wenn sie ein Werk geschrieben haben, sicher sind, einen honorierenden Verleger zu bekommen. Sogar Träger berühmter Namen müssen froh sein, wenn ihnen aus der Herausgabe der Klavierauszüge „keine Kosten erwachsen“. Die meisten, statt mit der Oper zu verdienen, zahlen drauf. Entweder in bar, wenn sie begütert sind, oder sie arbeiten es ab, indem sie dem Verlag als Ersatz für die Druckkosten marktgängige Unterhaltungsmusik, Arrangements, Potpourris und dergleichen liefern. Wie muß der kundige Augur lächeln, wenn er in der Zeitung die stolze Notiz liest, daß der X-sche Verlag diese oder jene dreiaktige Oper des rühmlichst unbekannten Musikdirektors Y, womöglich „unter glänzenden Bedingungen“ erworben habe. Die Namen der wenigen Auserwählten, denen der Verleger auf eine Oper Tantiemenvorschuß und Honorar zugesteht, kennt man in der Regel sehr genau. Aber der Opernwahn ist unheilbar. Alle Demütigungen bringen den von ihm Ergriffenen nicht ab. Er steht unter der Autosuggestion, daß sein Werk nur erst „bekannt“ werden muß, um ihm Schätze ins Haus zu bringen. Er opfert den letzten Sparpfennig für die Druckkosten oder nimmt das traurigste Verlegerjoch auf sich. Da liegt dann endlich das Opus „mit von Künstlerhand ausgeführtem Titelblatt“. Und jetzt beginnt ein fieberhaftes Korrespondieren mit Theaterdirektoren, Kapellmeistern, Kritikern. Nichts rührt sich. Man mahnt. Erst höflich, bittend, dann dringlich, zuletzt mit unverhohlener Entrüstung. Daraufhin kommt das Paket zurück. Meist unberührt. Niemand hat Zeit gefunden es anzusehen. Und nun wagt der Maestro ein letztes. Er begibt sich auf Reisen.

Digitized by Google

Er paukt und kreischt Direktoren, Dirigenten, Musikschriftstellern in verschiedenen Städten seine Oper vor. Ergebnis: Redensarten, Vertröstungen, unverbindliche Zusagen. Der Spielplan ist „dermalen leider“ auf längere Zeit hinaus festgelegt. Aber er soll sein Werk in Gottesnamen einreichen. Und nun geht's wieder im schädlichen Zirkel herum. Bitten, Drängen, Entrüsten. Zuletzt — die endgültige Ablehnung. Ich habe Leute gekannt, die an ihren Opern buchstäblich zugrunde gingen. Die tragische Figur des Professors Dühring bei Frank Wedekind, die uns neulich im Kunstwart (XXII, 17) gezeigt wurde, ist kein Phantasieprodukt.

Und die Schuld an all dem Unglück? Gewiß, sie liegt oft in der Eitelkeit, im Größenwahn kleiner Naturen. Aber diese beide Wurzeln sind genährt worden von den staunend gelesenen Nachrichten über die ungeheuren Summen, die gewisse Kunstwerke eingebracht haben sollen. Diese von der Reklame geschäftig verbreiteten, meist übertriebenen Tantiemenziffern berauschen das Publikum und verdrehen den jungen Talenten die Köpfe. Wer hat auch eine Ahnung von den tatsächlichen wirtschaftlichen Bedingungen des Künstlerberufes, von dem Materiellen des Opern- und Konzertbetriebes? Wer weiß, daß der Stecher und Sortimenter an Kompositionen der ernsten Gattung gewöhnlich mehr verdient als der Schöpfer, ja sogar als der Verleger? Der verstorbene Urspruch, der Komponist des „Unmöglichsten von Allem“ rechnete mir einmal mit dem Bleistift vor, daß eine neue Oper mindestens von zehn Bühnen angekauft sein müsse, bevor sie die Herstellungskosten des Materials deckt. Und Urspruch wußte als Schwiegersohn eines großen Verlegers auch in diesen Dingen Bescheid. Wie wenige Opern aber erreichen auch nur die Aufführungen an zehn Theatern. Schon die Zahl drei gilt heutzutage als ein Erfolg. Denn unsre Zeit ist ungeheuer anspruchsvoll geworden. Und jedenfalls haben die mittleren Talente in früherer Zeit unter viel günstigeren Bedingungen gearbeitet. Damals genügte das Talent. Aber was muß ein Opernkomponist von heute alles gelernt haben, nur um für voll genommen zu werden!

Es scheint mir kein überflüssiges Beginnen, die breite Öffentlichkeit über diese Dinge aufzuklären und die vielen nebelhaften Vorstellungen, die sich um den Beruf des schaffenden Tonkünstlers zusammengeballt haben, mit ein paar kräftigen, von Zeit zu Zeit zu wiederholenden kritischen Windstößen auseinanderzublasen. Dann werden unsre Musikbeflissenen, in deren Köpfen sich die Welt recht seltsam malt, und die oft wie Traumkönige durchs Leben wandeln, zwar manche süße Illusionen verlieren, aber sich manche bittere Enttäuschungen ersparen.

Batka

Der Laie und die Kunst

Bildende Kunst

Nur eine ganz einfache Geschichte, deren Moral einen bescheidenen Beitrag zur Frage Kunsterziehung bilden könnte.

Ein Kunstkritiker, der heute längst in Amt und Ehren wirkt, erzählte mir einmal:

„Mein Lieber, wir neigen heute alle dazu, zu sehr auf den Stern, auf das Angeborene, auf die Anlage zu schwören. Wir erziehen viel, gewiß, aber gegen alle Erziehung erhebt sich gerade heute sehr häufig der Hinweis auf den Dämon, von dem in der ersten Stanze der orphischen Urworte die Rede ist. Da steht, vulgär aus-

Digitized by Google

gedrückt: was einer nicht in sich hat, kann er nie erwerben; oder, wie ein schönes, längst verschollenes Sprichwort unsrer Altvordern sagt: »wer zu drien helbling ist geborn, kann zu zween pfenning niemer komen!«

Eines Tages trat eine »befreundete Redaktion« an mich heran mit der Frage, ob ich das Kunstreferat für ihr Blatt übernehmen wolle. Ich war jung, zur Arbeit aufgelegt und auf meine Feder angewiesen und sagte, ich wolle es versuchen. Ich sage heute, es war von dem Blatte nicht recht, einen von jeder Sachkenntnis unberührten Neuling schlankweg an diesen Posten zu stellen. Aber ich für mein Teil dank es ihr heute noch, daß es geschah. Also ich war Kunstkritiker und untersuchte zunächst bei mir selbst, was ich an Vorbedingungen zu meinem neuen Amt in mir hatte. Das Ergebnis war schauderhaft. Ich hatte wohl mehrere »Sezessionen« gesehen und unsere schöne alte Pinakothek pflichtgemäß durchwandert. Aber nun mußte ich mir im stillen Kämmerlein gestehen, daß nie in meinem ganzen Leben ein Bild irgendwie stark und entschieden auf mich gewirkt hatte. Oft hatte ich wohl vor Rembrandt, Tizian, Rubens gestanden und mich gequält, in mir irgendeine Saite schwingen zu hören. Nichts. Gar nichts. Die Bilder blieben tot wie Steine, und nichts von ihnen konnte ich mit ins Leben hinausnehmen. Eine Ausnahme gab es, das war Schwind in der Schackgalerie. Vor der Morgenstunde und der Waldkapelle spürte ich auch ohne jedes Quälen einen spontanen Widerhall, wenn er auch schwach und entstellend war. Sonst war mir alles noch tot, zu einer Zeit, da mir die Verse Eichendorffs und Hölderlins schon schwere, allen übrigen Realitäten verwandte Ereignisse bedeuteten. Trat ich nun vor ein Bild, so begann sofort eine mühselige innere Arbeit, ein Ringen um Anknüpfungspunkte, die sich nie von selber zeigten. Etwas Gutes kam natürlich dabei nie heraus. Und da hieß es Kritiken schreiben! Ich hatte nichts zu sagen, da ich ja nichts fühlte; ich quälte mich noch ein bißchen mehr und litt furchtbar unter der klar empfundenen Unredlichkeit meines Tuns.

Aber mit einem Male fing die Sache an, sich zu bessern. Das Ausstellungswesen hob sich, ich mußte mir unabsehbare Bilderreihen ansehen und ich weiß selbst nicht, wie es begann, eines Tages merkte ich, daß ich anfing zu *vergleichen*. Die erste klare Empfindung, die ich Bildern gegenüber hatte, war die des *Abstandes* von reicheren oder ärmeren Leistungen. Aber positive, absolute Werte hätte ich damals noch nichts sagen können; Distanzen, *Verhältniswerte* waren es, die mir zuerst aufgingen. Theoretisch hatte ich längst gewußt, daß Urteilen Vergleichen heißt. Aber da ich diese Wahrheit nun am eigenen Leibe erfuhr, schien sie mir sehr neu, und ich habe mir seit der Zeit vorgenommen, jedem, der zur bildenden Kunst in urteilende Beziehung treten muß, in erster Reihe zu empfehlen: *Vieles* zu sehen. Hier hilft wirklich die *Quantität*, nicht die Qualität; Gegensätze braucht man, wenn man auf einem bestimmten Gebiete Maße finden will, Gegensätze, nicht Auswahl des Besten, die man heute viel zu sehr überschätzt. Gemischtes Gut muß man dem Lernenden bieten. Und so ward auch mir Gutes *und* Schlechtes nutzbar zum Abtasten und Abgrenzen der Möglichkeiten, die es in der Malerei noch oben und unten gibt. Denn auch die

Digitized by Google

allerschlechtesten Bilder enthalten zum mindesten noch eine Sehnsucht nach dem Höchsten. Sie deuten vielleicht klarer auf das endgültige Ziel als bessere Werke, gerade weil sie das Ziel nicht erreicht haben. Mindere, mißratene oder fragmentarische Kunstwerke führen meiner Überzeugung nach am sichersten zur Einsicht in den Schaffensprozeß, gerade weil sie keine fertigen Ergebnisse, sondern Bruchstücke des Experimentes liefern. Nutzbar freilich werden diese Bruchstücke erst, wenn schon eine Vorstellung vom höchst Erreichbaren vorliegt. Die ganz fertigen, die ganz großen Leistungen verraten nichts mehr von der Mühe des Schaffens; sie liefern Freude, aber die unfertigen liefern Einsicht. Jedem Laien auf jedem Gebiete tut in allererster Linie Material not, viel Material, je mehr, desto besser. Denn der Mensch ist auf Sinnlichkeit angelegt. Alle Theorie steckt in den Dingen drinnen, wer sie heraus kann schauen, der hat sie.

Das ist mein Rezept zu der Frage: Wie trete ich in Beziehung zur bildenden Kunst! Nur auf diese Weise, nur durch Aufnahme von umfangreichem und gemischtem Material lernt man die Kunst erleben und den Schaffensvorgang verstehen. Sie sehen, mein Rezept ist leicht und ganz mechanischer Art. Aber weil es so leicht durchzuführen ist, halte ich Roheit in ästhetischen Dingen für nicht entschuldbar. Gerne taucht, wo ästhetische Barbarei zutage tritt, die faule, versöhnliche Sentenz auf: De gustibus non est disputandum. Nein! Es kann nicht nur, es muß sogar über den Geschmack gestritten werden. Es gibt einen guten und einen schlechten Geschmack. Und die unerläßlichste Vorbedingung für Güte des Geschmackes ist der Besitz von ausreichendem Vergleichsmaterial. Kein Verstand der Welt und kein noch so feines Gefühl können der Schulung in Dingen der bildenden Kunst entraten! Verwöhnt muß man sein, um mitreden zu können. Ach ja, es kommt mir selber recht platt vor, was ich Ihnen da sage, aber es gibt noch so viel ästhetische Barbarei in der Welt, daß ich immer wieder an der Plattheit dieser meiner Plattheiten zweifle." Wilhelm Michel

Ein Wort zu diesen Bemerkungen, nicht um ihnen zu widersprechen, sondern um Mißverständnissen vorzubeugen. Auch ich gebe dem Kunstkritiker, dessen Ansichten uns Michel mitteilt, vollkommen recht. Um Aug und Hirn hell zu machen, um das Urteil zu schärfen, ja, dazu braucht es vor allem Material, viel Material, gutes und schlechtes Material. Deshalb, zum Vergleichen, haben ja gerade wir das System der Beispiele und Gegenbeispiele eingeführt, ohne die Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten" nie annähernd so schlagend gewirkt hätten. Wenn aber jener Kritiker meint, daß man heutzutage „die Auswahl des Besten viel zu sehr überschätzt", so sieht er die Dinge, scheint mir, ein bißchen einseitig und subjektiv. Lassen wir die Frage beiseit, ob gerade er sozusagen der geborene Kunstkritiker war, ob sein Verhältnis zur Kunst nicht überhaupt ein anempfundenes und anerzogenes war. Ob dem so oder so sei, jedenfalls ist für ihn, den Kritiker, die Erziehung zum Urteilen die Hauptsache. Sie kann es auch für die Allgemeinheit sein, wo die Klarheit in einfachen Dingen bei so vielen verloren gegangen ist und, wo's geht, wieder hergestellt werden muß, zum Beispiel beim guten und schlechten Bauen.

Digitized by Google

Gott bewahr uns aber davor, daß die ästhetische Kultur, daß die „Kunsterziehung“ als solche die Fähigkeit des Urteilens als Endzweck suchte — und nicht die Fähigkeit, im Kunstgenuß das von den Werken übermittelte Leben zu genießen. Wir kämen damit wieder dem alten Fehler bedenklich nahe, der uns jahrzehntelang so schwer geschadet hat: das „wissenschaftliche Interesse an der Kunst als ihren wichtigsten Beitrag zur Kultur zu nehmen“. Übrigens braucht man den Gedanken nur konsequent zu denken, so zeigt er das Absurde. Denn nach solchen Grundsätzen könnten wir die höchste allgemeine Kunstkultur ja nur erreichen, wenn wir vor allem für Material, viel Material, gutes und schlechtes Material statt der „viel zu sehr überschätzten Auswahl des Besten“ sorgten. Dann müßte nicht nur ich in meine Künstlermappen auch recht viel schlechte Bilder aufnehmen, sondern die Museen müßten sich auch abgewöhnen, ein gutes Bild zu kaufen, wo sie für denselben Preis zehn schlechte oder „gemischte“ bekommen könnten, die Preisgerichte der Ausstellungen müßten mit umarmender Liebe alles umfassen, was der Dienstmann bringt, Schultze-Naumburg aber hätte als praktischer Baumeister hübsch auch für schlechte neue Häuser zu sorgen, wenn er nur deren mehrere fürs Geld hinstellen könnte.

Nochmals: das spricht natürlich nicht gegen Michel und nicht gegen seinen Gewährsmann — es soll nur vor einem Mißverständnis schützen. A

Angewandte Kunst

Vom Berliner Rosengarten

Die Anlage eines Rosengärtchens im Tiergarten ist ganz gewiß kein weltbewegendes künstlerisches Ereignis. Aber wir wollen's auch nicht um seiner selbst willen, wir wollen's um des Geistes willen betrachten, von dem es zeugt. Denn dieser Geist ist bei uns der amtliche Kunstpflege-Geist.

Zunächst also: da stehen sie wieder, immer gleich sektionsweise aufmarschiert, unsre berühmten gußeisernen Naturholzbänke. Stehen sägebockartig da in einer Zeit, die wieder so hübsche, feine, ehrliche Gartenbänke beschert hat. Holz, in Gußeisen imitiert, und die Formen unübertrefflich plump. Können sie schon im großen waldartigen Tiergarten Angst und Schrecken erregen, wie barbarisch müßten sie wirken in der Intimität und der reizvollen Poesie eines Rosengartens! Aber freilich, sie stehen im Berliner Rosengarten, und mit diesem, das ist richtig, wahren sie die Stileinheit. Nur scheint mir's möglich, daß man sich im allgemeinen einen Rosengarten anders vorstellt, als den neuen Berlinischen. Rosengarten, weiße, rosa, rote Rosen, man denkt sich eine ganze Symphonie in weiß, rot und grün. Rosen, Rosen, Rosen in allen Formen, allen Farben, allen Schattierungen der Farben. Natürlich nicht botanisch-wissenschaftlich, sondern ästhetisch zusammengestellt. Da sind die kleinen Monatsrosen, wie hübsche Rondells und Rabatten in wirkungsvoller Farbenzusammenstimmung geben sie, wo die Form des einzelnen Rosenstöckchens in der Masse verschwindet! Dann die hochstämmigen gelben Teerosen, Dijon und Marschall Niel, mit all den entzückenden Hybriden in geschmackvollen Gruppen einzeln fein aufragend über grünem Rasen. Und dann die Büsche: die üppigen, schweren Zentifolien und Paquerette in roten und weißen Büscheln über-

Digitized by Google

hängend und wie eine Laube sich wölbend über einer weißgestrichenen Bank. Oder die karminrote Flatterrose mit den großen dunkelgrünen Laubblättern, deren dichtes hohes Gebüsch die Bank fast verbirgt. Die Wege nicht zu breit, dicht an den Hecken hin sich schmiegend oder freier den Rasen umlaufend. Abwechslung bietend, leicht sich schleifend, aber doch das Ganze einfach und klar im Grundriß. Als Abschluß eine Pergola, durch die die Wegeschleife wirklich hindurchgeht; an ihren Säulen rote Kletterrosen und in einer Nische eine Skulptur, ein Brunnen. Soll das Ganze eingeschlossen sein, dann ein schöner heiter gestrichener Holzzaun oder auch ein eisernes Gitter in charakteristischen Formen, an den Eingängen reicher und stärker zum Portal sich erhebend, von weißen Crimson-Rambler überwachsen. Das ist ja das ganze Problem des Rosengartens: still und fein, voll Anmut und Abwechslung, all die reichen Formen des schönen Blütenstrauchs charakteristisch in einen anmutig üppigen Rhythmus verschlungen. Die Rose ist ja der Aphrodite und dem Eros, den Grazien und den Musen geweiht.

In Berlin hat man das berühmte Reißbrett genommen, hat ein Rechteck gezogen und dieses mit einem Drahtzaun eingehegt, einem richtigen Drahtzaun zu 60 Pfennig das Meter. Dann hat man die Fläche eingeteilt nicht nach lebendig-rhythmischen Gesetzen, sondern nach den toten symmetrischen Regeln der Schablone, der Länge nach hintereinander: ein Rondell, ein Wasserbassin, ein Rondell, ein Wasserbassin und dann wieder ein Rondell. Man kann sich die Sache nicht reinlicher denken. Um das Ganze läuft ein recht breiter Weg, schon mehr eine Heerstraße, der an den Kurven schablonenhaft ausgeschnitten und hier mit jedesmal sechs Bänken rund bestellt ist. An dem einen Ende des Reißbretts hat man eine Pergola aufgestellt in gar keinem organischen Zusammenhang mit dem Grundriß. Sie steht da wie eine Kulisse und eine sehr häßliche und nüchterne Kulisse, die wie ein Baugerüst aussieht, zu dem das Haus fehlt. An der Innenseite ihrer Rückwand, die äußerst unschön proportioniert ist, befindet sich in der Mitte, da wo man einen Brunnen, in feinem Relief, sucht, eine Wasserleitungstülle, wie man sie in der Küche gewohnt ist. Das mittelste, größte Rondell, zwischen den beiden Wasserbassins, ist geschmückt mit einer Porträtstatue der Kaiserin. Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, da Begas sie gemacht hat, daß sie, was das Realistisch-Porträthafte betrifft, gut ist; auf zwanzig Meter Entfernung kommt davon leider nichts zur Wirkung. Da bedeutet nur der große Kontur etwas, die Linie der Silhouette, und leider hat darin Begas nie seine Stärke gehabt. Die Silhouette erinnert peinlich an die Modellpuppen der Schneiderinnen. Und nun die Rosen? Außer dem mittlern Rondell, das mit Monatsrosen bepflanzt ist, sind nur die Wege mit Rosen eingefaßt; in zwei dürftigen schnurgeraden Reihen stehen sie aufmarschiert und tragen hübsch uniformiert ihre gelben Namensschildchen am Stamm. Man hat wahrscheinlich den Rosengarten mit einer Rosenschule verwechselt. Die beiden äußern Rondells sind mit Palmen, Yukkas usw. bestanden, und auf den Wasserbassins schwimmen — wozu heißt das Ding denn „Rosen“garten? — gelbe und weiße Wasser„rosen“. Die Außenfläche, zwischen Weg und Drahtzaun, ist

Digitized by Google

sehr kümmerlich bepflanzt. Hier und da eine Flatterrose oder ein Hagedorn. Sonst stehn da Dahlien und Hortensien und Rittersporn, Geranien und Rhododendren in einer bewundernswürdigen Formen- und Farbenwildnis durcheinander.

Es läßt sich kaum etwas Platteres, Nüchterneres, Langweiligeres und Armseligeres denken. Wann zieht einmal in das Berliner öffentliche „Dekorationswesen" Kunst, wann zieht dort Schönheit, wann auch nur irgendein Geist, irgendeine Seele an Stelle von Schema F und Vorlage Y?

Erich Vogeler

Handel und Gewerbe

Zur Psychologie des Kaufmanns

Man macht dem Kaufmann die Anhäufung von Kapitalien zum Vorwurf. Doch ungerechnet, daß er die Gelder oft zur Erweiterung des Geschäftes gebraucht — welches Dokument seiner Tätigkeit hat der Kaufmann, wenn nicht das Geld? — Es liegt nun einmal im Menschen der Hang, sein Wirken an deutlichem äußeren Zeichen begrüßen zu können. Der Künstler und Gelehrte tut dies durch seine Werke, der Beamte durch den Rang, den er erklettert, der Landwirt durch den Stand der Scholle, die er kultiviert hat — der Kaufmann durch das Geld. Denn die kaufmännische Firma ist heute, wo Aktiengesellschaften und Assoziationen beherrschend sind, nicht mehr unmittelbar mit einem Chef verbunden wie früher. So ist die Kapitalbildung, oder besser die Höhe des gebildeten Kapitals, das am unmittelbarsten an der Person des Kaufherrn Haftende. Vielleicht haben die modernen Formen der Handelsgesellschaft ebensosehr den Kapitalismus erzeugt, wie der Kapitalismus diese neuen Formen. Bei der alten Firma, die nichts andres war als der Chef, wurde weniger für das Geldverdienen als für die Firma gearbeitet. Das monumentum aere perennius war die Firma, nicht das Geld.

Erkennt man dies, so versteht man erst, warum der Kaufmann sich für lachende Erben abrackert und dabei oft sich persönlich das Notwendige versagt. In Wahrheit sind ihm die Erben — und die lachenden am meisten natürlich — höchst unangenehm, wichtig ist ihm nur das Erbe. Er arbeitet für das Erbe, nicht für die Erben. Er denkt an sich, nicht an seine Nachkommen. Er will sich ein Denkmal setzen, und da er das auf andre Weise nicht vermag, tut er es in Geld.

Der Kaufmann, der gewöhnt ist, als sein Werk schlechtweg das Kapital zu betrachten, wendet natürlich diesen Maßstab auch auf alle übrigen Berufe an. So ist ihm das Kunstwerk so viel wert wie es kostet, ja, es steigt im Grunde überhaupt erst dann in die Sphäre eines Empfindens auf, wenn es einen Marktwert hat. Da nun der Kapitalist der einzige Kunde des Künstlers ist, so nimmt der Künstler schließlich den Maßstab des Kapitalisten an. Das Wort: „Die Kunst geht nach Brot" ist längst veraltet. Als Kunst gilt allein, was Brot bedeutet. So frißt der Kapitalismus, der aus reinem Idealismus Kapital anhäuft, am Ende den ganzen Idealismus auf.

Hiermit erfolgt dann aber auch die Revision des Begriffes „Geiz", was wieder dem Kapitalisten zugute kommt. Die Kapitalakkumulation zu dokumentarischem Zweck ist nicht Geiz, weil hier nicht das Geld als Geld, sondern eben als Dokument begehrt wird. Der Geizige liebt das rote Gold, der knauserige Kapitalist den Betrag, auf den es lautet. Jener

Digitized by Google

klebt am Stofflichen, dieser am Geistigen des Geldes. Jenem erscheint die Volkswirtschaft als Feind, weil hierdurch sein Geld mit anderm vermengt wird, dieser läßt sein Geld mitten im Wirtschaftsgetriebe hecken. Jener ist ökonomisches Hindernis, dieser ökonomisches Agens.

Adolf Grabowsky

Pilsator

heißt es also, so verkünden die Berliner Anschlagsäulen und Tageszeitungen, nämlich das helle Bier einer Berliner Brauerei. Die hatte einen Preis von 1000 Mark für die beste Bezeichnung ihres Biers ausgeschrieben, und ihre Preisrichter haben einstimmig jenes 26mal eingesandte Schundwort für das beste erklärt.

Es klingt lateinisch. Aber pilsare gibt es nicht. Wird also wohl Pilsen das Stammwort sein. Die Endung wieder tut ganz wie der ehrliche alte Salvator. Nun kann man dies neue „Wort", das gewaltige Reklame ja gewiß in wenigen Monaten in das Pflaster einrammen wird, auf dem der Tagessprachgebrauch herumzutorkeln pflegt, ganz ergötzlich lächerlich finden und sich über die 26 Sprachverhunzer samt ihrem Preisgericht lustig machen. Aber wie immer entspricht auch hier dem ästhetischen Mißverhältnis ein ethisches. Ein Bier, das weder Pilsener noch Salvator ist, Pilsator zu nennen, „entstellt und unterdrückt" doch eigentlich den Umstand, daß es sich um ein gewöhnliches Helles handelt, wie es jede andere norddeutsche Brauerei auch brauen kann, und „spiegelt" dem bierehrlichen Gemüt das Vorhandensein der auszeichnenden Imponderabilien jener beiden Bierarten „vor", die hier unstreitig fehlen. Weshalb auch diese kleine Sache nicht uninteressant ist, wenn man über das innere Wesen der modernen Reklame klar werden will.

Karl Polenske

Vom Bierkomment

Gesellschaft

Auf dem großen Kommers gelegentlich des Leipziger Universitätsjubiläums soll der König von Sachsen gescherzt haben, Studenten, die nur Himbeerwasser tränken, seien in seinen Augen gar keine richtigen Studenten. Ein altes Sprichwort sagt ja auch: „wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann". Wir glauben, daß, wer es zitiert, ebensowenig ernsthaft behaupten wird: gelegentliche Betrunkenheit sei zu ethischer Vollwertigkeit unbedingt erforderlich, wie es dem König von Sachsen in ernsthafter Erörterung beikommen wird, einem Studenten deshalb, weil er Abstinent ist, die Vollgültigkeit seines Studierens abzustreiten. Es ist ein bißchen albern, solche Scherze zu zitieren, als besagten sie mehr als Scherze. Übrigens nahm zu derselben Zeit, da auf dem Leipziger Kommers der Salamander klappte, in des Königs Hauptstadt Dresden das Großlogenfest der größten und schärfsten Abstinentenorganisation seinen Verlauf unter allerkräftigster Beteiligung der königlichen Behörden.

Benutzen wir aber diese Gelegenheit zu der Frage: wie sieht eigentlich der Bierkultus aus, den man heute noch auf deutschen Universitäten so hoch hält? Es wird uns Deutschen gar nicht leicht, ihn objektiv zu sehen. Wir sind sozusagen in seiner Gegenwart geboren, unterrichtet und erzogen worden; wenn wir ihn ansehn, so sehen wir ihn nicht unbefangen, sondern mit den Augen unsrer „alten Herren" und all derer sonst an, die ihn gleichfalls noch nie

Digitized by Google

unbefangen angesehen haben. Wie der Maler die Landschaft mitunter klarer im Spiegel als in der Natur erkennt, so tun wir vielleicht gut, auch das Biertrinken einmal mit dem Auge eines Ausländers zu betrachten. Lügt er oder übertreibt er, so haben wir aus unsrer Kenntnis der Sache heraus ja jederzeit das Recht zu sagen: halt, das stimmt nicht. Dieses Vorbehalts froh, dürfen wir auch Jules Huret hören. Er hat die Kommentkneipe eines Korps mitgemacht, beschreibt sie und sagt zum Schluß:

„Man kann nicht in dieser Weise ungestraft stundenlang trinken. Der Magen muß gut elastisch sein: 6—8 Liter Bier, in einem so kurzen Zeitraum hinuntergegossen, wirken stark auf alle Organe, und den Magen besonders. .... Beständig ziehen vor mir Mützen aller Farben vorbei, blaue besonders: Saxonia. Diejenigen, welche sie tragen, sehen krank aus. Ich mache eine Bemerkung hierzu.

Sie gehen zum »Speibecken«!

Das »Speibecken« ist das »Vomitorium« der »Gülle«. »Sehen Sie,« sagt mir aus vollem Halse lachend mein Nachbar, der ein wenig französisch spricht, »hier ist unser Besoffenheitsbecken«.

Ich drehe mich um, und durch das Fenster, an das ich gelehnt bin, sehe ich in der Tat ein Becken aus Zink, das von zwei eisernen Handgriffen eingefaßt ist. Eine blaue Mütze neigt sich eben über dieses Becken und zwei Hände fassen diese Griffe, während der mir zugekehrte Rücken von konvulsivischen Bewegungen wie von zurückgehaltenen Stößen erschüttert wird. Ich sehe sonst nichts; aber das genügt.

Und von nun an werde ich mit Neugierde die bunten Mützen vorbeigehen sehen. Da ist die blaue von Sachsen, dann die grüne der Westfalen, da ist Hannover, da Braunschweig und da Bremen.... Alle begegnen sich hier vor dem Speibecken. Welches enge Band der Zusammengehörigkeit!

Aber da kommen die Saxonen von dem »Besoffenheitsbecken« zurück.

Nicht mehr ganz fest auf den Beinen, das Gesicht verzogen durch die Anstrengungen, die sie machen mußten, reiben sie sich die Augen, die voll von Tränen sind. Sobald sie vor den Tischen sitzen, fangen sie wieder an zu trinken. Und dieser Spaziergang wiederholt sich mehrere Male am Abend.“

Also natürlich, Jules Huret hat gelogen. Hat er's?

Wer die Dinge kennt, weiß, daß er in diesem Fall durchaus korrekt beobachtet und berichtet hat. Es ist eine eigene Art von „ästhetischer Kultur“, welche die Korps da treiben, allerdings.

Und nun noch ein paar Tatsachen.

Der Bieralkoholismus der deutschen Studenten erzieht eine außerordentlich starke Beteiligung an den Roheitsdelikten. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1893 sind bei den Studenten die Sachbeschädigungen doppelt so häufig, Gewalt und Drohung gegen Beamte dreimal so häufig, Beleidigungen eineinhalbmal so häufig wie bei der allgemeinen Bevölkerung. Eine zweite Statistik aus dem Jahre 1899 hatte im wesentlichen das gleiche Ergebnis. Aber Roheitsdelikte bei Studenten darf man ja wohl nicht ernst nehmen.

Auch die venerischen Erkrankungen nicht, welche durch die alkoholische Lähmung der besten Instinkte gefördert werden? Will man sich über sie unterrichten,

Digitized by Google

so lese man die Untersuchungen von Blaschko. Und vielleicht noch den folgenden Bericht von Professor Kräpelin: „Ich behandle zurzeit eine vielbeschäftigte Prostituierte, die, obgleich sie von Jugend auf schwachsinnig, mit Lupus der Nase und mit frischer Syphilis behaftet war, dennoch eine Reihe von Studenten angesteckt hat. Solche Erfahrungen erscheinen doch schlechterdings unerklärlich, wenn man nicht eine Mitwirkung des Alkohols annimmt.“ Die venerischen Erkrankungen sind unter den Studenten weit zahlreicher, als die anderer junger Leute. Was dieser Zustand für die Rasse bedeutet, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden. Auch nicht, was es für unsre Frauenwelt bedeutet. Die Frauenärzte versichern, daß etwa 90 von 100 Frauenleiden die Folgen von Geschlechtskrankheiten des Mannes sind.

Ferner: nach Ausweis so nüchterner Instanzen, wie der englischen Lebensversicherungsanstalten, ist die Sterblichkeit der „enthaltsamen“ Männer um mehr als 40 vom Hundert niedriger als die der „mäßigen“. Sind unsre deutschen Bierstudenten wenigstens zu diesen „mäßigen“ zu rechnen?

Endlich: in ganz Deutschland wird darüber geklagt, daß bei vielen Studenten die schweren gesundheitlichen Folgen der akademischen Trinksitten (insbesondere Bierherz, Fettsucht und Magenerweiterung) so unmittelbar auftreten, daß ihre Wehrfähigkeit bedeutend geschwächt, wo nicht gar vernichtet wird.

Hier sind Dinge, über die sich mit Zahlen sprechen läßt. Aber den Einfluß des massenhaften Biertrinkens auf die Intelligenz unsrer führenden Kreise, auf ihre geistige Entwicklungsfähigkeit und auf deren etwaiges verfrühtes Aufhören läßt sich ja keine Statistik aufnehmen. Fr. Karlstadt

Schämen wir uns nicht?

Zu den Tagesereignissen

Das Deutsche Reich verlangt an neuen Steuern für Bier 100, für Tabak 43, für Branntwein 80, für Streichhölzer 25, für Kaffee 36, zusammen also 284 Millionen Mark. Die einzelnen Gewerbe aber sind an der Arbeit, diese Steuern in der Weise auszunutzen, daß sie durch Preiserhöhungen einbringen wollen: für Bier 720, für Tabak 160, für Branntwein 280, für Streichhölzer 33, für Kaffee 54, also zusammen 1247 Millionen Mark. Mit andern Worten: die Erhebung von 284 Millionen Steuern für das Reich wird zum Vorwand genommen, um 963 Millionen in die eigenen Taschen zu stecken. In welchem Umfange das glückt, ist ja eine andre Frage, die gute Absicht war da, und an heißem Bemühen zu ihrer Verwirklichung hat's nicht gefehlt und fehlt es nicht.

Denkt man an das Geschrei vorher über die unnatürliche Belastung durch jene andern 284 Millionen, denkt man an die Steuerkämpfe vorher überhaupt mit all ihren Versuchen, selbst unter ethischen Vorwänden das Zahlen nur immer den andern zuzuschieben — welches Bild vom sittlichen Zustande unsres Volkes gewinnt man dann? Für den Praktiker, der mit den Menschen rechnet, wie sie nun einmal sind, mag die Folgerung aus der jetzigen allgemeinen Rebbachmacherei einfach die sein: schafft zu solchem Gegauner keine neuen Vorwände, geht endlich auch für das Reich über zum direkten Steuersystem! Aber wer nicht so kühlen Herzens ist, muß dem nicht übel werden beim Blicke auf unser

Digitized by Google

Volk? Mir scheint, wenn irgendeine Erscheinung, so beweist diese hier, daß echte Vaterlandsliebe in Deutschland statt der Verhimmelung deutscher Art und deutscher Treue und der Pflege des Dünkels, der sich allen andern Völkern überlegen fühlt, jetzt auf geraume Zeit mit aller Energie auf Selbsterkenntnis zu arbeiten hat. Oder wir werden in der Gesamtheit der Völker mit der Zeit der Stellung unwürdig, die wir einnehmen, und entarten schlechterdings. Unsre vortrefflichen Gaben allein tun's eben nicht. A

Mann und Weib

Aszetische Ästhetik

In seinem Buch „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen" (erschienen bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin) sagt Max Steiner im Kapitel „Die Ästhetik des Darwinismus": „Es ist nur eine Schülerverirrung, das sexuelle Motiv auch auf die höhere Ästhetik zu übertragen und hinter den Madonnen Raffaels die Weibchen zu wittern." Ganz gewiß! Die Auffassung der Madonnenkunst als „idealisierte Geschlechtsliebe" ist zum mindesten höchst einseitig. Einseitig — nur nach der anderen Richtung — ist aber auch Steiner; es geht doch nicht an, die Befreiung der Kunst vom Sexuellen in einen ursächlichen Zusammenhang mit aszetischen Motiven zu bringen. Steiner will, daß in Zukunft die „Bedeutung der Antisexualität für das geniale Leben" mehr gewürdigt werde. Diese Forderung klingt gemäßigt und gerechtfertigt, Steiner scheint aber nur die extremen Gegenpole — sexuell und antisexuell — in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Er sagt: „die höheren Stufen der künstlerischen Tat emanzipieren sich nach und nach völlig vom Geschlechtlichen" und „jene Kunst, die am meisten von der Sexualität genährt wird, die Musik, ist auf ihrem Gipfel frei von jeder Geschlechtlichkeit". Hier ist zwar im Hinblick auf die „höheren Stufen" und den „Gipfel" schon Vorsicht geboten, aber es mag immerhin noch leidlich scheinen. Daß die Kunst „überall am Ziel" ist, erkennt Steiner nicht an, und ganz klar enthüllt er seinen Standpunkt, wenn er erklärt, die Idee des Domes sei als ein Produkt aszetischer Weltanschauung der „erhabenste künstlerische Gedanke, den es überhaupt gibt". — Zu diesem Superlativ werden sich wohl nur wenige bekennen, und daß gerade rein aszetischen, d. i. antisexuellen Gedanken die Idee des Domes (den Steiner als das ideale Gesamtkunstwerk auffaßt) ihre Blüte verdankt, kann füglich bestritten werden.

Die Frage führt überhaupt tiefer: ist das Christentum wirklich, wie Steiner meint, „lebensfeindlich" und grundsätzlich aszetischer Natur? Aber diese Frage, deren Bejahung durch Steiner wohl einen Schluß auf seine konfessionelle Stellung zuläßt, mögen sich die Theologen streiten; sie wird wohl von diesseits und jenseits der Berge verschieden beantwortet werden. Uns kam es nur darauf an, zu betonen, daß die Stellung eines Kunstwerkes zur Sexualität an sich niemals einen Maßstab für die ästhetische Wertung des Werkes bilden kann. H F H

Von Frau von Stein und anderm

Vor Jahren einmal habe ich das Rezept für die Bereitung der Debrecziner Schweinsknöchelsülze den Lesern des Kunstwarts verraten (Kw. XVII, 12). Und

Digitized by Google

zwar nach den völlig authentischen Mitteilungen, die der ungarische Schlächterssohn und Nationaldichter Alexander Petöfi darüber gemacht hat. Sie besteht im wesentlichen aus einem eng zusammengekneteten Gemisch von einerseits den großen Werken der Dichter, anderseits den über sie erhaltbaren Privatnotizen.

Der Kunstwart hat neulich schon (XXII, 11) berichtet, daß man nun auch die Frau von Stein — es stand zu erwarten! — in die Sülze geknetet hat. Hoffentlich hat das die Folge, daß man um so fleißiger die Briefe Goethes an sie liest. Sie sind in einer prachtvollen, kritisch wohlgerüsteten Ausgabe in drei Bänden, mit den Zeichnungen und der Italienreise, wie sie brieflich zuerst an Frau von Stein mitgeteilt wurden, von Jonas Fränkel neu herausgegeben worden.

Allerdings müßte man, um die Briefe recht zu lesen, wie sie gelesen sein wollen, die Sülze und alle biographische Neugier hinter sich lassen; auch die Fragestellung, die der Herausgeber in seinem gut geschriebenen Vorwort erhebt, unter achtungsvollem Gruß doch ablehnen, und nur darauf sich vorbereiten, den größten Lyriker deutscher Zunge, dem wie keinem andern die täglichen Erlebnisse zu Liedern wurden, in einigen hundert — nein, tausend! — Liederentwürfen zu hören.

Man darf so etwas natürlich nicht hintereinander weg lesen; man muß monatelang es genießen, abendlich einige Seiten; mit jemandem, den man lieb hat, den Genuß teilend. Wem im Wachsen der Gefühle, im Auf- und Niederwogen der Stimmungen, im Wechsel der zartesten Anrufe und der lichtesten Bilder, bei den starken und aufrechten Emanationen einer alles Geheimnis zu durchdringen, zu formen trachtenden Künstlerseele das Herz nicht aufgeht, um weiter und reicher zu werden, — der muß entweder alt geboren oder mit der unwiderruflichen Bestimmung zum Schweinssülzefabrikanten erblich belastet sein.

Erst mit dem, der durch einen völligen, ernsten und auch fröhlichen, aber jedenfalls eindringlichen und verständnisvollen Genuß dessen, was die Frau von Stein uns ist, hindurchgegangen ist, — (uns, die wir der ehelichen Gemahlin des großherzoglich Weimarischen Stallmeisters völlig gleichgültig gegenüberstehen und nur für die Empfängerin und Anregerin jener hundert und tausend Zeugnisse unsres größten Genius über Liebe, Reinheit, Seelengemeinschaft und Selbstzucht etwas übrig haben) — erst mit dem können wir uns über das weitere Problem verständigen, das hier vielleicht vorliegt.

Ich persönlich schließe mich der Deutung an, die der Kunstwart nahelegte, daß nämlich der Dichter diese Person besser durchschaut hat, als sie selbst sich selbst. Aber gesetzt den Fall, es ließe sich nachweisen — ich würde keinen Groschen und keine Stunde Zeit für die Prüfung des Nachweises opfern —, daß die Frau von Stein auf keinen Fall dem Bilde entsprach, das Goethe von ihr im Herzen trug, — wer von dieser Annahme oder Überzeugung aus das Problem durchdringen möchte, den möchte ich als auf die beste Stütze für das Verständnis auf Spittelers Roman „Imago“ hinweisen, welcher von vorn bis hinten von nichts anderm handelt als davon.

Oder, wenn ihm mehr daran liegen sollte, das Problem psychologisch-wissenschaftlich verhandelt zu hören, so verweise ich ihn auf Carpenters nicht genug zu empfehlendes Buch „Die Schöp-

Digitized by Google

fung als Kunstwerk“ (Jena, Eugen Diederichs Verlag 1909) und insbesondere auf den Zusammenhang von Seite 180, wo Carpenter eine englische Dichtung zitiert, die dasselbe Problem wie Spitteler behandelt, nur mehr tragisch, ein Gedicht von Thomas Hardy, die Geschichte eines Mannes, der seine Braut zu besuchen wandert. Eine Gestalt gleich der, die er träumt, gleitet an seine Seite. „Bist du es?“ fragt er leise. Sie antwortet:

„... Deine Braut, die blieb zurück
In ihres Vaters Gartenhain.“ —
„Du sprichst mit Recht,“ rief ich darauf,
„Du kannst nicht, die ich liebe, sein.“

Aber sie:

„Nein, ob auch deine Braut zurück
In ihres Vaters Hause blieb,
Die Liebste, die ist hier mit dir,
Denn mich nur hast du lieb!“

In der Tat, seine Liebste, als er sie trifft, erscheint

„So schal und öde seinem Blick,
Als wär die Seele in ihr tot
Und ließ es leer und wüst zurück.“

Und ihm wird offenbar:

„Die Wahrheit lerne nun, du Tor,
Die Braut lebt nicht im Erdenraum;
Du liebst nur das, was du sie träumst;
Und ich, ich bin dein Traum!“

Wie aber Carpenter dies tief und in einem großzügigen Zusammenhang ausdeutet, das lese man lieber bei ihm selbst nach; es lohnt sich.

A. Bonus

Bildung und Schule

Ziele und Wege

Was die modern pädagogische Bewegung von früheren Strömungen wesentlich unterscheidet, das ist weniger ein durchaus neues Bildungsideal und nicht ein neuer Bildungsstoff, sondern der Bildungsweg, den sie eingeschlagen wissen möchte. Denn zur sittlichen Persönlichkeit und zur Selbsttätigkeit wollte eigentlich jeder große Pädagoge der letzten Jahrhunderte erziehen, und etwas anderes als den Kulturinhalt irgendeiner Zeit konnte keiner vermitteln wollen.

Aber es besteht doch ein grundlegender Unterschied in der Art, wie man diesen Kulturstoff überlieferte und überliefert, um jenes Bildungsziel zu erreichen.

Die Vergangenheit pflegte ihre Bildungsstoffe in der Regel als Entwicklungsergebnisse vorzuführen, als fertige Ergebnisse, die dargeboten, erläutert, betrachtet, verglichen, gemerkt und angewandt wurden. Im Gegensatz hierzu sucht man heute die Bildungsstoffe als Entwicklungsvorgänge zu geben. Die Schüler sollen erfahren, welchen Weg das Gewordene durchlaufen hat. Nicht eine fertige Formel, nicht eine begriffliche Abstraktion sollen sie kennen lernen, sondern ein wirkliches Leben, ein Werdendes, aus dem sich jenes Ergebnis wie von selbst ablöst. Mehr als Fertiges reizt Werdendes. Und das Gewordene wird nur dem in tieferem Sinne erfaßbar sein, der seinen Werdegang, seinen Entwicklungsprozeß verfolgen durfte.

In beiden Fällen kann die Selbsttätigkeit in Anspruch genommen werden, jedoch in durchaus verschiedener Art. Beim Erfassen fertiger Resultate werden vornehmlich Verstand und Gedächtnis in Anspruch genommen werden; das Gefühlsleben wird mehr oder minder ausgeschaltet sein. Beim Verfolgen der Prozesse jedoch wird der Schüler vor ein sich entwickelndes Leben gestellt werden müssen, und seine ganze Gemütswelt wird in Mitschwingung geraten, sobald er diesem Leben geistig Herr werden soll. Er wird nicht nur verstandesmäßig unterscheiden, urteilen und schließen; er wird gleich-

Digitized by Google

zeitig mit seinen Gefühlen und Strebungen beteiligt sein; der Wissenserwerb wird ihm zum warmblütigen Erlebnis werden. Nicht als Abstraktionsergebnisse hat er sich seine Begriffe gepflückt, sondern als Abstraktionsvorgänge durfte er sie erklettern, und sooft er später in die Lage kommt, jenes erworbene Wissen zu reproduzieren, wird die Welt der lebensvollen Begleiterscheinungen aufs neue in seiner Seele lebendig werden.

Daß man jedoch auch hierin des Guten zuviel tun kann, beweisen mannigfaltige Bestrebungen unsrer Tage. Es fehlt nicht an Pädagogen, die des Glaubens leben, den ganzen Kulturgehalt der Gegenwart wenigstens im Extrakt in der Form eines Entwicklungsprozesses aus der kindlichen Seele herausholen zu können. Dieser Glaube ist ein Irrtum. Man vertraut der Kinderseele, daß sie ihre gesamten Ausdrucksformen selbstschöpferisch gestaltet, und vergißt dabei die eigenartige Natur der geltenden Ausdrucksformen. Unsre Sprache — das Wort im weitesten Sinn genommen — ist doch nicht allein ein psychologisches, sondern gleichzeitig ein historisches Produkt. Ein großer Teil ihrer Formen ist durch Übereinkommen entstanden. Derartige Ausdrücke lassen sich nicht aus der Seele eines heute lebenden Menschen herausentwickeln, sondern wollen historisch erläutert sein. Dieser historische Werdegang kann wohl als Entwicklungsprozeß vorgeführt, aber nicht im werdenden Menschen psychologisch rekonstruiert werden. Hier liegen die Grenzen pädagogischer Maßnahmen, und wer sie unbefugterweise überspringt, läuft Gefahr, auf Irr- und Abwege zu geraten. Ernst Weber-München

Die Zeitung im Schulunterricht

Fritz Droop weist in der „National-Zeitung" darauf hin, daß auch die Presse manches zur geistigen Weiterbildung der Jugend beitragen kann, wenn der Lehrer den Zeitungsinhalt dem Schulunterricht dienstbar macht, birgt doch die gut geleitete Zeitung eine Fülle wissenswerten, für das praktische Leben nutzbaren Stoffes. Die Meldungen vom Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes zum Beispiel bringen das Kind auf tausend Fragen. Da kann die Landkarte aufgerollt und die ganze zwanzigstündige Fahrt vor Augen geführt werden. Ein Schüler mißt die Entfernung von Konstanz bis Echterdingen — rund 450 Kilometer — aus, man vergleicht dies mit anderen Strecken wie Metz—Paris (270 Kilometer), Aachen—Ostende (200 Kilometer), Ostende—London (250 Kilometer). Oder der Lehrer zeichnet in kurzen Strichen die Entwicklungsgeschichte des Luftschiffes von der Montgolfiere bis zum neuesten Modell. Auch eine Schilderung der restlosen Lebensarbeit Zeppelins wird neue Kräfte in der Klasse wecken. Aber der Lehrer vermag auch aus den kleinen Notizen vom Tage den Kindern Lehrreiches und Beherzigenswertes zu geben. Droop führt ein paar verwendbare Beispiele an: „In Bruck verbrannte ein Bauernbursche in seinem Bette. Er hatte das Licht auf einen Stuhl gestellt und im Schlafe umgestoßen. — Das vierjährige Töchterchen der Eheleute B. in Berlin lehnte sich ans Fenster und stürzte aus dem dritten Stockwerk auf die Straße, wo es zerschmettert liegen blieb. — Ein vierzehn Jahre alter Knabe badete in der Oestertalsperre und sank unter. Ein vorübergehen-

Digitized by Google

der Arbeiter wollte ihn retten. Beide waren des Schwimmens unkundig."

Ja, für die höheren Schulen könnte der Zeitungsinhalt in viel reicherem Umfang noch herangezogen werden. Die Einberufung des Reichstages, der Bericht über eine Landtagssitzung gibt Anlaß, über Verfassungsfragen zu sprechen und so die Grundzüge der Rechts- und Staatskunde aufzuhellen. Nachrichten vom Tode eines großen Mannes, von einer neuen Erfindung oder Entdeckung können ebenso verwertet werden.

Blättert man die Monatsbände großer Zeitungen durch, so lassen sich auch sonst leicht Aufsätze finden, die dem Unterricht zustatten kämen, wie etwa solche über den hygienischen Wert des Talsperrenwassers, über den Phosphor in den Nahrungsmitteln oder über die Beschäftigung ausländischer Arbeiter in der Industrie.

Das Wissenswerte, das die Zeitung enthält, kann vom Lehrer in den Lehrstoff zwanglos eingefügt werden, so geben z. B. der Kurszettel und die Notierungen der Getreide-, Fleisch- und Warenpreise dem Lehrer der Oberklasse reichlichen Stoff für den Rechenunterricht; allgemein wichtige Zeitungsnachrichten könnten nach Droops Meinung auch am Schlusse des täglichen Unterrichts oder in einer wöchentlich besonders dazu angesetzten Stunde mitgeteilt werden.

Der Vorteil bei all dem wäre doppelt: die Belebung des Lehrstoffs durch das, was gerade ist, und die Vertiefung des Verständnisses der Tagesnachrichten.

Ob den Vorteilen nicht auch Nachteile gegenüberständen, das wollen wir heute nicht erörtern.

Goethe als Baumschützer

„Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St... mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie traulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll er gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden. Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran tat. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, Eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt... So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! ... Oh, wenn ich Fürst wäre! — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!" (Im „Werther")

Digitized by Google

Zum dreiundzwanzigsten Jahrgang

bitten wir die Leser um freundliches weiteres Geleit durch sie selber und um die Einführung wieder neuer guter Gesellen in unsre Schar. Mit Versprechungen kommen wir nun nicht mehr: wer nach all der bisherigen Kunstwart-Arbeit noch nicht glaubt, daß es uns ernst ist, daß wir also tun werden, was wir mit Aufgebot unsrer Kräfte tun können, der glaubt es uns auch nicht auf Beteuerungen, also haben unsre Handlungen zu sprechen, nicht unsre Worte. Woraus freilich ja nicht geschlossen werde, daß wir unsre Leistungen schon für durchweg „großartig" hielten. Als der Kunstwart in sein drittes Lebensjahrzehnt trat, trat er in ihm neues Gebiet. Nennt man's hochtönig: „in eine Epoche neuer Gebiets-Eroberungen". Bescheidner, aber richtiger: er trat in eine neue Lehrzeit. Da dies schon in ziemlich reifen Jahren geschah, so war immerhin zu hoffen, daß sie schnell und mit Nutzen durchgemacht werde.

Die größte Freude nach der Erweiterung unsres Stoffgebiets für uns war und ist: daß Vertreter der höchsten deutschen Bildung aus früher uns ganz fernliegenden Arbeitsbereichen nicht nur mit Gruß und Zuspruch, sondern auch mit der festen Zusage zu uns traten, uns am Bau zu helfen. Einiges davon werden die Leser schon gespürt haben, welche weiteren Früchte es trägt, mag der kommende Jahrgang erweisen. Aber wie unsre ganze Bewegung nur möglich ward durch die Tausende, die sich zu uns gesellten, wie sie nur durch diese der starke Faktor im nationalen Leben geworden ist, als den auch ihre Gegner und ihre Feinde sie jetzt anerkennen, so kann sie auch nur wachsen, wenn alle unsre älteren Freunde und Freundinnen ihre jüngeren Genossen zu uns führen.

Im September 1909 Ferdinand Avenarius

Unsre Bilder und Noten

Da dieses Heft Hans Thoma gewidmet ist, gehören auch alle seine Bilder ihm. Das Selbstbildnis von 1873 zeigt uns seine Kunst aus der Münchner Zeit und mit höchst charakteristischem Ausdruck den Künstler und den Mann selber, ihn, der auf sich beruht, und zwar körperlich wie seelisch in reiner Natürlichkeit. Die schöne Photographie der Geschwister Bernouilli in Basel führt uns dann den älteren Thoma vor, ich glaube, so aus der Zeit vor zehn Jahren. Sie mit dem Selbstbildnis zu vergleichen, scheint mir schon wegen des Unterschiedes von Gemälde und Photographie recht anregend, viel mehr aber natürlich noch wegen des Unterschiedes im Alter Thomas: an diesen zwei Häuptern ist prächtig zu beobachten, was das „Reifen" eines Gesichts bedeutet. Es trifft sich glücklich, daß Gemälde und Lichtbild den Kopf annähernd in gleicher Haltung zeigen.

Noch nie vervielfältigt ist der Drachentöter, den wir diesem Hefte vorsetzen; hier ist nämlich ein ganz neues Werk, eins also, das die Thomasche Kunst von heute zeigt. Koloristisch aufgebaut auf komplimentär starkem Gegensatz, während im Kupferrot wie im Blaugrün ihrerseits kleine Kontraste und Harmonien prickeln, gibt das Werk

Digitized by Google

Zeugnis von reifster Meisterschaft malerischen Könnens. Auch die zeichnerische Komposition ist so einfach wie nur möglich. Der Drache sieht nicht so gruselig aus wie die meisten seiner gemalten Kollegen; ich meine, er ist ein Junges, und unser Held erwartet die Mama, die imposanteren Formates sein wird.

Der „Charon“ würde zu Thomas berühmtesten Bildern gehören, wenn der Meister, wie man so schön zu sagen pflegt, „dieses Genre weiter gepflegt hätte“. Dafür, daß er das nicht getan (das Bild stammt vom Jahre 1876), hat er ja sicher seine Gründe gehabt, wir aber bedauern es auch. Denn schon das Landschaftliche, insbesondere der Hintergrund, ist von solcher Macht des Phantasieschauens in dem Thoma sonst fremderen Düstern, Dämonischen, daß unsrer Laienansicht nach solche Kraft nicht „auf sich beruhen lassen“ sollte, wer sie hat. Auch die (in ihrem Mitsammen übrigens auch schön komponierten) Gestalten im Kahn sind voller Ausdrucks. Die Gesamtstimmung ist poetisch in jenem Sinne, der das allen Künsten gemeinsame Letzte bezeichnet. Todesnichts, in dem das Weh nur lebt, wie die bebenden und verzitternden Wellen im Styx.

Wieder ein ganz neues Bild Thomas ist der Christus, der im Gebete ringt, während unten die Jünger schlafen, ein Entwurf, der mit manchen Veränderungen in dem neuen Anbau der Karlsruher Kunsthalle ausgeführt ward. Unten die Schlafenden, aufgelöst schier in einzelne Glieder, ganz ermüdete Körper, ganz Menschenschwachheit. Oben vorm großen Himmel der sich Opfernde, der Geist, der Gott.

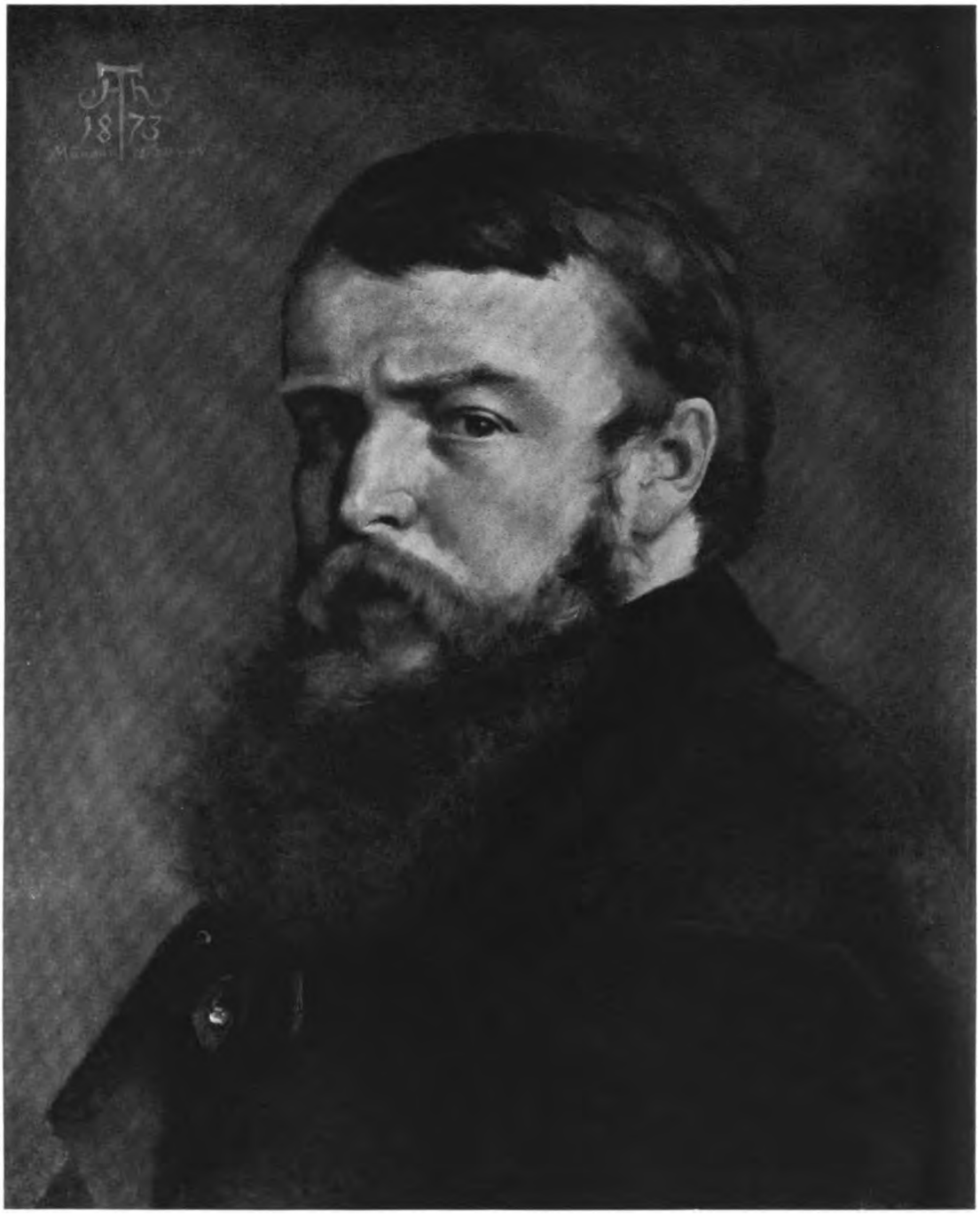
Nun noch ein Bild aus Duft: die „Reiher“. Ihr Stoff: eine jener Erscheinungen, die die Erde wirklich bietet, und die doch eigentlich übererdenmäßig schön sind. Weshalb unsre flügellose Seele immer zugleich ein bißchen an Sehnsucht krankt, wenn sie sich Flügel träumt. Es sind doch wohl nur die Famulus Wagner-Naturen, die „solchen Trieb noch nie empfunden“ haben.

Wir konnten von Thomas Werken heut nur ein paar und solche geben, die nicht allgemein bekannt sind. Wer eine wirklich schildernde Auslese in großem Formate wünscht, für den haben wir ja die Thoma-Mappe gemacht. Aber ein besonders schönes, noch nie reproduziertes Werkchen bringen wir auch im Kunstwart noch sehr bald, und andre werden ihm folgen. A

Unsre Notenbeilage illustriert den Rundschauartikel vom Kinderliede. Sie bringt je eine Probe von Jaques Dalcroze (aus: „Für unsre Kleinen“) und Wilhelm Kienzl („Aus Onkels Liedermappe“) mit freundlicher Erlaubnis der Verleger. Wir fügen als Ergänzung einige weitere hübsche Kinderliedchen bei, die uns im Manuskript zur Verfügung gestellt wurden. Soll man zu diesen Dingerchen einen Kommentar schreiben? Wäre das nötig, es wäre das schlimmste Urteil über ein Kinderlied. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstr. 78c — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

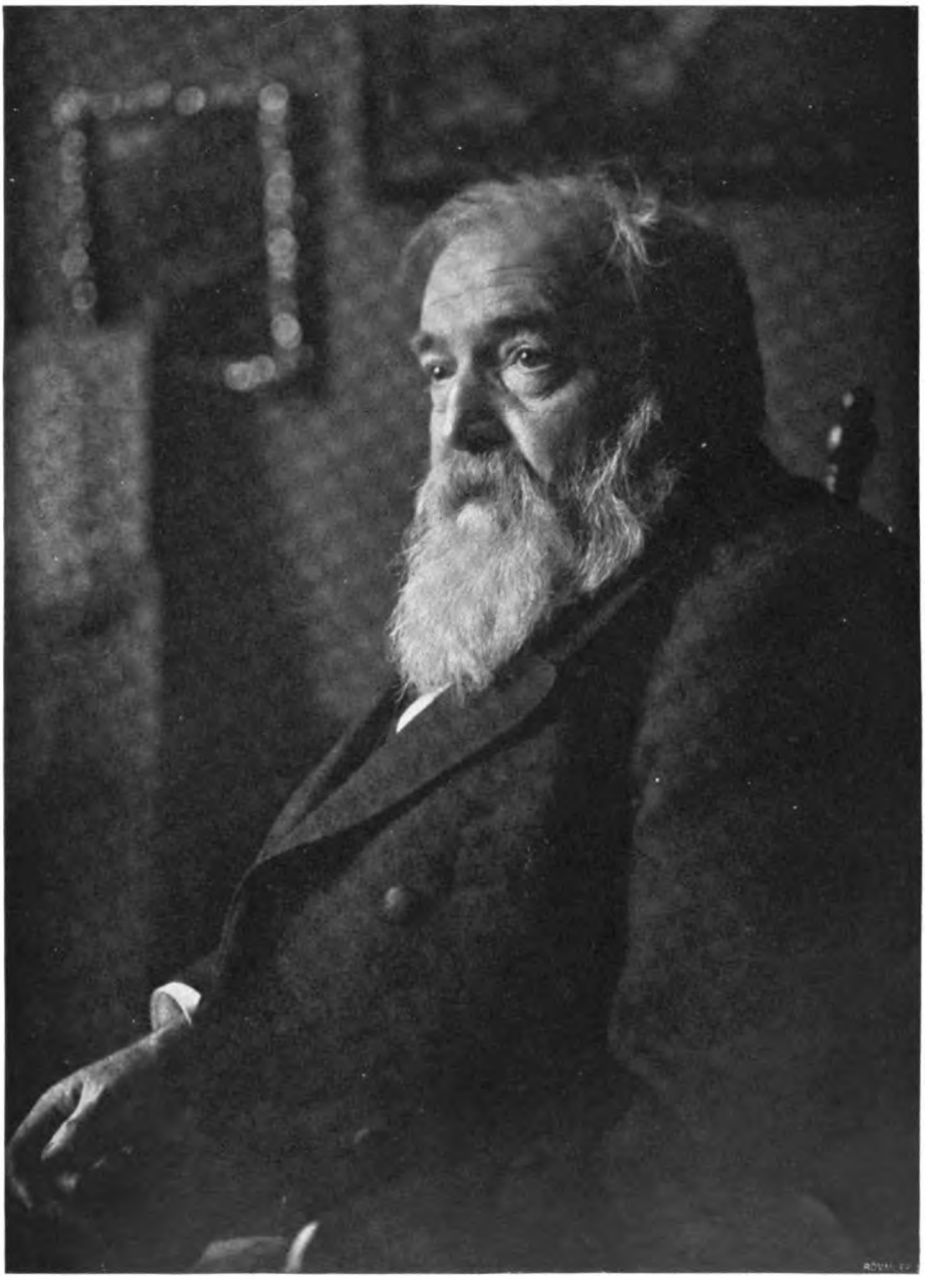


HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



KW

GESCHWISTER BERNOUILLI
HANS THOMA

Digitized by Google

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

HANS THOMA

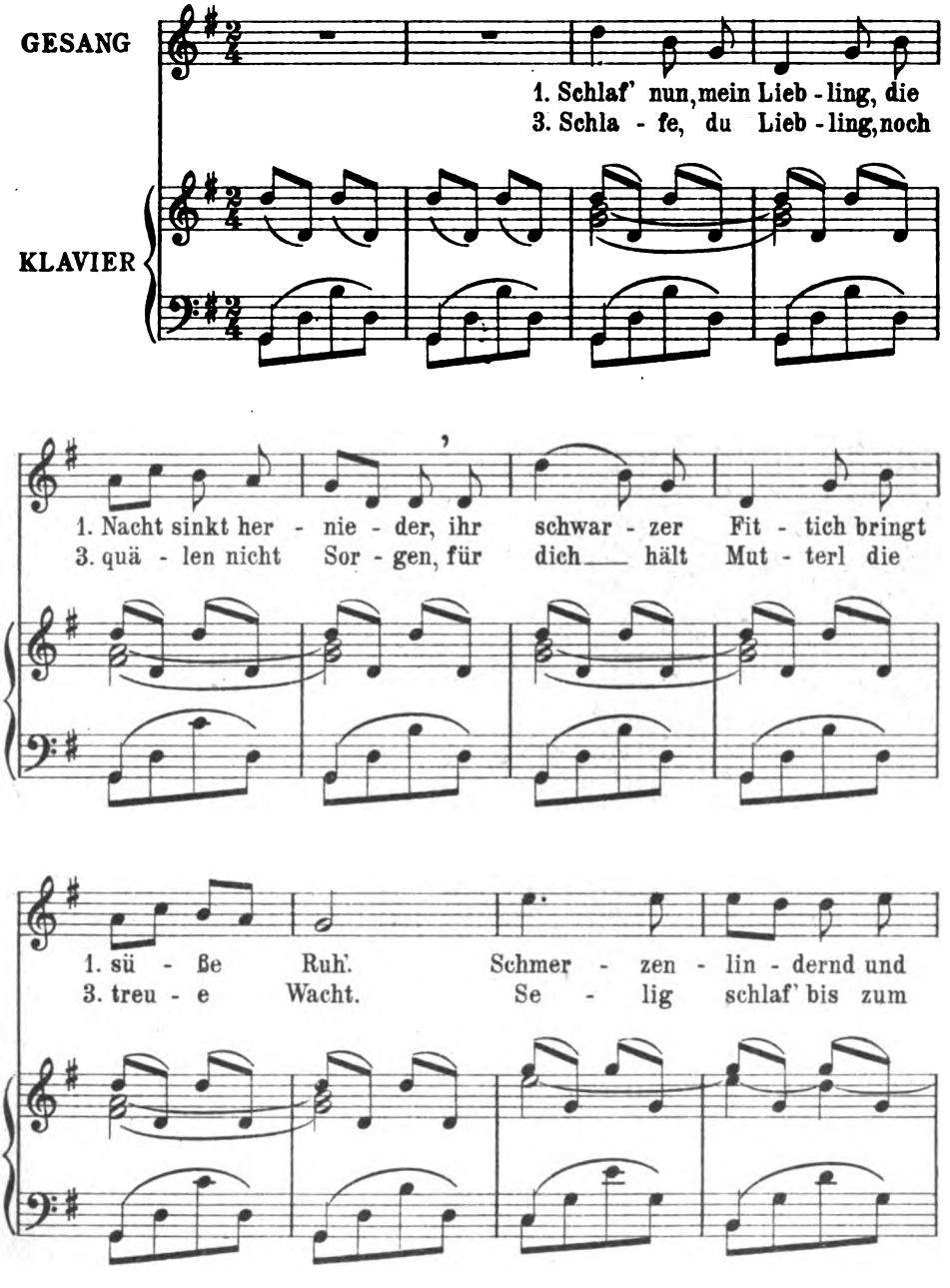
KW

Digitized by Google

Digitized by Google

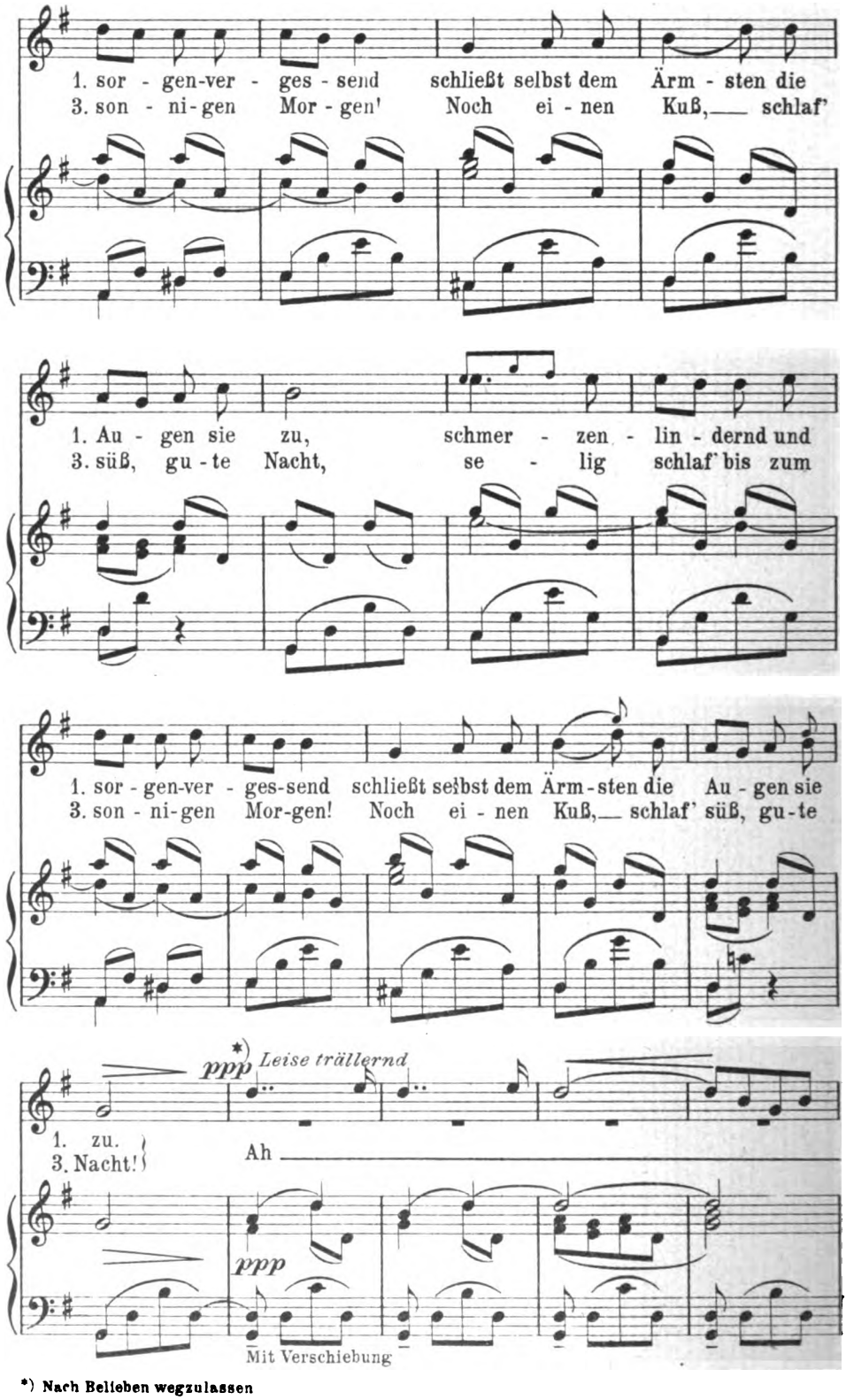
WILHELM KIENZL

DER MUTTER WIEGENLIED



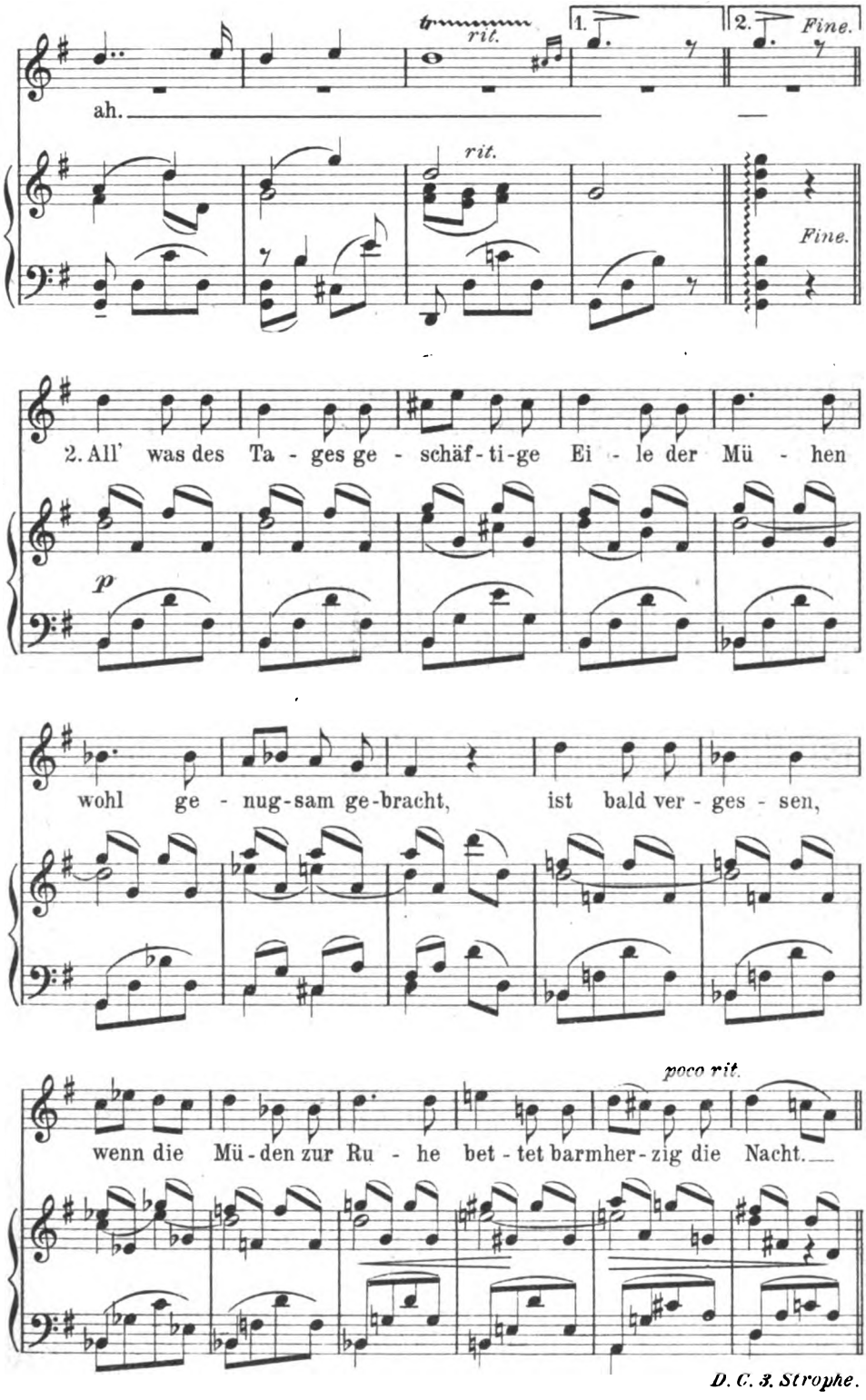
Aus Op. 73. Mit besonderer Genehmigung des Verlags C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig
Copyright 1906 by C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig. Aufführungsrecht vorbehalten

Digitized by Google



*) Nach Belieben wegzulassen

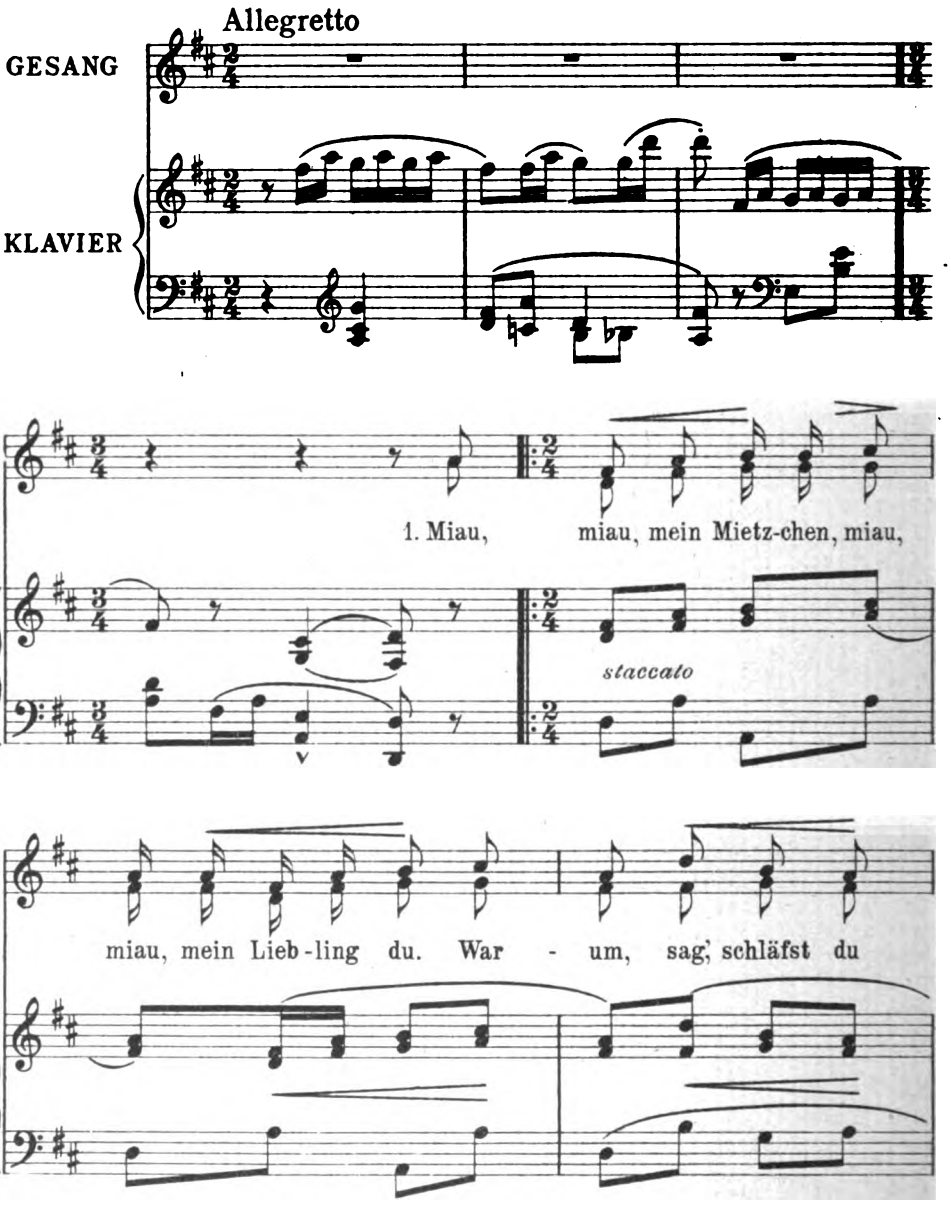
Digitized by Google



Digitized by Google

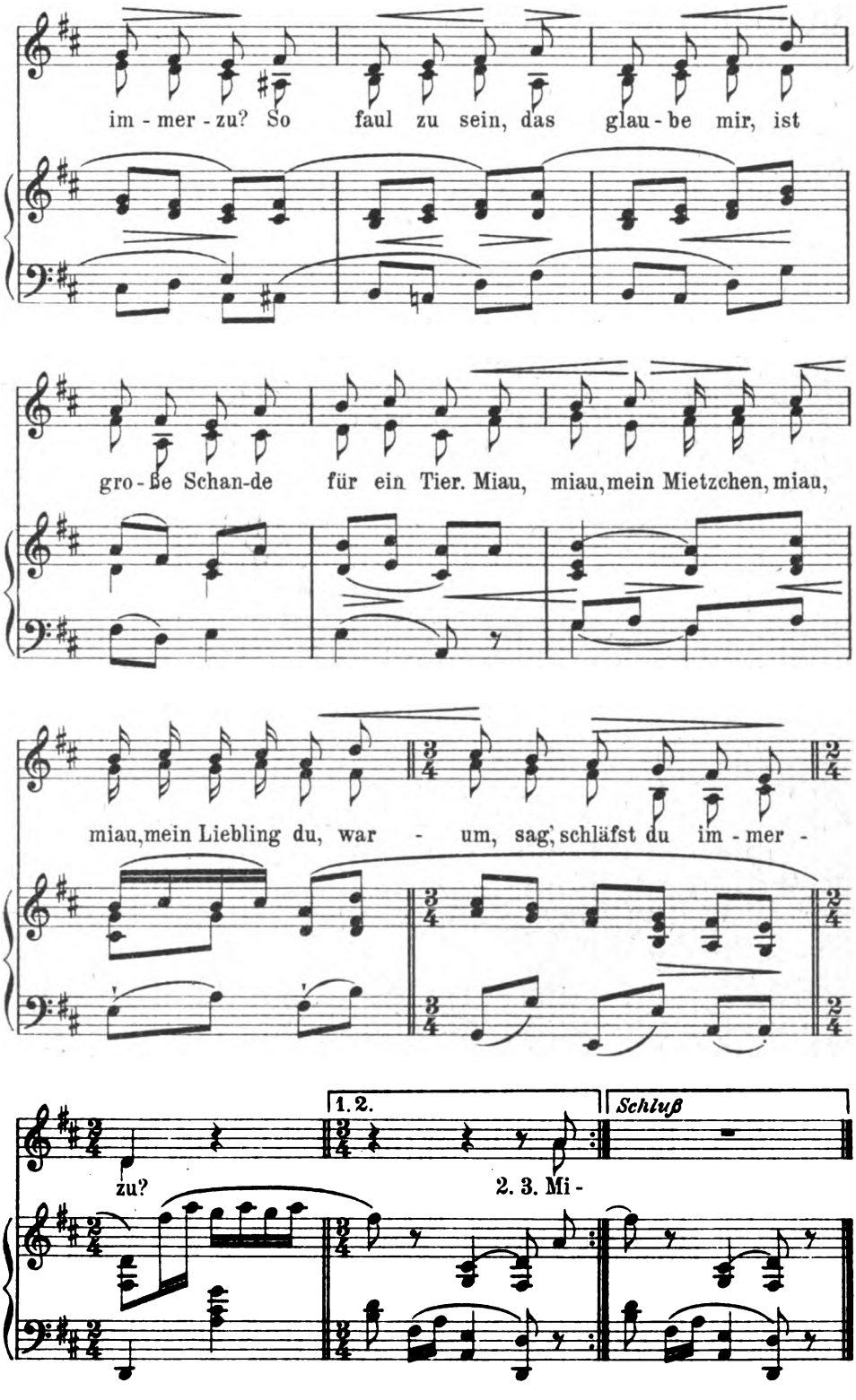
JAQUES DALCROZE

DAS KÄTZCHEN



Mit besonderer Genehmigung des Verlags Jobin & Co., Lausanne

Digitized by Google

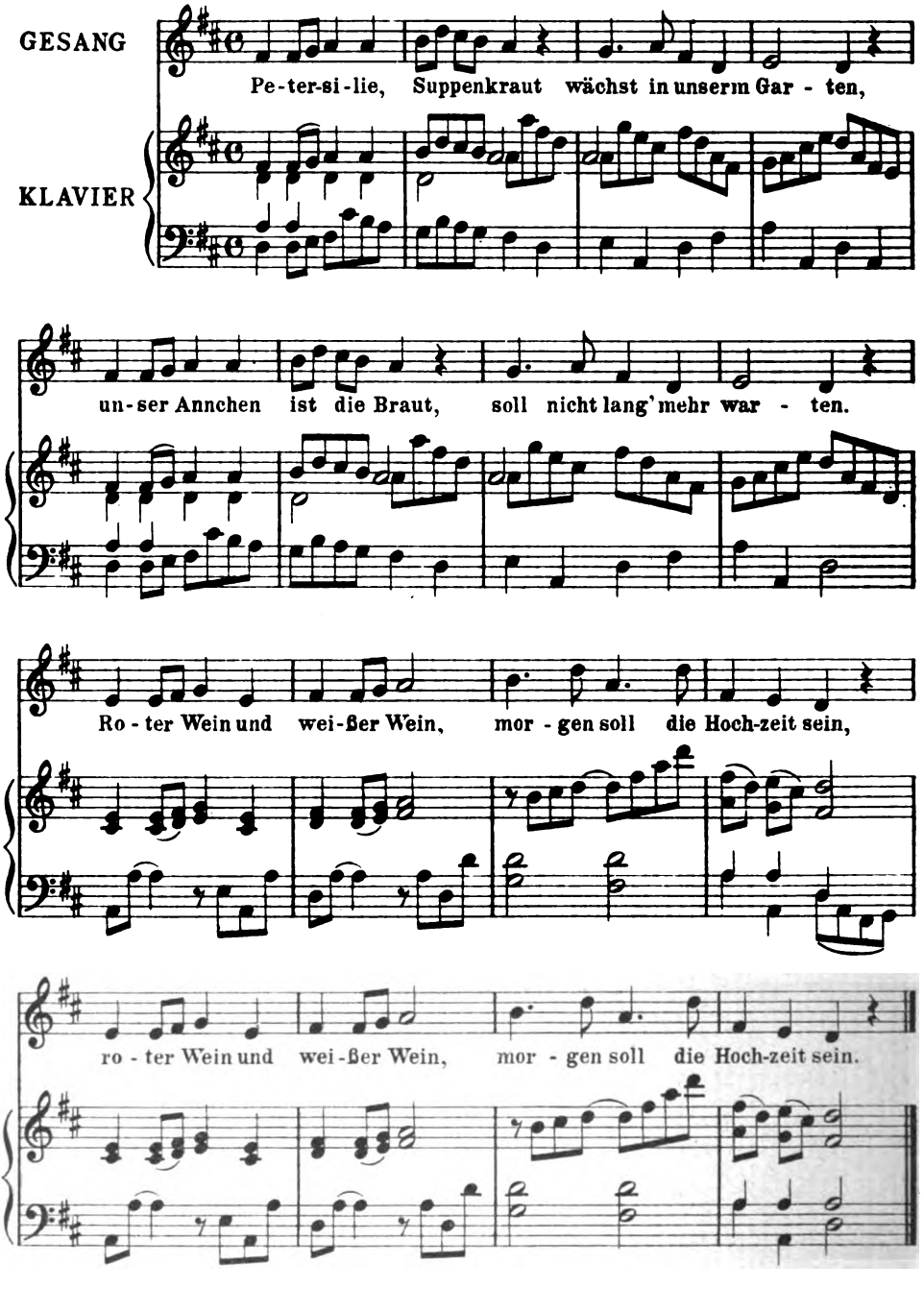


Digitized by Google

A. Milarch

PETERSILIE, SUPPENKRAUT

Alter Kinderreim

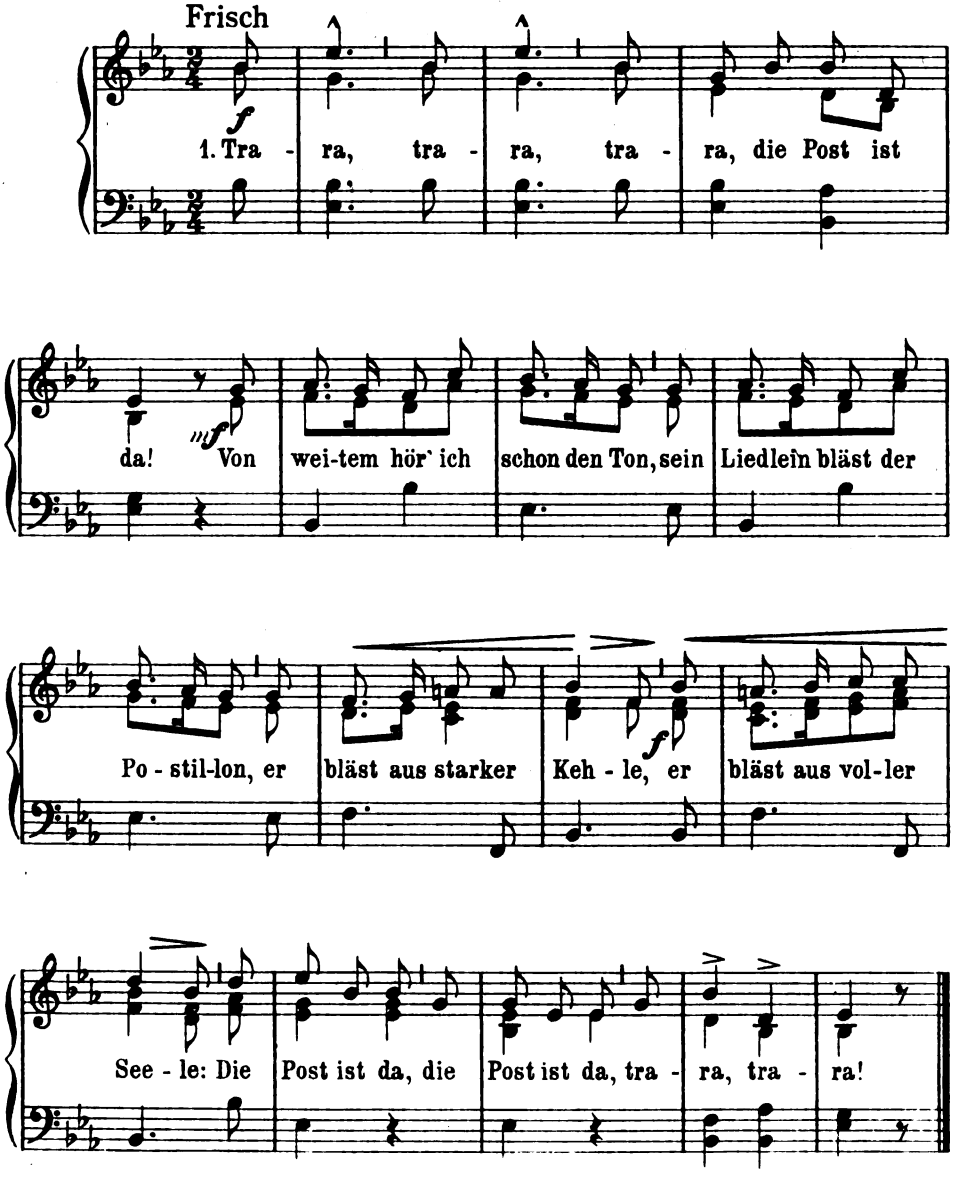


Eigentum des Komponisten

Digitized by Google

J. ZIMMERMANN

DER POSTILLON



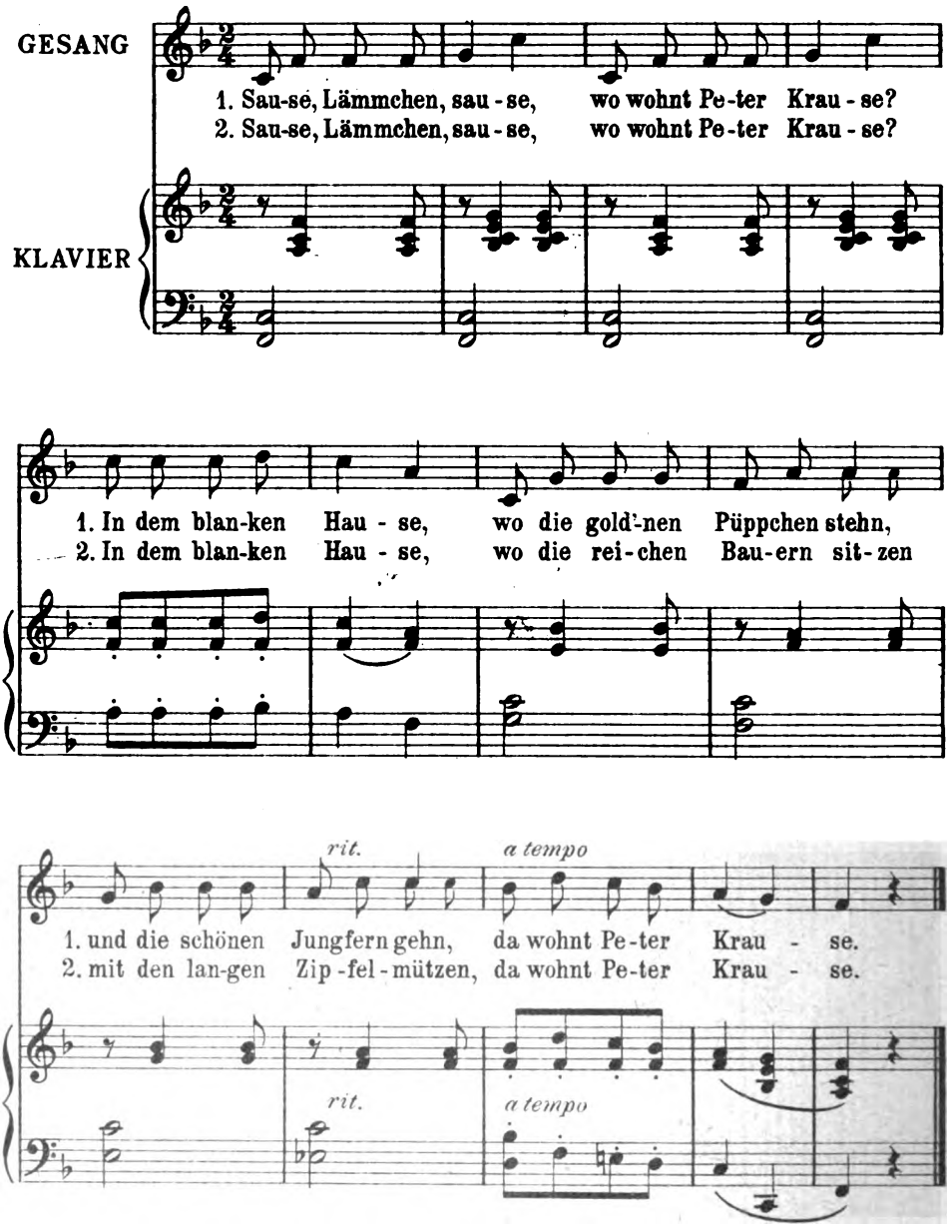
Eigentum des Komponisten

Digitized by Google

A. MILARCH

SAUSE, LÄMMCHEN, SAUSE

Alter Kinderreim



Eigentum des Komponisten

Stich u. Druck ... Leipzig
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google